Gen Lit

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXIX

(Oktober — November — Dezember 1916)

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

164405
29/8/21

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen,** Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires,** J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest,** Socec & Co. — **Chicago,** A. Kroch & Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Prell & Co. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** U. Hoepli. — **Moskau,** J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel,** Detken & Rocholl. — **New-York,** The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchh. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg,** Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama,** Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — **Zürich,** Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 169

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunundsechzigsten Bande (Oktober — Dezember 1916).

Seite

B. L. Freiherr von Mackay. Das asiatische Weltbild der Gegenwart und Zukunft. 1. Wir und das Morgenland 1
Otto Freiherr von Dungern. Rumäniens Abfall 24
Ewald Banse. Türkische Fragen. I. 42
Alfred Zimmermann. Belgiens Kolonialpolitik. Ein Beitrag zur Entstehung des Weltkriegs 57
Heinrich Otto Meisner. Deutscher und westeuropäischer Staatsbegriff in verfassungsgeschichtlicher Entwicklung. I . . 65
Major Conrad von Holleuffer. Kreutz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. I 77
Albert Leitzmann. Wilhelm von Humboldt und Frau von Stael. I 95
Walter Heynen. Vom Geist der deutschen Soldatensprache . 113
Charlotte Westermann. Wenn Kinder spielen. Erzählung . . 125
Roger Casements gesammelte Aufsätze 141
Wolfgang Stammler. Konrad Witz 150
Literarische Notizen 153
Literarische Neuigkeiten 159
Moeller van den Bruck. Schicksal ist stärker als Staatskunst 161
Alexander Brückner. Die polnische Frage. I. Russen und Polen 168
* * * Anarchie oder Revolution. Ein Kapitel russischer Zukunft 197
Otto Freiherr von Dungern. Griechenland 208
Ewald Banse. Türkische Fragen. (Fortsetzung) II 225
Heinrich Otto Meisner. Deutscher und westeuropäischer Staatsbegriff in verfassungsgeschichtlicher Entwicklung. II (Schluß) 244
Major Conrad von Holleuffer. Kreutz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) II 256

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Albert Leitzmann. Wilhelm von Humboldt und Frau von Stael. (Fortsetzung) II 271
Jakob Schaffner. Die Schweizerreise. Roman. Zweites Buch. I 281
Franz Fromme. Niederdeutsche Neuerscheinungen. III. Gorch Fock † 310
Literarische Notizen 314
Literarische Neuigkeiten 319
B. L. Freiherr von Mackay. Das asiatische Weltbild der Gegenwart und Zukunft. 2. Der Vierbundbrückenbau nach dem Osten 321
Ewald Banse. Türkische Fragen. (Fortsetzung) III 342
Franz Fromme. Niederdeutsche und Niederländer. III . . . 362
Alexander Brückner. Die polnische Frage. II. Die Polen . . . 388
Major Conrad von Holleuffer. Kreutz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) III 414
Albert Leitzmann. Wilhelm von Humboldt und Frau von Stael. (Fortsetzung) III 431
Jakob Schaffner. Die Schweizerreise. Roman. Zweites Buch. II 443
Franz Evers. Finnland im Lichte des Weltkrieges 470
Literarische Notizen 475
Literarische Neuigkeiten 479

Das asiatische Weltbild der Gegenwart und Zukunft.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

1. Wir und das Morgenland.

Illic postquam se lumine vero
Implevit, stellasque vagas miratur et astra
Fixa polis, vidit quanta sub nocte jaceret
Nostra dies.
Lucanus.

Die mit der vorliegenden Arbeit eingeleiteten Versuche zur Durchleuchtung des asiatischen Weltbildes, wie es in der kriegsdurchwitterten Gegenwart vor Europas Augen steht und wie es nach dem Austoben dieses Sturms in der Zukunft den heute wirksamen Entwicklungsstrebigkeiten nach sich voraussichtlich gestalten wird, bedürfen einer kurzen formalen Klarstellung der räumlichen Linienführung und geographischen Abgrenzung. Beim Blick nach dem Osten pflegen wir, alter, aus der byzantinischen Zeit stammender Gewohnheit folgend, kurzweg vom Orient zu sprechen. Die unter dem Sammelbegriff gebundenen Vorstellungen sind ebenso mannigfaltig wie verschwommen. Bald läßt man den „Nahen Osten" auf dem Balkan an der ungarischen Grenze beginnen, bald versteht man unter dem Land des Sonnenaufgangs die Levante mit mehr oder weniger willkürlicher Ausweitung von der vorderasiatisch-syrischen Küste nach der Ägäis und dem Maghreb hin, bald denkt man an ganz Westasien, bald spricht man allgemein von der Geistigkeit und Gesittung der morgenländisch-asiatischen Völker im Gegensatz zu den Lebensgesetzen und Daseinsgründen des Abendlandes. Mit all den Kautschukvorstellungen ist in der Gegenwart wenig mehr anzufangen. Im Balkankrieg haben die Völker der Hämushalbinsel endgültig die Fesseln der osmanischen Herrschaft von sich geworfen, im europäischen Völkerringen den Bann der Allslawerei gebrochen und sich in den Kultursonnenkreis des Westens gestellt: fortab beginnt der „Orient" mit der zurückgeschobenen Front der Türkei im thrakischen Land. Eben damit ist aber von selbst der Ansatz zu einer Neuordnung der ganzen Gleichung gegeben, die klar gegliederte Faktoren- und Funktionsreihen liefert und zu den maßgeblichen Problemwurzeln hinführt. Bei Adrianopel stehen wir vor den geschichtlichen Toren des türkischen Reichs als der Vormacht des „islamischen Staats", der in der Praxis freilich über-

haupt nicht besteht, in der Theorie nur ein sehr schemenhaftes Dasein führt, dessen Kulturlicht aber einst, in den Glanztagen von Damaskus, Bagdad, Cordoba, Granada, über ganz Westasien und die nordafrikanischen Küstengebiete leuchtete: also, daß noch heute von einem geschlossenen Einflußgebiet des Koran unter politischer Führung des Kalifen und Padischah in Konstantinopel und geistiger Befruchtung der arabischen Gesittungsnachblüte gesprochen werden kann. Diesem gewaltigen Reich in der Form einer Sichel um den Stern Europas, mit dem Brennpunkt in Konstantinopel und einem Radius, der von den Herkulessäulen bis nach Trapezunt schwingt, fügt sich in Mittelasien ein nicht minder riesenhafter Kulturblock an: der indische. Sein Urgestein ist die Vedanta, seine politische Krustenbildung der Hindustaat, das Sediment gleichsam die buddhistische Religion, die aber gegen die Macht des Brachmanentums am Indus und Ganges nur theosophisch sich durchzusetzen vermochte und festere, greifbare Formen geistlicher Organisation erst im dritten Jahrhundert vor Christus bei dem Marsch nach dem Osten gewann, als Asoka, der ostindische König von Magadha, die Lehre Gautamas zur Staatsreligion erhob und nun im Machtbereich der Malaienvölker mächtige Dynastien entstanden, die ihren Glanz hauptsächlich eben der Förderung dieser Kirche verdankten. Der weichlichen, träumerischen, arbeitsscheuen Art des Malaientums paßte sich das quietistisch-esoterische Wesen der Botschaft Buddhas glücklich an; weiter aber vermochte sie nicht vorzudringen. Denn wenn im Hochland des Changtang, in Tibet, eine angeblich buddhistische streitbare Kirche erstand, die Eroberungszüge mit dem Schwert in der Hand bis hoch zum Inneren Nordasiens unternahm und von deren militärischem Geist noch heute die Klöster zeugen, die, wie das Potala-Hoflager des Großlama in Lhasa, mehr Burgen als Pflegestätten frommer Gesinnung und Werktätigkeit gleichen, so war ihr Gründer in Wirklichkeit eine der entartetsten brachmanischen Kultusformen mit deren aus Fetischdienst, Wahrsagerei und Sterndeuterei zusammengesetztem entsittlichten Saktikult. Die Grenze der indischen Gruppe zieht also östlich vom malaiischen Archipel zum Pamirhochland. Der Rest der asiatischen Landmasse, der sich zwischen dieser Scheide und dem Stillen Meer erstreckt, gehört dem Mongolentum mit der eigentümlichen Kultur- und Charaktergrundfarbe, daß es Religion in unserem Sinne stets nur insofern gekannt hat, als echte Sittlichkeitslehre in letzten Höhelinien stets einer das Göttliche ehrenden Anerkennung dessen, was über das Endliche hinaus liegt, gleichkommt, daß im übrigen aber in seinem Reich die nationalen und staatlichen Baugerüste im wesentlichen auf hochentwickelten Ideen und Gesetzen der Blutsbindung und vorab der sozialen Verantwortlichkeits- und Gemeinbürgschaftsgefühle beruhen. Gleich einer titanenhaften Wächte auf hohem Alpenfirst ruht endlich über diesen drei asiatischen Völkermassiven, dem nah-, mittel- und fernöstlichen, im Norden der zarische Reichskoloß. Ihm ist auf der einen Seite jede Kulturseele von unabhängigem Herzschlag abgestritten,

auf der andern Seite ein mystisch-übernatürliches Wesen tiefster Art angedichtet worden; zwischen den Polen dieser gegensätzlichen Beurteilung steht die geschichtliche Wahrheit, daß im zarischen Reich von einem Peter dem Großen und Ssolowjeff an aller Fortschritt zu modernen Gesittungsformen auf Entlehnungen westeuropäischen, meist deutschen Geistes beruhte, alle Rückstöße im Sinn des Moskowitertums mit seinem halb tatarischen, halb skythisch-sarmatischen Rassentyp erfolgten; zweifellos besteht das Wort Bismarcks, der Rußland den Weg nach Asien wies, wo allein es eine Kulturaufgabe zu erfüllen habe, noch heute zu Recht.

Steht der Aufbau des asiatischen Weltbildes solcher Art in den Hauptteilen klar vor Augen, so fragt es sich, welcher Art die Beziehungen Europas zu ihm und seinen Schichtungen und Formbildungen sind. Die in der Gesamtheit der Verknüpfungen und Verstrickungen so überaus vielseitige Frage löst sich doch nach einer Richtung hin einfach auf. Ein wirklich enger und geschichtlich tiefbegründeter Zusammenhang besteht nur mit dem Orient in der hier festgelegten Umgrenzung des islamischen Gesittungskreises. Indien mag die Heimat der arischen Rasse, die Wiege der Menschheit und ihrer Gesittungsanfänge sein; seine Kultur steht uns heute fern wie das Polareigenlicht der Erde, dessen wunderbare, in Bogen, Bändern und Schleiern schimmernde Strahlenkränze wir bewundern, dessen Helle uns nicht wärmt. Unsere politischen wie wirtschaftlichen Beziehungen zu Ostasien verdichten und vervielfältigen sich wohl von Jahr zu Jahr; aber internationaler Wettbewerb, Macht- und Nützlichkeitszwecke sind doch fast allein die ausschlaggebenden Stoßkräfte dieses Verkehrs, und so viel wir als Lehrer im fernen Osten zu lernen haben, wir würden doch nur schweren materiellen Verlust zu erleiden, keine unersetzliche Einbuße an inneren Gütern zu ertragen haben, wenn der Weg nach Ostasien plötzlich gesperrt würde. Anders steht es um unser Verhältnis zum müslimischen Asien! Dort wurde zuerst in grauer Vorzeit der Ackerboden bestellt, aus dem in stufenweiser Fruchtfolge sich Europas Kultur entwickelte. Von dort aus empfing Griechenland Schwung und Trieb seiner Weltsendung, dort strahlte das Morgenlicht des Evangeliums auf. Das Schicksal Westasiens war in allen Sturm- und Friedenszeiten des Mittelalters aufs engste mit dem Los der Völker Europas verbunden: stürzte die Brücke dahin zusammen, es wäre, als ob der Burg Europa der Felsgrund, auf dem sie ruht, unter den Wallmauern weggerissen würde. Heute vollends sind diese Bindungen durch die Schöpfung des Vierbunds, der großartigsten Staatenorganisation, welche die Erde seit Roms Tagen gesehen, fester und enger denn je geworden. Zum erstenmal in der Weltgeschichte ist ein großes Staatenbündnis geschaffen, das die christlichen Nationen Mitteleuropas mit der Welt des Islam in einen gewaltigen Block politischer, wirtschaftlicher und kultureller Gemeinbürgschaft zusammenschließt. Und zwischen den Hörnern des Halbmonds strahlt der deutsche Stern. Damit ist die Grundfrage gestellt, ohne deren Klärung kein

fester Standgrund zur Gesamtheit der Probleme gefunden werden kann, die der Osten in der neuen, mit der Kriegsweltenwende anbrechenden Epoche der Geschichte der Menschheit uns aufgibt. Wie begründet sich die Freundschaft Deutschlands mit den Völkern Westasiens geistig und ethisch im Spiegel der geschichtlichen Entwicklungstatsachen und -gesetze, und welcher höheren Fruchtbildungen erscheint sie in solchem Lichte fähig?

In seinen „Politischen Problemen des Weltkriegs" setzt Kjellén auseinander, daß die „geopolitischen" Daseinsgesetze großer, selbständiger Reiche zwar mit dem Wechsel der Zeiten sich ändern, daß aber drei Anforderungen als dauernd und daher kategorisch zu gelten haben: Ausdehnungsmöglichkeit, Bewegungsfreiheit, innerer Zusammenhalt. Englands Weltreich fehle die letztere Bindung, weil es über die Landbrücke zwischen Mittelmeer und Persischem Golf nicht verfüge, auf deren Beherrschung daher sein ganzes Streben gerichtet sein müsse; Rußland besitze nicht jenen Ellenbogenraum, weil es vom freien Meer abgesperrt sei, dem es folgegesetzlich nach jeder Windrosenrichtung, bald nach dem Vestfjord, bald nach den Dardanellen, bald nach dem Schatt el Arab, bald nach dem Gelben Meer zudränge. Deutschland aber stehe nach allen drei Seiten vor den ungelösten Problemen geographischer Axiome; da es im Osten die slawische Mauer, im Westen der romanische Ringwall absperre, im Norden aber die skandinavischen Ödmarken und Großbritanniens Seegewalt sich vorlagerten, so habe es notwendig gemäß der Norm des geringsten Widerstandes den Ausweg nach dem Südosten über den Balkan zur Türkei, zum Mittelmeer und zum Indischen Ozean gesucht.

Die Darstellung der natürlich-geographischen Gegensätze, welche für die Reibungen der europäischen Großmächte maßgeblich sind, ist zweifellos ebenso richtig, wie sie wenig nachdenkliche Köpfe leicht zu verhängnisvollen Irrtümern und Einseitigkeiten, zu einer mechanischen Betrachtungsform des politischen Weltbildes führen kann. Das Gesetz, daß sich der Geist den Körper baut, nicht umgekehrt der Körper den Geist erzeugt, gilt unabweislich auch für die Staatskunst; über der Tonika, gleichsam dem politisch-physikalischen Schwerpunkt, steht die Dominante, die den Schlüssel zur Tonart in die Hand gibt, Fuge, Zwischenharmonien und das ganze Melodiengebäude des Kontrapunktes bestimmt. Seit den Tagen griechischer Machtblüte hat sich Europa immer wieder, aber vergeblich, an der Versöhnung der großen geschichtlichen Antithese abend- und morgenländischer Herrenmacht und Kulturgesetze gemüht und gequält, und Athen wie Rom, das romäische wie das islamisierte Byzanz konnten in ihrer Weise den geopolitischen Zwang für ihren Machtehrgeiz in Anspruch nehmen; was aber ihre Politik immer wieder aus dem Kurs zurückwarf, das war der Mangel an genügender geistiger und idealer Deckung der großen Ziele, denen sie zustrebten.

Schon Herodot, der „Vater der Geschichte", erfaßte deren Wesen als einen gewaltigen Kampf zwischen Europa und Asien und zeigte eben dadurch,

wie sehr er, als erster wirklich großer Historiker, durch die Verbindung wissenschaftlichen Denkens und der auf weiten Reisen erworbenen kombinatorischen Fähigkeiten, das untergründige Wesen der geschichtlichen Vorgänge und deren große Zusammenhänge zu erfassen vermochte. Im zweiten Jahrtausend vor Christus, da in Babylon das gewaltige Staatswesen von Sinear erblühte, erhob sich in Syrien zum Herrenvolk der Stamm der Chettiter und breitete seine Machthaberschaft vom Wansee und Taurus südlich bis zum unteren Jordan aus, also daß das Gebiet seiner Hoheit an Kraftfülle und Ansehen nicht hinter dem benachbarten Reich der ägyptisch-pharaonischen Doppelkrone zurückstand. Von Vorderasien aus legte dann dieses kriegerisch-mannhafte Volk Beschlag auf die südliche Hämushalbinsel und schuf damit schon in jener Kulturmorgenzeit über die Brücke der Ägäis die Bindungen einer europäischen Rassengemeinschaft, deren Typ noch heute in einem sehr auffälligen Merkmal bei fast allen Balkanvölkern durchschlägt: in der Chettiternase mit dem semitischen Schwung, die Armenier, Syrer, Türken mit vielen Griechen, Albanern, Alpenserben, Makedoniern gemeinsam haben. Als Gärungselement in dem so gebundenen urvölkischen Hefeteig der Levante wirkt dann zunächst die Säure der Thraker, zu denen die in der Ilias eine vornehme Rolle spielenden Troer zu rechnen sind; ihre heute fast verlorene Sprache war ein Satemidiom, was auf indogermanischer Wurzel und ferne slawische Verwandtschaft schließen läßt. Ein großes Mischvolk, das möglicherweise mit den alten Pelasgern identisch ist, dessen Herrschgebiet sich südlich bis nach Palästina ausdehnte, wo es unter dem Namen der am Jordan vor der israelitischen Einwanderung und Eroberung mächtigen Philister erscheint, dessen Einfluß westlich bis Kreta reichte, wo noch heute die Spuren seiner Kultur in bemalter Keramik zu finden sind: so heben sich die Thraker als ein gewaltiger Schatten auf der westasiatischen Bühne vorgeschichtlichen Völkerdaseins und -ringens empor. In diesen steinzeitlichen Basalt schob sich dann wieder der hellenische Erzgang ein. Sein Vorschub waren die durch Homer bekannten Leleger oder Karer, wiederum also ein kleinasiatisches Volk. Als Vertreter der gefeierten mykenischen Kultur dem elementaren Strom jener Zeit folgend, stieß es über Kreta, dem es den Namen gab, nach dem Peloponnes vor und machte hier in langen erbitterten Kämpfen mit den Thrakern das Fruchtfeld für griechische Machtschöpfung und Gesittungsblüte frei, die allmählich, in vielfach gebrochener Flutung, über die ganze westliche und mittlere Hämushalbinsel sich ausbreitete.

So hatten sich in wechselvoller Völkerflutung die Bindungen von Bluts- und Gesittungsgemeinschaft zwischen den Völkern und Reichen Westasiens und Südeuropas immer mehr verdichtet, während gleichzeitig die Frage der Führerschaft sich immer schärfer zuspitzte. Ein an geistigen, ethischen, künstlerischen Kräften überragendes hellenisches Reich war entstanden, sah in der Spannung zwischen den beiden Weltteilen nichts anderes als den Gegensatz

zwischen Knechtschaft und Freiheit und fühlte sich auf Grund dessen nach höherem Weltplan zur Hegemonie berufen. Und in der Tat schien es über alles zu verfügen, was zu solcher Meisterschaft gehört: über Spartas drakonisch-militärische Zucht, über Athens Seegewalt, über ganz Attikas dionysischen Schwung der Lebensfreude und appollinische Schärfe und Klarheit des Geistes. So ragte es auf als ein mächtiger Fels und leuchtender Pharus, so saßen die Nachfahren derer, die „mit den Göttern zu Tisch gesessen", an der Spitze der Tafel aller durch Rang und Würde ausgezeichneten Völker. Aber die Kirchturmpolitik der Polis-Kleinstaaterei ließ Griechenland zu keiner großstaatlichen Machtschöpfung und Kräftesammlung, wie sie zur Verteidigung einer solchen Olympierherrenstellung nötig gewesen wäre, gelangen. Und mehr noch! Als die Zeit der Prüfung und der durch die inneren Schwächen bedingten äußeren Not kam, da beging dieses gotterwählte Volk einen ähnlichen Frevel und Rassenverrat wie heute England durch seine Verbrüderung mit Japan: Griechen gegen Griechen verbündeten sich mit den verachteten Barbaren, Athen mit den Phönikern und Etruskern gegen Sparta, Sparta mit den Persern gegen Athen. So wurde der Weg frei für Alexander den Großen, der, Grieche seiner Erziehung und Geistesrichtung nach, doch in seiner Staatskunst auf die alte orientalische Despotie zurückgriff. Seine zeitgenössischen Lobredner priesen ihn als den großen Staatsmann, der zwischen jenen Polen der Freiheit und Knechtschaft in der Weltbetrachtung Herodots einen Ausgleich dadurch geschaffen hätte, daß er den Persern gleiche politische und kulturelle Rechte wie den Hellenen zuerkannte; in Wirklichkeit wurde aus dem griechischen Basileus und primus inter pares, als er in Susa einzog, ein Großkönig assyrischen und medischen Stils und ein sich vergöttlichender Gewalthaber, der seine Feldherren zu Satrapen erniedrigte und eine zersplitterte Diadochenmacht hinterließ.

Damit war nicht nur Hellas' Macht, sondern auch sein Geist aus dem Hauptstrom der politischen Geschichte gestoßen; an seine Stelle trat ein anderer Gebieter: Rom. Es schuf das großartigste Weltreichsgebäude, das die Menschheit bis dahin gesehen und wie es in späterer Zeit bis zu den Tagen der größerbritannischen Machtschöpfung nicht wieder erstand: ein Imperium, ehern gefügt auf zwei Granitfundamenten. Vorab auf straff durchgebildetem und logisch entwickeltem, bürgerlichem und staatlichem Recht, das kraft seiner machtpolitischen Deckung zum Völkerrecht wurde. Sodann auf einem gebieterischen Nationalbewußtsein, das den Staat — wiederum genau wie heute in England — einer Organisation der nationalen Gemeinschaft gleichsetzte, diese in selbstverständlichem Überlegenheitsgefühl als geborene Herrin aller anderen nationalen Gruppen betrachtete und nach aristokratischen Idealen den Dienstvölkern wohl gleiches formelles Recht und jeweils schonende Behandlung zubilligte, sie aber niemals als individuelle Gleichberechtigte anerkannte, vielmehr letzten Endes nur als Fußschemel der eigenen höheren Interessen und „gottgewollten Bestimmung" wertete. Niemals hat sich so

deutlich gezeigt wie damals, daß alles internationale Recht wie alles Weltbürgertum nur aus konkreten nationalen Ideen sich ableitet. Nun aber vollzog sich ein merkwürdiger Umschwung. Das Christentum rückte gegen das Kapitol vor. Es stützte sich auf die von dort aus selbst geleistete Vorarbeit in der Erweckung eines Einheitsgefühls aller Kulturnationen und unterhöhlte mittels dieser Waffe und des Werkzeugs seiner Lehre von der Brüderlichkeit aller im Völkertempel eines Weltstaats religiöser Weihe, der auf den Eckpfeilern des Evangeliums aufgebaut werden sollte, den Auserwählungsglauben Roms, während dieses gleichzeitig, je mehr in der Hadrianschen Zeit sich die politischen Schwergewichte mit den Eroberungszügen auf syrischen und ägyptischen Boden nach dem Orient verlagerten, desto unvorsichtiger im Imperatorehrgeiz nach dem abendländischen Purpur Wehr und Waffen der nationalistischen Überlieferungen preisgab. Damit war das Ende seiner Weltmachthaberschaft besiegelt. Unter schwächlichen und sittlich entarteten Fürsten ging das Erbe der Cäsaren an Byzanz über, in dessen orientalischer Stickluft von Mystik und Despotismus alle Völker der Levante verkommen zu sollen schienen, als ein reinigendes Unwetter vom Norden her anstürmte. Die wilde Zeit der Völkerwanderung begann. Das Meer der Goten, Burgunder, Vandalen, Langobarden, all der Völker, die rechts und links an den Ufern der Oder und Weichsel ihre Sitze hatten, brauste auf und brandete gegen die in Böhmen lagernden Markomannen an, die sich nach Bayern zurückzogen, so daß die Stoßrichtung gegen den Balkan hin frei wurde, der indessen alsbald in ein Kreuzfeuer vom Osten her geriet und unter dem verwüstenden Einbruch der Hunnen erzitterte: bis schließlich das Gewitter ausgetobt hatte und die aufgepeitschten völkischen Wogenmassen sich wieder in neuen Deichen und Dämmen zu sammeln anfingen. Dabei aber zeigte sich: der germanische Vorstoß hatte auf das byzantinische Reich nur zerstörend, nicht verjüngend gewirkt. Auf der einen Seite herrschte der Einfluß römischen Rechts, ungemildert in seiner kalten, rein vernunftmäßigen, konstruktiv streng folgerichtigen, aber auch einseitig materialistischen und unsozialen Denkart und Weltanschauung; auf der anderen Seite stand die christliche Kirche, in deren Bannkreis wenig mehr von den ursprünglichen Idealen des Evangeliums zu spüren war, dafür Unduldsamkeit, dogmatische Haarspalterei und Rabulistik, priesterliche Machtanmaßung zugleich mit tiefgreifender Sittenverderbnis sich mehr und mehr auswucherte. Alles das widerstrebte dem Empfinden der orientalisch-semitischen Welt, der Glaube, Schwert und Staat unzertrennliche Begriffe sind, von Grund aus; und den Pol, an dem sie ihre Kräfte zur Abwehr der „byzantinischen Seuche" sammeln konnte, richtete eben zur rechten Zeit der Koran auf. Kaum hatte Heraklius, der nahe daran war, in der Furcht vor den Awaren das Hoflager nach Karthago zu verlegen, sich gegen diesen Feind den Rücken gesichert und im Frieden von Siroes das größte Heiligtum der Christenheit, das Jerusalemer Kreuz, das die Perser geraubt hatten, zurück-

gewonnen, als eine noch weit schlimmere Gefahr seine Herrschaft bedrohte. Im Hedschas brandete die Springflut des Islam auf, um in kurzer Zeit aus dem beduinischen Kleinarabien ein Großarabien zu machen, dessen staatliche Grenzen bis nach Tarabulos und Mossul vorrückten, dessen geistlich müslimische Macht in unerhörtem Siegeslauf bis zum Atlantischen Ozean und den pazifischen Gestaden reichte. Gewiß ist es richtig, wenn Goldzieher von dieser mohammedanischen Sturm- und Drangperiode meint: „Wer will leugnen, daß die islamischen Bestimmungen über die Behandlung der andersgläubigen Untertanen und Feinde für das siebente Jahrhundert, die Zeit ihrer Entstehung, verhältnismäßig mild und human waren? Herrschte über Menschlichkeit und Völkerrecht im Altertum doch eine ganz andere Auffassung! Selbst den gebildetsten Völkern, Ägyptern und Griechen, lag es fern, Verzeihung und Feindesliebe als Tugenden anzusehen. Die islamitische Herrschaft in Spanien wurde nicht nur von den Juden, sondern selbst von den christlichen Bauern geradezu als eine Wohltat empfunden gegenüber den Zuständen unter der früheren sich christlich nennenden Regierung." Aber demgegenüber steht eine andere Tatsache fest: alle die Völker, auf die der Islam bei seiner Ausbreitung von der Wiege des Hedschas aus stieß, nämlich die Aramäer, die Abkömmlinge der alten Lydier, Chettiter, Karier, Phrygier, Galater, dazu Griechen, Juden, Perser, waren den Arabern an Kultur so überlegen, daß ihnen diese als tölpische Barbaren galten, etwa so, wie einst die Germanen den Römern beim Vordringen nach Italien. Wenn trotzdem der ganze Völkermischmasch der Adlerstandarte Mohammeds sich beugte, so liegt der maßgebliche Grund dafür zweifellos in der gemeinschaftlichen Abneigung aller Elemente dieses Nationalitätengemenges gegen Byzanz und den von dort ausströmenden Geist politischer Macht, kultureller Entwicklungsformen. Der Versuch, nunmehr das alte Problem der Begründung eines großen einheitlichen südwestasiatischen Reichs zu lösen, scheiterte so neuerdings vollkommen. Wiederum verlagerte sich Kapazität und Selbstinduktion der kulturethischen Schwingungskreise. Ein echtes Christentum mit seinen erhabenen Lehren von der Gotteskindschaft aller Geschöpfe, von der Nächsten- und Feindesliebe setzte sich allmählich durch und schuf die Grundmauer, auf der sich die moderne und überlegene Kultur und Gesittung Europas aufbauen konnte: diesem Auftrieb vermochte der Islam nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen. Als das Kalifat unter der Abbassidenherrschaft nach Bagdad verlegt war, verfiel er noch weit schlimmerer Fäulnis als jemals das Christentum: so hatten jetzt die aus Innerasien vorbrechenden Turkstämme, deren Großkhan mit dem goldenen Wolfshaupt im Banner schon gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts in enge Beziehung zu den Romäern getreten war, leichtes Spiel. Aus den Kirgisensteppen anstürmend, entrissen die Seldschuken zunächst den ägyptischen Fatimiden Syrien und Palästina, darauf dem oströmischen Reich nach der Schlacht am Wansee Antiochia, Edessa und den größeren Teil

Vorderasiens: jetzt faßte Gregor der Siebente den großzügig gedachten, aber organisatorisch mangelhaft ins Werk gesetzten Plan zur Befreiung des heiligen Grabes aus heidnischen Händen und zur Aufrichtung christlicher Herrschaft im geweihten Land des Erlösers. Kulturpolitisch gesehen war die seltsame Wirkung des päpstlichen Unternehmens und seiner Nachfolger unter Konradin dem Dritten und Friedrich dem Ersten im Grunde mehr ein ernstes Hinfühlen des Christentums zur Verständigung mit dem Islam als eine Zurückdrängung von dessen Einfluß. Gottfried von Bouillon kniete im Büßerhemd vor dem Heiligen Grab, Vergebung seiner Sünden erflehend und auch den Müslim in sein Gebet einschließend; ein Friedrich der Zweite ward von der Kultur und Kunst des Arabertums so gefangen genommen, daß er zu ihr als Offenbarung höchster Veredelung des menschlichen Lebensstils hinschaute wie das humanistische Zeitalter nach Hellas. Machtpolitisch gewürdigt aber bestand der Erfolg der Kreuzzüge schließlich nur in einer weiteren Schwächung des byzantinischen Reiches, dem schließlich osmanische Herrengewalt den Todesstoß versetzte. Aus Innerasiens Völkerurheimat brach der zweite mongolische Sturm los; unter seinem Druck wanderte nach dem Sturz des Bagdader Schattenkalifats im Jahre 1258 das Imamat mit dem letzten Abbassidensproß, der am Hofe Beibars seine Zuflucht fand, nach Ägypten aus und blieb dort bis 1517. Während aber in Persien turkmenische Gewalthaber, in Syrien und Ägypten Mamelukensultane herrschten, erhielt sich in Vorderasien eine Reihe echt türkischer Emirate, unter denen das des Landgrafen Ertoghrul den ersten Rang einnahm. Er wurde vom letzten Abbassiden Imam Kaim mit dem Titel eines Emir ül Umera, das heißt obersten Gewalthabers der Rechtgläubigen, belehnt. Sein Sohn Osman vermochte mit den Waffen solcher geistlichen Autorität und kraft persönlichen Heldenmutes und der Tapferkeit seiner Gefolgsmannen aus seldschukischen und turktatarischen Volkssplittern und Staatstrümmern das Gerüst des neuen Reichs des Halbmonds zu zimmern, während sein Enkel Murad der Erste Thrakien eroberte und nach der Erstürmung Adrianopels 1386 den Schwerpunkt des Staats nach Europa verlegte. Gegen Mohammeds des Zweiten Übermacht fiel siebenundsechzig Jahre später nach tapferster Verteidigung durch Konstantin den Elften, den Herrscher von Morea, Konstantinopel, womit der Sturz der Paläologendynastie besiegelt war. Jetzt stieg der Stern des Hauses Osman zum Zenit. Bajasids Sohn Selim der Erste zwang, nachdem er die Perser über den Tigris zurückgeworfen hatte, den Schwächling Muttawakil den Dritten, den letzten der Abbassiden, zur endgültigen Abtretung des Kalifats, worauf nach der Eroberung Mekkas und Medinas die Einverleibung der gesamten ägyptisch-arabischen Machtsphäre zusamt deren geistlich-kirchlicher Hoheit an die neue vorderasiatische türkisch-byzantinische Reichsschöpfung erfolgte. Dann breitete sich die türkische Herrschaft von der Propontis über den ganzen Balkan aus. 1529 fiel Ofen zum zweitenmal unter dem türkischen Ansturm, aber an Wiens

Mauern brach sich dessen das ganze christliche Europa und seine Kultur bedrohende Macht endgültig.

Die Katharsis dieses Abschlusses des orientalischen Dramas zeigte den Enderfolg, daß der Islam das wilde Tatarentum innerasiatischen Stamms gebändigt hatte, aber sich politisch ihm beugen mußte. Das Christentum stand in neuem, heißflammendem Kampfwillen dem unter osmanische Führerschaft gestellten islamischen Reich gegenüber; dennoch ist die landläufige Vorstellung schief und einseitig, als ob die Glaubensleidenschaft des Müslims diesen Gegensatz in ständiger Gluthitze an der Reibungsfläche des Hämus erhalten hätte. Denn die Türken drangen lediglich als kriegerische Eroberer auf dem Balkan vor, griffen nach der Militärdiktatur und der Regierungsgewalt und unterdrückten nach jeweiligen Paschalaunen den christlichen Rajah, sofern er ihnen gefährlich erschien oder sein Besitz sie lockte. Darüber hinaus aber gingen ihre Herrengelüste und -ziele nicht: denn eben die strenge Trennung zwischen den Rechten der Müslims und des geduldeten Ungläubigen bildet ja das hervorstechende Kennzeichen des sogenannten islamischen Staats. Dementsprechend ließ schon Mohammed der Zweite nicht nur das griechische Patriarchat bestehen, sondern schuf dazu noch ein armenisches: er selbst gab damit dem Moskowitertum den Hebel in die Hand zu dessen später den Türken so gefährlich gewordener allslawischer Politik. Denn die Moskauer Kirche ist bekanntlich aus dem ökumenischen Patriarchat erstanden, das zunächst nur das Hellenentum umfaßte, dann aber mit der Machtausbreitung über den ganzen Balkan sich nationalistisch gliederte und auszweigte, so daß heute neben ihm, dem rein griechischen in Sprache und politischer Richtung, rund ein Dutzend anerkannter orthodoxer Kirchen bestehen. Sobald dann die türkischen Padischahs ihre Residenz von Adrianopel nach dem Goldenen Horn verlegt hatten, wollten die russischen Machthaber es nicht dulden, daß ihre Kirche einem unter osmanischer Aufsicht stehenden Patriarchen gehorsame. Die Moskauer Synode wurde daher als selbständige Kirchenbehörde unter Führung eines Metropoliten eingesetzt, während der berüchtigte Iwan der Schreckliche seine Untertanen mit der feierlich verkündeten „messianischen" Idee beglückte, wonach der weiße Zar der Vertreter Gottes auf Erden, ja der Gottmensch ist, Theokratie und Autokratie also eine unauslöschliche Einheit und eine Auflehnung gegen den Monarchen zur Aufrührerei gegen den Himmel und somit Todsünde wird. Daraus floß später wieder natürlich die Idee, daß der Selbstherrscher aller Reußen der gottbestimmte Beschützer aller rechtgläubigen Slawen sei und zugleich das Streben, diese als einheitlichen Block russischer Weltmacht zwischen Mitteleuropa und das nach Kleinasien zu vordrängende türkische Reich zu schieben: eine Politik, die auf ihren ersten Entwicklungsstufen tatsächlich neutralisierend gewirkt hat, bis sie, in die Strudel allrussischer Hetze verrannt, den Feuerbrand des Weltkriegs anzündete, damit selbst den südslawischen Block von Petersburg absprengte und den unterbrochenen Weg von Berlin nach Konstantinopel wieder frei machte.

Blickt man auf das bunte Kaleidoskop dieser dramatischen Vergangenheit „Eurasiens" zurück, so steht vor dem geistigen Auge ein Bild gleich dem eines Gebirgssees, dessen kristallen schimmernde Oberfläche immer wieder von hereinbrechendem Sturm aufgewühlt und zerzaust wird, aus dessen Flutgründen verborgene titanische Gewalten zischend und zerstörerisch sich aufbäumen, dessen Grenzen, Ufer, Dämme herabstürzende Steinschläge, Lawinen und Moränenschuttmassen bedrohen, über dessen zerrissenem und zerwühltem Feld jedennoch in ewiger, unveränderlicher Majestät die Firnen und Ferner eines einheitlichen Gletscherzuges Wache halten, die ihre weißen Häupter, wenn die Bö ausgetobt hat, in den geheimnisvollen Tiefen unergründlicher Wassermassen widerspiegeln. Ein höheres Schicksalsgesetz herrscht über allen Wirrungen, allem Toben und Ruhen der Naturgewalten: was ist sein Sinn, seine Bedeutung, sein Wille und Ziel in der Führung der Menschheit?

Die Einheitlichkeit der höheren Waltung kann nicht aus geographischen Zwangsgesetzen abgeleitet werden, die im Gegenteil hier sehr viel mehr das Gegensätzliche, Zersetzende, Zerreißende zu bestimmen scheinen; aber auch nicht aus den Bindungen von Rasse, Sprache oder Kirchen. Der mittelasiatische Turkstamm, der die völkische Wurzel des osmanischen Reiches bildet, ist ethnographisch und sprachlich grundverschiedenen Charakters von den semitischen Arabern, dagegen rassen- und sprachverwandt mit den Mongolen, Finnen, Samojeden, Bulgaren, Ungarn, überhaupt den Völkern uralaltaischer Wurzelung: ein Zusammenhang, der noch heute sehr deutlich beispielsweise in der geographischen Namengebung zutage tritt, die in Mittelasien und im westlichen Hämusgebiet vielfach ganz gleichlautend ist (Kara Dag, Gök Tepe, Kisil Kum). Das Bewußtsein dieser Bindungen indessen ist im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verblaßt. Die Bulgaren haben ihr urväterliches Idiom ganz aufgegeben, um die mit byzantinisch-griechischen Bestandteilen stark durchmischte Sprache der slawischen Völker anzunehmen, die von ihnen unterjocht wurden. Das Ungarische steht in seinen Quellgründen dem Woguli schen und Ostjakischen am nächsten und hat fast ebenso viele iranische wie türkische Elemente in sich aufgenommen. Der Gedanke, auf dem Balkan den Ackerboden einer kulturellen Gemeinbürgschaft in der Erinnerung an alte Bluts- und Sprachverwandtschaft fruchtbar zu machen, liegt also gewiß angesichts der Vierbundsstiftung nahe und mag zu manchen ideellen Annäherungen führen; ob er aber realpolitisch ausmünzbar ist, bleibt mindestens skeptisch abzuwarten. Noch seltsamer verwickelt und zerfasert erscheinen die religionspolitischen Wurzeln des Problems. In Syrien hat sich ein denkbar buntes Gemisch von Glaubens- und Volksgemeinschaften verhältnismäßig schiedlich-friedlich aneinandergewöhnt: auf der einen Seite die Müslims, getrennt in die sunnitischen Hadaren und Badus (Nomaden), Nawaren und Tsiganen und in die schiitischen Metwalis, Tscherkessen, Kurden, Turkmanen; auf der anderen Seite die Christen, und zwar die katholischen Chaldäer, Armenier,

Latiner, Melchiten, Maroniten und die nicht unierten orthodoxen Griechen, Jakobiten, Nestorianer, Gregorianer, dazwischen die sogenannten neutralen Gruppen und unabhängigen Sekten, die Juden, Drusen, Nusairiten und Ismailiten: sie alle wie durch ein geheimnisvolles Fluidum geeint im Blick nach Jerusalem, wo einst Abd ül Melik das Haram el Scherif als Universalheiligtum baute, wo unter der Anastasis des Konstantinischen Rundbaus derjenige begraben liegt, der den Müslims nach Mohammed der größte Prophet ist, und wo die Moschee el Aksa aufragt, die dem Islam als eine Anbetungsstätte, heiliger selbst als Mekka, in der Zeit galt, da er den Geist urwüchsigen Lebens aus den Tiefen indogermanischer und ursemitischer Mythologie und Heldensage schöpfte. Umgekehrt jedoch steht nach wie vor auf dem Balkanzwischenglied die griechische Kirche, die stets Volkskirche ursprünglichen Charakters gewesen und geblieben ist, in schroffstem Gegensatz zu der Welt um sie her. Ihre religiös gebundenen Nationalgemeinschaften erkennen keine Vereinigung von geistlicher und weltlicher Gewalt in einer sichtbaren Person an: das trennt sie scharf nicht nur vom islamischen Kalifat, sondern grundsätzlich ebenso streng vom russischen Cäsareopapismus. Aber sie würden sich auch nie, wie es das mittelalterliche Deutschland tat, einer römisch-geistlichen Diktatur gebeugt haben; noch heute gilt ihrer Orthodoxie alles, was sich mit der „lateinischen Pest" verbündet, als vaterlandsverräterisch. Kurz, ins Unendliche ließen sich die Beispiele vermehren, die alle die eine Tatsache ins Licht zu rücken geeignet scheinen, wie der geschichtliche Kulturgrund des Vierbundgesamtbereichs von hunderterlei Querschichtungen, Gesteinsverschneidungen und -verschiebungen durchfurcht ist, die kaum noch die Gemeinsamkeit und Zusammenhänge des Unterbaus erkennen lassen; also, daß die Untersuchung dieser Krisenbildungen immer wieder unwillkürlich an das Mystikerwort Giordano Brunos erinnert: „Es ist eine wunderbare Magie, das Entgegengesetzte hervorzulocken, nachdem man den Punkt der Vereinigung gefunden." Und doch — wenn einst Kaiser Wilhelm der Zweite auf der Fahrt nach Jerusalem am Grabe Saladins jenes Gelöbnis ablegte, mit dem er als „Erster erkannte, daß deutsche Weltgeltung ohne verständnisvolles Zusammenwirken mit dem Islam, der Seele des Orients, undenkbar sei, und diesen Kraftquell kühnen Griffs als deutschen Wertfaktor seiner weitschauenden Politik einverleibte", so sind wir heute, in den Tagen der Vierbundstiftung, mehr denn je überzeugt, daß damals die ideellen Pfeiler eines Weltmacht-Brückenbaues in das abendländische Erdreich gesenkt wurden, der zu größten Hoffnungen mit aller Gewißheit, die überhaupt in Zukunftsdeutungen möglich ist, berechtigt. Läßt sich aber solche Gewißheit wohl auf geschichtliche und zweckhaft-sachliche Weltbetrachtung stützen, so ist und bleibt ihre eigentliche Nährquelle doch die religiöse Erfassung einer höheren Weltordnung auf dem Fuße der schlichten, hoheitsvollen Weisung Rankes: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott." Wie alles Raten und Taten des Menschen, so ist auch Politik ohne Glaube ein tönendes Erz

und eine klingende Schelle, und die tiefste Deutung zur Pfahlwurzel des Zukunftsproblems, das uns der Orient aufgibt, liegt wohl in dem Apostelwort: „Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen: daß sie den Herren suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns."

Ideen sind, auf ihren letzten Quellgrund hin geprüft, weder persönliches noch nationales Eigentum, sondern Urformen der menschlichen Geistigkeit schlechthin. Ihre Schwingungskreise ziehen sich daher über Länder und Meere; nur Art und Weise, wie die Detektoren zum Ansprechen gebracht werden, ist verschieden und desto gleichmäßiger und lebhafter, je mehr — um im modernen Bilde zu bleiben — der Schwingungsbereich durch besondere Verteilung der Kräfte jene Veranlagung erlangt hat, auf welcher die Möglichkeit des drahtlosen Fernspruchs beruht: die Wellen in den freien Raum hinauszustrahlen und von den herankommenden Gegenwellen miterregt zu werden. Nicht der geschlossene Ideenkreis ist es also, welcher diese Fähigkeit herstellt, sondern im Gegenteil dessen Weite und Freiheit und die durch den geschichtlichen Zusammenhang bedingte Stärke der induktiven Energien im Weltanschauungsstrom.

Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen.

Das Wort des deutschen Dichterfürsten ist eben im Hinblick auf diese durch gemeinsame Kulturwurzeln und ununterbrochene Verflechtungen des Werdens und Wachsens von ältester Vergangenheit bis auf den heutigen Tag gegebenen Bindungen gesprochen, deren Sonnenmittelpunkt nichts anderes als der gleiche Glaube an den einen persönlichen, schöpferischen Gott ist. Mohammed selbst hat ja, als er unter den Armen und Sklaven Mekkas und seinen Sippenangehörigen vom Stamm Quoraisch als Prophet auftrat, keine neue Religion verkündet, sondern nur gegen die Götzen- und Fetischanbetung des städtischen Arabertums und den leeren Gestirndienst der Bewohner des Nedschd, des Steppenhochlands, für den Monotheismus gekämpft, so wie er ihn auf seinen Reisen im kaufmännischen Beruf kennen gelernt hatte. Dem entspricht es, daß der Koran dem Müslim nicht als ein einziges heiliges Buch, sondern nur als Abschluß, Ausdeutung und Bestätigung der vorbestehenden göttlichen Schriften, vorab der Thora und des Evangeliums, heilig ist, und daß Mohammed selbst sich nur als der Paraklit oder Fürsprecher fühlt, auf den Jesus „Hasret", der Erhabene (Joh. 15, 26), hingewiesen, ja daß er sich selbst mit Juden und Christen eins fühlt. „Mir ist befohlen, daß Gerechtigkeit herrsche zwischen euch. Gott ist unser Gott und

euer Gott ... Keiner Beweise bedarf es zwischen uns, Gott wird uns zusammenführen und er ist unsere Zuflucht." So klingt es aus seinem Munde wie ein Nachhall zu dem Apostelwort von dem einen Blut aller Menschen Geschlechter. Die Glaubensgrundsätze christlicher und islamischer Lehre sind dieselben. Vorab steht im Koran Gottes unteilbare Einheit unter Zurückweisung der Beschlüsse der vier christlichen Konzilien von der göttlichen Natur Christi und der Dreieinigkeit: die letztere Abweisung versteht man ohne weiteres, wenn man weiß, wie noch heute den christlichen Arabern die Trinität nichts anderes als Dreigötterglaube — Vater, Sohn, Mutter — bedeutet. Die Unsterblichkeit der Seele ist nach Mohammed Grundlage, Zweck und Ziel des irdischen Lebens: „Und hat Gott erschaffen die Himmel und die Erde in Wahrheit und um jede Seele zu belohnen nach Verdienst, und es soll ihnen kein Unrecht geschehen ... Am Tag, wo ihr geladen seid, werdet ihr, Gottes Lob preisend, folgen und glauben, daß ihr nur eine kurze Spanne Zeit im Grabe geruht habt." Die dritte Hauptforderung des Islam — das Wort selbst bedeutet ja nichts anderes — ist die Ergebung des Menschen in den Willen Gottes. Daraus wird dann das vielberedete Kadar oder Kismet, die Vorherbestimmungslehre, gefolgert und damit an die berüchtigte Frage von Willensfreiheit und Gnadenwahl gerührt, die im Christentum selbst als zersetzendes Element eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat und auf deren Bedeutung im Rahmen der mohammedanischen Welt hier nicht näher einzugehen ist. Es sei nur soviel bemerkt, daß, wenn man im Orient sieht, wie müslimische und christliche Araber genau derselben Trägheit und Gleichgültigkeit huldigen, sich von selbst der Schluß ergibt: das Kadar ist nur eine Theorie zur Rechtfertigung dieser Weltanschauung des Laß gehen, laß laufen! und stammt nicht aus dem Geist des Islam, sondern aus der Gemütsveranlagung des Morgenlandes. Im übrigen ist es eine merkwürdige Eigentümlichkeit des Islam, daß das Prisma des Koran, von dem Goethe gemeint hat, „er widere uns, so oft wir daran gehen, immer von neuem an, um darauf anzuziehen, in Erstaunen zu setzen und am Ende Verehrung einzuflößen," in Lehre, Auslegung und Fortbildung alle Farbengegensätze der christlich-dogmatischen Parteibildungen zeigt. In seinem Ritus, seinen Gebetsformen, Fasten und Wallfahrtsvorschriften erinnert er durchaus an die Gebräuche der katholischen Kirche, sein Determinismus und sein Verbot irgendwelcher Abbildung der Gottheit erscheint aus dem Geist eines Zwingli und Calvin geboren, und das „Idschma" ist mit Recht das protestantische Prinzip des Mohammedanertums genannt worden. Denn es bedeutet in der Tat nichts anderes als das Gesetz des consensus ecclesiae, die Verneinung jeden Gottesgnadentums und jeder Unfehlbarkeit des kirchlichen Oberhaupts: wie für alle Lebensbetätigung der Gemeinde nicht der tote Buchstabe, sondern allein deren lebendiges religiöses Bewußtsein der ausschlaggebende Maßstab und das fortbildende Element sein soll, so geht das kirchliche Oberhaupt aus freier

Wahl aller Gläubigen hervor, und dieser „Imam" kann nichts durch papistischen Machtspruch bestimmen, sondern unterliegt in allen seinen Handlungen der ständigen Aufsicht eben seiner Wähler, die, wie sie ihn in seine Würde gesetzt haben, ihn jederzeit absetzen können. Damit erledigt sich zugleich jener der müslimischen Glaubensgemeinschaft so oft und namentlich von britischer Seite[1]) gemachte Vorwurf der Unbeweglichkeit, wie ihn Lord Cromer in den Worten erhebt: „Der Islam wird still stehen bleiben, solange die Lehren der Geschichte Geltung haben." Das ist nicht nur eine eben diesen Geschichtslehren ins Gesicht schlagende Unwahrheit, sondern widerspricht auch theoretisch geradläufig dem im Idschma gegebenen freiheitlichen Entwicklungsprinzip.

Trotz allen solchen Zusammenklängen eines vielstimmigen Glockenspiels zwischen West und Ost kann sich kein Europäer, der dem Orientalen persönlich näher tritt, dem Eindruck entziehen, daß dessen Kulturseele durchaus anderer Art ist als die eigene. Wenn Lichtenberg einmal von dem Etwas in jedes Menschen besonderem Charakter spricht, das sich nicht brechen lasse, weil es dessen Knochengerüst sei, und das ändern zu wollen der Absicht gleich komme, einem Schaf das Apportieren zu lernen — so gilt ähnliches von dem Verhältnis der Menschheit des Abend- und Morgenlandes zueinander. Jede hat ihre unveräußerliche Eigenart, die gegeben ist, die in ihren natürlichen Daseinsbedingungen geehrt und geschützt sein will und von deren Wesenstiefen, wenn von irgendeiner der dunklen Fragen der Untergründe irdischen Seins, das Wort Goethes gilt: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich dann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

Das Prinzip des Gegensatzes in der Geistigkeit und seelischen Veranlagung europäischer und morgenländischer Menschheit wird gewöhnlich darin gefunden, daß diese nur in der Einheit des Seins religiöse Befriedigung sucht, dagegen dem Wahrheitserlebnis der Einheit in der Mannigfaltigkeit und dem Streben nach Erkenntnis der Zusammenhänge des Vielfachen fremd gegenübersteht und somit keinen empfänglichen Sinn oder jedenfalls kein durchdringendes Verständnis für ein wirklich fortschrittlich fruchtbares, den Zwiespalt zwischen Geist und Natur, mechanischem Zwang und seelischer Freiheit glücklich auflösenden Kulturideal nach unserer Weltanschauung hat. Laotse, der große fernöstliche Philosoph, meinte: „Die Natur ist nicht liebevoll; alle Wesen sind für sie stroherne Opferbunde" — die man für die Weihe auf dem Altar bunt und glänzend ausstattet, aber wegwirft, sobald sie ihren Zweck erfüllt haben. Solcher düsteren Entsagung hält Eucken in seinen „Lebensanschauungen" den Willen des bejahenden Tatmenschen entgegen: „In uns selbst etwas Übermenschliches zu ergreifen, derart, daß zugleich die

[1]) Major Endres hat durchaus recht, wenn er die Verkennung des Islam in Europa zum großen Teil dem Einfluß des Muckertums und der Religionsheuchelei Englands ankreidet.

Welt, die sich zunächst als eine fremde Gewalt gegen uns erhob, eine Seele gewinnt und geistige Grundkräfte durchschimmern läßt". In der Spannung der beiden Weltanschauungen zeigt sich die Quintessenz dessen, was Asien von Europa trennt. Hier der Kämpfergeist, der mit der Natur unbändigen Mächten ringt, sie durch ständig höher entwickelte und verfeinerte wissenschaftliche und technische Hilfsmittel sich zum Dienst zu zwingen und in der tieferen Erkenntnis ihrer Kräfte den festen Standgrund für die Befriedigung der künstlerischen wie der metaphysischen Bedürfnisse, für ein gehaltvolleres, wesenhafteres persönlicheres Dasein mit dem Ziel der Vergöttlichung des menschlichen sich zu sichern sucht. Dort der Geist der Entsagung, der Weltflüchtigkeit, der schon im diesseitigen Dasein dem Ich sich zu entsteigern sucht, der alle Dinge im Spiegel seiner überidealistischen Jenseitsspekulation sieht, der kaum eine vom Überirdischen losgelöste Wissenschaft und Kunst kennt, der Gott schaut, wo wir von der Verklärung des Schönen reden, und ins Tausendjährige Reich gerät, wo wir geschichtliche Entwicklung meinen. Aber gleichwohl ergibt ein trügerisches Bild die Vorstellung, als gleiche dieser Gegensatz zwei Felsschroffen, die, geschlossene Gesteinsblöcke bildend, über grundloser Tiefe ohne zur Überkletterung einladende Grate, Nischen, Kamine, Aufsätze sich angähnen.

Wie der Müslim keine Trennung von Mulk und Din, Staat und Kirche kennt, so gibt es für ihn keine von der Religion abgetrennte Philosophie; diese erscheint ihm vielmehr lediglich als eine bestimmte Weltanschauungsformel jener. Gleichwohl ist schon in der ältesten Schule der rechtgläubigen islamischen Theologie das Ringen nach einem ethischen Gottesbegriff genau wie in der christlichen Frühzeit, teils im Kampf gegen Aristoteles und Plato, teils mit den Waffen ihrer Philosophie, bestimmend. Eine Atomlehre wird begründet, der zwar noch eine streng wissenschaftliche Begründung fehlt, die aber doch demokritische Züge zeigt. Die liberale Schule, die sich dieser Orthodoxie entgegensetzt, bekämpft die Übertragung der Logosidee auf den Koran, weil dadurch der Monotheismus getrübt werde, betont die Einheit, Gerechtigkeit und Allgüte Gottes und mündet in eine an Leibniz erinnernde Verherrlichung dieser Welt als der besten aus. Schahrastani und Bagdadi stellen ganz modern anmutende rationalistische Theorien von der Erkenntnis Gottes durch die natürlichen Kräfte des Verstandes und über das Verhältnis von Empirie und Induktion auf. Hagib und Hasans metaphysische Kategorienteilung tastet sich bereits an Kant heran, und in dem Streit der Schule von Damaskus um Kadar, Willensfreiheit und Gnadenwahl, schimmert die Grundlehre Schopenhauers durch, daß das Ding an sich, das letzte Geheimnis und Problem aller Philosophie, lediglich der in leichter empirischer Verhüllung sich kundgebende Wille ist. Ghasali könnte mit seinem Axiom, daß Wissenschaft ohne Handlung Wahnsinn und Handlung ohne Wissenschaft keine Handlung sei, als ein Vorläufer der deutschen Auffassung betrachtet werden, daß die Tat allein, mag sie nicht Recht, Gesetz, Moral gestalten, doch die Pfadfinderin

zur Rechts- und Gesetzesbildung, zu allem Großen, Edlen, Übermenschlichen ist. Klar ergibt sich aus alledem die Unbilligkeit des Urteils, im Islam sei die Philosophie nur die Magd der Theologie; sie wird vielmehr bereits im Beginn des zwölften Jahrhunderts unter Führung von Avicenna vollständig von der griechischen Philosophie durchdrungen und hat in allen späteren Fortbildungen niemals diese Verkettung verleugnet. Das zeigt mit besonderer Schärfe die Sufi-Reformbewegung. Sie entstand bekanntlich aus einer Gegenströmung gegen den Hellenismus durch Anlehnung an indische Systeme, wie der Lehre des Muhammar vom Verhältnis der Substanz zu deren Eigenschaften, des Kabi und Abu Reschid von der Diversität und Homogenität der Dinge, und blieb dementsprechend unter dem Einfluß des Hindupantheismus und des Buddhismus, ohne aber mit dessen Wesensgrundtönen jemals zusammenzuklingen. Vom Auftreten Ghasalis, der als erster den Sufismus dem Lehrgebäude des Islam organisch einfügte, hat so J. Ruska mit Recht gesagt: „In der Religion als innerem Erlebnis, in der Gottesliebe findet Ghasali den Mittelpunkt alles religiösen Lebens; die Seligkeit wird nicht durch spitzfindige Unternehmungen über kanonisches Recht, durch dogmatische Haarspalterei, durch hohle Eitelkeit der theologischen Schulwissenschaft gefördert. Was er sich vorgenommen, die Wissenschaften der Religion neu zu beleben, die durch spätere Entartung verfälschte Lehre wiederherzustellen, das hat er nach dem Urteil der Nachwelt, die ihm den Ehrennamen eines ‚Erneuerers der Religion' verliehen hat, in vorbildlicher Weise erreicht." Die Sufis lehnen also gerade das, worin der Kernpunkt der Lehre Buddhas besteht, der das Problem Gottes überhaupt nicht aufwirft und seine Ethik auf das Prinzip von dem allein durch den Verstand, nicht durch den Glauben zu erreichenden Seelenheil aufbaut, durchaus ab, und was sie an pantheistischen Ideen aus der Hinduwelt einzuführen suchten, das wird alsbald wieder von Bab und seinen Scheichis aus dem Islam ausgestoßen; sie betonen die Unabhängigkeit und das In- und Fürsichsein nicht nur Gottes, sondern auch des Urwillens im Gegensatz zur Welt der Vielheit, ja sie verkünden im neuplatonischen Sinn eine chiliastische Vereinigung der Naturreiche mit dem Logos in der göttlichen Geisteswelt[1]). Kurz, in allen geistigen Wandlungen zeigt sich bei noch so großer Buntheit der Ideen und Ideale eine Einheitlichkeit der Geisteskultur, die in ihren Wurzeln trotz vielen Einzelannäherungen dem Wesen der indischen Weltanschauung ebenso fern bleibt, wie sie von der griechischen untrennbar ist. Unverrückbar besteht die Wahrheit: *Der Islam ist der Erbe des Hellenismus auf asiatischem Boden* und vorab der Grundgesetze der Philosophie Platos. In beider Weltanschauungsspiegel ist das Urbild, die

[1]) Es ist derselbe Gedanke, welcher der Schia mit ihren Vorstellungen vom Machdi zugrunde liegt, der als Sacheb Seman, Beherrscher der Zeit, und zwölfter der Imame in Barbarossa-Verborgenheit bis zur glanzvollen Auferstehung am Tage des Radscha, der Wiederkehr, und der Aufrichtung des Tausendjährigen islamischen Reiches lebt.

Idee des Erhabenen, Schönen, Gerechten, nicht etwas durch die Sinne oder durch Erfahrung Erkennbares, sondern es ersteht aus dem das Mannigfaltige zur Einheit zusammenschauenden, das Identische aus der Vielheit aussondernden Blick des Geistes unter der ethischen Voraussetzung scharfer Trennung des Guten von der Lust im Sinn des Kantschen kategorischen Imperativs, daß Glückseligkeit zwar nicht ohne Lust denkbar ist, das Gute aber nicht ein von dieser oder jener abhängiger Begriff, sondern unbedingt gültig ist.

Wie in den religiösen und ethischen Wurzeln, bleibt so der Islam in den Höhenlinien seines philosophischen Denkens und sittlichen Empfindens engstens mit den Tiefen europäischer Kultur und insbesondere deren klassischen Quellgründen verfasert und verbunden; wird auf der anderen Seite die Tatsache festgehalten, daß deutsches Sinnen und Empfinden verständnisvoller und inniger als Kopf und Herz irgend einer anderen Nation die Ideale des hellenischen Zeitalters in sich aufgenommen, mit der eigenen Seele vermählt und neu befruchtet, so ist nunmehr unmittelbar zu dem Angelpunkt des Problems, der Frage nach dem besonderen Geistigkeitskontakt zwischen Deutschland und dem Islam, hingeführt.

Leibniz, dessen Philosophie auf Plato und Aristoteles sich aufbaute, hat in seiner Monadenlehre den Entwicklungsgedanken vorgestaltet, wonach jedes vernunftbegabte Wesen Mittelpunkt und Glutkern einer geschlossenen, eigenständigen kleinen Eigenwelt ist, deren Vielheit eine höhere Vernunft und göttliche Vorsehung zum harmonischen Kosmos ordnet. Von dieser Hebelstelle aus wurde dann seine Idee durch die deutsche philosophische Jüngerschaft auf doppeltem Gleise fortgebildet. Kant verankerte das Prinzip der Ordnung, die kosmische Entwicklung in die geistige überführend, auf dem Boden der menschlichen Vernunft selbst, deren Autonomie, das heißt Fähigkeit, sich selbst Gesetze zu geben, das Leitmotiv seines Imperativs wurde, des sittlichen Pflichtbewußtseins, in dem etwas über alle Erfahrung hinaus Vorgegebenes gefunden sei und das den vernünftigen Glauben der „Dinge an sich", der moralischen Wesen, beschließe. Goethe aber überflügelte vom Leibnizschen Individualitätsgedanken und vom Kantschen Gesetze aus, daß der Mensch den Menschen nicht nur als Mittel, sondern stets als Zweck zu werten habe, die Einseitigkeiten und Rückständigkeiten des mittelalterlichen Humanismus, der nicht die Veredelung jedes Einzelnen zur höchsten Stufe menschlicher Vollkommenheit, sondern die möglichst vollkommene Ausbildung der eigenen Persönlichkeit erstrebte und daher mit geistiger Ichsucht, unchristlicher Herrschbegier sehr wohl vereinbar war, kraft der Forderung der Durchgeistung des triebhaften, der Adelung des sittlichen Lebens jedes Einzelnen, der zur Gesamtheit in unlöslichem, von einem höchsten Weltordner gesetzten Rechtsverhältnis stehe: auf daß so aus der Mannigfaltigkeit der persönlichen Gegensätze, Form- und Geistbesonderheiten der höchste Reichtum des Menschlichen im individuellen wie nationalen und welt-

bürgerlichen Sinn und Dasein sich gestalte. Aber indem der große Leipziger Gelehrte an Stelle der toten, nur das Objekt der Bewegung bildenden Atome seine lebendigen Monaden als „vorstellende Kräfte" setzte, war er es zugleich, der in der deutschen Gedankenwelt das französische Substanzdogma, den britischen Materialismus und beider statische Mechanik durch die dynamische Kraft- und idealistische Tatidee umstürzte. Nichts ist törichter und sinnwidriger, als wenn Deutschland eben deshalb heute von London und Paris aus vorgeworfen wird, es habe, auf der Klimax von Leibniz bis Nietzsche, schließlich die alten klassischen und humanistischen Ideale von Recht, Güte, Liebe, Weisheit der rohen Macht, der Kraft, dem Eigenwillen, dem Herrenehrgeiz untergeordnet. Ganz im Gegenteil! Es hat die flache französische Volksherrschaftlerei mit ihren Normen einer voraussetzungslosen Gleichheit und Brüderlichkeit und ebenso den überheblichen und im Wesen despotischen britischen Auserwählungsglauben überwunden durch ein wahrhaft fortschrittliches Freiheitsideal, das in allen Individuen, den persönlichen wie den völkischen, unveränderliche Werte schöpferischer und organisierender, sittlicher und geistiger Arbeitskraft anerkennt. Es hat in die Philosophie und Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur erstmals den Begriff der Werktätigkeit eingeführt, gleichsam als einer Wünschelrute, welche die verdeckten Lebensquellen des Rechts und der Gesetze vernünftigen, harmonisch abgestuften und ausgewogenen Zusammenlebens der Nationen findet, deren subjektive Eigenkräfte ans Licht führt und so selbstgewissem Geistesleben, aufrechter Menschlichkeit und echtem Menschenglück eine Gasse bricht. Ja es hat so erst die Granitfundamente für das Gebäude einer wirklichen Kultur geschaffen, die allein von der Wertsteigerung des Persönlichen durch erzieherische Knospenentfaltung und Fruchtbildung ausgehen kann, um von dieser Stufe aus den Weg zur allgemeinen Vervollkommnung der Menschheit und zur Versöhnung der Spannungen zwischen der natürlichen Verschiedenartigkeit jedes Einzelnen mit seinem Freiheitsdrang zu finden, gemäß der Wahrheit, daß nur das bewußte, freie Individuum sich zum Verständnis der Unvergleichlichkeit anderer Individualitäten erhebt, und im Sinn der Worte Görres': „Dann erst ist das Reich Gottes auf Erden dargestellt, wenn das innere ethische Gebot herrscht wie ein Naturgesetz, und die Freiheit gebietet wie ein Verhängnis, gleichwie es auch nur dann im Menschen sich vollendet hat, wenn er in seiner geistigen Natur die Harmonie der organischen eingetragen hat."

Hilty hat einmal gemeint, das Ziel und der Schluß alles menschlichen Wollens sei doch nicht Glauben, sondern Sein, und in einem seiner Sonette ruft Shakespeare, zu den Untergründen dieses menschlichen Seins hinabblickend, aus:

O, wie soll Sommers Honigduft noch wehn
In stürmischer Tage unheilvollem Prall,
Wenn unbewegte Felsen nicht bestehn
Und eherne Tote in der Zeit Verfall?

Es sind Stimmen verschiedenen Tonfalls, deren Ruf doch das gleiche Sehnsuchtsziel aller Menschen ist: einen festen Standgrund unbedingter Ruhe schon im diesseitigen Leben zu finden, es zu kanonisieren, das Allgemeine mit dem Besonderen, das Vielfältige mit dem Einfachen, das Ideelle mit dem Empirischen in Gleichklang zu bringen, um solchergestalt, in der Darstellung der Einheit, das Menschliche zu verewigen, zu vergöttlichen. Eben auf der Suche nach diesem Glück aber vermag der Osten sehr viel mehr Europas Lehrmeister und Wegweiser zu sein, als er von uns lernen kann. Das hastige nervöse Treiben unserer städtisch-kapitalistischen Scheinkultur, mit ihrer inneren Verarmung bei Anhäufung äußerlicher Güter, mit ihrem Dutzendmenschentum, ihrer papiernen und phrasenhaften Weltanschauung widersteht der Seele des Orientalen durchaus. Setzt man ihm auch noch so viele Bilder dieser Operette in seinen europäisierten Handelsstädten vor Augen, ihr schales Wesen entzückt höchstens den dort zusammengetriebenen internationalen Pöbel, nicht den echten Orientalen, nicht den reichen und vornehmen noch den armen und arbeitenden Müslim, der an natürlicher Würde und Beherrschung des Benehmens, an ruhiger Selbstsicherheit und innerem Gleichgewicht des Daseins dem auf gleicher gesellschaftlicher Stufe stehenden „Franken" meist weit überlegen ist. Solche Würde ist aber höchstens in äußerlichen Eigenheiten eine Wirkung des dem Orient eigentümlichen langsameren und lässigeren Herzschlages; in den tieferen Wurzeln erscheint sie als eine Fruchtbildung allgemeiner religiöser und sittlicher Lebensabklärung. Diesen besten Kern des Orientalen durch Europäisierung, Verwelschung oder Verengländerung umformen zu wollen, ist nicht nur eine denkbar große Torheit, sondern auch — glücklicherweise! — eine Unmöglichkeit. Der Müslim wird sich niemals mit der oberflächlichen, das Ich entwurzelnden demokratischen Gleichmacherei des Pariser Geistes befreunden, aber auch nicht mit der Öde einer Weltanschauung, die nach der Persönlichkeitslehre Manchesters das Einzelwesen schließlich nur als eine „Fabrikware der Natur" betrachtet, jedes dem andern gleichsetzt und seine Selbstsuchttriebe sogar über das Staatsinteresse hinaus wertet. Alle Kultur ist eine Erhöhung des menschlichen Wesens, die nicht unmittelbar aus den ursprünglichen, in die jenseitige Welt weisenden Tiefen des Gottglaubens und eines unbedingten, im Erahnen einer höheren Weltordnung gegebenen Sitten- und Pflichtengesetzes quillt, sondern sich mittelbar aus der Stufenfolge der geschichtlichen Arbeit von Menschengruppen und -gattungen an ihrer Hinaufentwicklung ableitet. Die zwitterhafte, entwurzelte Lage, in welcher der moderne, bildungsstolze Durchschnittsmensch schwebt, leitet sich zwangsläufig aus dem Widerspruch ab, daß er den ganzen Stoff der Kulturmasse vergangener Zeiten, statt nur auslesend ihr Bestes sich anzugleichen, auf sich einwirken läßt und so von ihr erdrückt wird, weil er den Zusammenhang mit den primitiven, ursprünglichen Daseinsgesetzen seines Ich und damit jeden festen Stand in der Welt, die sich feindlich gegen ihn erhebt,

verloren hat. Das Merkmal der Persönlichkeit ist seine Einzigkeit, Unvergleichlichkeit, ja Unbegreifbarkeit, seine Homunkulusart, in der Urkräfte der ganzen Welt durchschimmern, kurz, seine Verbildlichung eines Gedankens der Gottheit. Das ist der Glaube, die Welterkenntnis, die Daseinswurzelung, welche das Ich des Müslims, sein Sinnen und Handeln gleich geheimnisvollen Radiumstrahlen durchgeistigen und zugleich seine Stellung zu den nationalen und politischen Daseinsfragen bestimmen. Die britisch-rationalistische und mechanische Auffassung vom Staat kann ohne weiteres auf den ganzen Erdkreis und die ganze Menschheit ausgedehnt werden, weil überall dieselben äußerlichen Ordnungsgesetze und -bedürfnisse vorliegen: auf diesem brüchigen, ideellen Eckpfeiler ruht im Grunde das ganze englische Imperium, das seine Weltherrschaft und sein Welthandelsmonopol der Herrschaft von Gesittung und angeblicher Freiheit und Menschlichkeit gleichsetzt. Die deutsche überindividualistisch-dynamische Auffassung widerstrebt solchem Verfahren durchaus, weil sie in der bloßen Erhaltung bereits Rückgang erkennt und unbedingt an dem Wahrspruch Sallusts festhält, daß Staaten sich nur durch dieselben Kräfte und Triebe erhalten lassen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Unter den Einflüssen persischer Staatsideen stehende islamische Philosophen, wie Pehlewi, gehen soweit, zu erklären, eine wahre Regierung sei, da sie stets in Gemeinschaft mit der Religion handle, mit dieser begriffsgleich oder, anders ausgedrückt, „Religion sei die Regierung des Volks". Der Europäer mag derlei Anschauungen als Verkennung der eigenständigen politischen Macht- und Entwicklungsprinzipien des Staates zurückweisen; sie sind aber schließlich doch nur natürliche, wenn auch verbildete Früchte der noch heute überall in den Reichen des Koranglaubens maßgeblichen ursprünglichen und naiven Vorstellungen, wonach das Staatsgesetz sich niemals dem Kirchengesetz überordnen, vielmehr nur als materielle Rechtsausdeutung ein für allemal feststehender religiöser Offenbarung Geltung haben kann. Schon der Verlauf der Revolution im Reich des Halbmondes, der Rückzug, den der jungtürkische demokratische Modernismus vor dem Scheriat und der Macht der müslimischen Geistlichkeit antreten mußte, war ein scharfer Spiegel dieser Wahrheit; nicht anders ist es die Tatsache, daß, mögen die europäischen Herrenmächte in Marokko, Algerien, Tunis, Tripolis, Ägypten noch so viele Gesetze der überlegenen abendländischen Rechtsverfassung einführen, sie doch höchstens mit Gewalt und unter Erregung leidenschaftlichen Hasses gegen die Anmaßung des Rajah es durchsetzen können, daß der Eingeborene vor den bürgerlichen Instanzen statt vor den Evkafgerichten des geistlichen Wakuf seine Grundstücke sich eintragen läßt und seine Bodenstreitigkeiten austrägt, daß er, statt beim Kadi, beim weltlichen Richter seine Ehe schließt, seine Testamente errichtet und sonstige Handlungen seiner Rechtspersönlichkeit nach staatlichem statt nach religiösem Gesetz vollzieht. Darin wurzelt aber zugleich die seelische Triebkraft des nicht zu brechenden Wider-

standes aller müslimischen Staaten gegen christliche Fremdherrschaft. Der Franzose hat sich wohl, wo er, wie in Syrien, lediglich als Kulturpionier und Lehrer auftritt, zeitweilig starke Zuneigungen erworben, ungeachtet der Verbindung dieser seiner Werbetätigkeit mit katholischer Mission; wo er aber, wie in Algerien und Marokko, die Trikolore der Macht des islamischen Gesetzes überordnen will, sieht er sich unerbittlicher Feindschaft gegenübergestellt. Die Wirksamkeit des gleichen Sprödigkeits- und Abstoßungsgesetzes hat Italien aus Tripolitanien verdrängt, spürt England in Ägypten und Arabien schon heute empfindlich genug und wird es mit der Zeit immer schärfer gewahr werden. Durch die Vierbundstiftung ist erstmals die Vormacht des Islam als unantastbares und den europäischen Mächten völlig gleichberechtigtes Staatengebilde anerkannt worden; damit hat Deutschland die Führung zur völligen Neuausrichtung der orientalischen Politik auf einer Marschstraße übernommen, die allein glückliche Aussicht auf Vorwärtsbewegung zu dem großen Ziele der äußerlichen Annäherung wie der innerlichen Verständigung zwischen abend- und morgenländischer Welt bietet und die es nunmehr kulturwirtschaftlich und -sittlich zu befestigen gilt.

Der Islam hat, entgegen der noch immer landläufigen Vorstellung von seiner Daseinsstarre, den Umfang und die Tiefe seiner Kultur und Weltanschauung seit den zwölfhundert Jahren des Bestehens mit einer Kraft und Stetigkeit erweitert, die der Entwicklung des Christentums in der gleichen Lebensspanne von der Geburt an um nichts nachsteht. Und mehr noch! Er bewies auf allen diesen Stufen seines Werdegangs eine Fähigkeit der Einfühlung in fremde Gedankensphären und eine Duldsamkeit und Gastlichkeit für deren Vertreter, die dem nachklassisch-byzantinischen Europa niemals und dem mittelalterlich-scholastischen nicht immer eigen gewesen ist. Nichts beweist so deutlich als diese Tatsache den schiefen Blick und das oberflächliche Urteil des bekannten britischen Dichterwortes, der Westen werde stets Westen, der Osten immer Osten bleiben und eine Begegnung und Handreichung zwischen beiden ewig unmöglich sein. Die Zukunft soll und wird beweisen, daß, was der britischen Krämerpolitik mit ihrer Wertung aller Beziehungen zu fremden Völkern nach kapitalistischen Größen allerdings unmöglich bleiben muß, der überlegenen Fassungs- und Angleichungskraft deutschen universalen Geistes eine hoheitsvolle, zwar schwierige, aber doch erfüllbare Sendung ist. Und so enthüllen sich uns im Bund Berlin-Byzanz, der äußerlich betrachtet als eine Zufallsschöpfung allerdings meisterlich gehandhabter Staatskunst und Diplomatie erscheint, die Vergangenheitstiefen einer Odyssee seltsamer Schicksalsfügungen und zugleich die Zukunftsausblicke eines höheren, göttlichen, in jahrhundertlanger Zeiten Kreislauf wunderbar sich erfüllenden Weltplanes. Rechtes Wirken für menschliche Freiheit, für die eigene nationale Größe wie für das Wohl aller Völker vermag sich nur durchzusetzen und zu bewahren kraft des tiefen, aus deutscher Seele geborenen Glaubens, daß alles Wirken für

persönliche Nützlichkeiten zweckarm, gewöhnlich, vergängliches Alltagsmühen, alles Wirken für die ganze Menschheit und ihre Zukunft zweckgesetzlich, pflichtgeboten und von Ewigkeitswert ist. Nur auf solcher sittlichen Grundlage können wir hoffen, das tiefe und geschichtlich nur zu begründete Mißtrauen des Orientalen gegen den „Westländer" zu überwinden: lehrend müssen wir Lernende werden im Streben nach Erkenntnis der Tiefen der orientalischen Weltanschauung, lichtbringend müssen wir uns selbst verzehren nach dem Gesetz, daß man Werte, ja sich selbst opfern muß, um Kräfte zu erzeugen; im Reich des Islam heimischer werdend, haben wir uns doch stets nur als seine Gäste zu betrachten und ihm auf seiner geweihten Erde jene Ehrfurcht zu bezeugen, die der größte Dichter Englands „den Engel der Welt" genannt hat. Mit den idealistischen Exponenten des Problems aber haben die realistischen Faktoren die gleichen Funktionswurzeln gemeinsam. So wenig im Orient mit allgemeinen Kulturideologien, die nur zu oft nichts als Milchschwestern leeren Phrasentums sind, anzufangen ist, so lebendig wirkt sich dort das Gesetz aus, daß jeder Trieb der Ausgleichung menschlicher Gesittungsformen nur am Stamm ernster, opferfreudiger und pflichtenstrenger praktischer Zusammenarbeit und im Strom der geschichtlich bedingten und entwickelten Wirtschaftsgemeinschaft aller Nationen sich aufranken kann. Die Bagdadbahn mag als das äußerliche Wahrzeichen solcher Bindungen gelten; jenes Wort des Kaisers von dem deutschen Weltreich der Arbeit, in dem er die Erfüllung seiner Herrscherideale sehe, erscheint gleichsam als die Verfassungserklärung dieser Gemeinbürgschaft. Novus nascitur ordo! In ihrem Zeichen soll und wird Tatsache werden, was der große schwäbische Philosoph Karl Christian Planck vor mehr als sechzig Jahren ankündigte: „Der Zusammenbruch der stolzen Staatsweisheit Englands und der durch sie geschaffenen unnatürlichen selbstischen Zustände des Eigentums, der Arbeit und des Verkehrs der Völker, und mitten im allgemeinen Wanken und Erbeben der Staaten das Erstehen einer neuen schaffenden Ordnung der Dinge aus der Kraft und Tiefe des deutschen Geistes."

Rumäniens Abfall.

Von

Otto Freiherrn von Dungern.

Groß war die Entrüstung bei uns Deutschen, als Rumänien den Krieg erklärte, ebenso groß wohl wie in Ungarn, das doch unmittelbarer von diesem Verrat getroffen werden mußte. Unser Zorn war um so größer, als wir trotz aller schlimmen Berichte über die Stimmung in Rumänien, die uns und unseren Zeitungen seit Ausbruch des Weltkrieges zugeschickt worden sind, diese Kriegserklärung jetzt nicht erwartet hatten. Allein mit Entrüstung kann man weder einen Krieg gewinnen noch ein Volk strafen. Selbst für den niederträchtigen Überfall, durch den Rumänien seinen Feldzug gegen uns eingeleitet hat, ist Entrüstung eine wenig politische Antwort. Wie viele Scheußlichkeiten sind in diesem Kriege von allen unseren Feinden begangen worden! Die Ritterlichkeit, die schon unseren Eintritt in den Krieg ausgezeichnet und die uns auch während der ganzen Kriegführung bis heute nicht verlassen hat, scheint eben rein deutsch zu sein. In dem Moment, da Rumänien sich entschloß, unseren Feinden die Hand zu bieten, nahm es ganz natürlich auch ihre Methoden an, die vor keiner Grausamkeit zurückschrecken, um ihr Endziel zu erreichen: Eroberung, Zerstörung, Vernichtung. Rumäniens Heimtücke allein konnte ihm das reiche deutsche Siebenbürgen in die Hand spielen. Fruchtbarer als sittliche Empörung hierüber ist es aber doch, wenn wir versuchen zu verstehen. Jeden Verbrecher will sein Richter kennenlernen, bis zurück in die Kinderstube, und will ihm ins Herz sehen, ehe er die Strafe bemißt.

Was wissen wir Deutsche eigentlich von Rumänien? Wir kannten Carmen Sylva. Der eine oder andere hat durch ihre Dichtungen sich erzählen lassen von rumänischer Art und rumänischem Volksgeist. Wir wußten, daß Rumäniens König Carol ein Hohenzoller war und daß er in seinem Lande mit Aufopferung und deutscher Pflichttreue im Laufe seiner langen Regierung erstaunlich viel geleistet hat. Wer rumänische Papiere kaufte, hörte durch seinen Bankier von dem rumänischen Wohlstand; wer als Kaufmann dort Geschäftsverbindungen hatte, kam auch wohl einmal hinüber und konnte erzählen von glänzender Gastfreundschaft in der pariserisch geputzten Hauptstadt und auf den großen Gütern, von liebenswürdig-lockeren Sitten, von lustiger Verschwendung bei den Reichen und von Elend und Armut bei der großen Masse, den Bauern. Unserer Literatur hat Rumänien nur selten Anstoß zu

Darstellungen gegeben, aus denen sich etwas mehr lernen ließ, über dieses Land mit seinen sieben Millionen Einwohnern, das einen großen Teil unseres Getreides lieferte und durch das für uns die nächste Verkehrslinie nach Kleinasien, nach dem Orient geht. Und politisch? Vor längeren Jahren erschien in Deutschland ein vierbändiges Werk, allerdings (von Damenhand) unglücklich redigiert, aber von brennendstem politischen Interesse, ein wahres Lehrbuch praktischer Staatskunst: Tagebuchnotizen und Auszüge aus der Korrespondenz des Königs Carol, die ein lebensvolles Bild aus der schweren Zeit gaben, in der König Carol 1866—1881 Rumänien zu einem selbständigen Staat und Königreich und zu einem wichtigen Faktor im europäischen Wirtschaftsleben gemacht hat[1]); aber jede Neuausgabe politischer Memoiren aus dem achtzehnten Jahrhundert konnte bei uns eines größeren Erfolges sicher sein, als jenes Werk eines deutschen Prinzen auf dem oft gefährdeten Balkanthron. Allgemeine Sympathien hatte das rumänische Volk bei uns sicherlich nicht. Dafür haben wir es zu wenig gekannt; und ohne Kenntnis, ohne Wissen gibt es nun einmal bei uns Deutschen keine Sympathie.

Der deutsche Einfluß in Rumänien ist doch uralt. Er läßt sich zurückverfolgen bis in die Zeit der Hohenstaufen, als der deutsche Orden kolonisierend durch dieselben Karpathenpässe vordrang, durch die heute Rumäniens Heere in Siebenbürgen eingefallen sind. Das war noch vor der Zeit, in der siebenbürgisch-rumänische Grafen, wieder auf demselben Weg, in die Donau- und Pruthebenen hinunterzogen, um dort im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zum erstenmal selbständige rumänische Herrschaften ins Leben zu rufen. Durch alle Jahrhunderte haben seitdem Deutsche, meist siebenbürger Sachsen, in Rumänien als Kaufleute oder Handwerker gelebt. Aber merkwürdig: ihr kultureller Einfluß war verschwindend gering. Man bewunderte ihre Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, lernte aber von ihnen nicht, und wenn diese Deutschen durch Sparsamkeit und Fleiß zu Vermögen gekommen waren, dann beneidete man sie und wies sie oft genug aus dem Lande. Jedenfalls hat Eines diesen Deutschen immer gefehlt: die politische Verbindung mit der Heimat, die sich ja nur bilden kann, wenn der Mann in der Fremde weiß, daß er daheim ein Volk und einen König und ein Heer hat, die den versprengten Söhnen des Landes in nationaler Anfechtung immer mit mächtigem Schutz beistehen. Eine kleine deutsch-evangelische Gemeinde, wohl durchweg aus Siebenbürgern zusammengesetzt, hat, wie es scheint, seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Bukarest bestanden. Sie ist 1754 von König Carl dem Zwölften unter schwedischen Schutz genommen worden und hat erst 1844 diese Schutzgewalt mit der preußischen vertauschen können.

[1]) Die Herausgeberin, die Romanschriftstellerin Frau Mite Kremnitz, ist nicht genannt. König Carol hat ihr aus seinen Tagebüchern diktiert und aus seinen Briefschaften und Dokumenten ausgewählt, was er zur Veröffentlichung geeignet hielt. Dann hat er die Redaktion, die sie besorgte, genehmigt.

In den letzten Jahren zählte die deutsche Gemeinde in Bukarest, die sich nach vielen Streitereien erfreulicherweise mit der österreichisch-ungarischen auf guten Fuß gestellt hatte, eine ganze Anzahl vermögender Mitglieder, fast alles Kaufleute und reich gewordene Handwerker. Sie hat seit 1870 viel für die Belebung deutschen Geistes und deutschen Gemeingefühls unter ihren Mitgliedern getan, besaß ausgezeichnete Schulen, Gesangverein, Turnverein und andere nützliche Einrichtungen, hatte auch eine deutsche Zeitung, die durchaus national geleitet wurde. Aber die Interessen dieser Deutschen lagen doch ganz überwiegend auf materiellem Gebiet. Wenn man an ihren Festen teilnahm, bekam man kaum den Eindruck blühender geistiger Kultur. Der Kontakt mit den geistigen Führern des rumänischen Volkes war in diesen Kreisen erstaunlich gering. Ja selbst von einem gesellschaftlichen Verkehr mit der zum Teil doch deutsch gebildeten Schicht, die in Rumänien Politik macht und regiert, war da wenig zu spüren. Dies ist vielleicht auch ein Grund dafür, daß wir vor dem Krieg, trotz unserer ziffernmäßig überragenden Stellung unter den Ausländern, die in Rumänien leben, so wenig zutreffende Urteile über das Land und sein Volk gehört haben. Wer aus der deutschen Kolonie von dort zu uns kam oder wer hingereist war und sich im Kreise dieser Kolonie über Rumänien orientiert hatte, der wußte von Handel und Geschäft, von Bestechlichkeit und leichtem Gewinn Erstaunliches zu erzählen; er hatte auch ein fertiges Urteil über das Volk bei der Hand; aber in die politischen Stimmungen und Motive hatte er nur hineingeblickt wie der Spaziergänger, der über den Gartenzaun dem Treiben einer bunten Gesellschaft in einem abgeschlossenen Parke zugeschaut. Selbst zwischen den deutschen diplomatischen Vertretern und der Kolonie war der Kontakt gering, und der Hof, das deutsche Herrscherpaar, kam mit dem Leben in diesen deutschen Kreisen Rumäniens fast nur dann in Fühlung, wenn unerfreuliche Dinge, Streit oder Skandal vor den Thron gebracht wurden und ein betrogener Unternehmer bei dem Gerechtigkeitssinn des Königs Carol oder eine gequälte Frau bei dem guten Herzen der Königin Schutz suchten.

So werden wir auch jetzt nur schwer uns Rechenschaft geben können über das, was in Rumänien geschehen ist und geschehen mußte, damit es zu diesem Abfall kam. Wir ahnten ja nicht einmal, daß unsere Regierung mit der rumänischen seit dreißig Jahren einen regelrechten Schutzvertrag abgeschlossen hatte, und hätten noch vor zwei Jahren einfach sachlich widersprochen, wenn man uns gesagt hätte, Rumänien sei uns verbündet, plane aber Verrat.

Über diese engen politischen Beziehungen haben merkwürdigerweise auch die lebhaften Rumänen Verschwiegenheit bewahrt. Im Jahre 1883, als der Vertrag Rumäniens mit Österreich-Ungarn zustande kam, lagen die beiden Regierungen gerade in heftigster politischer Fehde miteinander. Allerdings spielte diese Fehde sich ab in den vornehmen Formen wissenschaftlicher Er-

örterung. Felix Dahn in seiner Schrift „Eine Lanze für Rumänien", Heinrich Geffcken (einer der Männer aus dem intimen Freundeskreise Kaiser Friedrichs), der Völkerrechtslehrer Franz von Holtzendorff, der französische Diplomat und Gelehrte Engelhardt, der italienische Internationalist Catellani und andere Männer von europäisch anerkannter Bedeutung haben damals geholfen, das junge rumänische Königreich gegen eine Vormundschaft Österreich-Ungarns zu verteidigen, die man in Rumänien fürchtete, weil Österreich-Ungarn durch die Großmächte mit dem Vorsitz in einer internationalen Kommission betraut werden sollte, die auf dem ganzen rumänischen Donaulauf, unabhängig von der rumänischen Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt, die Schiffahrt und den Handel beaufsichtigt hätte. Die Großmächte, die aus allgemeinem europäischen Interesse so handeln wollten, gaben den hartnäckigen Protesten und Bitten des kleinen Rumänien nach. Österreich-Ungarn aber war hochherzig genug, trotz dieser diplomatischen Zurückweisung Rumänien seinen Schutz zu versprechen, und Deutschland schloß sich alsbald dem Bunde an. Aber das waren Vorgänge, von denen die rumänische öffentliche Meinung nur erfuhr, was ihr schmeicheln konnte: nichts davon, daß ihre eigene Regierung in dem Augenblick, da sie ihre junge Selbständigkeit vor Europa erfolgreich durchgesetzt hatte, sich doch nicht stark genug fühlte, um politisch allein zu stehen. Es gehört zu den rätselhaften Dingen in der Geschichte der neuesten Zeit, daß dieser rumänische Vertrag mit den beiden deutschen Mächten nie veröffentlicht worden ist. König Carol wollte es durchaus nicht. Er verlangte die allerstrengste Geheimhaltung. Selbst die jeweiligen deutschen Botschafter in Konstantinopel erfuhren nichts davon, wenn sie nicht zufällig als frühere Staatssekretäre oder Gesandte in Bukarest Einsicht in die Akten bekommen hatten. In Rumänien selbst sind nur die jeweiligen Premierminister als Führer der Parteien von dem Könige eingeweiht worden, und selbst damit hat er sich nie beeilt. Bratianu, der Ministerpräsident war, als der Weltkrieg ausbrach, hat erst kurz vorher durch den König diesen Vertrag kennengelernt.

Das Bündnis — wenn man es so nennen darf, da es doch nicht von den Kammern genehmigt war — hat auch sonst nicht sichtbar auf die Gestaltung der offiziellen Beziehungen zwischen Rumänien und Deutschland oder Österreich-Ungarn eingewirkt. Im Jahre 1883 und in der nächsten Zeit danach ist allerdings weiteren Kreisen in Rumänien bewußt geworden, daß ihre Regierung auf eine freundschaftliche Haltung Österreich-Ungarn gegenüber Wert legte. Im Jahre 1878 hatten sich die bis dahin politisch vollkommen unselbständigen Rumänen Ungarns als nationale Gruppen organisiert, um mit einer scharfen Opposition gegen die Magyarisierungsversuche ihrer Regierung Front zu machen. Das wirkte natürlich im rumänischen Königreich nach und gab der bis dahin wenig hervorgetretenen irredentistischen Bewegung einen starken Aufschwung. Die nationalistischen Patrioten, die

an der Spitze dieser naturgemäß volkstümlichen Bewegung wirkten, mußten sich in die neue politische Orientierung ihrer leitenden Minister fügen. Aber es gab einsichtige Männer genug in Rumänien, die den Vorteil eines friedlichen Verhältnisses zu Österreich-Ungarn ohne weiteres einsahen und die sich in dieser Auffassung auch nicht beirren ließen, als Ungarn gerade in jenen Jahren durch recht energische Schutzzollmaßnahmen den rumänischen Ausfuhrhandel empfindlich schädigte.

Der Gegensatz zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn ist in der Frage der ungarischen Rumänen noch oft heftig angefacht worden, auch noch einmal in der Frage der Donauschiffahrt, als im Jahre 1899, unmittelbar nach Eröffnung eines verbesserten Schiffahrtsweges, den Ungarn im Auftrag der Großmächte zur Belebung der internationalen Schiffahrt auf der Donau in den Stromschnellen am Eisernen Tor hergestellt hatte, die Vorteile, die der neue Zugang zur ungarischen und deutschen Donau nach dem Willen Europas bilden sollte, durch scharfe ungarische Abgaben- und Kontrollmaßregeln in ihrem Wert für den internationalen Handel schwer beeinträchtigt wurden. Aber Österreich hatte 1854 Rumänien vor den Russen gerettet. Österreich hatte in konsequenter Politik im achtzehnten Jahrhundert durch gutes Einvernehmen mit der Türkei, im neunzehnten Jahrhundert durch energisches Auftreten gegen Rußland die Mündungen der Donau, den wichtigsten Handelsweg für den rumänischen Export, frei gehalten. Österreich hatte, als gegen seinen Willen 1866 ein Hohenzoller den Thron Rumäniens einnahm, sich auch mit dieser neuen Lage, die nicht nach dem Willen der österreichischen Politik war, freundlich abgefunden, sobald es sah, daß der neue Herrscher der Mann dazu war, die vernachlässigten rumänischen Lande kulturell zu entwickeln. Mit Österreich konnte man wohl in Einzelfragen streiten, aber man wußte, daß den Österreichern ein starkes Rumänien im Grunde willkommen war, als ein festes Bollwerk gegen die gefährlichen russischen Balkangelüste. Unterdessen hatten deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist in Rumänien immer stärkeren Fuß gefaßt, und die Beziehungen zu deutschen Handelskreisen, die dadurch entstanden, bildeten ein neues Band, das nach den damaligen Anschauungen von gegenseitiger politischer Versicherung gegen Kriegsgefahr entscheidender war als Freundschaftsversicherungen, und auch wichtiger als trennender Streit und Widerspruch in Einzelfragen. Immerhin lernte die öffentliche Meinung in Rumänien allmählich wohl unterscheiden zwischen reichsdeutsch und österreichisch-ungarisch. Gerade dieser Gegensatz ist dann leider während der Balkankriege auf das denkbar schärfste zum Ausdruck gebracht worden.

Aber damit kommen wir auf die Zeit, in der sich für Rumänien ein höchst überraschender Umschwung in den Beziehungen zu dem anderen großen Nachbar, zu Rußland, vollzogen hat.

Ganz unbegreiflich erscheint uns das Verhalten Rumäniens Rußland

gegenüber. Da haben wir nicht so sehr das Gefühl der Empörung über rumänischen Undank, als einer ungläubigen Verwunderung. Es ist so sonnenklar, daß selbst ein glänzender russischer Sieg, der Rußland alle möglichen wertvollen Errungenschaften bringen würde, doch die russischen Gelüste nach Herrschaft über das rumänische Land nicht auslöschen könnte, ja viel eher anstacheln müßte. Die Idee eines Sieges ist für Rußland gleichbedeutend mit Vordringen auf dem Balkan. Das Rußland, das die Welt erobern will, wünscht nicht nur, nein es braucht absolut freien Ausgang zum Mittelmeer. Die Öffnung der Meerengen bei Konstantinopel für den russischen Handel kann nicht genügen. Das haben die letzten Kriege der Türkei gezeigt, in denen, 1912 gegen Italien, 1913 gegen Griechenland, die Dardanellen lange Zeit gesperrt waren. Solange Europa oder irgend eine Großmacht seine Hand schützend über der Türkei hält, solange die türkische Herrschaft über die Meerengen gebietet, ist Rußland nicht sicher, seine Ausfuhr aus seinen Häfen am Schwarzen Meer — eine Lebensfrage für die russische Volks- und Staatswirtschaft — sicher herauszubringen. Dazu kommt dann natürlich, daß eine Großmacht, die überseeische Interessen hat, diesen Interessen auch gern mit ihren Machtmitteln, mit ihrer Flotte nachgehen will. Vorläufig hielt aber die Türkei, oder vielmehr England, das die Türkei dahin instruierte und darin stützte, die Meerengen für Kriegsschiffe geschlossen. Ob Rußland Konstantinopel selbst in dem Frieden, auf den es hinstrebt, bekommen würde, oder ob es sich nur diesem Ziel nähern würde, immer bleiben die ehemaligen Donaufürstentümer eine natürliche, nämlich die geographische Brücke dorthin. Wer Konstantinopel hat oder haben möchte, der will auch den Balkan, zumal wenn er schon auf der anderen Seite, am nordöstlichen Einfallstore zum Balkan, sitzt.

Noch etwas anderes kommt hinzu. In der Frage der Donauschiffahrt und der Ausfuhr aus den Donauhäfen besteht ein natürlicher Gegensatz zwischen Rumänien und Rußland. Alle Welt kennt die russische Rücksichtslosigkeit; Rumänien selbst hat darunter mehr als ein Jahrhundert lang schwer gelitten: diese Faust des Russen, der, um den eigenen Vorteil zu fördern, Länder und Völker, die ihm weniger am Herzen liegen, als seine russische Erde und seine russischen Bauern, ohne Rücksicht auf Verträge und Versprechungen knebelt. In dem Augenblick, wo Rußland die Hand auf den Bosporus legen könnte, würde es den rumänischen Handel, der auch die freie Durchfahrt durch die Meerengen braucht, um das rumänische Getreide und Erdöl abzusetzen, ganz gewiß nur Schwierigkeiten in den Weg legen, bis womöglich dieser Handel, auf dem Rumäniens Gedeihen beruht, ganz vernichtet wäre. Da wäre dann vielleicht noch das Beste, was Rumänien geschehen könnte, daß es als russische Provinz mit hineingezogen würde in die Staatengemeinschaft des moskowitischen Zaren und so Aussicht bekäme, aus eigenem russischen Interesse eine Förderung seines Wohlstandes zu erfahren. Das würde aber nur geschehen

um den Preis rumänischen nationalen Lebens, rumänischer Sprache und Kultur und rumänischen Volkstums.

So urteilen wir. Eine solche Entwicklung sehen wir als logisch notwendig voraus; denn wir denken dabei nur weiter auf der Gedankenlinie, die uns die Beobachtung russischen Verhaltens anderen Völkern und Ländern gegenüber diktiert, die von den Zaren unterworfen worden sind; denken an die Geschichte des russischen Benehmens gegen die Rumänen in früherer Zeit. Schon 1773 haben die Drangsalierungen der Rumänen durch Rußland, die immer wiederholten, oft jahrelangen Besetzungen der Fürstentümer Moldau und Walachei durch russische Heere und die planmäßige Unterdrückung rumänischer Selbständigkeit während dieser Besetzungsperioden begonnen. Was uns das Vertrauen Rumäniens Rußland gegenüber vollends unbegreiflich macht, ist, daß die letzte derartige Besetzung mit ihrer Gewaltherrschaft und Rücksichtslosigkeit heute noch im Gedächtnis aller älteren Rumänen fortlebt. Schon der Abschluß der Konvention, durch die Rußland 1877 von Rumänien die Einwilligung des Landes zum Durchmarsch der russischen Heere nach dem Balkan erreichte, kam unter Drohungen zustande, die beinahe einem Zwang glichen. Als dann 1878 im Vorfrieden von Adrianopel und im Frieden von San Stefano Rußland Bessarabien zurücknahm und sich in Rumänien ein Sturm der Empörung hierüber erhob, ließ die russische Regierung ihre Etappentruppen, die in der Walachei standen, einfach im Lande vorrücken, und hätte sich nicht das rumänische Heer auf Befehl seines klugen Fürsten Carol damals in der Erkenntnis der Nutzlosigkeit eines bewaffneten Widerstandes gegen den übermächtigen Nachbar planmäßig Schritt für Schritt bis in den äußersten Westwinkel der Walachei zurückgezogen, und hätte sich nicht die öffentliche Meinung Europas damals einmütig auf die Seite der betrogenen Rumänen gestellt — wer weiß, ob nicht in jenen Tagen schon Rumäniens Selbständigkeit der russischen Gewalt zum Opfer gefallen wäre.

In der Tat herrschte bei den Rumänen bis kurz vor dem Weltkrieg ein glühender Haß gegen Rußland. Nicht nur die intelligenten Staatsmänner und die Offiziere, auch die minder Gebildeten und die Frauen und selbst die Bauern trugen alle die Erinnerung an den russischen Schrecken im Herzen. Die Kinder lernten die Geschichte von dem russischen Grauen in der Schule und aus den Erzählungen der Eltern und Großeltern. Die junge rumänische Literatur und Geschichte und selbst die Tagespresse waren voll davon, und Grenzplackereien und fortwährende Grenzzwischenfälle, in denen das kleine Land Mühe hatte, seine Würde dem rücksichtslosen großen Nachbar gegenüber zu bewahren, nährten die Angst vor russischer Überwältigung. Wirklich im Herzen des rumänischen Volkes lag diese Angst, nicht nur in seinen Traditionen und in seiner verstandesmäßigen Überlegung. Denn das rumänische Bauerngemüt, das dem deutschen in mancher Weise ähnelt, kennt auch, im Gegensatz zu dem anderer Völker, dasselbe Gefühl für Dankbarkeit

und dieselbe Empfindung von Pflicht und Treue, die wir nicht nur im täglichen Leben gelten lassen, sondern auch mit hinübernehmen in unsere Anschauungen von dem Verhältnis der Völker zueinander. Und gerade diese rumänischen Gefühle waren von den Russen im letzten russisch-türkischen Kriege auf das empfindlichste verletzt worden. In der schon erwähnten Konvention über den Durchmarsch russischer Truppen im Jahre 1877 hatte der Zar ausdrücklich die Integrität Rumäniens garantiert. Rumäniens Heer hatte die Russen, als ihre Lage im Herbst 1877 vor Plewna verzweifelt war, gerettet, hatte den Umschwung im Kriege zugunsten des russischen Sieges herbeigeführt. Da war also ein heiliges Kaiserwort und ein überzeugender Grund zur Dankbarkeit. Aber wenige Tage schon, nachdem die rumänischen Truppen vor Plewna das Los des Krieges hatten entscheiden helfen, war dem rumänischen Fürsten und seiner Regierung auf Befehl des Zaren mitgeteilt worden, daß Rußland als Frucht des Krieges das rumänische Bessarabien für sich nehmen werde: ein Undank, wie er gröber in der neueren Geschichte bis dahin kaum vorgekommen war.

Trotz alledem glaubt heute Rumänien wieder den russischen Versprechungen. Wie ist dies möglich?

Man kann die Antwort in zwei Worten zusammenfassen: Der Rumäne denkt eben nicht wie wir, und wenn er gleicher Gefühle, wie wir, fähig ist, so sagt dies nicht, daß er sich von solchen Gefühlen auch ebenso wie wir leiten läßt. Für das rumänische Empfinden und Überlegen ist es heute durchaus möglich, daß Rußland sich dieses Mal ganz anders verhält, wie bisher stets; daß dieses Mal das Wort des Zaren wirklich etwas gilt und die Pläne der russischen Politik wirklich sich mit dem Gedanken abgefunden haben, in Zukunft friedlich unter voller Anerkennung und Achtung des schwächeren Freundes die rumänische Selbständigkeit zu achten und die rumänischen Interessen uneigennützig zu fördern, auch wenn nicht mehr die Not des Augenblicks zwingt, in demütigender Weise bei dem kleinen Nachbar um Hilfe zu betteln.

Dieser Umschwung hat sich vorbereitet in den Tagen der Bukarester Konferenz 1913. Noch während des zweiten Balkankrieges war Rußland entschieden rumänenfeindlich und hat mehr als einmal in Bukarest drohende herrische Sprache geführt. Aber dies wurde plötzlich anders, als Bulgarien aufhörte, Rußland zu gehorchen.

Damit kommen wir auf einen anderen wesentlichen Faktor im politischen Fühlen und Denken des rumänischen Volkes: das Verhältnis zu den Bulgaren.

Die Beziehungen der Rumänen zu den Bulgaren sind eigentümlicher Art, wenn man nach guter deutscher Gepflogenheit auch hier „verstehen", das heißt aus unverrückbar feststehenden Ursachen die Erscheinungen folgern will. In politischer Hinsicht müssen diese Ursachen natürlich geschichtliche Erfahrungstatsachen oder wirtschaftliche Interessen sein oder müssen sich als angeborene Rassengegensätze oder Anziehungspunkte begreifen lassen. Zwischen

der bulgarischen und der rumänischen Rasse ist nicht die geringste Verwandtschaft. Das wird jedem sofort klar, der einmal sich in Bukarest auf die Bahn setzt und in Sofia wieder aussteigt. In Bukarest auffallend schöne Frauen, geschmeidig, freundlich, entgegenkommend, in den Vorstadtwinkeln, wo traurige Not herrscht, wie in den übereleganten Salons der pompösen Villen im Zentrum dieses modernen, nach Pariser Geschmack aufgebauten Mittelpunktes europäischer Kultur auf dem Balkan; bei der Armut wie bei der mehr oder minder geschminkten und gebildeten Eleganz. Und die Männer lebhaft, mitteilsam, augenscheinlich immer ganz dem Interesse, das sie gerade beherrscht, hingegeben, mag es sich nun um geistigen oder kulturellen Fortschritt in ihrem Vaterlande handeln, für den sie mit Leidenschaft und Aufopferung arbeiten, oder um die Sorgen wegen der Mißstände und reformbedürftigen Unzulänglichkeiten, die das neue Rumänien aus der früheren Zeit der Unfreiheit herübergenommen hat und bisher nicht überwinden konnte, oder um egoistische Interessen, denen der Gutsbesitzer oder Rechtsanwalt oder Kaufmann seine Tätigkeit weiht, oder oft nur um die oberflächlichen Freuden intensiven Lebensgenusses, die für so manchen Rumänen den einzigen Inhalt seiner Gedanken und Bestrebungen bilden. In Bulgarien dagegen ruhige Straßen, zurückhaltende Männer, die sich lieber erzählen lassen, als daß sie selbst den Fremden von der Größe und den Wundern ihres Landes und Volkes unterhielten, aber hinter der Gemessenheit offenbar eine energische Entschlossenheit und hinter dem Schweigen Gedanken, die ein großes Ziel verfolgen, vielleicht noch ohne sich über die Möglichkeiten recht klar zu sein, aber darum nur desto verwegener und vorsichtiger und schlauer zugleich. Und die Frauen? Sie treten zurück. Auch in Bulgarien gibt es schöne Frauen, aber man sieht sie noch nicht. Man muß im Lande leben, um sie kennen zu lernen. Sie drängen noch nicht der Straße ihr Bild auf. — Ebenso groß sind auch sonst die Unterschiede. Die Donau, die seit Jahrhunderten fast auf dem ganzen Lauf der bulgarisch-rumänischen Grenze die beiden Völker voneinander schied, hat eine scharfe Trennung begünstigt.

Merkwürdigerweise ist es nicht immer so gewesen. In den Zeiten der großen bulgarischen Kaisertümer im neunten und zehnten Jahrhundert und dann auch noch später im zwölften Jahrhundert gehörte die Walachei und zeitweise auch die südliche Moldau zum Herrschaftsgebiet der Zaren von Bulgarien, die dicht an der Donau, in Tirnowo, ihren ältesten Königssitz hatten. Die letzte große bulgarische Dynastie der Aseniden soll, wie glaubhaft versichert wird, rumänischen Stammes gewesen sein, allerdings vom Blute jener anderen versprengten Rumänen, die schon unter byzantinischer Herrschaft in Mazedonien ein selbständiges Volkstum bildeten.

Wegen dieser mazedonischen Rumänen, der sogenannten Kutzowalachen, ist der heutige scharfe Gegensatz zwischen Bulgarien und Rumänien entstanden. Aber dies fällt in die neueste Zeit. Als 1877 die Russen Bulgarien von der

mohammedaniſchen Herrſchaft befreit hatten, kam ihnen dieſes Ergebnis merkwürdigerweiſe etwas überraſchend, obwohl ſie doch für die Befreiung der Balkanvölker den Krieg mit der Türkei unternommen hatten. Sie wußten nicht, was mit dem Lande anfangen. Bulgarien zur ruſſiſchen Provinz machen, das ging nicht an, das hätte damals England nicht erlaubt. Es mußte alſo ein ſelbſtändiger Staat gebildet werden. Aber für dieſen Staat hatte man keinen Fürſten und keine Regierung bereit. Darum bot Ignatiew, der diplomatiſche Organiſator des Krieges, die Krone im neugebildeten Bulgarien dem Fürſten Carol von Rumänien an, deſſen diplomatiſche und finanzielle und organiſatoriſche Talente ſich bereits in den Donaufürſtentümern glänzend bewährt hatten. Aber Karl von Hohenzollern lehnte ab; aus deutſcher Gewiſſenhaftigkeit. Was er bis dahin in Rumänien geleiſtet, das hatte ihm nur gezeigt, wie viel noch dieſem Land fehlte, wie viel Arbeit es da noch für ihn gab und wie verlockend dieſe Arbeit in ſeinem reichen und nur durch Vernachläſſigung jammervoll heruntergekommenen Lande war. Noch einmal, nach der Vertreibung und Abdankung des Fürſten Alexander von Bulgarien im Jahre 1886, iſt ihm die bulgariſche Krone und eine Perſonalunion zwiſchen Rumänien und Bulgarien angeboten worden, und zwar damals von dem leidenſchaftlichen Feind ruſſiſcher Art, von Stambulow, dem ehrlichen bulgariſchen Patrioten. Aber wieder lehnte König Carol ab. Dieſes Mal hat es ihm nicht an Selbſtvertrauen gefehlt. Er hätte damals wohl die Laſt auf ſich genommen, zwei ſo ganz verſchiedene Völker gleichzeitig nach den Grundſätzen deutſcher Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue einer fortſchrittlichen Entwicklung zuzuführen. Aber er ſagte ſich, daß die beiden Völker ihrem Weſen nach zu verſchieden ſeien, um auf gemeinſamen politiſchen Wegen, wie das eine Gemeinſamkeit der Dynaſtie mit ſich gebracht hätte, ohne ſchädliche Reibungen ihre angeborenen Gaben und ihre natürlichen Hilfskräfte frei zu entwickeln.

Seit der Vereinigung Oſtrumeliens mit Bulgarien im Jahre 1885 ſind die Blicke der Bulgaren auf Mazedonien gelenkt worden. Die leichte Durchführung jener Erwerbung und der glückliche Ausgang des Krieges, den ſie deshalb gegen das eiferſüchtige Serbien führen mußten, haben den Bulgaren gezeigt, daß ſie bei geſchickter Ausnutzung der politiſchen Lage trotz ihrer Jugend als Staat wohl imſtande waren, ihr Reich auf dem Balkan zu vergrößern. Schon die Abtretung eines kleinen Gebietsſtreifens bei Siliſtria an Rumänien, womit ſich der damalige bulgariſche Miniſterpräſident für die Neutralität der Rumänen im Kriege mit Serbien erkenntlich zeigte, hat im Lande den ſchärfſten Widerſpruch und leidenſchaftliche Ausbrüche von Rumänenhaß hervorgerufen. Aber vor allem waren es die Konflikte in Mazedonien, die bald darauf Rumänien und Bulgarien widereinander in Harniſch brachten. Die Rumänen nahmen ſich ihrer ſtamm- und ſprachverwandten Brüder in Mazedonien an, errichteten dort Schulen und Kirchen, verteilten Geldmittel

und erwirkten bei der Pforte durch kluge diplomatische Künste Vergünstigungen. Die Bulgaren aber betrachteten ganz Mazedonien als einen Teil ihres Reiches, der ihm nur noch nicht angegliedert werden konnte, solange Westeuropa die Auflösung der hinsiechenden Türkei verhinderte. Dieser Konflikt hat die beiden Völker in den letzten zwanzig Jahren und bis kurz vor dem ersten Balkankrieg immer wieder gegeneinander aufgebracht und hat allmählich eine Feindschaft erzeugt, die bis in die Hütten der Bauern drang. Es kam zu politischen Verfolgungen und Morden. Die rumänischen Gemeinden, die es seit alter Zeit in einigen Donaustädten Bulgariens gab, schrumpften zusammen, rumänische Schule und Sprache verschwanden. Auf der anderen Seite wurden die Bulgaren, die in einem Teil der 1878 von Rumänien annektierten Dobrudscha wohnten, drangsaliert und zur Auswanderung getrieben. Nur den zahlreichen Bulgaren, die jedes Jahr im Sommer nach Rumänien kamen und dort wegen ihrer Künste als Gärtner und ihres größeren Fleißes die begehrten Lieferanten der besten Gemüse und der schönsten Blumen waren, ließ man diesen Haß nicht fühlen, weil man sie eben brauchte. Aber hätten die Regierungen dem Willen demagogisch veranlagter Köpfe in ihren Ländern freien Lauf gelassen, so wäre es schon vor den Balkankriegen zu einem bewaffneten Konflikt zwischen den beiden Uferländern der unteren Donau gekommen.

Im Augenblick, da der erste Balkankrieg ausbrach, verschärfte sich der Gegensatz zwischen Rumänen und Bulgaren außerordentlich. Man hat damals und auch heute wieder diesen Gegensatz stets unter dem Gesichtspunkt einer rumänischen Ländergier aufgefaßt und hat es den Rumänen bitter zum Vorwurf gemacht, daß sie, höchst unmoralisch, von den blutigen Anstrengungen und heroischen Siegen der anderen christlichen Balkanstaaten Nutzen ziehen wollten, ohne selbst einen Mann zu opfern. Darin liegt eine starke Verkennung der tatsächlichen Lage. Mit Griechenland hatte Rumänien erst 1911 nach langem erbitterten Streit Frieden geschlossen und die diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen, aber mit Bulgarien bestand die heftige Spannung noch fort. Zur Türkei dagegen stand die rumänische Regierung in dem denkbar freundschaftlichsten Verhältnis, und zwar aus dringendem politischen Interesse: Rumänien wünschte eine starke Türkei in Konstantinopel, um die Russen von dort fernzuhalten. In solcher Lage hat sich im Herbst 1912 Rumänien doch aus Solidaritätsgefühl mit den anderen christlichen Balkanvölkern dem Mohammedanismus gegenüber zu vollkommener Neutralität erboten und hat dafür von Bulgarien, das nun seine nördliche Grenze vertrauensvoll entblößte, nicht einmal einen baren Lohn ausbedungen, wie ihn die Regierung des Fürsten Alexander 1885 für Rumäniens Neutralität im serbisch-bulgarischen Kriege bereitwillig gegeben hatte. Rumänien verlangte von dem bulgarischen Ministerpräsidenten Danew 1912 eine künftige Erfüllung alter, nach rumänischer Auffassung durchaus berechtigter Wünsche, die eine

Grenzberichtigung in der Dobrudscha zum Ziele hatten, aber nur im Falle Bulgarien seine Macht auf dem Balkan stark ausdehnen sollte, und verlangte dies aus dem Grunde, weil nur so vor Europa bewiesen werden könne, daß auch Rumänien befugt sei, in den politischen Angelegenheiten der Balkanhalbinsel ein Wort mitzureden. Es war das eine Verteidigungsmaßnahme, nicht reine Erwerbssucht. Der alte Gedanke des Gleichgewichts unter den kleinen Balkanstaaten, der 1885 Serbien die Waffen hatte ergreifen lassen, als Bulgarien sich machtvoll ausdehnte, lebte auf. Wenn jetzt die Balkanstaaten alle ihr Gebiet vergrößern wollten, dann wurde Rumäniens Stellung indirekt erschüttert. Daß die rumänische Politik dem beizeiten entgegenarbeitete und daß sie dabei womöglich ohne eigenes Blutvergießen ihr Ziel erreichen wollte, wird man selbst bei Anwendung der saubersten Moralgrundsätze auf die Politik kaum unrecht nennen dürfen.

Bulgarien war jedoch in der diplomatischen Methode den Rumänen überlegen. Danew verhandelte wohl mit Rumäniens Vertretern über die Grenzverbesserung in der Dobrudscha, aber er wußte diese Verhandlungen solange hinauszuziehen, bis die Niederlage der Türkei vollendet und Bulgariens siegreiche Armee wieder verwendbar schien. Gleichzeitig organisierte Danew eine überaus heftige Opposition der öffentlichen Meinung in Bulgarien, die mit dem Selbstgefühl der neuen Größe leidenschaftlich gegen jede Gebietsabtretung Einspruch erhob.

Rumänien hat sich damals einem Schiedsgericht gefügt, das schließlich infolge eines russischen Vermittlungsversuches in Petersburg durch eine Konferenz der Botschafter der Großmächte zustande kam. Obwohl in dieser Konferenz Rußland sich ganz auf Bulgariens Seite stellte, gelang es doch dem deutschen und österreichischen Vertreter, die Konferenz von der Gerechtigkeit des rumänischen Standpunktes zu überzeugen, so daß kurz vor dem zweiten Balkankriege wenigstens die Grenzstadt Silistria, die im Mittelalter schon zum Herrschaftsgebiet rumänischer Fürsten gehört hatte, von Bulgarien abgetreten wurde.

Auch für Rumäniens Eingreifen im zweiten Balkankrieg, der dann die Entscheidung gebracht und Bulgarien von der Gnade seiner Gegner abhängig gemacht hat, wird ein künftiger Historiker aus dem genauen Studium der diplomatischen Vorverhandlungen vielleicht einen etwas günstigeren Eindruck gewinnen, als ihn damals die öffentliche Meinung bei uns sich bilden mußte. Wie dem auch sein mag — jedenfalls sah diesesmal das rumänische Vorgehen heimtückisch aus, und König Carols Regierung und Volk hatten alsbald ganz Europa gegen sich: in Deutschland, in Frankreich, Italien, Amerika, vor allem auch in England, wo man am wenigsten von Rumänien wußte und seit jeher die Rumänen nur verächtlich und abweisend behandelte, wütete die Presse gegen das perfide Rumänien. England hatte damals einen Journalisten, auf den es gern hörte, wenn er in seinen Artikeln aus inter-

essanten Plätzen politische Stimmung machte: Dr. Dillon; derselbe Dr. Dillon, der in Durazzo während der kritischen Tage der Ära Wied für seine Telegramme an den Daily Telegraph mehr Gebühren abführte, als die Korrespondenten aller anderen Völker zusammen; der Dr. Dillon, der im Sommer 1914 die Konferenz zur endgültigen Regelung der griechisch-türkischen Inselfrage zusammengebracht hätte, wäre nicht der Weltkrieg entstanden. Ende Juli 1913 eilte Dr. Dillon nach Bukarest. Das bulgarische Drama hatte sich unheimlich schnell vollendet. In Bukarest versammelten sich nach einem machtvollen persönlichen Appell des Königs Carol, der alle Fäden in der Hand hielt, die Friedensgesandten der christlichen Balkanstaaten. Die Türken, die auch teilnehmen wollten, wies König Carol ab; noch herrschten ja auf der Pforte die alten Methoden: die Türken hätten die Verhandlungen verlangsamt, und die Teilnahme der Türkei hätte ein Eingreifen der Großmächte, die vorläufig einigermaßen verblüfft beiseite standen und gelassen ihre Presse in Entrüstung schwimmen ließen, mit Sicherheit zur Folge gehabt. Rumänien aber wollte allein den Konflikt zu gutem Ende führen.

Die Konferenz war kaum zusammengetreten, da drahtete Dr. Dillon über die Rumänen freundliche Berichte: gewisse Großmächte intrigierten gegen die Konferenz, aber Rumänien wolle den Frieden! Gewisse Großmächte wollten eine europäische Konferenz, aber Rumänien wolle zeigen, daß man schneller und leichter arbeiten kann, als die Londoner Botschafter in endlosen Sommersitzungen, die sie eben mit kläglichem Resultat abgeschlossen hatten! Also müsse man sich über die Rumänen freuen: schnellen Frieden wollten sie, Ende des Blutvergießens, Ausgleich des Völkerhasses — nicht eigene Eroberung. Das lasen die Engländer und fanden, daß in Rumänien tüchtige Männer am Ruder seien, und in einer Woche war die Stimmung völlig umgeschlagen.

In der Tat, Rumänien hat sich damals, widerwillig genug, zur schwersten Form der Klugheit gezwungen, zur Mäßigung. Alle anderen Völker wollten restlos festhalten, was ihre Heere besetzt hatten, nur Rumänien ging voran mit einem Beispiel dafür, daß Weisheit und die Hochachtung der Welt größeren politischen Gewinn bedeuten kann, als Eroberungen. Das war König Carols ganz persönliche Politik. Er saß still in seinem Schloß, und sein Name wurde bei den Verhandlungen seiner Minister gar nicht genannt. Aber nach jeder Konferenzsitzung brachte man ihm schnell — ich glaube nicht, daß dies bisher bekannt geworden ist — die nassen Kladden der Protokolle. Dann strich er ganz selbständig, was ihm nicht paßte, stilisierte wohl auch ein wenig, und am nächsten Tage wurden die Protokolle in Reinschrift harmlos der Sitzung vorgelegt und jedesmal ohne den geringsten Widerspruch gutgeheißen. Rumänien erklärte also gleich, daß es von seinen ganzen Eroberungen nur einen Grenzstreifen in der Dobrudscha behalten werde, und kam darauf hin mit Bulgarien sofort zum vollen Einverständnis, so daß noch

während der zehntägigen Konferenz in Paris bulgarische Staatsmänner von künftiger Freundschaft und kommendem, friedlichem politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeiten der beiden Völker sprachen; und Frankreich war nicht rumänenfeindlicher als die Bulgaren: Rumänien gewann Boden.

Aber die Entscheidung sollte von Berlin kommen. Rumänien brachte es mit aller Überredung nicht fertig, die Griechen, die Kavalla und das ganze Hinterland besetzt hielten, zu einer Preisgabe dieser Eroberung zu bringen. Die Bulgaren wollten aber lieber zu Grunde gehen, als hierauf verzichten. Persönliche Vermittlung des deutschen Kaisers hat einen Weg geebnet: Kavalla blieb Griechenland, das reiche Hinterland mit seinem wertvollen Tabakbau fiel an Bulgarien.

Immerhin gaben die Bulgaren, die inzwischen auch von den Türken in die Enge getrieben wurden, erst dann nach, als ihnen von Österreich-Ungarn und Rußland gewisse Zusicherungen gemacht worden waren, daß durch das Tribunal der Großmächte eine Revision des Friedens kommen werde — nicht zum Vorteil Griechenlands. Dies war aber nun gerade, was König Carol vermeiden wollte. Rumäniens diplomatischer Erfolg konnte nur dann ein voller sein, — nur dann konnte durch einen solchen Erfolg die Geringfügigkeit des rumänischen Landgewinnes ausgeglichen werden, wenn Rumänien als der endgiltige Friedensstifter, der Schiedsrichter auf dem Balkan, aus der Konferenz hervorging.

Auch hierzu hat der deutsche Kaiser geholfen: die deutsche Regierung entschied sich gegen eine Revision. Das war keine Unfreundlichkeit für Bulgarien; es bedeutete einfach Frieden! Erholung war dem Balkan nötig, und ganz Europa wollte ein Ende sehen. Beratungen waren immer gefährlich. Europa hatte lange genug unter den Unsicherheiten der Londoner Botschafterkonferenz gezittert. Jetzt sollte Ruhe werden.

Den Hauptvorteil von der endgiltigen Anerkennung des Bukarester Friedens am 10. August 1913 hatte Rumänien: der ganze Balkan suchte fortan seine Freundschaft und seinen Rat und dankte es so der rumänischen Diplomatie, daß sie die Balkanstaaten von der Last jener europäischen Vormundschaft befreit hatte, die sich aus den Friedensabmachungen von 1856 und 1878 ergab.

Leider fiel in diesen Erfolg, den Rumänien aufrichtig und öffentlich dem deutschen Kaiser dankte, ein bitterer Tropfen. Alle Mächte, auch Rußland, hatten sich schnell mit dem Verzicht auf die Revision des Bukarester Friedens abgefunden, nur Österreich-Ungarn nicht. In Wien glaubte man künftige wirkliche Ruhe auf dem Balkan besser durch einen schnellen Eingriff zu fördern, als dadurch, daß man den Bulgaren zunächst einmal Zeit zu friedlicher Erholung und ruhiger Vorbereitung eines künftigen Rachekrieges ließ. Österreich-Ungarns Regierung blieb isoliert und mußte nachgeben. Aber ihr Auftreten hat ihr auch sehr gemäßigte und vernünftige rumänische Politiker

entfremdet. — Heute erscheinen uns diese Dinge in anderem Licht. Die bulgarische Frundschaft war doch kein schlechter Stein im Brett, auch wenn sie damals ein stiller Dank für Hilfsbereitschaft bleiben mußte.

Eines wurde jedenfalls gleich nach der Bukarester Konferenz offenbar: der Balkan steuerte einem neuen Krieg entgegen, einem Rachekrieg Bulgariens um die mit so kostbaren Blutsopfern eroberten und dann jählings wieder verlorenen mazedonischen Lande. Die Konstellation der Großmächte aber in ihrem Verhalten zu den einzelnen Balkanstaaten hatte sich völlig geändert. Rußland war zum Feind der Bulgaren geworden und stellte sich offen auf die Seite Rumäniens. Der Riß in dem alten österreichisch-rumänischen Bündnis, das man eben noch einmal erneut hatte, war da!

Wenn Rußland eine politische Schwenkung macht, dann tut es ganze Arbeit. Die gewinnende Hinneigung zu Rumänien bekam sofort eindrucksvolle Form.

Der erste Schritt war, daß Rumänien von Rußland eingeladen wurde, auf dem Fuße voller Gleichberechtigung als souveräner Staat mit Rußland zusammen in Konstantinopel einen diplomatischen Schritt zu tun, der zum Schutze der gleichartigen Schiffahrtsinteressen von der Türkei Garantien für eine Offenhaltung der Dardanellen in künftigen Kriegen verlangen sollte: eine Lebensfrage für den Handel der Rumänen so gut wie der Russen.

Ein zweiter Schritt waren Heiratspläne zwischen den Herrscherhäusern. Sie sind damals gescheitert: gegenseitig verbreiteten die Höfe Nachrichten, die dem anderen die Ablehnung zuschoben; jedenfalls war der Grund wirklich, daß die jungen Fürstenkinder aneinander nicht genug Gefallen fanden, um ihr Lebensglück der Politik ihrer Länder unterzuordnen.

Das Außerordentlichste aber, das Große, das auf die Massen Eindruck machte, war der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland in Konstanza im Juni 1914. Nie hatte Kaiser Wilhelm seinen Zollernvetter und seine Wiedische Cousine in Rumänien besucht. Das hob noch die Bedeutung der Sache. Das war so deutlich: mit einem Schlage hat Rumänien damals den alten bitter genährten Groll gegen Rußland vergessen. Die Unterredungen waren kurz und harmlos. Über politisches Verhalten wurde gar nicht verhandelt, auch nicht zwischen König Carol und Sasonow. Einer der russischen Herren aus der Umgebung des Zaren sprach mit einem der rumänischen Minister von der neuen Freundschaft; dabei meinte der Russe leichthin: „Und, nicht wahr, Bessarabien ist vergessen?" „Es ist eine Legende geworden, die unsere Großmütter den Enkeln erzählen, wenn sie abends vor den Häusern sitzen," war die feine Ablehnung. Aber was bedurfte es der Worte: die Welt sah und staunte: Rußland hatte langen alten Streit begraben, Rumänien hatte einen neuen Freund — und dieser Freund war so groß und stark; von dem Tage an ist bei dem lebhaften Rumänen der Glaube an russische Unerschöpflichkeit und Unbesiegbarkeit gewachsen und hat sich ein-

gewurzelt und Geschichte und Erinnerung und nüchterne politische Überlegung langsam eingeschläfert, bis selbst Rumäniens Ministerpräsident Bratianu, der Sohn des bittersten Russenhassers, den Rumänien je gehabt, daran glaubte, wie an eine Wahrheit, die nichts erschüttern kann — nicht einmal deutsche Siege.

Neben Rußland aber trat sofort geschäftig und klug sein französischer böser Geist und warf seine feinen Netze über die rumänische Intelligenz.

Die Rumänen haben schon im achtzehnten Jahrhundert angefangen, französisch zu lernen, aber nicht von den Franzosen, sondern von den Griechen und Russen, die damals als Bedrücker und Blutsauger durch ein korruptes Beamtentum den Donaufürstentümern Bildung und europäische Sitte beibringen wollten. Noch um 1800 wußte man in Frankreich gar nichts von den Rumänen und ihrem Land und ihrer Sprache, aber auch die Rumänen wußten noch so gut wie nichts von Frankreich. Selbst bis 1848 war der persönliche Kontakt gering, viel geringer als wir annehmen, wenn wir lesen, daß rumänische Edelleute damals schon gern nach Paris gingen. Das waren doch nur sehr wenige. Viel öfter reisten sie bis dahin nach Wien und Leipzig und Heidelberg.

Rumänien war damals nichts; eine mißhandelte, ausgeplünderte türkische Provinz mit einem jammervoll unterdrückten Bauernvolk und mit nicht viel mehr als einen Traum von künftiger nationaler Freiheit und Einheit und Selbständigkeit. Aber Frankreich war das Land, das der Welt alle diese idealen Güter verhieß: den Völkern Erlösung von Fremdherrschaft, den Bauern Befreiung von Fron und Zehnt, den Gebildeten Selbstregierung und Teilnahme an der Leitung des Staates, um ihn ungehemmt zu entwickeln nach seinen eigensten Bedürfnissen. Das predigten die französischen Staatsmänner und Gelehrten, das klang aus tausend Romanen und Liedern und Dramen, die man las; denn man verstand ja französisch, die Sprache der Bildung.

Nichts von ihrer eigenen französischen Kultur und ihren Sitten und ihrem Lebensstil haben die Franzosen den Rumänen abgegeben; aber sie haben dem primitiven Volk gezeigt, daß es für jedes Volk eine eigene Kultur gibt — gerade in dem Augenblick, als auf dem Balkan Byron sein Blut für einen Freiheitstraum hingab und auch in Rumänien zum erstenmal junge Dichter das Lied von der Freiheit sangen. Was Frankreich gab, waren hohle Worte, trügerischer Schein, nichts als Ideen. Aber diese Ideen kamen zu den Rumänen in der Geburtsstunde ihrer Entwicklung zu selbständigem Volksbewußtsein. Die Franzosen haben an der Wiege des nationalen Lebens in Rumänien Pate gestanden, während in Österreich Metternich die Zensur raffiniert ausbaute und in Preußen Ernst Moritz Arndt und Freiligrath beinahe als Staatsverräter galten.

So ist es auch in neuerer Zeit mit dem französischen Einfluß geblieben. Die Franzosen waren nicht lehrhaft und griffen nicht ein, sie warben nicht grob

um den rumänischen Geist und das rumänische Herz. Sie gaben nur, was alle Welt von ihnen bekam. Aber für die Rumänen war es mehr als für viele andere — es war der Schlüssel, der die eigene Volksseele aufgeschlossen und die Geister zum nationalen Bewußtsein geweckt und ihren hilflosen Wünschen Form und Gestalt gegeben hatte. Napoleon des Dritten diplomatische Hilfe für seinen Vetter Carl von Hohenzollern war eine vorübergehende Episode. Oft genug hat sich seitdem Frankreichs Regierung und öffentliche Meinung scharf gegen die Rumänen eingesetzt. Die persönliche Berührung zwischen den Ländern ist allerdings häufiger geworden, seitdem der Orientexpreß einen bequemen Weg von Bukarest nach Paris geschaffen hat, mit seinen guten Schlafwagen, die es überflüssig machen, daß man unterwegs die müden Knochen ein paar Tage in Wien oder in München ausruht. Aber so lebhafte Beziehungen, wie mit Deutschland und Österreich, die überall im Land ihre Kolonien und Vereine und Kaufleute und Unternehmer und Gelder hatten, sind mit Frankreich nie zustande gekommen. Frankreich war bis zum Weltkriege für Rumänien nur die Mutter der modernen Weltkultur, weil es immer noch das Volk der ungebundenen Denker ist und das Land, das den Menschen die feinsten Formen eines angenehmen Verkehrs liebenswürdig vor Augen führt. Sollte das nicht die wahre Kultur sein, die einem jungen, unbeholfen aufstrebenden Geist als der Inbegriff weltbeherrschender Bildung dünken muß, weil sie ihm den leichtesten Pfad zu den Höhen persönlicher Entwicklung vorschlägt?

Im Winter 1913/14 hat Frankreich in Rumänien Hand in Hand mit Rußland und mit russischem Golde angefangen, aus diesem Nimbus, den es bei sehr viel führenden Rumänen hatte, politische Münze zu schlagen. Zeitungen wurden gegründet oder gekauft. Bekannte Franzosen kamen und hielten zielbewußte Vorträge über harmlose Themata. Gespräche ließen ein schmeichelhaftes Interesse für rumänische Menschen und Dinge hervorblicken; die Intrige war gesponnen; das Opfer wurde spielend gefangen. Ich besitze ein Exemplar eines Flugblattes, das in fanatischen Worten Österreich-Ungarn angreift. Schon am Tage vor der österreichisch-ungarischen Kriegserklärung an Serbien ist es in Bukarest verteilt worden, und niemand wunderte sich: der Boden war bereitet.

Im Jahre vor dem Weltkrieg war ich wiederholt in Rumänien bei dem König Carol. Er hat mir von dieser französisch-russischen Arbeit erzählt, wie er sie beobachtet hatte in hundert Einzelheiten. Aber wer kümmerte sich bei uns um solche gestaltlosen Dinge? Wir nahmen zu gutem Zins eine neue rumänische Anleihe auf und verdienten Geld in den rumänischen Erdölwerken und Banken. Wir wissen es ja heute: unsere Nationalökonomen und Friedensapostel haben sich bitter getäuscht; damals galten bei uns solch materielle Interessen als feste Grundlage internationaler Gemeinschaft, gegen die kein Werben und Schmeicheln einer geistigen Kultur aufkommen konnte. Erst im

September 1914 haben wir Deutsche versucht, in Rumänien nachzumachen, was Franzosen und Russen dort schon ein ganzes Jahr getan: haben deutsche Kaufleute und Journalisten hingeschickt, um nun auch Zeitungen zu kaufen und Artikel zu verbreiten; haben Broschüren verteilt, „die Wahrheit über den Krieg" und andere naive Appelle an nüchterne Überlegung und Logik. — Wir kamen zu spät.

Ob wir es damals falsch gemacht, und ob wir es besser hätten machen können, dort bei den Rumänen und an manchen anderen Stellen, darüber wird später zu reden sein. Einmal müssen wir Deutsche das ja auch lernen, wenn wir in der Welt die anderen gewinnen wollen: deutsch zu reden zu den Völkern und verstanden zu werden; mit deutschen Worten und deutschen Gedanken und deutschen Lehren, die wir einfach aussprechen, weil unser Gemüt davon überfließt, die wir hinausrufen für jeden, der sie hören mag, und die der Fremde, der in dieser Welt zu höherem Wert wachsen will, freudig aufnimmt, weil er sie schön und stolz und groß findet. Der nüchterne Wille gewinnt selten Freundschaft und Anhänglichkeit. Aber manch sorgloser Schwärmer hat schon Herzen beglückt, daß sie ihm anhingen in Hingebung und darüber alle Vernunft vergaßen.

So läßt sich, wenn man sorgfältig in die Winkel des rumänischen Problems hineinleuchtet, der Verrat, der die verbündete Regierung dahin trieb, uns heimtückisch zu überfallen, vielleicht ein wenig erklären. Entschuldigt wird er dadurch nicht, nicht uns gegenüber und auch nicht gegenüber den eigensten Interessen des rumänischen Volkes. In der Tat, Rumänien ist betrogen worden. Es war doch nicht restlos von der großen antideutschen Weltkoalition gewonnen. Das ist aber eine ganz andere Seite der rumänischen Frage: wie noch während des Weltkrieges selbst trotz aller Niederlagen unserer Feinde eine Handvoll Männer in Rumänien das Volk allmählich immer weiter von uns fortführten, um es schließlich in den Strudel hineinzureißen.

Türkiſche Fragen.

Von

Ewald Banſe.

Wir wollen nicht in den Fehler unſerer Zeit verfallen, daß wir Superlativ an Superlativ reihen, um ſchließlich auf einen Gipfel zu gelangen, von deſſen Spitze ſich durch roſige Schleier ein trunkenmachender Fernblick auf paradieſiſche Fluren eröffnet. Nein, wir gedenken hübſch auf der Erde zu bleiben und Schritt für Schritt durch fremdes, durch wenig bekanntes Land zu wandern. Durch Land, deſſen Naturſchätze wir nur ungenügend kennen und deſſen ſeltſames Volk wir nicht verſtehen.

Nur in großen Zügen ſind wir über dieſe Erdgegend unterrichtet — und hieraus erklärt es ſich, daß bei uns ſo verſchiedenartige Anſichten über den Wert oder Unwert ſeiner Scholle in Gegenwart und Zukunft herrſchen. Da gibt es eine Partei, und ſie ſteht augenblicklich in aller Augen, die ſagt, die Türkei ſei das Dorado unſerer Kinder und Enkel, und ſie weiß ſich nichts Herrlicheres, als in der Ausmalung der türkiſchen Erweckung zu ſchwelgen. Sie hat ſich auf den hoch-, aber dünnbeinigen Dreiſtuhl der Prophetie geſetzt und hat das Blaue vom Himmel herunter verſprochen. Aber es ſind Anzeichen vorhanden, und ſie mehren ſich, daß ihre Rolle allmählich ſich ausſpielt und daß dafür das Häuflein jener zum Ohr der Öffentlichkeit kommt, die bisher beſcheiden beiſeite ſtanden. Die roſenroten Propheten, das ſind jene, welche in dem Augenblick weniger Wochen ein paar Küſtenplätze oder Bahnſtationen des Innern beſichtigt haben und kraft ihrer Hoffnungen ſich daheim als vollgültige Kenner ausgeben; ſie ſammeln das Kupfer des Morgenlandes ein und geben es als abendländiſche Banknoten wieder heraus. Die Beſcheidenen dagegen haben Jahre heißer Arbeit und Jahre mühevollen, ach wie mühevollen Wanderns daran gewendet, und ſie geſtehen ſchließlich, daß ſie vor der Schwelle der Erkenntnis anzukommen glauben; ſie ſchürfen nach dem Golde des Morgenlandes und ſind froh beglückt, wenn ſie es in abendländiſches Silber umprägen können.

Wie dieſen, ſo geht es auch uns. Wir beſchäftigen uns ſeit zehn Jahren mit nichts anderm als mit den Problemen des Orients, und länger als drei Jahre hat unſer Fuß manches Land zwiſchen der Atlanterküſte Marokkos und den Ufern des Tigris betreten, aber niemand hat auf unſer Urteil gehört. Und das iſt vielleicht auch ganz gut, denn nichts ſpornt einen Mann mehr an, unbeirrt ſeinen Weg zu gehen, als das Fehlen von Beifall, und nichts dünkt ihn beſſere Anerkennung als das Schweigen der Maſſe. Er weiß ja

doch, ſein iſt die Zukunft, und mit behaglichem Schmunzeln gönnt er die Gegenwart den Fliegen des Eintags, von denen nachher keine andere Spur bleibt als der leere Raum.

Mit dieſen Vorbehalten, — mit dem Bewußtſein einer noch lückenhaften Kenntnis und ohne Beirrung durch die Wünſche des Tages — wollen wir verſuchen, eine Reihe türkiſcher Fragen zu beleuchten. Man kann dieſelben auch anders ſehen, kann ſie vielleicht ſogar richtiger ſehen, aber uns gefällt nun einmal der hier aufgeſperrte Geſichtswinkel.

1. Die Zwiſchenlage und ihre Folgen.

Der perſönliche Charakter der türkiſchen Länder in Natur und Menſchenleben ebenſo wie die eigenartige Note ihrer wirtſchaftlichen Möglichkeiten und ihrer verzwickten politiſchen Stellung — das alles geht in erſter und letzter Linie auf die Weltlage dieſes Erdraumes zurück. Die iſt mit keiner andern auf dem Planeten zu vergleichen — es ſei denn diejenige Deutſchlands. Wie dieſes das Land der Mitte eines Erdteiles, ſo iſt die Türkei der geographiſche Brennpunkt dreier Erdteile oder, kurz geſagt, der Alten Welt überhaupt. Die Schwellen und Binnentore Aſiens, Afrikas und Europas treten hier zu einem gemeinſchaftlichen Vorhof zuſammen, um deſſen Raum ihre Länder ſich vereinigen wie die Gemächer des orientaliſchen Hauſes um den Innenhof. Was Wunder, daß, um in dem gewählten Bilde zu bleiben, daß ſich auf dem Innenhofe der Türkei von Urzeit an ein erſtaunlicher Teil der Geſchichte der Menſchheit abgeſpielt hat! Um miteinander in belebenden Verkehr zu treten, um zu kaufen und zu verkaufen, um zu lernen und um ſich zu ſchlagen — mußten alle Bewohner der angrenzenden Zimmer und ſelbſt der entfernteren halbdunkeln Hinterräume auf dieſen Lichthof treten, der ihnen alles vermitteln konnte, was ſie vom Leben erhofften. War der Hauswirt ſtark und verſtand er, ſeine Mieter in Ordnung zu halten, ſo ging es ganz ordentlich zu; er ſtrich reichlichen Zins ein und lebte ebenſo vornehm wie behaglich — das zeigen die Blütezeiten des aſſyriſchen und des babyloniſchen, des Kalifen- und des älteren Osmanenreiches. Verſtand es aber der Hausherr nicht, das Seine zuſammenzuhalten, dann ſpielten ihm ſeine Parteien übel mit, ſie blieben die Miete ſchuldig und hauten ihm zu guterletzt gar die Jacke voll — dies aber iſt ſeine Lage beſonders in der jetzigen Zeit. Wem drängt ſich da nicht der Vergleich mit Deutſchland auf, das in Einigkeit und Kraft das Herz, in Zwieſpalt und Schwäche das Kampffeld Europas iſt!

Der halbe Mond des türkiſchen Wappenſchildes geht über Länderſtrecken auf, die vierundeinhalbmal ſo ausgedehnt ſind wie Deutſchlands Nordſüdlinie und die ſich durch fünf Klimazonen erſtrecken, von denen eine jede von der andern verſchieden iſt wie die Nacht vom Tage. Zwiſchen den Pflanzen und

Tieren zweier benachbarter Landschaften der Türkei kann ein weltenweiter Unterschied bestehen, ein Unterschied, für den man in Europa nur im äußersten Norden oder Süden einen Vergleich finden kann. Und deshalb ist es schwer, wenn nicht unmöglich, in türkischen Dingen Urteile von allgemeiner Gültigkeit zu fällen.

Die Türkei liegt zwischen fünf Meeren und vier Landflächen, deren jede ihr besonderes Klima besitzt und deren verschiedenartige Einflüsse auf der Arena des Sultanats untereinander in heißen Wettbewerb treten. Daraus erklärt sich die mannigfaltige Ausstattung der einzelnen Provinzen. Indem hierzu aber noch eine überraschende Zersplitterung in wechselnde Landformen und eine ebenso veränderliche Beeinflussung von seiten der Nachbarländer auf zahlreichen Verkehrswegen und Völkerstraßen tritt —, so kann es nicht wundernehmen, daß das türkische Reich dazu neigt, in eine ganze Reihe selbständiger Teilstaaten auseinander zu fallen. Und es ist ferner verständlich, daß nur die staatliche Form einer Militärmonarchie dieses Stachelbündel von zentrifugalen Bestrebungen zusammenzuhalten vermag.

Die politische Zwickmühle der Türkei baut sich auf dieser Zwischenlage auf. Die Türken kamen als Nomadenscharen nach Vorderasien, dessen Verfallszustände es ihnen, trotz ihrer geringen Anzahl, möglich machten, eine entscheidende Rolle anzutreten. Ein abfaulendes Kaisertum auf der einen, ein zerbröckelndes Kalifat auf der andern Seite, und überall kleine selbständige Herrschaften neben unruhigen Wanderstämmen: das war der Stoff, den die Gunst der Zeit ihnen darbot. Ihre Aufgabe bestand darin, die verschiedenartigen Völker Vorderasiens zu organisieren, zusammenzuschweißen zu einem einheitlichen Macht- und Wirtschaftsblock und diesen nach jeder Seite hin, namentlich aber gegen die fremde Welt des Byzantiner- und Europäertums, zu schützen. Der erstgenannte, wichtigere Teil des Problems ist ihnen niemals, der andere nur vorübergehend gelungen. Sie scheiterten, nicht etwa weil sie ein Fremdvolk waren, nein, weil sie auf einer weit niedrigeren Kulturstufe standen als die Vorderasiaten. Sie versuchten deshalb nicht als überragender Faktor, als vorher fehlende Krönung auf den Plan zu treten (wie Preußen in Deutschland), sondern sie mußten sich, par inter pares, einer der alten Nationalitäten angliedern. Mit dieser, der griechischen, identifizierten sie sich allmählich, namentlich in den politischen Zielen, immer mehr und entfremdeten sich damit den Interessen der andern, statt die Klüfte zwischen allen auszugleichen. Es ging ihnen wie den Hohenstaufen: ähnlich wie diese, an Stelle innerer Kolonisation in Deutschland, ihre Kräfte in der italienischen Chimäre verzettelten, so verpulverten die Türken alle Kraft in Europa und blieben die Rechnung im eigenen Hause schuldig. Jede der Nationalitäten behauptete ihr gutes Recht, und es fiel keiner einzigen ein, aufzugeben, was sie alle angesichts eines übermächtigen Kultur- und Machtwillens hätten zugestehen müssen.

Damals, in früheren Jahrhunderten, lagen diese Verhältnisse zudem günstiger als heutzutage, da nirgends in der Runde ein gewaltiges Nachbar-

reich bestand. In der Gegenwart sind die Bedingungen weit schwerer, denn zu den inneren Schwierigkeiten gesellen sich die Angriffe von außen. Im Norden lauert das russische Weltreich auf die Gelegenheit, dem Sultanat die Meerengen zu nehmen, weil es (eine Lebensfrage) freien Zugang zum Mittelmeer gewinnen muß, und zu deren Schutz die angrenzenden Teile der nördlichen Türkei loszulösen. Im Süden wühlt das britische Weltreich an der Abgliederung der südlichen Provinzen, durch deren Erwerb es die Land- und Seestraßen nach Indien sichern will. Von den weniger belangreichen Bemühungen der Franzosen um Syrien, der Griechen um Westanatolien, der Italiener um Südkleinasien wollen wir ganz schweigen.

Aber nicht nur die Hauptvertreter des modernen Imperialismus drängen gegen den Bestand des Sultanats an, nein, die ganze kulturelle und zivilisatorische Macht des Abendlandes hat mit all ihren Errungenschaften der Wissenschaft gegen das türkische Staats- und Volksgefüge mobil gemacht. Den Vorteil früherer Jahrhunderte, den Besitz einer höheren Zivilisation, mit besser entwickelten Mitteln, hat die Türkei heutzutage nicht mehr auf ihrer Seite.

Wie die politische, so hat sich auch die Handelsstellung der Türkei auf Grund ihrer Weltlage gegenüber dem Ausgang des Mittelalters arg verschlechtert. Vor der Entwicklung des neueren Seehandels waren die beiden wichtigsten Wirtschaftsgebiete der bekannten Welt Europa und Indien-Ostasien (Ophir). Die sie verbindenden Handelsstraßen führten sämtlich durch die Länder Vorderasiens, auf dem Seewege durchs Rote Meer und den Persergolf oder zu Lande durch Westarabien, Mesopotamien und Nordarmenien. Die Gebiete des heutigen türkischen Reiches waren die unumgänglichen Vermittler des damaligen Weltverkehrs, und die reichen Gewinne dieses Zwischenhandels gossen Ströme von Gold über ihre Bewohner aus, ließen glänzende Großstädte wie Alexandria und Antiochia, wie Bagdad und Kairo erstehen und verliehen all diesen Ländern einen Schimmer von Reichtum und Märchenpracht, auf den sie kraft ihrer eigenen wirtschaftlichen Ausstattung eigentlich gar keinen Anspruch besaßen.

Dies wurde sehr bald offenkundig, als der Weltverkehr um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts völlig andere Bahnen einschlug. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien befreite die Handelsvölker Europas von der Last der Vermittlung des Orients und erschloß ihnen die unmittelbare Verbindung mit Indien-Ostasien. Die Karawanenwege der Türkei begannen schnell zu veröden, Tausende von Einkehrhäusern, manche prächtig gebaut, verfielen, eine Anzahl Städte und Flecken sanken zu Schatten ihrer früheren Bedeutung herab — und gänzlich unerwartet sah sich Vorderasien auf die eigene Kraft, auf die eigenen Hilfsmittel angewiesen. Diese Ausfälle wett zu machen, war für die Hohe Pforte einer der schwerstwiegenden Gründe, durch kriegerische Eroberungen in Europa und Afrika neue Einnahmequellen zu erschließen.

So kam im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mehrerlei zusammen, um den gegenwärtigen Ruin Vorderasiens vorzubereiten. Der Fortfall der Gewinne aus dem westöstlichen Zwischenhandel erzeugte gesteigerte Aufwendungen für militärische Rüstungen und diese wieder zogen eine wachsende Aussaugung der Produzenten des eigenen Landes durch die Steuerschraube, sowie einen steigenden Verbrauch an Manneskraft auf den Schlachtfeldern nach sich. Das ging so eine Zeitlang, scheinbar gut, weiter, aber allmählich traten die fürchterlichen Schäden in einer Verarmung des Volkes an Besitz und Zahl sowie in einer Verminderung des bebauten Landes immer mehr zutage — bis die Türkei schließlich sogar in finanzielle Abhängigkeit von ihren Feinden geriet und damit zum Spielball von deren Gelüste herabsank. So aber ist es heute. —

Noch mehr als in Politik und Handel drückt sich die Wirkung der geographischen Zwischenlage Vorderasiens in der Rassenmischung und in dem daraus erwachsenen Völkerproblem aus. Wir können in der Türkei von einer Haupt- und zwei Nebenrassen reden, soweit unsere Kenntnisse und Vermutungen reichen. Der größere Teil der Bewohner, namentlich die Massen in Kleinasien und Armenien, in Syrien und Mesopotamien, also sagen wir drei Viertel des Ganzen, läßt sich unter dem Begriff der Alarodier unterbringen. Das ist eine uralte Rasse von kräftigem Körperbau, mit auffallend entwickelter Nase und bedeutender Intelligenz, die Trägerin der alten Kulturen der Babylonier und Assyrer, der Urartenser und Hetiter. Mag sie auch in sich durchaus nicht einheitlich sein, so scheint doch festzustehen, daß ihr Typus in vieltausendjährigem Werdegang sich zu dem für Klima und Land bestgeeigneten entwickelt hat. Die Zwischenlage ihres Wohngebietes hat dort sicher schon in grauester Vorzeit ebenso viele Zuwanderungen fremder Völker an sich gezogen, wie wir dies im Licht der Geschichte geschehen sehn — aber man merkt nicht mehr viel davon, alle fremde Art ist in dem großen Typus aufgegangen. Wenn man einen Türken von Eskischehir arabisch kleidet und einen Mann von Bagdad türkisch, so dürfte es in den meisten Fällen schwer sein, ihre wahre Abstammung auf den ersten Blick zu erkennen.

Natürlich hat die mannigfaltige Natur des Wohnraumes, mit ihren verschiedenen Folgen von Klima, Beschäftigung und Kultur, sowie die verschiedenartige Beeinflussung von seiten der Fremdvölker eine ganze Reihe von Spielarten der alarodischen Rasse geschaffen. Gegenwärtig beherrscht besonders die Gliederung in zwei große und eine kleinere Sprachgruppe die Gemüter und läßt eine Nationalitätenfrage entstehen, die sich unter der Belebung des modernen Wirtschaftslebens und unter den politischen Einflüssen einiger Großmächte zu der bedenklichsten Erscheinung in der inneren Politik ausgewachsen hat. Einer Türkisch sprechenden Partei von rund sieben Millionen Köpfen steht eine arabische von fünf Millionen gegenüber, und daneben hebt sich eine armenische ab, die etwas weniger als eineinhalb Millionen Seelen zählt.

Innerhalb der türkischen und arabischen Masse kristallisieren sich, begünstigt durch die besonderen Verhältnisse abgelegener Berggegenden, wiederum eigenartige Vergesellschaftungen, ja Völkchen ab, die von ihren Rassegenossen abgetrennt leben, als stiege eine chinesische Mauer zwischen ihnen auf. Ihr Sonderdasein hat sie gewöhnlich vor fremder Blutzufuhr mehr geschützt, und auch ihre seltsamen alten Religionen, die den Islam meist nur in der antitürkischen Form der Schia anerkennen, haben dazu beigetragen, daß diese Restvölkchen den alarodischen Typus gewöhnlich am reinsten zur Schau tragen. Hierzu gehören zum Beispiel, im türkischen Sprachbereich, die in vielen Gruppen zerstreuten Kisilbasch, sowie die auf Lykien beschränkten Tachtadschi und Bektasch, ferner in den arabischen Provinzen die Nosairier und Jesid, die Druſen und die christlichen Maroniten. Die Angehörigen dieser Sekten werden von den übrigen, sunnitischen Mitgliedern der alarodischen Rassegemeinschaft verachtet und gehaßt, sie sind oft genug grausam verfolgt worden und ziehen es deshalb gewöhnlich vor, sich unter den Mohammedanern äußerlich zum echten Islam zu bekennen, doch werden sie von diesen an gewissen Gebärden, Gewohnheiten und Kleidungsstücken meist sofort erkannt.

Das Gefüge der alarodischen Rasse wird aber nicht nur durch innere Spannungen, sondern auch durch äußere Kräfte geschwächt. Über ihre nördlichen Länder, Kleinasien und Armenien nebst den angrenzenden Strichen Syriens und Mesopotamiens, verteilen sich Angehörige nordischer Rassen und indogermanischer Zunge. Mögen sie an Zahl auch nicht allzu bedeutend sein und mögen sie auch seit ihrer vor mehreren tausend Jahren erfolgten Einwanderung in steigendem Maße alarodisches Blut aufgenommen haben, so spielen sie doch, jeder in seinem Bereich, eine ansehnliche wirtschaftliche Rolle. Im Westen bemächtigen sich die Griechen immer mehr des Groß- und Kleinhandels, des Geldwesens und der höheren Berufe, und im Osten breiten sich die Kurden mit Gewalt immer weiter über die Ländereien der alten Rasse aus. Sind die Griechen die Vertreter überlegener nordischer Art nach seiten der Intelligenz hin, so verkörpern die Kurden mehr die körperlich stärkere Komponente derselben Fremdrasse. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist ferner noch ein dritter Rasseneinschlag zwischen das Gewebe des alarodischen Teppichs eingeschlagen worden, das sind die Tscherkessen des Kaukasus, welche, der russischen Gewaltherrschaft zu entgehen, zu Hunderttausenden in die Türkei einwanderten und über deren nördliche und mittlere Provinzen verstreut wurden. Mag auch ihr Blut mit dem alarodischen nahe Berührung haben, so ist doch ihr ganzes Wesen vollkommen nordisch, und ihre Zuwanderung bedeutet eine weitere Schwächung der Hauptrasse.

Hat somit das alarodische Kernelement der Türkei im Norden mit überlegenen Fremdrassen zu tun, so trifft es im Süden mit einer zweifellos schwächeren Rasse zusammen, den echten Arabern, die sich durch geringeren Körperbau und weniger hohe Fähigkeiten des Geistes von jenen unterscheiden.

Offenbar machen sich bei ihnen die lähmenden Einflüsse eines heißeren Klimas, einer kargeren Landesnatur und einer nicht geringen Vermischung mit minderwertigen Dunkelrassen bemerkbar. Die Araber, im Norden und in der Mitte ihrer Halbinsel großenteils Nomaden, haben nur in ihrem südlichsten Stamm, den Jemeniten, einmal eine ansehnliche Kultur entwickelt, doch besteht eine Wahrscheinlichkeit, daß ihnen die Anregung dazu von dem altbabylonischen Kulturkreis alarodischer Rasse übertragen worden ist. Alle Araber verfolgen ihre eigenen politischen Bestrebungen und schicken sich gar nicht oder nur höchst widerwillig in den Rahmen des türkischen Reiches, ähnlich wie ihre kantig gebaute Wüstenhalbinsel aus dem Körper Vorderasiens herausgeschnitten erscheint. —

An welches Problem der Türkei man auch herantritt, bei jedem wird man letzten Endes auf die eigenartige Zwischenstellung dieses Ländergebietes zwischen den bedeutendsten Erdräumen und Meeren geführt. Dieser Staatenraum vermag nicht aus eigener wirtschaftlicher Kraft zu bestehen und er lebt doch. Ist er politisch stark, so übt er die weitesttragenden Einflüsse auf seine Nachbarländer aus — ist er ohnmächtig, so zieht er noch weitere Kreise in ihnen und selbst in fernen Gegenden der Erde. Denn die Türkei oder, besser gesagt, ihr Schauplatz ist der Angelpunkt der Landoberfläche unseres Planeten, ist die Nabe, um welche das Rad ihres Geschehens kreist. Und dies gilt von allem, was Menschenhirn beherrscht: gilt von den Anfängen orientalisch-europäischer Kultur, gilt von den politischen Richtlinien des Völkerlebens und gilt von den geistigen Strömungen, insofern die drei einflußreichsten Religionen der Erde, Judentum, Christentum und Islam, von hier aus in alle Welt gegangen sind.

2. Die Landschaft.

Dies aber ist die Landschaft des Nordens.

Du stehst vor einer Küste, hinter dir schläft die kobaltblaue See und atmet unter einem Schuppennetz von kupfernen und malachitgrünen Reflexen, ein paar ferne Segel wie silberne Pfeilspitzen dazwischen verstreut. Ganz hinten ein duftig rosiger Horizonthimmel, aus dem ein paar scharfkantige Inselspitzen heraustreten. Die blauen und roten Töne gießen einen zarten Schein über die Küste, über ihre marmorweißen Klippen und Vorgebirge, in ihre verträumten Buchten. Graulich schimmernde Olivenhaine bedecken gleich wolligen Polstern einzelne Teile der schmalen Strandebenen, und weiße Häuschen leuchten aus dem schattigen Dunkel duftender Orangen- und Mandelhaine hervor. An den steilen Gehängen klettern verstreute Flecke glänzendgrünen Myrten- und Lorbeergestrüpps zu einsamen Turmruinen empor, und Herden von Ziegen schnuppern zwischen Dorn und Gefels nach Kraut und Gras.

Hinter der Küste, die in früheren Zeiten Flotten von Seeräubern willkommene Schlupfwinkel geboten hat, schweift dein Blick über eine ausgedehnte

Ebene — und auf der wiegt ſich dürres Kraut im Winde, vereinzelte Herden weiden darin in der Nähe ſchwarzer Nomadenzelte, und zu zählen ſind noch die feſten Anſiedlungen der Pioniere, welche ſich in dieſe Ödenei vorgewagt haben, die zur Trockenzeit dürr und heiß, zur Regenzeit ſumpfig und fieberſchwanger daliegt.

Erſt jenſeits ihrer Campagnaſtimmung erheben ſich freundlichere Bilder. Dort wallen freundliche Hügelreihen empor, mehrere übereinander, mit langgeſchwungenen Buckelprofilen, Büſche und Felder, Obſthaine und Weingelände, Dörfer und Einzelhöfe an den Lehnen, buntgeſprenkelt und anmutig wie eine toskaniſche Landſchaft. In ihrem Rücken ſteigen mächtigere Bergketten empor, tiefere Täler ſchneiden in mächtigere Gehänge ein, und enge Schluchten mit brauſenden Wildbächen bahnen ſich durch rieſige Kalktore einen Pfad. Das menſchliche Leben bleibt bald hinter dir, und die große Einſamkeit des nördlichen Orients ſchaut dich an. Die iſt ganz anders als im Süden — dort ſtarre, hier bewegte Ruhe — dort lähmender Tod, hier epiſches Schweigen — dort Koran, hier Homer. Auch hier im Norden trifft man auf kahle Berglandſchaften, aber überall werfen doch in Talfalten Bäume oder wenigſtens Buſch Stellen der Augenweide in das wogige Einerlei von Steinfarben, und irgendwo murmelt doch eine Quelle oder es rieſelt ein Bächlein. Die Regel aber iſt im Norden, daß weite Decken von dunklem Eich- und Wacholderbuſch über die Flanken der Berge ausgeſchüttet ſind, oder gar, daß hochſtämmige Fichten und Zedern, Baumwacholder und Platanen mehr oder weniger dünne Gehölze entſtehen laſſen. Auf manchen Ketten ſchimmern während vieler Monate im Jahre die beſchneiten Hörner und Grate der Alpengipfel, zu deren Füßen ſich auf den Almen während einer kurzen Sommerfriſt das luſtige Herdenleben der Jaïla entwickelt.

In der Art überzieht, unter dem Einfluß der winterlichen Meerwinde erwachſen, ein verſchieden dicht und breit gewebter Gürtel von Wald und Buſch den länglich ausgezogenen Hufeiſenbogen der Randgebirge Kleinaſiens. Erſt im armeniſchen Oſten beginnt das Baumkleid, mit der Entfernung von der See, immer mehr abzuſterben, und die Höcker und Rippen der Berge treten ohne milderndes Polſter knochig und hart hervor. Bloß im armeniſchen Taurus und im kurdiſchen Zagros begegnet man noch zahlreichen Baumbeſtänden, und die werden gebildet von ſehr lichtſtehenden Zwergeichen, deren Galläpfel eingeſammelt und ausgeführt werden.

Steigt man von den höchſten Ketten der Randgebirge jenſeits hinab, ſo ſtaunt man über den raſchen Wandel des Landſchaftsbildes, welches in jedem ſeiner Züge die einen jeglichen Einfluß der Seewinde abſperrende Kraft der Bergmauern zum Ausdruck bringt. Die ausgleichende und erfriſchende Wirkung einer lebhaften Pflanzenwelt fällt ſehr bald fort, und während anfangs noch kümmerlicher Wacholder auf einzelnen Gehängen flattert, ſieht man ſchließlich nur noch weite Hebungen und Senkungen von fahlem Steppenkraut, über

dem im Sommer eine glutheiße Sonne brütet, wogegen im Winter glitzernde Reifnächte sich darauf herabsenken oder weite Schneefelder sich einnisten. In der Ferne ragen stets scharf profilierte Inselberge, gewöhnlich ausgebrannte Vulkane, aus dem dunstigen Schleier durchsonnten Staubes auf, und öfters sieht sich der Reisende gezwungen, einen träge schleichenden Fluß zu durchfurten oder auf einer ungefügen Fähre zu übersetzen. —

Und dies ist die Landschaft des Südens.

Auch hier eine Küste an tiefblauer See, aber gelber Strand mit weißlichen Riffen und Kaps, mit orangeroten Dünen und mit den dunkeln Köpfen von Palmen dahinter. Von vereinzelten Anhöhen leuchten die weißen Kuppeln kleiner Heiligengräber. Alles schlummert in diesem Bilde, und es liegt etwas darin von stillen Sonntagsmorgen daheim. Hast du den Sahel, die angebaute Küstenzone, durchschritten, so siehst du eine weite Ebene vor dir, das heißt, eigentlich siehst du sie nicht, denn ihre Oberfläche ist nicht glatt wie die eines Tisches, sondern wirft sich in ganz niedrigen Wellen und Buckelchen, welche den Blick gefangennehmen. Wohin du schaust: rötlichgraue Hügel mit dürrem Steppenkraut und orangerote Dünen, in denen die Quarzkörnchen ihre feinen Liedchen singen, gelegentlich das trockene Bett eines flachen Talrisses oder Uadis. Auf einer rundlichen Kuppe die zierlich aus dem weißlichblauen Himmel herausgeschnittene Figur eines Hirten, die Flinte wie eine feine Nadelspitze über der Schulter. Irgendwo in dem verschwimmenden Dunst der Ferne die winzigen schwarzen Dreiecke von Beduinenzelten.

Nirgends Leben, doch der Anblick einer näherkommenden, rosenroten und immer blauer schattierten Gebirgswand belebt deine Schritte. Auf dem Boden der Ebene breiten sich weite Geröllager aus, die von den winterlichen Regenbächen der Berge gleich Fächern ausgestreut worden sind. Die Riesenmauer löst sich in eine Unzahl von Kulissen und Felsschluchten auf, von Treppen und Simsen, von Nischen und Abstürzen — und wie ein Grundakkord läuft quer durch alle Unregelmäßigkeiten der Arbeit von Wind und Wetter, hartnäckig und gleichmütig, die wagrechte Schichtung der Gesteinsbänke. Steigst du in diesen Wänden empor, so führt dein holpriger Pfad ein Stückchen auf der trockenen Felssohle hinan, dann umgeht er eine steile Talstufe auf einer Art Ziegenpfad, führt wieder zum Uadiboden hinab, schießt noch einmal an dem blocküberstäten und von Rissen zerschrundenen Gehänge aufwärts und so immer weiter, bis du außer Atem und durchnäßt auf einer ebenen Platte anlangst. Leben erblickst du unterwegs nicht. Der Stein mit seinen weißen und roten, mit seinen grauen und gelben Farben beherrscht alles. Es ist möglich, daß du irgendwo einen Strauß von Dattelpalmen auf einer winzigen, aufgemauerten Terrasse erblickst, die hängt wie ein Balkon an der Felsenwand. Oder du erschrickst vor einem einsamen Beduinen, der einer Gazelle, einem Steinbock nachspürt und den sein helles Gewand bis auf wenige Schritte Entfernung deinem Auge entzogen hat. Er selber hat dich schon seit langem er-

kannt, und er hätte dich abschießen können, wenn er gerade aufgelegt wäre, den Wegelagerer zu spielen.

Auf dem zerlappten First des Gebirges angelangt, wirst du mit Verwunderung erkennen, daß dieses Gebirge eigentlich gar keines ist, sondern daß es nur den gebirgsartigen Abfall, den steilen, zerfressenen Rand einer bedeutenden Hochebene bildet. Hier oben geht es nicht wieder abwärts, sondern eine wellige Fläche, mit Steppenweiten und mit verstreuten Palmoasen oder Obstbaumhainen bedeckt, führt an den Fuß einer zweiten Bergwand, auf deren gezacktem Saum ein anderes Hochplateau sich ausdehnt. Am Fuß dieser Gebirgsstirnen und auf künstlichen Terrassenanlagen ihrer Täler hat sich mit Hilfe künstlicher Bewässerung ein beschränkter Garten- und Ackerbaubetrieb eingenistet — in diesem Gebirge, wo selten Regen fällt, in ganz bescheidenem Maße — in jenem, das bedeutendere Niederschläge gewinnt, in ansehnlicherem Umfange.

Willst du noch tiefer ins Innere vordringen, so ist die umständliche Ausrüstung einer Karawane erforderlich, die auf alle denkbaren Möglichkeiten vorbereitet ist. Denn in den rosigen und violetten Tönen dieser verschwommenen Fernen bist du ganz auf dich angewiesen und auf das, was du mitbringst. Da dehnen sich weite Steppen aus, ebene oder gebuckelte Sandtennen mit dürrem Kräuter- und Gräserwuchs. Zur Zeit der spärlichen Strichregen des Frühlings grünt ihr Pflanzenschmuck, und zahlreiche Blüten streuen ihre farbigen Lichter in das Einerlei. Hier und dort unterbricht die Krone einer Gummiakazie, wie ein aufgeklappter und auf die Spitze gestellter Schirm, die einförmige Kimmung. Beduinenfamilien mit Kamelen, Schafen und Ziegen wandern und weiden sich darin von Brunnen zu Brunnen, von Futterplatz zu Futterplatz. Aber nach einer Reihe kurzer Wochen erlischt die Kraft der Sprühregen — die Steppe fällt in ihren gewohnten Dürreschlaf zurück und hüllt sich in ein lähmendes Einerlei von ausgebrannter Trockenheit und glühender Sonnenhitze, von Todesschweigen und flimmernder Fata Morgana. Man braucht dann gar nicht erst in die steinerne, rosig überhauchte Unbeweglichkeit der Wüste zu gehen, um deren Grabesstille kennen zu lernen. —

Und dies schließlich ist das Städtebild beider Reichsteile. In dem sichtbarsten, das Menschenhände schaffen, in Haus und Hof, in Stadt und Dorf kommt der Unterschied zwischen dem Norden und Süden der Türkei am deutlichsten zum Ausdruck. Der in höherem Maße bergige Charakter des Nordens wie seine meist ausgiebigeren Niederschläge, sein ansehnlicherer Schatz an Bauholz wie seine erträglichere Sommerwärme, das alles hat zur Ausführung einer Bauart angeleitet, die vollkommen anders ist als im platten, trockenheißen und holzarmen Süden.

Die Siedlung der nördlichen Bergländer schließt sich gewöhnlich an einen Fluß oder Bach und sucht möglichst Anlehnung an eine Berghöhe, von deren Spitze häufig verfallendes Mauerwerk herabgrüßt. Schon in der

Ferne kündet sich ihre Lage durch die Krönung dieser Burg an, zu deren Füßen ein Meer von grünen, während des Winters meist laublosen Baumgärten wogt — aus denen heben sich einzelne Minare und viele dünne Silberpappeln wie zarte Striche ab. Die Häuser sind gewöhnlich aus Lehm und Holz errichtet, häufig weiß getüncht und besitzen zahlreiche Fenster. Ihr Dach, einstmals flach und mit glattgewalzter Erde belegt, nimmt immer häufiger die Form einer flachen, vierseitigen Pyramide an und wird dann mit roten Ziegeln bedeckt, auf denen das Regenwasser leicht ablaufen kann. An einer Seite greift es oft über, um von den Holzpfeilern einer geräumigen Veranda getragen zu werden. Nach der Gasse hin ist oft ein Balkon herausgebaut, dessen hölzernes Gitterwerk die in ihm sitzenden Frauen neugierigen Blicken entzieht. Die Straßen in diesen Orten sind gewöhnlich leidlich breit, auf den Dörfern sogar sehr geräumig, und das Leben in ihnen ist an Trachten abwechslungsreicher als im Süden. Viele Reisewagen fahren aus und ein, weite Zimmerhöfe in den Vororten verarbeiten das Holz der Wälder und der zu Bauzwecken angepflanzten Pappeln, Maultier und Pferd überwiegen die Anzahl der Kamele und Esel, kupfernes Gerät lenkt in den Basaren die Blicke auf sich, der rote Fes schwebt als beherrschende Farbnote über den Menschen, Störche und Elstern kreisen in den Lüften und beleben die Baumgärten.

Die Siedlung der *südlichen* Flachländer sieht anders aus. Sie findet nicht immer Gelegenheit, sich an einem Wasserlauf oder Berg zu verankern, sondern wurzelt häufig nur in der Nähe von leicht erbohrbarem Grundwasser oder gar in vollkommener Öde, in welche erst ein Aquädukt von fernen Höhenrändern Wasser herbeiführt. Das nie erlöschende Geschmeide einer Palmoase, in den nördlichen Strichen allerdings nur sommergrüne Baumgärten, schließen sich ringsum an; aber es gibt auch Ortschaften, die in gänzlich unbebauter Gegend liegen und nur vom Handel leben. Die Häuser der Städte sind aus gutbehauenen, oft alten Ruinen entnommenen Quadersteinen oder aus Lehm errichtet; in den Dörfern wiegt ein unansehnliches Gemäuer von aufgelesenen Feldsteinen oder geröllhaltigem Lehm vor. Um dem Eindringen der langanhaltenden Sommerhitze zu wehren, werden die Gebäude in Form eines Vierecks um einen Innenhof angelegt. Die hellen Außenwände sind nahezu fensterlos, und die Zimmer öffnen sich gemeinhin nur mit Türen zu dem Hof und der ihn umgebenden Veranda. Der Innenhof hat den Zweck, während der Nacht eine ausgiebige Abkühlung des ganzen Hauses von innen heraus zu bewirken und ermöglicht außerdem der Familie ein ungestörtes Verweilen in freier Luft. Das Dach besteht aus Schichten von Balken, Knüppeln und Erde und ist durchweg flach. Hierdurch wird es möglich, die Niederschläge aufzufangen und durch Röhren in die Kellerzisterne zu leiten, was bei dem häufigen Mangel an Wasser sehr wichtig ist. Außerdem kann die Familie die drückenden Sommernächte auf der Terrasse im Freien verbringen. Die Gassen sind, auch auf den Dörfern, immer sehr

schmal angelegt, um einigermaßen schattig und kühl zu bleiben. Das Leben und Treiben in ihnen ist auf hellere Töne gestimmt als im Norden, neben den Fes treten die weißen Kopftücher und schwarzen Haarkränze der Bauern und Beduinen; Wasserverkäufer erinnern mit ihrem Schalengeklapper an den größeren Mangel von Trinkgelegenheit, Kamele und Esel suchen gleichmäßig ihren Weg durch die lauter schreiende, lebhafter bewegte Menge.

So heben sich die nördlichen und südlichen Landschaften der Türkei voneinander ab. Dort bedecktes Gelände und wolkengezierter Himmel, hier offene Gegend und farbiges Sonnenblau; dort gebrochene Profillinien, hier platte Konturen in Land und Haus; dort Grün und Grau im Aspekt, hier Weiß und Gelb; dort Lachen, hier Gähnen; dort ein Zug ins Heroische, hier ins Elegische; dort etwas Europäisches, hier alles rein asiatisch; dort Reisewagen, hier Karawane; dort Quelle, hier Wasserloch; dort Männer mit Beinkleidern von fast europäischem Schnitt, hier Männer in langen Hemden; dort Kamine zur Holzfeuerung während der empfindlich kühlen Wintermonate, hier Kühlräume zum Aufenthalt in der Sommerzeit.

Der Leser, der unseren einfachen Handweisungen bis hierher gefolgt ist, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß das Bild der Türkei, bei vielen Ähnlichkeiten im ganz großen, eine erstaunliche Menge von Unterschieden im großen und kleinen darbietet. Besonders der von Natur mehr zerrissene und reicher begabte Norden weist die Wirkungen der geographischen Zwischenlage in erhöhtem Maße auf. Dies aber wolle man berücksichtigen bei jeder Beschäftigung mit türkischen Fragen, wolle in Erwägung ziehen, daß es nicht angeht, die Dinge verschiedener Provinzen und Gaue bedenkenlos über einen Leisten zu schlagen.

3. Die Seele.

Wenn wir es in diesem Abschnitt versuchen, dem Menschen der Türkei und einigen seiner Seiten näherzutreten, so gedenken wir, gleichsam aus der Wurzel all dieser Völker und Völkchen, nur ein Elixier zu nehmen, das in einem Auszug die Grundeigenschaften der ostorientalischen Seele enthält. Sondertränke daraus zu gewinnen, reicht unsere Erfahrung noch nicht aus.

Das Seelenleben der Orientalen ist, gerade wie ihr körperlicher Charakter, als Ausfluß des Milieus ihres Wohnortes zu denken, und es bleibt unverkennbar, daß das Leitmotiv der orientalischen Landschaft, ornamentale Vielheit in der Einheit, sich auch in ihren Menschen ausgeprägt findet. Die morgenländische Psyche umschließt ein ganzes Bündel von Ideen- und Willenskomponenten, die wechselseitig und deshalb scheinbar verblüffend inkonsequent bei ein und derselben Person in Erscheinung treten. Heute anhänglich und zuverlässig, morgen falsch und rachsüchtig, so unberechenbar wirkt der östliche Charakter auf den Europäer, der schließlich zum Skeptiker wird

und es aufgibt, in die rätselvollen Abgründe dieser unergründlichen Menschen einzudringen. Während bei uns ein bestimmtes Gefühl unser Tun und Treiben beherrscht, können das Wesen des Orientalen zwei vollkommen verschiedene Willensrichtungen durchströmen. Er hängt beispielsweise einer Rache nach, und das beschäftigt ihn Tag und Nacht, bis sie im günstigen Augenblick, oft erst nach langer Zeit, ihre Befriedigung findet — sein persönlicher Verkehr aber mit dem Gegenstand dieser finsteren Pläne wird dadurch keineswegs beeinträchtigt, er selber scheint der beste Freund zu sein und von Zärtlichkeit und Dienstbeflissenheit erfüllt.

Die morgenländische Seele ist eine Schmiede mit zwei Ambossen, und auf jedem derselben schmiedet derselbe Schmied zu gleicher Zeit an Ketten von Willensrichtungen. Es kann deshalb nicht ausbleiben, daß ihr Charakter voll von Widersprüchen und erfüllt von Verstellung erscheint. So ist der Orientale Fatalist und Fanatiker in einer Person. Fatalist, weil die erbarmungslose Trockennatur ihn die Abhängigkeit von einer höheren Macht gelehrt hat, weil er aus vieltausendjähriger Erfahrung weiß, daß auch die fleißigste Bewässerung nicht gegen Mißjahre zu schützen vermag — und dies hat er dann in die Formel eines religiösen Dogmas gebracht. Fanatiker, weil die Natur seines Wohngebietes ein Füllhorn gegensätzlicher und unvermittelt aneinanderstoßender Gewalten ist; da folgt einer scharfumrissenen Regenzeit mit plötzlich einsetzenden Güssen auf dem Fuße die Hitze- und Dürreperiode, während deren die blendende Sonne alle Linien scharf hervortreten läßt; da verwandelt sich ein Trockenbett binnen einer Stunde in einen reißenden Strom — kurz, die allmähliche Anpassung des Menschen an die gegensätzlichen Gesetze der Natur erzeugte im einzelnen eine Reizbarkeit und Unverträglichkeit, die sich in dem ganzen Typus zu der Rassenhysterie des Fanatismus summiert. Stellen Fatalismus (Kismet) und Fanatismus (Alla il Alla) die Extreme der morgenländischen Seele dar, so drückt sich im Phlegma (Kif) das verbindende Moment der Gesamtheit psychischer Regungen aus, das Band, welches ihr Bündel zusammenhält. Das Phlegma, welches auf die hohen, eine regere Betätigung lähmenden Hitzegrade des Orients zurückgehen mag und fortschrittfeindlich wirkt, ist der Ausdruck der latenten Ruhe gewisser Seelenlinien und schließt in seine Behaglichkeit die lauernde und stets drohende Möglichkeit unerwarteter Betätigung derselben ein.

Überblickt man das Ganze, so läßt sich vielleicht sagen, daß es im Morgenlande weniger Individuen gibt als bei uns, daß alle mehr in die Linie eines einzigen großen Typus einschlagen — gerade wie uns die dortige Natur schematischer entgegentritt als in Europa. Landschaft und Seele sind ornamental. Die einzelnen psychischen Regungen an sich, die Empfindungen und Affekte mögen hier dieselben sein wie dort, aber ihre Vergesellschaftung im Kristall der Seele und die Art ihrer Äußerung sind grundsätzlich anderer Art. Dieser Unterschied tritt auch im historischen Werdegang der Völker hervor.

Entwicklung iſt in Vorderaſien ebenſogut vorhanden wie in Europa — im Weſten geht ſie in einer mehr ſtetigen, in ihren einzelnen Stücken gut erkennbaren Weiſe vor ſich, im Oſten vollzieht ſie ſich ſprungweiſe, indem einer kaum ſichtbar ſich vorbereitenden Bewegung plötzlich der Abſchluß und der Beginn der neuen Zeit folgt. Was im Morgenlande Stagnation ſcheint, iſt nicht ſelten nur das dumpfe Vorahnen einer neuen Phaſe.

Die Struktur der orientaliſchen Seele ſpiegelt ſich auch im Aufbau der orientaliſchen Geſellſchaft wider. Im Gegenſatz zu der europäiſchen, in der überragende Intelligenzen oder Willenskräfte über einer vergleichsweiſe tiefſtehenden Maſſe ſchweben, treten in der morgenländiſchen die Einrichtungen und herrſchenden Ideen übermächtig hervor, und die Individuen verſchwinden in und hinter ihnen. Die Frau bleibt unſichtbar hinter dem Manne, auch wenn ſie der ſtärkere Teil iſt, der Sohn tritt hinter dem Vater zurück, auch wenn er als ſchon winziger Dreikäſehoch altklug dazwiſchen ſchnackt, die Familie deckt ſich mit dem Hauſe. Und wie mit dieſen Einzelgattungen, ſo iſt es gleichfalls mit den Brüderſchaften und Gilden: der Bettler, der Derwiſch iſt nichts als ein dienendes Glied einer Genoſſenſchaft, der Laſtträger nichts als eine Zahl ohne eigene Anſicht in ſeinem Verbande; kein Teppichhändler würde ein Stück an den Menſchen verkaufen, den die Intereſſengemeinſchaft der Teppichhändler in die Acht erklärt hat. Die Verähnlichung auf eine gleichartige Note ſpricht ſich auch in den Siedlungsformen aus. Im Gegenſatz zu den nördlichen Ländern, wo der Einzelhof eine bedeutende Rolle ſpielt, ſitzen im Orient die Leute in Dörfern zuſammen, in denen ſie das Problem der künſtlichen Bewäſſerung am beſten löſen können, oder ſie nomadiſieren in ganzen Stämmen.

Dieſe feſte, in ihrer Starrheit gewiß monotone, aber gleichzeitig doch auch imponierende Struktur der Geſamtheit hat ſich auf den einzelnen bei hoch und niedrig in der Form einer ruhigen Selbſtſicherheit, einer ungeſuchten Würde fortgeſetzt. Klaſſenkämpfe ſind unbekannt, ein jeder vermag ſich ſeine Bahnen nur in den vom Herkommen ſeiner Familie, ſeines Kreiſes vorgeſchriebenen Formen zu denken. Der Sohn des Handwerkers zum Beiſpiel kramt ſchon als vierjähriges Bübchen in der väterlichen Werkſtatt herum und wächſt im Laufe der Jahre ſo vollkommen in die Handhabung der einfachen Hilfsmittel hinein, er verwächſt ſo innig mit der Technik ſeines Berufes, daß dieſer in ihm eigentlich nur eine neue Fleiſchwerdung erlebt. Die bedeutſame Folge hiervon iſt natürlich eine erſtaunliche Vervollkommnung der Handfertigkeit und eine faſt allgemeine Steigerung derſelben zu künſtleriſcher Höhe. Jedermann iſt hier eine ganze Perſönlichkeit und ein Denker in ſeiner Art.

Allerdings ergeben ſich aus dieſen Geſetzmäßigkeiten geringere Möglichkeiten des Fortſchritts. Der einzelne ſteckt vollkommen im Banne des von ſeiner Umgebung ein für allemal als gut und endgültig anerkannten Schemas,

so daß er kaum auf den Gedanken der Weiterentwicklung kommt. Das System der orientalischen Gesellschaft ist eben das Endglied einer langen Kette von Regungen, welches einer weiteren Vervollkommnung kaum noch zugänglich ist. Es hat nur zwei Möglichkeiten: entweder bestehen zu bleiben und sich auf Grund seiner alterprobten Bodenständigkeit zu behaupten, oder aber durch etwas ganz Neues ersetzt zu werden. Unsere Zeit ist die Probe darauf.

Die einzige Gesellschaftsklasse des Orients, in welcher die neue Zeit durch Herausbildung von Persönlichkeiten wirksam wird, scheint das moderne Türkentum, die herrschende Kaste der Militärs und Effendis, zu sein. Dies ist eine buntfarbige Rassenmischung von griechischen und zirkassischen, armenischen und europäischen, arabischen und negerischen Elementen auf alarodischer Grundlage, die großenteils schon aus dem Rahmen des Morgenlandes herausfällt und in einer vorläufig noch etwas schülerhaften Art den Fortschrittsdrang des Europäers zu erwerben und zu betätigen trachtet. —

Aus dem Grunde dieses ornamentalen Seelen- und Gesellschaftsverbandes tritt das imponierende Gebäude der orientalischen Kultur verständlicher hervor. Diese Kultur ist das Ergebnis einer vieltausendjährigen unbeirrten Entwicklung in ein und demselben Erdmilieu, ist eine Kultur, die ihr Vorstadium, die bloße, mehr äußerliche Zivilisation, längst überholt und hinter sich gelassen hat. Sie ist durchaus verinnerlicht und so vergeistigt, daß sie sich vielfach mit einer bestimmten Religionsform, dem ihr offenbar am meisten liegenden Islam, deckt. Sie verzichtet durchaus auf Äußerlichkeiten, sie ist auf Verinnerlichung gerichtet und sie hat das beste aller Geheimnisse erworben, mit bescheidensten Mitteln höchste Wirkungen (nicht aber Effekte) zu erreichen — gerade wie die orientalische Natur durch zwei, drei Linien und eine Farbe das wunderbarste Landschaftsbild aus dem Nichts hervorzaubert.

Der tiefe Unterschied zwischen der orientalischen und der okzidentalen Kultur läßt sich an dem einen Beispiele der Wohnungseinrichtung klar machen. Man kennt unsere modernen, mit unleugbarem Geschmack zusammengestellten Zimmer: Schreibtische und Schränke, Ruhebett und Ledersessel, Börte und Bilder, Betten und Nachtschränke, Gardinen und Portieren sowie viele Dutzende von anderen Dingen. Das alles ist recht praktisch und kann sehr schön aussehen, aber es verrät doch ein gewisses inneres Unvermögen, welches zur Lustempfindung eines so umständlichen Apparates bedarf. Das orientalische Gemach, sofern es noch nicht durch europäischen Importplunder entstellt ist, besitzt nur schöne Teppiche und bunte Polster, eine geschnitzte Wandnische und eine alte Messingampel, vielleicht auch noch eine ausgemalte Decke oder ein buntes Fenster. Man erzielt mit diesen paar Mitteln Wirkungen, die hinter jenen des europäischen Zimmers nicht zurückbleiben, an Stimmungsreiz es aber wohl noch übertreffen, zumal wenn der Duft verbrannten Sandelholzes oder ein Hauch von Rosenöl in der Luft schweben.

(Weitere Teile folgen.)

Belgiens Kolonialpolitik.

Ein Beitrag zur Entstehung des Weltkrieges.

Von

Alfred Zimmermann.

I.

Noch heute, zwei Jahre nach Ausbruch des Krieges und nach all den überraschenden Erfahrungen und Feststellungen während dieser Zeit, fehlt es in Deutschland nicht an Leuten, die glauben, daß eine Preisgabe Österreichs in der serbischen Angelegenheit dem Reiche den Kampf um seinen Bestand erspart hätte. Wer sich mit den inneren Vorgängen in England seit der Thronbesteigung König Eduards näher zu beschäftigen Gelegenheit gehabt und mit den leitenden Kreisen in London Fühlung besessen hat, kann dieser Auffassung nur aufs lebhafteste widersprechen. Die Niederringung Deutschlands, die Beseitigung der von ihm nach Auffassung der Engländer Englands Weltherrschaft drohenden Gefahr, war vom Tage der Thronbesteigung Eduard des Siebenten beschlossene Sache. So einig waren in diesem Punkte alle maßgebenden Männer Englands, daß selbst der Tod Eduards und der Ersatz der Tories in der Regierung durch die sogenannten Liberalen in den leitenden Grundsätzen der englischen Politik nicht die geringste Schwankung zur Folge gehabt hat. Diese Politik entsprach eben genau den Grundsätzen, die England mit äußerster Entschlossenheit mehr als zwei Jahrhunderte hindurch in seinen Maßnahmen der Welt gegenüber befolgt hat. Danach durfte England es niemals zulassen, daß ein europäischer Staat so stark wurde, daß er wagen konnte, England gegenüber in irgend einer wichtigen Frage seinen Willen durchzusetzen oder gar seine Weltherrschaft in Frage zu stellen. Entsprechend diesem Grundsatze hat England im achtzehnten Jahrhundert kein Mittel gescheut, um Frankreichs bedenklich gewordene Macht zu brechen. England hat es im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu verhindern gewußt, daß die enge Verschmelzung Frankreichs und Spaniens, die seiner Kolonialherrlichkeit sehr gefährlich werden mußte, zustande kam. Mit Hilfe Preußens hat es dann die nahe Verbindung Frankreichs mit Österreich, die gleichfalls das europäische Gleichgewicht zu Englands Ungunsten beeinflussen konnte, zu zerstören und Frankreich seiner Kolonien zu berauben verstanden.

Sein Werk war endlich die Niederwerfung Napoleons und die Vernichtung seines dem englischen gewachsenen Reiches. Ein Jahrhundert lang hat es dann das Gleichgewicht in seinem Sinne zwischen den europäischen Mächten aufrechtzuerhalten verstanden. So oft eine Persönlichkeit wie etwa Nikolaus der Erste von Rußland oder Napoleon der Dritte es in Frage zu stellen schienen, wußte England Mittel und Wege zu finden, ihre Wege zu kreuzen und sie unschädlich zu machen. Daß mit einer solchen Politik das stetige Emporkommen Deutschlands nicht vereinbar war, liegt auf der Hand. Mit großer Sorge und Aufmerksamkeit haben daher auch die Briten jahrzehntelang die Entwicklung der Dinge in Deutschland beobachtet und seit langem darüber nachgesonnen, wie sie der nach ihrer Auffassung ihrer Weltherrschaft von hier drohenden Gefahr begegnen könnte. Daß ihre Eifersucht nicht längst deutlicheren Ausdruck gefunden hatte, war dem Einfluß der Königin Viktoria zu danken. Sie sah Deutschland nicht allein vom kalten politischen Gesichtspunkte, sondern auch als die Heimat ihres Gatten und ihrer Tochter an. Vom Tage an, wo ihr Sohn den Thron bestieg, fiel diese Rücksicht aber weg. Er sah in Deutschland nur den gefährlichen Nebenbuhler Englands, einen Gegner, der lahmgelegt werden mußte, ehe die Entwicklung der Dinge in Österreich-Ungarn seine Machtstellung in Europa ins Maßlose steigerte!

Seit Jahren hat nämlich in den politischen Kreisen Englands die Überzeugung bestanden, daß bei dem Tode des greisen Kaisers Franz Josef das österreichisch-ungarische Reich zerfallen und seine Teile schließlich Anschluß bei Deutschland suchen müßten. Daß England eine solche Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse nicht dulden und im Interesse des für Englands Weltstellung unentbehrlichen Gleichgewichts eingreifen müßte, war aber eine nicht minder feststehende Ansicht bei den politisch ausschlaggebenden Männern in England. Ein Krieg mit Deutschland, eine Vernichtung seiner Machtstellung und die Rückführung Deutschlands in Zustände, wie sie nach dem Wiener Kongreß etwa geherrscht hatten, galt daher bei ihnen schon seit Jahrzehnten als unvermeidlich. In Deutschland nahm man derartige Ansichten, die keineswegs geheim geblieben sind, nicht ernst. Hier glaubte man, daß verwandtschaftliche Beziehungen, Geschäftsrücksichten und der Einfluß der neueren Kultur sich weit stärker erweisen würden als solche mittelalterlich berührenden, selbstsüchtigen politischen Grundsätze. Darin hat man sich gründlich getäuscht. So ungebildet der Durchschnitt der englischen Bevölkerung ist, so wenig er vom Auslande weiß und hält, so hartnäckig hält er an den alten Überlieferungen fest. Eine solche aber ist der Satz, daß England von Gott berufen ist, das Meer zu beherrschen und die Welt in Ordnung zu halten.

Es war freilich wohl nicht Eduards des Siebenten Absicht, die von ihm voll gebilligten und sofort wieder aufgegriffenen Grundsätze der hergebrachten englischen Politik mit einem Schlage und gewaltsam durchzuführen. Ihm schwebte wohl mehr eine Rückkehr zu der erfolgreichen Politik vor, die Eng-

land während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts befolgt hat und wodurch es seine Ziele, ohne immer in den Vordergrund zu treten, durch geschickte Verwendung der andern Mächte zu erreichen pflegte. Sein Ziel war, Deutschland von allen Seiten einzukreisen und es damit so lahmzulegen, daß es im Falle des erwarteten Zusammenbruchs Österreich-Ungarns jeder Bewegungsfreiheit beraubt und gezwungen war, sich in aller Stille Englands Wünschen zu fügen. Durchkreuzt worden ist diese Politik durch Deutschlands zielsichere und ungewöhnlich große Rüstungen zu Lande und zur See. Die Entschlossenheit, die Deutschland dabei bewies, es im Notfall auf Gewalt ankommen zu lassen und seine Weltstellung unter allen Umständen zu behaupten, veranlaßten England, noch weitgreifendere und großartigere Vorkehrungen zu treffen. Es begann, nachdem es sich der Hilfe der großen europäischen Nachbarn Deutschlands für seine Zwecke vergewissert hatte, die vollständige Einschließung und Absperrung des Deutschen Reichs von der Außenwelt ins Auge zu fassen.

Mit Hilfe der hochentwickelten deutschen Statistik, an der Hand der vielen Arbeiten deutscher Gelehrter studierte es Jahre hindurch aufs eingehendste die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands. Hier hat man sich geschmeichelt gefühlt durch den Eifer, mit dem England die deutschen Veröffentlichungen dieser Art gewürdigt hat. Man hat nicht geahnt, daß es zu dem Zwecke geschah, die sichersten Mittel und Wege ausfindig zu machen, um Deutschland eines Tags, wenn nötig, an den empfindlichsten Stellen treffen und aushungern zu können. Das konnte freilich nur mit Hilfe der kleineren Nachbarstaaten Deutschlands und Österreichs geschehen, die ihrer ganzen Lage nach in Kriegen der Großmächte bisher sich stets neutral verhalten hatten und zum Teil auch durch friedliche Verträge neutralisiert waren. Sie zu gewinnen und ihre offene oder, wenn's nicht anders ging, wenigstens stille Unterstützung gegen Deutschland sich zu sichern, war daher Englands weiteres Bestreben, nachdem es sich in geschickter Weise der Hilfe Frankreichs und Rußlands vergewissert hatte.

Englands Königshaus, seine Diplomatie, seine Handelswelt und Presse haben zu diesem Zwecke Jahre hindurch gearbeitet und keine Anstrengungen gescheut. Erreicht hatte, als der Krieg durch Serbiens Verbrechen 1914 unvermutet und vorzeitig vom Zaune gebrochen wurde, England sein Ziel erst bei Italien, Belgien und halb und halb bei Griechenland, Portugal und Rumänien. Holland, die Schweiz, die skandinavischen Länder, Bulgarien, Spanien und die Türkei hatten den Lockungen und Drohungen Englands widerstanden. Auch in den Vereinigten Staaten und Südamerika hatte England gewiß viel Beifall, aber doch nicht die Zusage unbeschränkter Unterstützung gefunden.

Die während des Krieges in den Archiven Belgiens und Serbiens gemachten Aktenfunde haben im Zusammenhange mit Äußerungen englischer und anderer feindlicher Staatsmänner, über dieses Intrigenspiel schon genügende

Klarheit geschaffen, wenn auch noch manche Einzelheit undeutlich geblieben ist. Jedenfalls ergeben schon jetzt die gefundenen Schriftstücke, daß Deutschland, wenn es nicht wegen Serbiens zum Krieg gekommen wäre, bald darauf, sobald alle Vorbereitungen beendet waren, bei erster Gelegenheit von seinen Feinden vor die Notwendigkeit gestellt worden wäre, sich freiwillig ihren Forderungen zu fügen oder um sein Leben, unter noch ungünstigeren Bedingungen als gegenwärtig, zu ringen. Die Lage Deutschlands im Juli 1914 erinnert daher lebhaft an die Preußens im Jahre 1756 kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs. Auch damals war von Friedrichs Feinden das künftige Spiel aufs sorgsamste abgekartet und alles vorbereitet worden, um Preußen vollkommen einzukreisen und kurzerhand zu beseitigen. Während aber damals König Friedrich, unterrichtet durch Verrat, das Spiel seiner Gegner durchkreuzte und ihnen zuvorkam, hat Deutschland noch im Sommer 1914 gehofft, daß seine Feinde das Gewagte ihres Vorhabens einsehen und im letzten Augenblicke, noch vor Entfesselung der Kriegsfurie, zurückschrecken würden. Nur die Bluttat in Serajewo und die zwingende Notwendigkeit, der serbischen Hydra den Kopf zu zertreten, haben Deutschland gezwungen, plötzlich zu den Waffen zu greifen.

Die ersten Tage des Kriegs enthüllten dann, welchen Feinden Deutschland und Österreich in Wahrheit gegenüberstanden und welche Gefahren ihnen, ohne daß sie es ahnten, schon längst gedroht hatten.

II.

Erst die Erfahrungen im Sommer 1914 haben Deutschland gezeigt, wie umfangreich und weit fortgeschritten die Vorbereitungen waren, die England für seine Vernichtung getroffen hatte. Eine besondere Überraschung bereitete ihm die Haltung Belgiens. Wenn irgendein Staatswesen, wäre Belgien den Deutschen und ihrem Herrscherhause zu Dank verpflichtet gewesen. Das in Brüssel herrschende deutsche Fürstenhaus hat vom ersten Tage an in Deutschland die wertvollste Unterstützung gegen seine begehrlichen Nachbarn gefunden. Handel und Gewerbe Belgiens hätten niemals ohne Deutschland ihre hohe Entwicklung finden können. Die Kongokolonie verdankte König Leopold in erster Linie der machtvollen Unterstützung des Fürsten Bismarck. Ohne sein Eingreifen hätten England und Portugal auf den Besitz der Kongomündung und der wertvollsten Teile der Kolonie bestanden und ihre Entwicklung damit von vornherein lahmgelegt. Ohne die Hilfe Deutschlands hätte Belgien auch schwerlich die Neutralisierung seines afrikanischen Reichs und seine Anerkennung durch alle Staaten durchzusetzen vermocht. Immer und immer wieder hat König Leopold der Zweite im Laufe seiner Regierung, wenn England, Frankreich oder die Niederlande ihm Schwierigkeiten machten, sich auf Deutschland zu stützen vermocht und hier auch jederzeit, wenn deutsche

und belgische Interessen sich im Widerstreit befanden, größtes Entgegenkommen gefunden. Den Dank dafür hat er, wie erst die in der Geheimkammer des Brüsseler Ministeriums während des Kriegs gefundenen Aktenstücke ergeben haben, in der Weise abgestattet, daß er mit den Briten seit Jahren in Beziehungen getreten ist, die mit der Neutralität Belgiens in schroffstem Widerspruch standen. Ohne schriftlich festgelegte Verpflichtungen einzugehen, hat er wie sein Nachfolger den Ausbau der belgischen Festungen und die Schöpfung einer Armee hauptsächlich zu dem Zwecke betrieben, die Macht der Gegner Deutschlands zu verstärken und hat von unzweideutig gegen letzteres gerichteten Anträgen Englands weder Deutschland noch andern neutralen Staaten Kenntnis gegeben. Nach der ganzen Haltung der belgischen Regierung waren England und Frankreich berechtigt, mit Belgien als einem Bundesgenossen bei ihren Anschlägen gegen die Mittelmächte zu rechnen!

Die Ursache dieser verräterischen Haltung der belgischen Machthaber ist, wie ebenfalls die Funde in den Brüsseler Ministerien mit Sicherheit ergeben haben, vor allem ihre Besorgnis um das Schicksal ihres afrikanischen Besitzes gewesen. Eingeweiht in Englands weltumspannende Pläne gegen Deutschlands Handel, Schiffahrt und Kolonien, durchdrungen von der Überzeugung, daß Deutschland der übermächtigen, gegen seinen Bestand eingeleiteten Verschwörung nicht zu widerstehen in der Lage sein werde, hatten sie kein Bedenken, schweigend sich seinen Gegnern anzuschließen und planten, von seiner Niederzwingung möglichsten Nutzen zu ziehen. Ausschlaggebend war dabei der Ehrgeiz und der Größenwahn Leopold des Zweiten.

Kolonialen Besitz für Belgien hatte schon Leopold der Erste erstrebt. Es leitete ihn dabei der Gedanke, dem übervölkerten Lande einen Ersatz für den mit der Trennung von Holland verlorenen kolonialen Markt zu verschaffen. Er hatte daher an Erwerb von Siedelungsgebieten in Mittel- und Südamerika und Okkupation Abessyniens gedacht. Zu ernstlichen Schritten hatte er sich jedoch nicht aufgerafft, da er sich bald überzeugte, daß ohne Zustimmung Englands und Frankreichs jeder Erfolg ausgeschlossen sei, wenn Belgien nicht von Deutschland gestützt werde. Sein Sohn hatte des ersten belgischen Königs Pläne nicht nur aus denselben Erwägungen heraus, sondern auch aus großem, unbefriedigtem Tatendrang heraus wieder aufgenommen. Gewitzigt durch seines Vaters Erfahrungen, wandte er aber seine Aufmerksamkeit nicht Ländern zu, die schon unter europäischem Einfluß standen, sondern dem damals noch unerschlossenen und von den europäischen Staaten für wertlos erachteten inneren Afrika, über dessen Aussichten er sich auf mehreren Reisen persönlich des Näheren vergewissert hatte. In geschickter Ausnützung der allgemeinen Verhältnisse veranlaßte er im September 1876 zu Brüssel den Zusammentritt einer internationalen Konferenz für den Zweck der Erschließung Mittelafrikas. Gemeinsam sollten nach ihren Beschlüssen die Hauptstaaten die Erforschung und Eröffnung der noch unbekannten Teile Afrikas in die

Hand nehmen. Während aber dabei Deutschland ein rein wissenschaftliches, gemeinnütziges Unternehmen im Auge hatte, schwebte Leopold dem Zweiten von vornherein der Plan der Gründung einer belgischen Kolonie vor. Das Glück begünstigte ihn. Während die von den europäischen Staaten ausgesandten wissenschaftlichen Expeditionen ihre Zeit an der Küste vertrödelten und Land, Natur und Leute studierten, durchzog der in Wales geborene, für eine amerikanische Zeitung reisende Journalist Stanley das seit Jahrhunderten verschlossene Innere Mittelafrikas. In ihm erkannte König Leopold seinen Mann. Er setzte sich auf der Stelle mit ihm in Verbindung, gewann ihn für seine Zwecke und ging schon Ende der siebziger Jahre daran, mit seiner Hilfe in aller Stille, unter dem Deckmantel eines internationalen Unternehmens, das als wertvoll erkannte Stromgebiet des Kongo Belgien als Kolonie zu sichern. Lange Zeit hat er die Welt über seine wahren Ziele in Unsicherheit zu erhalten verstanden. Selbst Fürst Bismarck ist von ihm getäuscht worden; nur in Frankreich hat man die Augen offengehalten und durch den Reisenden de Brazza von vornherein den eigenen Vorteil gewahrt. Als England der wahren Sachlage inne wurde und durch eine Verständigung mit seinem portugiesischen Vasallen noch im letzten Augenblick die Hand auf die Kongomündung legen wollte, war es schon zu spät. Deutschland und Frankreich schritten zugunsten Belgiens ein. Auch die Vereinigten Staaten traten für das Werk Stanleys, der sich als Amerikaner gab, ein. Fürst Bismarck erreichte es, daß alle Staaten ihre Zustimmung zur Beschickung der Konferenz gaben, die Ende 1883 in Berlin zusammentrat und die der von Leopold dem Zweiten in der Stille gegründeten Kolonie die internationale Anerkennung gewährt hat.

III.

Fürst Bismarck hat sich nicht damit begnügt, dem König Leopold und damit Belgien zum Besitze einer Kolonie zu verhelfen. Ihm hatte es der König auch zu danken, wenn dieser Besitz günstige Grenzen erhielt, vor feindlichen Angriffen sichergestellt und in die Möglichkeit versetzt wurde, die Kosten für seinen Unterhalt aufzubringen. Bismarcks Werk war es nämlich in erster Linie, wenn die Konferenz das Gebiet des ganzen Kongo und seiner Zuströme für neutral erklärte und, trotz der Einwände Frankreichs, Bestimmungen traf, die es vor der Hineinziehung in europäische Kriege sicherstellen sollten. Gewiß hat Bismarck dabei auch den Zweck verfolgt, die inzwischen von Deutschland erworbenen Gebiete von Kamerun und Ostafrika vor Kriegsgefahren sicherzustellen und damit die Gefahr kolonialer Erwerbungen für Deutschland zu mindern. Sein Hauptgesichtspunkt war aber doch, Belgiens Kolonie in dieselbe Lage wie das neutrale Mutterland zu versetzen und damit künftigen, für den Weltfrieden bedenklichen Verwicklungen von vornherein vorzubeugen. Nicht minder wichtig für Belgien war es, daß Deutschland ihm eine sichere

und sehr günstige Grenzlinie gegenüber den Nachbarstaaten verschaffte. Ohne Rücksicht auf Deutschlands Vorteil ist Fürst Bismarck dem Kongostaat in jeder Weise behilflich gewesen, sein Gebiet auszudehnen und abzurunden. Er ist dabei so weit gegangen, daß er es zugelassen hat, daß die Belgier sein Vertrauen auf schnödeste Weise mißbrauchen konnten. Sie haben sich in Ostafrika im Gebiete des Kiwusees willkürlich eine den deutschen Interessen durchaus zuwiderlaufende Grenze angemaßt und ihren Anspruch hartnäckig später mit Lug und Trug verteidigt, wie die Aktenfunde in Brüssel nunmehr mit Sicherheit ergeben haben. — Besonders wertvoll war es für König Leopold, daß Fürst Bismarck ihm die Möglichkeit verschafft hat, aus der Kolonie die Kosten für ihre Verwaltung herauszuwirtschaften. Auf der Berliner Konferenz hatte der König, um Englands und Frankreichs Zustimmung zur Entstehung des neuen Staatswesens zu erhalten, auf die Erhebung von Zöllen und Steuern überhaupt verzichten müssen. Er war damit gezwungen, die großen Kosten des Unternehmens, für das Belgiens Parlament keinen Zuschuß damals zahlen wollte, aus eigener Tasche zu decken. Das ging sehr bald über seine Kräfte, und er hätte sich notgedrungen zur Entäußerung der Kolonie entschließen müssen, wenn ihm nicht Deutschland zu Hilfe gekommen wäre. Seinem Einflusse hatte er es zu danken, wenn 1890 eine Konferenz in Brüssel zusammentrat und dem Kongostaate die Erhebung von Zöllen erlaubt wurde. Nicht genug damit, hat Deutschland auch den späteren, recht bedenklichen Maßnahmen des Königs zur Aufbringung weiterer Einnahmen in der Kolonie stillschweigend zugestimmt. Es hat nämlich zugelassen, daß der König die einst schon so viel angefochtene Einrichtung des holländischen Kultuurstelsels am Kongo nachgeahmt und damit die wichtigsten Grundsätze der Beschlüsse der Kongokonferenz verletzt und eine furchtbare Blutschuld auf sich geladen hat. Wie einst die Holländer es in Indien getan, hat er nämlich alles unbebaute Land für Staatseigentum erklärt und den Eingeborenen jede Benutzung desselben zu ihrem Vorteil verboten. Der Besitz daran wurde vielmehr Gesellschaften, die hohe Pachtsummen an den Staat zahlten, verliehen und ihnen das Recht zugesprochen, die Eingeborenen zu hohen Steuern, die durch Arbeit oder Geld zu leisten waren, heranzuziehen. Betreffs der bei einem solchen System unerläßlichen Zwangsmaßregeln wurde den Gesellschaften freie Hand gelassen und damit gräßlichen Unmenschlichkeiten die Bahn geöffnet! Unbekümmert um den Einspruch von Menschenfreunden, hat auf diese Weise der König aus dem Kongo nicht allein das aufgewendete Geld wieder herausgeholt, sondern auch noch viele Millionen gewonnen, bis England, gedrängt durch die öffentliche Meinung, gegen die ärgsten Mißbräuche einschritt. Dem König zu Gefallen hat Deutschland dem Unwesen nicht nur ruhig zugesehen, sondern hat auch geduldet, daß der Kongostaat den blühenden Handel Ostafrikas auf seinem eigenen Gebiet allmählich ganz unmöglich gemacht und den zwischen dem deutschen und belgischen Gebiete Handel treibenden Kaufmann

Stokes, ohne eine Spur von Recht, aus Brotneid getötet hat. Die Funde in den belgischen Archiven haben ergeben, daß sogar ein so brutaler Gewaltmensch wie Stanley die Hinrichtung von Stokes als einen unentschuldbaren Mord aufgefaßt hat! — Ebensowenig wie diese Liebesdienste die Belgier veranlaßt haben, den deutschen Interessen in Afrika irgend welche Rücksicht zu erweisen, so wenig haben sie auf die auswärtige Politik der belgischen Regierung in Europa eine Wirkung ausgeübt.

König Leopold, der seine außerordentliche Begabung als skrupelloser Geschäftsmann bei jeder Gelegenheit bewiesen hat, wofür auch überraschende Belege in den Brüsseler Archiven sich finden, hat gleichzeitig an einem geradezu krankhaften Ehrgeiz gelitten. Selbst der Besitz der ungeheuren Kongokolonie hat seinem Landhunger noch nicht genügt. Lange Zeit hat er von dem Erwerb des Nilquellengebiets und Ägyptens geträumt! Er ist dieserhalb mit dem General Gordon in Verbindung getreten, der seinen Plänen auch williges Ohr geliehen hat, bis der Fall Khartums seiner Laufbahn ein jähes Ende bereitete. Kaum war die Macht des Mahdi gebrochen, hat König Leopold seine Pläne wieder aufgenommen und von Lord Salisbury einen Stützpunkt im Nilquellengebiete, unter Schädigung der deutschen Interessen in Ostafrika, zu erhalten versucht. Nach der Niederwerfung Spaniens durch die Vereinigten Staaten hat König Leopold den Erwerb der Karolineninseln geplant. Im Jahre 1906 hat er Deutschland um Unterstützung gebeten bei Unternehmungen, die auf Erwerb eines Pachtgebiets in China oder Besetzung von Land in Kleinasien oder Marokko hinausliefen! Für alle diese Schritte des Königs haben sich die urkundlichen Belege im belgischen Geheimarchiv gefunden, trotzdem ein großer Teil der Akten verschwunden, vielleicht vom König vernichtet ist. In Geld- wie in Machtsachen kannte eben Leopold der Zweite keine Rücksicht. Sollten je nähere Mitteilungen über den ganzen Umfang seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete veröffentlicht werden, so würde die Geschichte Belgiens in ein ganz neues Licht kommen. Nur der eigenartige Charakter Leopolds des Zweiten, seine Herrschsucht, sein rücksichtsloser Geschäftssinn machen sein Verhalten gegenüber Deutschland und die Entschließungen seines Nachfolgers im Weltkriege begreiflich. Um nicht in die nach ihrer Auffassung unvermeidliche Niederlage Deutschlands mit hineingerissen und des allmählich so wertvoll gewordenen Afrikabesitzes beraubt zu werden, haben sie den Vorschlägen Englands ihr Ohr geliehen und sich zu Werkzeugen seiner Politik hingegeben. Sie haben auf diese Weise allerdings die Kongokolonie sich vor der Hand gerettet. Dafür aber müssen sie Belgien in deutscher Hand sehen und damit rechnen, daß es in erster Linie die Folgen des verräterischen Krieges zu tragen haben wird.

Deutscher und westeuropäischer Staatsbegriff in verfassungsgeschichtlicher Entwicklung.

Von

Heinrich Otto Meisner.

Wenn uns unsere Feinde den Vorwurf des „Militarismus" machen, so denken die Gebildeteren unter ihnen nicht nur an eine angebliche expansive Blut- und Eisenpolitik, sondern auch an die innerpolitische Seite des Begriffs. Die gleichen Mächte, die nach ihrer Meinung Europa vergewaltigen möchten, sollen auch bei sich daheim das deutsche Volk in unwürdiger politischer Ohnmacht halten. Dieses abfällige Urteil über die deutsche und namentlich über die preußische Verfassungsform ist nicht erst ein Erzeugnis erhitzter Kriegsleidenschaft. Namentlich in England war es stets eine ausgemachte Sache, daß der Übergang zum modernen Verfassungsstaat für unser Vaterland nur eine formelle Veränderung bedeute, daß materiell die Stellung der Monarchen sich im Vergleich zu der absolutistischen Zeit kaum geändert habe. Für die englische Staatsrechtswissenschaft gibt es überhaupt nur eine „konstitutionelle" Verfassungsform, und das ist die parlamentarische. Ein Begriffsrigorismus, über den man sich übrigens nicht zu wundern braucht, wenn man bedenkt, daß auch bei uns Konservative und Liberale im politischen Leben des vergangenen Jahrhunderts ihm gehuldigt haben, und daß man noch in den Reichstagssitzungen der achtziger Jahre in den alten Fehler zurückfiel, Konstitutionalismus und Parlamentarismus zu identifizieren. So schwer ist es gewesen, die eigentümliche Variante konstitutionellen Wesens, die sich bei uns, in erster Linie in Preußen, herausgebildet hat, zu verstehen und anzuerkennen. Jenseits des Kanals ist man allerdings auch nach der anderen Seite hin ganz resolut. Man hat zwar einen Monarchen, aber da seine Gewalt repräsentativ beschränkt ist, als Verfassungsform die Demokratie. So die Ansicht des bekannten Staatsrechtslehrers Dicey[1]).

Die traditionelle Bewunderung englischer Freiheit, der Glaube an die allein seligmachende parlamentarische Regierungsweise, auch bei uns bis zum Ausbruch des Krieges noch weit verbreitet, sind Kritik und Zweifeln gewichen, als man vernahm, wie drüben die Entscheidung über den Krieg zustandegekommen ist. Daß selbst Mitglieder des Kabinetts — von Parlament und Land ganz zu schweigen — von den bindenden Abmachungen und Maßregeln der Grey und Asquith nichts gewußt haben, beleuchtete blitzartig die Situation

[1]) Schon bei Macaulay findet sich die Auffassung, daß aus der mittelalterlichen Verfassung nur zwei Wege führten, entweder zur unumschränkten oder zur unterdrückten (englischen) Monarchie.

und ließ auch die unentwegt Gläubigen ahnen, wer das Heft in Händen hielt. Dazu kam die Erklärung der Unabhängigen Arbeiterpartei im „Labour Leader", die mit der patriotischen Haltung unserer angeblich so überaus staatsfeindlichen Sozialdemokratie am 4. August 1914 eigentümlich kontrastierte, die bittere Kritik eines Mannes wie George Bernard Shaw an den heimischen Zuständen, die um so objektiver wirkt, als sie wahrlich nicht aus Sympathie und Verständnis für uns geboren war, endlich das Bündnis mit Rußland, dessen kompromittierenden Charakter man vergebens zu bemänteln sucht. Alle diese Tatsachen haben uns stutzig gemacht; wir sind im Begriff, die Welt der politischen Erscheinungen mit anderen Augen zu betrachten und uns des Wertes und der Vorzüge der eigenen Verfassungszustände freudig bewußt zu werden.

Versuchen wir im folgenden, uns die Verfassungstypen, wie sie sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts einerseits in Deutschland, andererseits in Frankreich und England herausgebildet haben, in ihrer Eigenart kurz zu vergegenwärtigen und wenn möglich die Staatsgesinnung der genannten Völker zu analysieren, gleichsam den Geist, der über der Materie des Verfassungsrechts schwebt, zu schauen.

Der moderne Verfassungsstaat, wie er seit der Revolution zunächst in Frankreich und Deutschland sich durchsetzte, läßt mit der Rehabilitierung des genossenschaftlichen Elements jenen Dualismus zwischen ständischer und fürstlicher Gewalt wiederkehren, dem der Absolutismus ein Ende gemacht hatte. Allerdings blieb sein verdienstliches Werk, nämlich die Einheit des Staatsganzen, ungefährdet; Krone und Parlament stehen einander nicht mehr wie einst der Landesherr und das „Land" als separate Hälften eines gespaltenen Scheinstaatswesens gegenüber, sondern sind der höheren Idee des Staates als Organe ein- und untergeordnet. Man könnte sich nun beide politischen Machtzentren mit gleicher Kraft ausgestattet denken, so daß sie sich gegenseitig die Wage halten, und den Fortschritt des politischen Lebens durch diese gegenseitige Balanzierung bedingt vorstellen. Die praktisch-politische Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß ein derartiges Gleichgewicht auf die Dauer nicht zu halten ist[1]). Das Vorherrschen entweder des monarchischen oder des parlamentarischen Elements ist die Regel. Im ersten Falle haben wir neben dem Parlamente, das namentlich auf dem Gebiete der Gesetzgebung in Tätigkeit tritt, eine von diesem unabhängige, monarchisch orientierte Regierung, ausgerüstet mit der Gewalt der irreführend sogenannten bloßen „Exekutive"; im zweiten ist diese Regierung nichts anderes als ein Ausschuß des Parlaments, sein Werkzeug (oder soll dies wenigstens sein). Dort führt das Nebeneinander eines in erster Linie redenden und beschließenden Parlaments und einer handelnden Regierung leicht zu deren Übergewicht in der Praxis des Staats-

[1]) Allein Schweden, dessen „Regierungsform" einen solchen Zustand ausdrücklich proklamiert, was auch die dortige Staatslehre (Pontus Fahlbeck) gern betont, würde danach eine Ausnahme sein.

lebens, zu einer lebendigen Kraftäußerung des monarchischen Elements; hier das Zusammenfallen zweier so wichtiger Funktionen in der Hand des genossenschaftlichen Machtfaktors zu einer Verkümmerung der Krongewalt. Monarchisch-konstitutionell — parlamentarisch-konstitutionell!

Diese an sich so einfach erscheinende Alternative hat sich jedoch den politischen Geistern erst langsam und unter mannigfachen Rückschlägen enthüllt. Klar anerkannt ist sie — das sahen wir schon zu Beginn — auch heute noch nicht, namentlich bei unseren Gegnern. Zunächst einmal war man sich auf dem Kontinente über den Mechanismus der parlamentarischen Regierungsweise während des ersten Menschenalters konstitutionellen Lebens überhaupt noch nicht klar. Das konnte kaum anders sein. Die lange Toryregierung im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ließ den Zeitgenossen England im Bilde eines konservativ geleiteten Gemeinwesens erscheinen, nicht viel anders, als es das Rezept der Restauration bei den eigenen Völkern vorschrieb. Man übernahm daher auch in diesen Kreisen ganz arglos insulare Institutionen, überzeugt von ihrer Vortrefflichkeit und Ungefährlichkeit. Die sogenannte „Charte constitutionelle" vom Jahre 1814, in der sich das zurückkehrende Bourbonentum mit dem revolutionären und napoleonischen Frankreich auseinandersetzte, und zwar durchaus in dem Gefühle, der Krone den Vorrang gegenüber dem Parlament gesichert zu haben, enthielt einen Artikel, der den Ministern die Mitgliedschaft sowohl in der Pairs- wie in der Deputiertenkammer gestattet, und schuf mit dieser Personalunion eine der Grundvoraussetzungen parlamentarischer Regierungsweise. Die eigentlichen Revolutionsverfassungen hatten die Minister als Organe der Exekutive stets von der Berührung mit der Legislative ferngehalten im Sinne des geheiligten Prinzips der Gewaltentrennung, das von ihnen nach der Lehre Montesquieus und dem amerikanischen Muster streng durchgeführt wurde.

Und wie die Praxis, so die politische Theorie. Zwei Jahre nach der Verkündigung der „Charte" läßt der Vicomte de Chateaubriand, Staatsminister Ludwigs des Achtzehnten und Pair von Frankreich, in seiner Schrift „De la monarchie selon la Charte" eine Art Kommentar dazu erscheinen. Hier ist nicht nur die Voraussetzung, sondern geradezu das Prinzip der parlamentarischen Regierungsweise ausgesprochen: „Le ministère doit sortir de la majorité de la chambre des députés." Chateaubriand, der zwar kein royalistischer Heißsporn, aber doch der überzeugte Vorkämpfer einer starken Krongewalt war, würde sich nie und nimmer zu den Konsequenzen dieses Satzes bekannt haben; aber gerade die Tatsache, daß er, wie hier, so auch an anderen Stellen (zum Beispiel in der Frage der Initiative, die er den Kammern ohne Bedenken zugestehen will) sich deutlich von dem englischen Vorbild beeinflußt zeigt, beweist seine Kritiklosigkeit gegenüber den britischen Zuständen. Er war wie die meisten seiner Zeitgenossen überzeugt, daß aus England nur Gutes kommen könne.

Gefahren sah die Staatslehre der Restauration auf einer ganz anderen Seite, nämlich in dem demokratischen Prinzip der Revolution, in der Lehre von der Volkssouveränität und Trennung der Gewalten. Dieser Rückschlag lag ja durchaus nahe. Selbst warmherzige Reformer wie der Freiherr vom Stein, die sich für englische Einrichtungen begeisterten, haben gegenüber den Forderungen von 1791 scharf Front gemacht. Für die Reaktion waren sie geradezu der Inbegriff des politischen Verderbens. So erklärt sich auch die eigentümliche Formulierung, in der man die Ansprüche der Monarchie geltend machte, und die zunächst wie eine Permanenzerklärung des Absolutismus anmutet. Auch nach Eintritt der neuen konstitutionellen Ordnung soll die Krone Inhaberin der gesamten Staatsgewalt (oder aller ihrer Rechte) sein und nur bei der Ausübung in bestimmtem Umfange an die Mitwirkung der Stände gebunden werden. (So zu lesen in vielen, namentlich süddeutschen, Verfassungen und auch im Artikel 57 der Wiener Schlußakte von 1820.)

Das war das Hauptdogma des sogenannten „monarchischen Prinzips", eines Terminus, der uns zuerst in den Kommissionsberatungen über die „Charte constitutionelle" begegnet, aber auch in Deutschland, bezeichnenderweise von Metternich, bereits auf dem Wiener Kongreß verwendet wurde. Man brauchte gegenüber der Vielheit von „pouvoirs", der Schöpfung der Revolution, die Zentralisierung der allein einheitlich wirksamen Staatsgewalt, und gegenüber dem omnipotenten populus einen neuen Sitz der Souveränität. Beides fand man am natürlichsten in der Person des Monarchen; das sagte dem sinnlichen Denken einer Epoche, die sich den Staat noch nicht verselbständigt, das heißt abgelöst von seinen Elementen Herrscher und Volk, vorstellen konnte, besonders zu. Entweder Volkssouveränität oder Fürstensouveränität — an die Möglichkeit einer Staatssouveränität dachte man damals noch nicht. Ganz entschieden war jenes Dogma materiell unwahr. Denn, wenn ein „Gesetz" im Verfassungsstaate nur unter Zustimmung der Volksvertretung zustandekommen konnte, so vereinigte der Monarch eben nicht die gesetzgebende Gewalt in seiner Person, sondern teilte sie mit dem Parlament. Das ist auch von nüchtern die Tatsachen beurteilenden Geistern stets anerkannt worden, zum Beispiel von Bismarck für die preußische Verfassung; und künstliche Theorien von einem der Krone in der „Sanktion" zustehenden, besonderen „Gesetzesbefehl" vermögen daran nichts zu ändern. Wäre jener Rückschlag gegen die Revolution nicht gewesen, so hätte man vielleicht eine so scharfe Sprache vermeiden können, die überdies reaktionärer Mißdeutung Tor und Tür öffnete. Der Konstitutionalismus war doch nun einmal eine vollzogene Tatsache, wenn es auch an Versuchen, das ancien régime wiederherzustellen, nicht gefehlt hat. Allerdings wollte man die Neuerung in einer bestimmten Form vollziehen, die nicht einen radikalen Bruch, sondern ein Kompromiß mit der voraufgegangenen kontinentalen Verfassungsperiode bedeutete, indem sie den Monarchen im Verhältnis zur Volksvertretung nicht mattsetzte, sondern ihm fortwirkend einen starken Einfluß zusicherte.

Der juristisch haltbare Kern des Dogma war der, daß die Verfassung als Selbstbeschränkung des Monarchen gilt, für dessen Zuständigkeit und Unbeschränktheit im Zweifelsfalle die Vermutung streitet. Dementsprechend ist die Sphäre der parlamentarischen Wirksamkeit genau abgegrenzt; jenseits derselben bleibt das intakte Gebiet der monarchisch-bureaukratischen Tätigkeit. In jenen Jugendjahren des Konstitutionalismus herrscht auf beiden Seiten begreiflicherweise noch eine Unsicherheit, die sich in mißtrauischer Abschließung und Gegenüberstellung der eigenen Prärogativen, ebenso wie in einer primitiven Auffassung oder gar Verkennung der neuen verfassungsrechtlichen Institute und Requisiten äußert. Es lebt noch etwas von dem Geiste des altständischen Wesens mit seinem naiven Paktieren zwischen Fürst und Land, in jener Zeit, welcher die den Widerstreit der Interessen in einer höheren Einheit auflösende Idee des Staates erst sehr allmählich zum Bewußtsein kommt. Andererseits ist man sich beispielsweise über das Wesen der Parteien oder der Ministerverantwortlichkeit noch nicht im klaren. Treitschke berichtet uns aus Württemberg das charakteristische Verhalten Wintzingerodes, der ruhig im Amte bleibt, obwohl er mit den von seinem Könige in dem bekannten „Manuskript aus Süddeutschland" ausgesprochenen Ansichten ganz und gar nicht einverstanden war.

Aber nicht nur der Geist, auch die äußere Struktur jener älteren deutschen „Volksvertretungen" erinnerte noch lebhaft an das Altständische. „Landständisch" und „repräsentativ" sind ursprünglich synonym gebrauchte Bezeichnungen. Man hatte einen starken Widerwillen gegen die „mathematische Repräsentationsweise nach dem statistischen Prinzipe der Seelenzahl", wie sie die Revolution geschaffen. Die mehr kontinuierlich verlaufende heimische Geschichte, der die nivellierenden Einflüsse der Revolution und ihres „Erben", des Bonapartismus, fremd geblieben waren, ließ fürs erste noch die Sonderung nach Ständen, die allerdings mehr und mehr modernen „Klassen" mit fließenden Grenzen glichen, bestehen. Ein ähnlich altfränkisches Gepräge trug ja auch das damalige englische Parlament. Hier war nicht einmal nach der Reform vom Jahre 1832 von einer Einteilung des Landes nach der Bevölkerungsziffer die Rede. Das „dynamische" Element, das in deutschen Landen die Stände darstellten, wurde hier durch eine oligarchische Plutokratie mit veralteten Wahlprivilegien vertreten. Neben den oben erwähnten konservativen Allüren des Kabinetts liegt wohl auch in dieser in die Augen springenden gemeinsamen Abweichung von den demokratischen Prinzipien in Frankreich die vertrauensselige Sympathie für den Inselstaat.

Bis auch hier das Erwachen und Erkennen kam. Keineswegs mit einem Schlage! Zunächst lernte man begreifen, daß sich durch noch so gefeilte und geschickte Paragraphen das Verhältnis der innerpolitischen Kraftzentren nicht festlegen ließ. Jede Verfassung kann interpretiert werden; und auf den Geist, nicht auf den Buchstaben kommt es letzten Endes an. Die „Charte" von 1814 galt aller Welt als die vorbildliche Fixierung der Interessen des „mon-

archischen Prinzips"; durch die Revision im Jahre 1830 wird ihr äußeres Antlitz nur in wenigen Zügen verändert, und doch dient sie jetzt als das Grundgesetz einer völlig gewandelten politischen Welt, deren Devise eben damals der jugendliche Thiers in dem Worte: „Le roi règne, les ministres gouvernent, les chambres jugent" prägte. Er hat im Anschluß hieran schon damals ganz unverhüllt den Grundsatz parlamentarischer Regierungsweise ausgesprochen, die bis 1848 hin nur deswegen nicht rein durchgedrungen ist, weil der persönliche Einfluß des Bürgerkönigs zu allen Zeiten bedeutend blieb. Das folgende Jahr (1831) bringt eine neue Überraschung. Nach dem Muster der Konstituante delegiert die souveräne Nation in Belgien die Gewalten im Staate; aber anstatt ein Königtum zu stürzen wie jene, errichtete sie auf dieser Basis ein neues. Zwar besitzt es alle wesentlichen monarchischen Rechte; de facto aber ist die Notwendigkeit einer parlamentarischen Regierung gegeben; allerdings ist diese Tatsache, wie gewöhnlich, nirgends formal zum Ausdruck gelangt. Dem aufmerksamen Beobachter konnte eigentlich schon damals der Fehler in der bisherigen politischen Betrachtungsweise nicht entgehen. Was sich so auf dem Kontinent der Mitwelt als das Ergebnis abstrakter Theorien enthüllte, kam nun endlich auch in England als das Produkt einer langen geschichtlichen Entwicklung an den Tag. Im Jahre 1834 verkündet der Tory Sir Robert Peel: „In Gewißheit der Verfassung dürfe eine Regierung, nachdem sie Gelegenheit gehabt, ihre Kraft zu versuchen, nicht darauf bestehen, gegen die entschiedene Meinung der Majorität des Hauses der Gemeinen die Staatsgeschäfte fortzuführen, auch wenn sie sich des Vertrauens und der Gunst der Krone zu erfreuen habe und im Hause der Lords eine sichere Majorität besitze." Das Land der ungeschriebenen Verfassung verzeichnet so wenigstens in seinen Parlamentsdebatten den Kernsatz des parlamentarischen Prinzips, den man in den kontinentalen Konstitutionen vergebens sucht.

Aber so bald zerriß der Schleier nicht, der über die jenseits des Kanals herrschenden Zustände für die Augen des Festlandes gebreitet war. Zwar hat schon im Jahre 1824 ein Franzose, Charles His, von der Ernennung der Minister durch die Majorität sehr schädliche Folgen für die „prééminence monarchique" befürchtet; es fehlt auch sonst nicht an Opposition gegen das allgemein gepriesene englische Vorbild; aber selbst ein guter Kenner der britischen Verhältnisse, wie Dahlmann, tritt noch im Jahre 1835 ganz unbefangen für parlamentarische Regierung ein, ohne für die Stellung des Monarchen irgendwie schädliche Folgen zu befürchten!

Alle diese Unklarheiten und schiefen Auffassungen beseitigt erst die geradezu eine neue Periode heraufführende Schrift des großen Theoretikers der preußischen Konservativen, Friedrich Julius Stahl, über das „monarchische Prinzip" (1845). Was vor ihm nur von einigen wenigen geahnt, aber nicht bis zu vollendeter Klarheit herausgehoben worden war, hat er mit untrüglichem Scharfblick erkannt. Nicht auf die theoretische Vereinigung der gesamten Staats-

gewalt in der Person des Herrschers kommt es in letzter Linie an; damit hat man, so lehrt er, nur die fürstliche Souveränität, einen „reinen und unmittelbaren Rechtsbegriff", gewonnen, der infolge der Vieldeutigkeit des Souveränitätsbegriffs auch auf den englischen König angewandt werden konnte. Das wahre monarchische Prinzip bestehe vielmehr darüber hinaus in einer „tatsächlichen Stellung, die jedoch Ausfluß, Wirkung von Rechten ist". Hier haben wir jene realpolitische Auffassung, die sich nicht an theoretisierende Formalien klammert, sondern wohl weiß, daß eine Verfassung im Grunde einem Instrumente gleicht, auf dem man die eine oder andere Melodie spielen kann. Die entscheidende Frage war: Wer soll regieren, der Fürst oder die Kammermajoritäten? Und so sieht Stahl das „Problem der deutschen Zukunft": „Den konstitutionellen Staat in vollster Ausbildung vorausgesetzt, ist es die gewichtige Entscheidung: ob das deutsche Königtum seine eigentümlich deutsche Stellung, wie sie durch Geschichte und Recht, wie sie durch die ganze Individualität unseres gegebenen gegenwärtigen Zustandes begründet ist, zu behaupten, oder aber notwendig jenem allgemeinen Schema gemäß in die Stellung wie in England zu treten habe; ob wir die reifenden Elemente politischer Freiheit auf das alte Bollwerk der Macht und der Ordnung setzen oder einen völlig neuen Schwerpunkt der Verfassung legen sollen."

Wie Stahl rechtsphilosophisch seine Ansicht von dem Verhältnis zwischen Krone und Volk begründet, wie er die Rechtssphären im einzelnen abgrenzt, kann uns in diesem Zusammenhange gleichgültig sein — seine Anschauung vom Staate als „sittlichem Reich" ist trotz aller Konzessionen und dem Streben nach einem „juste milieu" von starker Einseitigkeit im Sinne einer herrschaftlich-obrigkeitlichen Struktur. Aber ein bleibendes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er die Möglichkeit und Notwendigkeit eines eigenartig preußisch-deutschen Konstitutionalismus aufzeigte, in dem die Krone auch neben einer Volksvertretung in Zukunft ein gewichtiges Wort zu reden hatte, und daß er die Übermacht des Parlaments als „der innersten Individualität der englischen Verfassung angehörig" bezeichnete, was vor ihm noch nicht in dieser Deutlichkeit ausgesprochen war.

Stahl hat die erste Bresche in das System kritikloser Bewunderung alles Insularen geschlagen, wie sie das ganze Jahrhundert auf dem Kontinent üblich gewesen ist. Aber er stand in seiner Zeit so ziemlich allein. Kaum hat man, nicht zum wenigsten durch ihn, Einsicht in die wahre Antithese des modernen Verfassungsstaats gewonnen, als auch schon die große Zeit des „Parlamentarismus" beginnt.

Ein Jahr nach dem Erscheinen seiner Schrift entwickelt kein Geringerer als Robert Mohl im deutlichen Gegensatz zu Stahl die Notwendigkeit parlamentarischer Regierungsweise, um den von unseligen Folgen begleiteten „Dualismus der Gewalten aufzuheben". Als wenn Stahl nie gesprochen hätte, behauptete Mohl, nur durch Hervorgehen der Minister aus den Reihen

des Parlaments könne die Einigkeit im konstitutionellen Gemeinwesen hergestellt werden, anderenfalls wäre „Korruption" unvermeidlich.

Das Jahr 1848 bringt denn auch den Sieg dieser Doktrin nahezu auf der ganzen Linie: in Frankreich, in den „Märzministerien" mehrerer deutscher Einzelstaaten und, vorbereitet durch eine rege Flugschriftenpropaganda, in dem 1849 abgeschlossenen Werke der Paulskirche. Derjenige Staat, für dessen innerpolitische Zukunft Stahls Lehre in eminentem Maße Bedeutung haben sollte, Preußen, hat bis zur Oktroyierung der Verfassung Anfang Dezember 1848 ja bekanntlich auch Parlamentarier unter seinen Ministern gesehen, ohne daß doch ein wirklich parlamentarisches Regime vorgelegen hätte, da Friedrich Wilhelm niemals aufgehört hat, selbst zu regieren [1]). Es ist allerdings bezeichnend für den Geist der Zeit, daß man in den folgenden Jahren gerade auch für Preußen das System der Parteiregierung schon halb und halb als verwirklicht angesehen hat.

Der Marburger Universitätslehrer Ilse beruft sich für diese von ihm in der Vorrede zu seiner „Geschichte der deutschen Bundesversammlung" 1861 vorgetragene Ansicht auf die Artikel 62 und 64 der preußischen revidierten Verfassung von 1850, die von der gemeinschaftlichen Ausübung der gesetzgebenden Gewalt durch den König und die beiden Kammern, sowie von dem Initiativrecht der letzteren handeln. Seine Argumentation steht dabei völlig unter dem Einfluß der Dialektik des Artikels 57 der Wiener Schlußakte, den wir schon einmal als Motto des „monarchischen Prinzips" in seiner schiefen Auffassung erwähnten. Weil nach Artikel 62 der preußischen Verfassung, um mit Bismarck zu reden, König und Häuser des Landtags einen gleichwertigen Anteil an der Gesetzgebung haben, ist das „monarchische Prinzip" verletzt, liegt das „parlamentarische" vor. Auch an dieser Theorie war Stahls Gedankenarbeit spurlos vorübergegangen.

Zu dem gleichen Ergebnis wie Ilse gelangte von einer anderen Beobachtung aus die preußische Fortschrittspartei. Für sie galten die Jahre 1850/58 als konservatives Parteiregiment, was sie ja in Wirklichkeit nicht gewesen sind [2]). Unter der „neuen Ära" hoffte man die Liberalen ans Staatsruder zu bringen, etwa in dem Sinne wie die Torys von den Whigs abgelöst wurden; und in dem Verfassungskonflikt der sechziger Jahre hat die Fortschrittspartei, wie trotz aller dagegen erhobenen Einwände festzustehen scheint, um die parlamentarische Herrschaft gestritten.

Auch sie erfüllt von der fixen Idee des einen wahrhaften Konstitutionalismus, auch sie also völlig unbelehrt und unbekehrt durch Stahl! Ja, diese Ansicht war sogar bei seiner eigenen Partei, den Konservativen, weit verbreitet, wenn er selbst im Jahre 1849 bezeugen muß, es werde wohl kaum irgendwo einen Widerspruch finden, „daß das politische Ideal der nachmärzlichen Konservativen kein anderes ist als die parlamentarische Regierung, die Herabsetzung des Königs zum Willensvollstrecker der Kammermajoritäten".

[1]) Vgl. Hintze in den Preußischen Jahrbüchern Band 144, Heft 3.

[2]) Hintze, a. a. O.

Es bedurfte ganz gewaltiger Eindrücke, um diese communis opinio der damaligen politischen Welt zu widerlegen. Die Politik Bismarcks hat dies erreicht. Von der jährlichen Budgetbewilligung in den süddeutschen Staaten ist im Revolutionsjahre einmal die Bezeichnung „leere Komödie" gebraucht und gleichzeitig die Vermutung ausgesprochen worden, daß eine wirkliche, nicht nur scheinbare Bewilligung des Etats der Hebel parlamentarischer Regierungsweise sei. Das preußische Abgeordnetenhaus gedachte in dem Konflikt der Jahre 1862—1866 die Probe auf dies Exempel zu machen. Aber Bismarck hat in seiner bekannten „Lückentheorie" nicht die erwarteten Konsequenzen gezogen, sondern die Regierung auch ohne gesetzmäßige Bewilligung der Gelder fortgeführt bis zu der irgendwann doch erforderlichen Einigung. Die großen Erfolge seiner Politik haben dann die Lösung erleichtert und beschleunigt, haben des weiteren auch die Übertragung des monarchisch-konstitutionellen Systems auf das Reich ermöglicht. Nicht, wie die Männer der Paulskirche es erstrebt hatten, durch die schöpferische Tat eines konstituierenden Parlamentes ist die nationale Einigung zustande gekommen, und darum auch die parlamentarische Vorherrschaft in dem neuen Staatswesen nicht verwirklicht, sondern aus der Hand der Regierungen, vor allem der preußischen, empfing das deutsche Volk die neue Form seines staatlichen Gesamtdaseins. Und diese Genesis spiegelt sich in den Zügen der Reichsverfassung wider: Nicht das Organ des Volkes, der Reichstag, sondern das Sprachrohr der „verbündeten Regierungen", der Bundesrat, ist der Träger der Reichsgewalt, für ihn streitet im Zweifelsfalle die Vermutung der Kompetenz, wie wir es oben für die Monarchen der Einzelstaaten gelten sahen. Das hat Bismarck 1871 ausgesprochen, und das ist die Ansicht unserer heutigen Staatslehre. Einer der vielen ungeschriebenen Sätze unserer Reichsverfassung, entsprechend jenem Dogma vom einzelstaatlichen monarchischen Prinzip, das ja auch in dieser berechtigten Form in den Verfassungsparagraphen nicht zu finden ist[1]).

So zeigen denn der Bundesstaat sowohl wie die Einzelstaaten die eigentümliche verfassungsrechtliche Struktur der deutschen Monarchie; beide ruhen auf dem monarchischen Prinzipe in seinem berechtigten Sinn als Gegensatz zu dem parlamentarischen, wie es sich namentlich in England und Frankreich verkörpert zeigt.

„Ohne die Feuertaufe der Konfliktszeit und der Kriege von 1866 und 1870 würde auch der gemäßigte Konstitutionalismus (gemeint ist eben die deutschrechtliche monarchisch-konstitutionelle Verfassungsform) in Deutschland seiner geschichtlichen Sanktion entbehren. Durch seine Leistungen für die Nation hat Bismarck die diskreditierte Regierungsform zu Ehren gebracht und das parlamentarische Vorurteil gebrochen." So urteilt Friedrich Meinecke in seinem schönen Buche: „Weltbürgertum und Nationalstaat"[2]). Gewiß

[1]) Die in der Reichsverfassung liegenden Schwierigkeiten, die gegen die Möglichkeit einer parlamentarischen Regierungsweise sprechen, bleiben an dieser Stelle unberücksichtigt.

[2]) 3. Auflage S. 485.

mit Recht! Aber sie ist doch nicht bloß in den genialen Leistungen eines überragenden Staatsmannes verankert; jene „geschichtliche Sanktion", von der Meinecke redet, hat ja einen viel weiteren Umfang. Sie liegt nicht nur in dem Jahrzehnt der nationalen Einigung, sondern in den voraufgegangenen Jahrhunderten der preußisch-deutschen Entwicklung, und sie ist auch nicht allein ein Produkt des innerpolitischen Werdens unseres Volkes und Staates, sondern ebenso seiner Lage innerhalb Europas. Wenn das Wort von der Geschichte namentlich des preußischen Volkes als einer Geschichte seiner Könige wahr ist — und oft genug haben wir ja das tadelnde Wort von der „künstlichen" Schöpfung dieses Staates zu hören bekommen — so war es wohl nur eine historische Gerechtigkeit, dieses Königtum nicht zu dem Schattendasein des englischen zu verurteilen. Daß aber auch die äußere Politik eines Staates und die Bedingungen, unter welchen er sie zu führen gezwungen ist, in einer ganz bestimmten Wechselbeziehung zu seiner Verfassung stehen, ist eine Beobachtung, auf die neuerdings Otto Hintze aufmerksam gemacht hat[1]).

Er geht dabei aus von dem Satze des englischen Historikers Seeley, eines der Väter des britischen Imperialismus, daß „das Maß von Freiheit in den Staaten normalerweise umgekehrt proportional sein muß dem militärisch-politischen Druck, der auf seinen Grenzen lastet". „Je stärker dieser Druck von außen, desto straffer muß die Organisation im Innern sein, wenn der Staat seine Selbständigkeit behaupten will." Hintze erläutert die Wahrheit dieses Satzes an dem Beispiele Polens mit seinem vielgerühmten liberum veto und an dem alten Deutschen Reiche mit seiner ebenso gepriesenen „Libertät" der Stände. In beiden Fällen vermochte die innere Auflockerung der staatlichen Kräfte den von außen andringenden Gewalten nicht mehr den nötigen Widerstand entgegenzusetzen, den nur eine straffe Zusammenfassung und Organisation in militärischer, finanzieller und überhaupt administrativer Beziehung hätte darbieten können. Andererseits konnte der den kontinentalen Macht- und Rivalitätskämpfen entrückte Inselstaat England sich den Luxus einer größeren Freiheit von dem Zwange staatlicher Leistungen, namentlich auch in militärischer Hinsicht, gestatten. Preußen hat in keinem Augenblicke seiner Geschichte jene äußere Ellbogenfreiheit gehabt, die ihm eine Entspannung seiner inneren, in einem Punkte gesammelten Kraft ermöglicht hätte; und seine zwischen starken Militärmächten eingeklemmte Lage ist auf das geeinte Reich als Erbteil übergegangen. Noch immer hält darum der einheitliche Wille des Monarchen die altbewährten Instrumente der Macht und straffen Zentralisation, Heer und Beamtentum, fest in seiner Hand und hat sich noch nicht gemüßigt gesehen, sie einer schwankenden Parlamentsmehrheit anzuvertrauen. Übrigens haben ja auch diese „Instrumente" längst ihre innere Natur gewandelt, sind in Volksheer und Beamtentum des neun-

[1]) Namentlich in der aufschlußreichen Studie: Machtpolitik und Regierungsverfassung, Internationale Monatsschrift, Juni und Juli 1913.

zehnten Jahrhunderts aus lebloser Mechanik des Absolutismus lebendige, von einem „Staatsgefühl" erfüllte Organe geworden.

Doch alle diese Argumente einer „geschichtlichen Sanktion", die wir für das Bestehen einer eigentümlich „deutschen Monarchie" anführten, würde eine Auffassung nicht gelten lassen, die sich ihr Recht ebenfalls aus der geschichtlichen Entwicklung holt — nur mit dem Blicke auf die Zukunft, statt mit dem auf Vergangenheit und Gegenwart — eine Auffassung, welche unter dem Prinzip einer mit naturgesetzlicher Notwendigkeit erfolgenden „Demokratisierung" aller staatlichen Institutionen den „Freiheits"gehalt der einzelnen Länder abwägt und hierbei die „deutsche Monarchie" als zu leicht befinden würde.

Es ist das ein Thema, über das die öffentliche Meinung sich im allgemeinen nur recht unklare Vorstellungen zu machen pflegt, das doch aber die staatsrechtliche Wissenschaft namentlich in den letzten Jahren spruchreif gemacht hat. Versuchen wir also, mit ihrer Hilfe obige Wertung und Abwägung vorzunehmen. Wir müssen uns dabei ein wenig mit Auffassung und Terminologie der heutigen allgemeinen Staatslehre vertraut machen.

Eine ihrer wertvollsten Errungenschaften ist jene, gerade bei uns in Deutschland herrschende tiefere Ansicht von dem Wesen des staatlichen Verbandes, die sich im Zusammenhange mit den konstitutionellen Umwandlungen und der nationalen Einigung Bahn gebrochen hat. Indem an die Stelle der passiven Untertanen des Absolutismus Staatsbürger mit politischer Handlungsfähigkeit traten, veränderte sich auch das Staatsbild in ihren Köpfen. Bisher war ihnen der Staat nur als das obrigkeitliche System des unumschränkten Monarchen und seines Beamtentums entgegengetreten, nach dem bekannten, Ludwig dem Vierzehnten zugeschriebenen Worte; jetzt erschien er ihnen als eine lebendige großartige Einheit und Macht, der sich der Monarch ebenso wie sie selbst ein- und unterordnete. Die Begriffe: Fürstensouveränität (gleich monarchischem Prinzip in seiner älteren schiefen Auslegung) und Volkssouveränität waren beide nur Hilfskonstruktionen und Verlegenheitsmittel einer Zeit, die nach einem Konzentrationspunkte der nur in einheitlicher Richtung wirkungsfähigen Staatsgewalt verlangte, ihn aber in der allein zulässigen Annahme einer *Staats*souveränität noch nicht gefunden hatte, weil ihr die körperschaftliche Natur des Staates erst allmählich aufdämmerte. Und doch war diese Verselbständigung des Staatsbegriffs außerhalb der Individuen notwendig, um die im modernen Repräsentativstaate erforderliche Synthese des genossenschaftlichen und des herrschaftlichen Prinzips in einer neuen, beide umschließenden höheren Einheit vollziehen zu können. Dieser Fortschritt dialektischen Denkens mit seiner Aufhebung der Gegensätze in einer höheren Form des Seins ist ein ganz spezifisch deutscher. In Frankreich herrschte das Prinzip der Volkssouveränität, das, da hier der monarchische Faktor wegfällt, an die Stelle des einenden Staatsbegriffs getreten ist. Wir werden noch sehen, wie viel gleichgültiger, ja verächtlich man diesem Begriff jenseits des Rheines

gegenüber steht. Aber auch England ruht theoretisch auf dem Grunde der Volkssouveränität, die hinter derjenigen des ebenfalls der Theorie nach König und beide Häuser umfassenden Parlaments steht. Wie die Dinge politisch tatsächlich liegen, werden wir auch noch weiterhin zu berühren haben.

Die moderne deutsche Staatslehre nun also denkt sich Monarch und Volksvertretung als Organe des Staates und zwar als sogenannte unmittelbare, das heißt solche, deren „Organstellung unmittelbar durch die Verfassung des Verbandes selbst gegeben ist“ [1]), die also niemand anders als dem Staate selbst verpflichtet sind. Das bedeutet aber auch, daß sie unter sich keines über das andere Befehlsgewalt besitzen. Sie sind rechtlich koordiniert, und insofern kann man unser Regierungssystem ein „dualistisches“ nennen [2]), im Gegensatz zu den parlamentarisch regierten Staaten, wo dieses Nebeneinander mehrerer unmittelbarer Staatsorgane fortfällt. Aber dieser Dualismus ist nicht von der Art des ständisch-mittelalterlichen, ist keine Dyarchie (wie Princeps und Senat im alten Rom), die die Einheit des Staates gefährdet. Wohl sind zwei unmittelbare Staatsorgane vorhanden, aber eines von ihnen muß die Funktion eines „höchsten“ Organs erfüllen, das „den Staat in Tätigkeit setzt und erhält und die oberste Entscheidungsgewalt (zum Beispiel über die Existenz des Staates durch eine Kriegserklärung) besitzt.“ (Jellinek.) Das ist in der Demokratie das Volk oder seine Vertreter, in der Monarchie der Monarch. Würden in diesem Punkte zwei „höchste“ Organe rivalisieren, so stände, wenn die fortgesetzten Reibungen nicht aufhörten, das Staatswohl auf dem Spiele, oder aber eines von ihnen triumphiert und macht der unmöglichen Doppelherrschaft ein Ende. In diesem Punkte also ist ein Gleichgewichtszustand nicht denkbar.

Die Einschränkung des Parlaments auf eine bestimmt zugewiesene Rechtssphäre und die für den Monarchen (beziehungsweise im Reich für „die verbündeten Regierungen“) sprechende „Präsumption der Kompetenz“ haben wir schon mehrmals beachtet. Praktisch ist sie aber ohne Belang, mehr ein der Geschichte Rechnung tragendes Ehrenrecht der Krone.

Von dem genannten Vorbehalt abgesehen kann man in der Tat, wie es neuestens von seiten des Straßburger Staatsrechtslehrers Herrmann Rehm geschehen ist [3]), von einer „Gleichwertigkeit zwischen Regierung und Volksvertretung“ in der deutschen Monarchie reden und sie charakterisieren als „weder Allein-Monarchie noch Allein-Demokratie, sondern Einherrschaft, gemäßigt durch Volksherrschaft,“ als „Verfassungs- und Königtum,“ eine gemischte Staatsform, wie sie schon im Altertum als die beste galt.

[1]) Jellinek, Allgemeine Staatslehre. 2. Auflage S. 530.
[2]) Delbrück, Regierung und Volkswille, 1914.
[3]) In der Festgabe für Otto Mayer.

(Schluß folgt.)

Kreutz- und Quer-Züge

von

Auguſt Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in engliſchen Dienſten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von ſeinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

Nachſtehende Veröffentlichungen entſtammen den Denkwürdigkeiten meines Großvaters mütterlicherſeits. Geboren als älteſter Sohn des Juſtizrates und Pfalzgrafen Schaumann zu Hannover, Burgſtraße, war derſelbe zuerſt Fähnrich im dreizehnten Infanterieregiment, zweites Bataillon; wegen zu geringer Zulage mußte er dieſen Dienſt verlaſſen, ergriff nach kurzer, unbefriedigender Tätigkeit bei der Poſt die Kaufmannslaufbahn, wurde dann Verpflegungskommiſſar und zugleich Fähnrich und Leutnant im ſiebenten Infanterie-Linienbataillon der hannoverſch-engliſchen Legion, endlich Generalkommiſſar, und zog ſich nach Beendigung des ſpaniſchen Feldzuges und der Auflöſung der Legion nach Hannover zurück, wo er im Ruheſtande, „auf Halbſold“ lebend, ſeine Tagebücher zuſammenſtellte. Nach fachmänniſchen Urteilen zeichnen ſich dieſe durch glänzende Stiliſtik, nicht ohne Beimiſchung von Humor, durch zahlreiche alte Stiche, meiſt eigenhändig gemalte, geradezu künſtleriſche Aquarelle, durch höchſt beluſtigende Karikaturen und eine ſchöne Handſchrift aus. Sie ſind eine wahre Fundgrube für die Kultur- und Sittengeſchichte der Zeit und Verhältniſſe nach den verſchiedenſten Richtungen hin, zumal der Verfaſſer ein guter, vorurteilsloſer Beobachter war, und müßten vollinhaltlich veröffentlicht werden. Alle perſönlichen Erlebniſſe ſpielen ſich auf dem geſchichtlichen Hintergrunde ab, ſind ſtets eng damit verflochten, teils ernſter, teils heiterer Art; liebevolle Schilderungen der herrlichen Natur, der prachtvollen Kunſtbauten und Werke wechſeln mit den intereſſanteſten Beſchreibungen der Schlachten, furchtbare Strapazen, des entſetzlichen Elends des Krieges in den oft paradieſiſchen Gefilden Spaniens und Portugals ab. — Gleich vielen ſeiner Kameraden kaufte ſich mein Großvater 1815 in und bei Hannover Grundbeſitz; und zwar erwarb er in Döhren, einem Vorort, den Halbmeierhof Nr. 1, Beſitztum des Hofrats Cleve, und in der Stadt ein Haus an der Friedrichſtraße, nachher dem Miniſter v. Bremer gehörig; ferner ein an der Stelle des heutigen Brauereigildehauſes gelegenes Haus am Georgsplatz, in welchem er 1840 verſtarb, und noch einen ſehr ausgedehnten Garten auf dem Gelände der jetzigen Lemförderſtraße. Beim Verkauf der beiden letzt-

genannten Grundstücke nach seinem Tode sollen die Erben in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige achttausend (!) Taler erhalten haben. — Sein eisernes Grabkreuz steht noch auf dem eingeebneten Teil des Gartenkirchhofes in Hannover, Ecke Marien- und Warmbüchenstraße.

v. Holleuffer.

Von meinen Vorfahren.

Der Stammbaum unserer Familie ist, soweit man ihn kennt, sehr honorig. Wir stammen väterlicherseits aus Nürnberg, Bayreuth und Augsburg, mütterlicherseits aus Kurland und Polen. Drei adlige Geschlechter haben von weiblicher Seite in unsere Familie geheiratet, nämlich eine v. Gladiß, v. Lüde und v. Bähr aus dem Ovelgönne, denn meines Vaters Bruder, Leutnant Justus Schaumann, heiratete ein Fräulein Dorette v. Bähr-Ovelgönne. —

Meine Urgroßeltern mütterlicherseits sind gewesen: Samuel Scheff, Kammerregistrator und Floßholzkommissar, stammte aus Kurland oder Schlesisch-Polen. Seine Frau ist eine geborene v. Gladiß aus Polen gewesen, deren Vater als Rittmeister in einem Feldzuge gegen die Türken, in dem sein Regiment durch einen Fluß, ich glaube die Donau, setzen mußte, verunglückt ist. Aus dieser Ehe stammen zwei Kinder:

a) Ein Sohn, welcher erst sächsischer, dann kaiserlicher Offizier gewesen, aber wegen seiner wilden Streiche endlich abgedankt, und nachdem er sich unter seinem Stande verheiratet, ein herumreisender Tabuletkrämer geworden ist. Selbiger hat sich, während der alte Scheff lebte, nicht sehen lassen dürfen. Sobald sein Vater aber gestorben, ist er vom Harz, wo er sich aufgehalten, heruntergekommen, hat von meiner Großmutter das Erbteil verlangt und erhalten, ist darauf fortgegangen und bald hernach gestorben.

b) Eine Tochter Johanne Eleonore Scheff. — Der alte Scheff soll, wie mein Vater sagt, ein vielseitig und wissenschaftlich gebildeter Mann gewesen sein. Früher ist er Erzieher von ein paar kurländischen Grafen gewesen und hat darüber Anekdoten mitgeteilt, die äußerst komisch gewesen sind, auch bewiesen haben, daß er nicht allein erfinderisch, sondern auch ein Spaßvogel gewesen ist. Unter den tausenden von Anekdoten, die er aus seinem Leben zum besten gab, gehört auch die, daß, als er einst seine etwas rohen Zöglinge erst mit einem Edukationsbesen und, wie das nicht helfen will, mit einem Stocke tüchtig geweift, und er auf Klage darob von den besorgten Eltern angewiesen worden, statt einer Rute oder Stockes, und damit die hochadligen Rücken nicht zu sehr litten, sich zu künftigen Exekutionen nur seiner zusammengedrehten Strumpfbänder zu bedienen, hat er solches zwar befolgt, aber bald gefunden, daß die Gräfleins statt zu weinen über die Prügel mit den Strumpfbändern herzlich gelacht haben. Mein Urgroßvater macht bei den Eltern Gegenvorstellungen und bittet, man möge ihm erlauben, statt der Strumpf-

bänder sich des Schwanzes seiner Perücke zu bedienen. Die Eltern untersuchen den Schwanz, und da sie ihn für dünn und zart finden, so erlauben sie es. Mein Urgroßvater, der aber mehrere Perücken hat, läßt an einer derselben einen Schwanz befestigen, worin ein Stock angebracht ist; diese setzt er in den Stunden des Unterrichts auf, und sobald die Gräfleins dumme Streiche gemacht haben, sind zwei Lakaien hereingerufen, von welchen jeder einen Grafen huckepack genommen, worauf dann die Exekution mit der Perücke dermaßen ist vollzogen worden, daß das Lachen sich in Heulen und Zähneklappern verwandelt hat. Geschwind hat dann mein Urgroßvater die Exekutionsperücke versteckt und die andere mit dem sanften Schwanz aufgesetzt. Auch seine Jagdanekdoten sind einzig und unerschöpflich gewesen. Besonders hat er viele Wolfsjagden mitgemacht. Einmal ist ein Wolf über seinen Schlitten weggesprungen und hat ihn dadurch nur verfehlt, daß das Pferd in Karriere gelaufen ist. Ein anderes Mal hat er in einer kleinen Entfernung einen Trupp Wölfe laufen sehen. Ein armes Weib, das Holz gesucht, wirft sich oder fällt vor Schreck auf die Erde hin. Ein Wolf verläßt den vorbeieilenden Trupp, läuft nach der Frau und beriecht sie. Darauf kehrt der ganze Trupp um, fallen diesen Wolf an und zerreißen ihn in Stücke, wahrscheinlich zur Strafe, wie mein Urgroßvater sich komisch ausdrückte, weil der Wolf, ohne erst gehörig um Erlaubnis zu bitten, obgleich er nur seine Notdurft verrichten wollte, während einer Retirade aus Reihe und Glied getreten sei! — Meinen Urgroßvater Scheff habe ich noch sehr gut gekannt und erinnere mich, wenn er in der Hitze des Mittags von der Kämmerei schwitzend zu Hause kam, mit welchem Wohlbehagen er die Perücke absetzte, seinen dunkel kannehlfarbenen Rock mit langen Schößen nebst Weste auszog und in seine Nachtmütze und den gründamastenen Schlafrock fuhr. Er war ein guter Gesellschafter, heiter und, wie obige Anekdoten bezeugen, ein Freund von Genieſtreichen und von Scherz. Aber dabei war er auch ein eigener Kauz. Einst war das Mädchen an einem Sonntage, wie eben den Mittag jemand zum Essen dagewesen und sie den Kaffee gemacht hatte, ohne Erlaubnis weggegangen. Nun stiefelt er mit seiner Pfeife und im Schlafrock auf der Diele bis 7 Uhr wie eine Schildwache umher, in sich brummend: Sie kommt'er mir nicht wieder herein! Um 7 Uhr kommt das Mädchen endlich zu Hause und will die Halbtür aufmachen, vor der aber der Riegel geschoben. Lassen Sie mich doch herein, Herr Kämmerarius! — Nein, dat is ja kurios! Ja, das ist kurieus! aber sie kommt'er nicht herein usw. Diese Szene soll höchst komisch gewesen sein, aber das Mädchen ist'er nicht hereingekommen.

Meiner besten Erinnerung nach schwebt noch heute vor meiner Seele der alte Scheff als ein höchst rechtlicher, fleißiger, humaner und gescheuter Mann. Auch mein Cousin, der noch diesen Augenblick lebende Kanzleirat Bünemann, der als damals bereits gereifter Jüngling meinen Urgroßvater noch sehr genau gekannt hat und wohl über ihn ein Urteil fällen kann, hat mir versichert, daß

jener, der an die fünfzig Jahre in Hannover gelebt, ein zwar excentrischer und mitunter hitzköpfiger, auch seinem eigentlichen Namen und seiner Herkunft nach rätselhafter, allein seinem Charakter nach zugleich auch ein sehr rechtlicher, mäßiger, fleißiger und in seinen drei Ämtern als Kammerschreiber, Floßholzinspektor usw. von Königlicher Kammer sowie von jedermann höchst geachteter Mann gewesen sei. Auch der jetzt noch lebende Kammerkommissar Friederici hat mir erzählt, daß sein Onkel, der längst verstorbene Kammerschreiber Friederici, oft des alten Scheffs, den er sehr genau gekannt, ja dem er seine Anstellung und sein Fortkommen bei der königlichen Kammer einzig verdanke, oft erwähnt und denselben als einen braven, redlichen, fleißigen und bei seinen Oberen gut angeschriebenen, dabei humanen, mäßigen und gescheuten Mann, ingleichen als humoristischen Gesellschafter stets mit Ehren und mit Liebe gedacht habe. Auch würde mein Vater, selbst ein streng rechtlicher Mann, so nicht mit dem alten Scheff harmoniert haben, wie es der Fall war, denn ersterer zählte die Abende, wo er mit letzterem und einigen anderen Freunden ein Spielchen machen und sodann soupieren konnte, unter die angenehmsten Erholungsstunden von seinen Berufsgeschäften. Bei solchen Gelegenheiten war der alte Scheff in seinem Elemente, und ist es mir noch lebhaft erinnerlich geblieben, daß er bei solchen Gelegenheiten in seinem grünseidenen Damastschlafrocke, eine feine weiße Nachtmütze auf dem Haupte, bei Tische präsidierte, seine Anekdoten auskramte und die ganze Gesellschaft in beständigem Lachen erhielt. — Weshalb meine Urgroßeltern schon bald nach ihrer Verheiratung sich trennten, ist bis heute nicht recht klar geworden. Da meine Großmutter v. Lüde, deren Tochter, eine höchst gebildete und streng rechtschaffene Frau, mit so vieler Liebe an ihm hing, beweist, daß er selbst nicht schlecht gewesen und die Ursache, warum sie es vorgezogen, die Mutter zu verlassen und bei dem Vater sich aufzuhalten, wichtig gewesen sein muß. Aber auch die gute Erziehung, die meiner Großmutter bis zu ihrem achtzehnten Jahre vonseiten ihrer Mutter zuteil geworden, beweist, daß auch letztere so ganz schlecht nicht gewesen ist. Soviel mein Cousin Bünemann sich jetzt noch erinnern oder mutmaßen kann, ist folgendes: Der alte Scheff, dessen eigentliche Herkunft oder dessen Familiennamen man nie habe ergründen können, sei wahrscheinlich ein schlesischer oder polnischer Edelmann, der wegen irgendeiner politischen Unvorsichtigkeit ins Ausland habe flüchten und seinen Namen verändern müssen, von welchem er nur die eine Silbe Scheff beibehalten, wie zum Beispiel mit dem Namen Zernitscheff, Pugaschef, Scheffsky usw. geschehen kann. Daß nun mein Elternvater nur die eine Silbe von seinem eigentlichen Namen beibehalten, ist gewiß, weil er solches mehr wie einmal erwähnt hat. Ferner ist meinem Cousin erinnerlich, daß mein Eltervater klassisch gebildet und in Kurland bei den Söhnen einer vornehmen Familie Hofmeister gewesen, aus welcher Zeit einige seiner pikantesten Anekdoten sich herschreiben; über sein Tun und Treiben aber habe er stets das

tiefste Schweigen beobachtet. Endlich sei er nach seiner Verheiratung und Trennung von seiner Frau in hannoversche Dienste gekommen und von der Regierung zur Zeit einer großen Teuerung nach den baltischen Küsten, namentlich nach Riga und Danzig, sowie nach Holland verschickt worden, um große Korneinkäufe zu besorgen. Diese Aufträge wären von ihm mit Schnelligkeit und Umsicht und so vorteilhaft ausgeführt, daß er mit drei Ämtern bei der königlichen Kammer in Hannover belohnt worden, worauf er nach dreißig bis fünfunddreißig Dienstjahren in Pension gegangen und sich zur Ruhe gesetzt habe, in welcher letzten Periode ich ihn noch gekannt habe, und endlich weit über achtzig Jahre alt gestorben sei. Was nun die Abneigung betrifft, die er gegen seine Frau gehabt hat, sowie die große Ängstlichkeit, womit er nicht allein seine Heirat, sondern auch seinen Stand und Familiennamen hat verborgen wissen wollen, so waltet darüber eigentlich ein tiefes Dunkel, welches sich jetzt nicht mehr aufklären läßt, da sowohl meine Großmutter als mein Vater nicht mehr am Leben sind. Wann, wo und wie meine Urgroßeltern Scheff miteinander bekannt geworden sind, darüber schweigt gleichfalls alles. In einem von der Urgroßmutter hinterlassenen Schriftstück „Promemoria" wird der Ort nur mit NN. bezeichnet, wahrscheinlich aus unbekannten Vorsichtsgründen; nachher ist aber darin von einer fürstlichen Durchlaucht, als Herrn des Ortes, die Rede, der meinen Eltervater in den Turm gesetzt habe. Da nun überdies die in jenem Schriftstück genannten Orte, wo sich beide nachher getroffen und aufgehalten haben, nämlich Zduny, eine gräflich Mielzinskische Stadt im preußischen Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, und Rauden, Stadt im preußischen Bezirk Breslau, an der Grenze von Preußisch-Polen und Schlesien liegen, das Geschlecht derer v. Gladiß, aus welchem meine Eltermutter stammt, in Schlesien zu Hause ist, letztere nach ihrer Trennung nebst meiner Großmutter in Breslau gelebt haben, so kann obgedachter Fürst kein anderer gewesen sein als ein Nachkomme des in der merkwürdigen Lebensgeschichte des schlesischen Ritters Hans v. Schweinichen, gestorben 1616, dessen Mutter aus dem Hause Gorb auch eine geborene v. Gladiß gewesen, vid. dessen Lebensbeschreibung 1. Bd., S. 20; 2. Bd., S. 143 usw., allwo die Gladisse oft vorkommen, erwähnten Herzog von Liegnitz und Brieg. — Daß übrigens meine Eltermutter katholisch geworden, geht aus jenem Schriftstück deutlich hervor. Wahrscheinlich ist sie solches nach ihrer Verheiratung heimlich geworden und hat dadurch sowie durch andere nicht bekannte Indiskretionen den Unwillen sowie einen unüberwindlichen Abscheu ihres Mannes dermaßen herbeigeführt, daß seine Liebe erkaltet und an eine Aussöhnung von seiner Seite gar nicht zu denken gewesen ist. Beinahe sollte man glauben, daß mein Eltervater derselbe und identische Stadtschreiber aus Thorn gewesen, der wegen Rebellion gesucht und mit Steckbriefen verfolgt worden ist. Hat nun meine Eltermutter erst nach der Entweichung aus Thorn und unter bereits verändertem Namen meinen Eltervater ge-

heiratet, so ist es erklärlich, warum sie seinen Verfolgern mit gutem Gewissen antworten konnte, ihr Mann sei der gesuchte Stadtschreiber nicht, weil sie selbst in Thorn niemals gewesen sei. Das Signalement sowie der Umstand, daß er eine Frau und zwei Kinder habe, muß aber auf ihn akkurat gepaßt haben und er von jemand in der Stadt, in welcher er gelebt, verraten, jedoch von einem anderen Freunde rechtzeitig gewarnt worden sein, weil seine Verfolger so positiv darauf bestanden haben, er wäre es, und sie sollte ihn schaffen, auch sie deshalb arretiert worden ist. Durch die Bezeichnung im Steckbriefe, daß er eine Frau und zwei Kinder habe, wird auch seine Ängstlichkeit und Hartnäckigkeit erklärlich, womit er, wie aus dem Promemoria hervorgeht, seine Verheiratung hat verborgen wissen wollen. Daß er vor seiner Verheiratung bereits ein Flüchtling und ohne reguläre Einkünfte gewesen, geht ebenfalls aus dem Promemoria meiner Urgroßmutter hervor. Wahrscheinlich hat mein Urgroßvater durch Verbindung mit einer so angesehenen und reichen Familie, wie die Freiherrlich v. Gladißsche gewesen sein mag, sich zu retten gesucht, ist aber, wie er sich getäuscht gefunden, aus Desperation in eine unstete Lebensart verfallen. Wann und wo nun die erwähnte Rebellion stattgefunden haben kann, bleibt ebenfalls schwer auszumitteln, da in den Jahren von 1710—1720, zur Zeit des Königs Stanislaus des Ersten Lescinsky, sowohl in Polen als Kur-, Liv- und Estland wegen der russischen Intrigen große Spaltungen und Unruhen geherrscht haben.

Meine Urgroßmutter Scheff geborene v. Gladiß habe ich nicht mehr gekannt. — Mein Großvater mütterlicherseits Peter v. Lüde, geboren 1700, war Stadtbaumeister und Senator in Hannover und ein in seinem Fache ausgezeichneter Mann. Viele herrschaftliche Bauten und Kirchen im Lande rühren noch von ihm her. Er soll auch zu dem „schnellen Graben" den Riß entworfen haben. Nach seinen hinterlassenen Zeichnungen zu urteilen, muß er auch in Italien gewesen sein. Er zeichnete sehr schön, nicht allein Bauriss, sondern auch Landschaften und akademische Figuren in sauberen Umrissen mit der Feder nach der Antike. Er hat die Laute, Mandoline und Viola herrlich gespielt. Seine Korrespondenz, seine Zeichnungen, seine musikalischen Instrumente und Noten haben sich lange auf dem Boden unseres väterlichen Hauses herumgetrieben, sind aber alle nach und nach abhanden gekommen. Er war ein freundlicher, kraftvoller Mann, wie sein Bildnis [1]), welches ich besitze, ausweist. Er starb 1772 am 27. Juli in meiner frühesten Jugend. Er hatte auch einen Bruder, der Offizier gewesen und dessen Bildnis, welches ihn im Harnisch vorstellt, ich gleichfalls noch besitze. — Der Stammbaum der von Lüde hebt mit Conrad v. Lüde 1300, gestorben 1352 an. Mein Großvater Peter Carl v. Lüde heiratete Johanna Eleonora Scheff; aus dieser Ehe stammt meine Mutter Johanna Elisabeth. Die Lüdes scheinen ihren Hauptwohnsitz immer im Hannoverschen gehabt zu haben, weil ihre

[1]) Ist in meinem Besitz. (C. v. H.)

Lehen hauptsächlich daselbst herum liegen. Auch ist das Eckhaus [1]) an der Kaiserstraße mit biblischen Geschichten in Stein unten herum verziert, dasselbe Haus, worin Leibnitz gewohnt, ein altes Besitztum der Lüdenschen Familie gewesen und erst während der französischen Okkupation von dem Hauptmann v. Lüde verkauft worden. Das v. Lüdesche Wappen hat der jetzige Besitzer, Kaufmann Grotehenn, vor kurzem herunternehmen lassen. Woher das Wappen die Ochsen- oder Büffelköpfe führt und daher Ähnlichkeit mit dem Mecklenburger Wappen hat, ist nicht mehr bekannt. Erneuert ist aber solches in einem prachtvollen Adelsdiplom vom Kaiser Rudolf dem Zweiten. — Ein Major v. Lüde trat aus mecklenburgischen in russische Dienste unter Katharina und ging ab mit Pension und zwei Orden. Er starb zu Hannover, wo dessen zwei Neffen, ein Hauptmann v. Lüde, ehemals in hannöverischen Diensten, und Jacob Conrad v. Lüde, ehemals unter Paul dem Ersten, der Hauptmann in russischen Diensten war, noch leben (1825). Ein dritter Neffe lebt gegenwärtig im Innern von Rußland. Der Hauptmann Jacob Conrad v. Lüde ist ein famoser Zeichner und hat ganze Portefeuilles seines Fleißes nachzuweisen. Er hat auch das Familienwappen eigenhändig in Kupfer gestochen, nach dem Originale illuminiert und mir zum Andenken der Familie, aus der auch ich stamme, davon einen Abdruck verehrt. Hier ist er: (Bunter Kupferstich) [2]).

Erstes Kapitel.

Wie es zuging, daß ich geboren wurde. Meine Kinder-, Schul- und Flegeljahre. Genieſtreiche. Bestimmung, dem Kalbfelle zu folgen. Die Militärschule.

Mein Vater, Otto Friedrich Schaumann, Advokat, Prokurator, auch sogenannter Hof- und Pfalzgraf [3]), heiratete gleich nachdem er sich in Praxis besetzt hatte meine Mutter Johanna Elisabeth v. Lüde. Ich wurde am 19. Mai 1778 im Hause Nummer 1034 an der Burgstraße nicht weit vom Ballhofe geboren, den 24. desselben Monats getauft und erhielt den Namen: August Ludolph Friedrich. Meine Mutter hatte nebst einer, ich glaube im 16. Jahre verstorbenen Schwester eine außerordentlich gute Erziehung erhalten. Ihr Talent für Malerei, Musik und die französische Sprache war entschieden. Die von ihr noch als Jungfrau angefertigten Zeichnungen und Malereien, welche sich durch eine ungemeine Zartheit und daran gewandten Fleiß sowie durch ihre Menge auszeichneten, wurden allgemein bewundert. Dabei schrieb sie eine Hand so schön wie ein Schreibmeister. Sie war eine

[1]) Jetzt „Leibnitzhaus".

[2]) Die Familie v. Lüde ist ausgestorben; Grabdenkmäler finden sich noch (1916) auf dem Kirchhofe am Königswortherplatz, dicht an der Hausmauer der Ulanenkaserne, in weihaltarähnlicher Form. (E. v. H.)

[3]) Durch einen Souverän zur Ausstellung von Adelsbriefen, Ernennung von Notaren usw. bevollmächtigter Hofrichter.

gute Mutter im vollkommensten Sinne des Wortes, häuslich, sparsam, fromm wie ein Engel. Nie versäumte sie, selbst in der grimmigsten Kälte, die Kirche, und mit welcher Andacht hörte sie der Predigt zu! Auch zu Hause las sie oft Erbauungsschriften. Sie besorgte alles selbst, Küche und Keller, war allenthalben, und nachdem sie des Morgens uns Kinder gewaschen und angezogen, Zimmer und alles Geräte geordnet, in der Küche geholfen usw., dann setzte sie sich, um den ganzen Tag emsig zu spinnen, zu nähen oder zu stricken. Sie war dabei eine schöne Frau, blond, blaue Augen, eine feine Nase, eine Haut schneeweiß und so durchsichtig, daß die blauen Adern hindurchschienen, sehr zart überhaupt von Körper und Gemüt, daher sie denn auch die Last einer schweren Haushaltung, die vielen Wochenbetten, das aufbrausende, oft rauhe Benehmen meines Vaters, die Entbehrung von allem, was den Geist erheitert, denn zum Beispiel an Komödien- oder Inskonzertgehen wurde nicht einmal gedacht, nicht zu tragen vermochte, sondern gebeugt durch den Tod meiner damals einzigen hoffnungsvollen, wunderschönen Schwester Dorette, von Sorgen, Unruhen und dem Verdruß, welchen viele Kinder immer doch verursachen, gleichsam erdrückt ein Jahr nach der Geburt meiner Schwester Lotte wie eine geknickte Lilie dahinsank. Ihr Ende war so sanft wie ihr Leben; um ihr Bett sitzend wußten wir nicht, sie sei bereits verschieden, sondern glaubten, sie schliefe nur. Wenige Freuden des Lebens sind ihr zuteil geworden. Kummer und Sorgen aber genug. — Sanft ruhe ihre Asche!

Meine Kinderjahre.

Ich könnte sehr gut meine Lebensgeschichte mit dem ersten Kapitel aus Tristram Shandy anfangen; denn wenn ich die oft heterogenen Ingredienzien, welche sowohl meinen Charakter, meinen Verstand oder meinen Körper bildeten, einzeln zergliedere oder in ein Ganzes zusammenzureimen suche, so finde ich solche Mängel oder Ungereimtheiten, daß es mir oft schier bedünkt, als wenn in the production of me ein ähnliches Versehen vorgefallen und deshalb the happy formation and temperature of my body my genious and cast of mind defekt ausgefallen wäre. Unterdessen soll ich ein hübsches flachshaariges Kind gewesen sein; da man mir aber eine Amme gab, die nicht gesund war, so zeigten sich in wenig Wochen Spuren eines Ausschlages über den ganzen Leib. Man nahm mich von ihr und gab mir Kuhmilch, und ich genas. Die Amme hatte mediziniert und ich wurde ihr wieder übergeben. Ich bekam den Ausschlag noch einmal. Nun fand man, was man gleich hätte finden sollen, nämlich daß die Amme nicht gesund sei, und man ließ sie gehen, um mich mit Kuhmilch aufzufüttern, die mir aber nicht so gut bekam, noch konnte ich mich sogleich von den Übeln befreien, welche ich mit der ungesunden Ammenmilch mochte eingesogen haben. Ihr schreibe ich eine Menge der Kränklichkeiten zu, die mich in meiner Jugend geplagt haben. Von Charakter soll ich sanft, dozil, artig, ruhig, mitunter drollig, unschuldig, aber

dennoch beobachtend und im höchsten Grade naiv gewesen sein. Letztere drei Eigentümlichkeiten haben sich oft zum Amüsement der älteren Leute geltend gemacht, wie denn zum Beispiel eine gewisse Dame mit einem auf unserem Landhause Ricklingen logierenden Gardekorpsoffizier ein tête à tête gehabt, und da sie mich als ein Kind nicht zu fürchten geglaubt, sich daher nicht geniert haben, ich ähnlich dem Onkel Thomas in Le Bruns berühmten Romane gleichen Namens, als sich ersterer als Knabe unter den Korb einer Wäscherin versteckt, in aller Unschuld eine Erzählung geliefert haben soll, welche ebenso pikant gewesen ist. Sobald ich laufen konnte, kam ich, um meine Gesundheit zu stärken, aufs Land zu meinen Großeltern väterlicher Seite. Sie wohnten in einem ziemlich großen Hause mit alten Linden umpflanzt, daran ein hübscher Garten, einsam am Eingange des Dorfes Ricklingen gelegen. — Da, wie aus dem Stammbaum hervorgeht, meine Ahnen väterlicherseits, wenigstens nach ihren Titeln und Ämtern zu urteilen, vermögend gewesen sein müssen, so bleibt es unerklärlich, daß mein Großvater Schaumann in seinem kleinen Posten als Lizenteinnehmer zu Nordheim früher immer und ewig ruhig verblieben ist, ohne je, wie es scheint, um einen höheren und besseren Posten — seine Stelle tat dreißig Reichstaler monatlich — angehalten zu haben, welches er hinsichtlich seiner starken Familie doch hätte tun sollen! Aber so geht es! Es ist leicht, eine Familie herunter, aber schwer, wieder in die Höhe zu bringen. Erklären läßt sich ersteres einigermaßen dadurch, daß dem Vernehmen nach mein Großvater väterlicherseits auf den Antrag weiland Hofrats Bünemann, Vater unseres geehrten Cousins Geheimen Kanzlei-Sekretarius, jetzigen Rats Bünemann, daß ersterer nämlich des letzteren zubehöriges vor Ricklingen belegenes Haus nebst Garten zeitlebens frei bewohnen möge, veranlaßt worden sein mag, diesen Vorschlag anzunehmen, sich solchergestalt zur Ruhe zu setzen, nicht weiter nach höheren Dingen zu streben und mit Horaz zu sagen: beatus ille qui procul negotiis usw. — Bei diesen Großeltern Schaumann blieb ich bis ungefähr ins dritte Jahr, und von dieser Zeit an weiß ich, daß ich existierte, denn ich erinnere mich noch sehr wohl zweier Tanten, nämlich Tante Jette und Tante Fritzchen, die mich etwas verzogen, ferner meines Onkels Justus vom 10. Infanterie-Regiment, eines Hundes Barnabas, einer altmodischen zinnernen Zuckerdose, meiner Schlafkammer, allwo auf den Gesimsen der Schränken eine Menge Äpfel in Reihe und Glied standen, unseres Mädchens, genannt Putjen, des Schlächters, Meister Kipp, der Weihnachten Würste machte und stets einen Tabakstropfen an der Nase hängen hatte. Jedoch währte diese Freude nicht lange, denn bald darauf fand mein Vater es für gut, daß ich zu Hause kommen und in die Schule gehen sollte. — Demzufolge nahm mich eines Tages unsere Magd in Ermangelung einer besseren Gelegenheit in einer Kiepe auf den Rücken und marschierte ab. Auf halbem Wege holten wir einige Bauern ein, welche

Gänse, Viktualien usw. zu Markte trugen, und mit ihnen hielt ich meinen Einzug in Hannover. Das Mädchen, welches mich trug, hat lange Zeit nachher noch bei meinen Großeltern in Ricklingen gedient, wurde in der Familie Putjen genannt, und obgleich sehr stämmig, hatte sie doch so feine Nerven, daß, wenn man nur sagte: Putjen, sieht gehackter brauner Kohl nicht aus wie Kuhfladen? es sich auf der Stelle übergeben mußte. — Da meine Großeltern mütterlicher Seite (v. Lüde) wünschten, mich bei sich zu haben, so wurde ihnen gewillfahrt. Sie wohnten in einem alten dunklen großen Hause[1]), dicht am Marktkirchhofe, die Front des Hauses keine fünf Schritte gegen die mit Grabschriften verzierte hohe Marktkirche, das jetzige Küsterhaus, gekehrt. Hier lebte ich wie in einem Kloster, einen Tag wie den andern; alles hatte seine gewiesenen Wege, seine Methode, seine Stunde und seinen Platz. Die größte Reinlichkeit und Ordnung herrschte überall und verbreitete eine Art Komfort, bei welcher man sich behaglich fühlte. Diese in und um unser Haus herrschende anachoretische und durch die kleinen altmodischen trüben Fensterscheiben noch vermehrte Dämmerung und Stille wurde nur Mittwochs und Sonnabends unterbrochen, wo der Kirchhof zum Marktplatz diente und von Menschengewühl belebt war. An den übrigen Tagen ging selten jemand vorbei. Die Familie bestand aus meinen Großeltern, aus mir, einem Mädchen, zwei Hunden, genannt Pretty und Lady, zwei Kanarienvögeln und einer Katze genannt Prinzeß. Mein Großvater saß hinter seinen Kämmereirechnungen und Akten in seiner Studierstube, meine Großmutter besorgte häusliche Geschäfte, nähte oder spann. Ich spielte für mich allein, denn andere Kinder meines Alters, selbst mein ältester Bruder Carl, weil er nach dem Urteile meiner Großmutter sich durch Unbändigkeit zu sehr auszeichnete, wurden nicht gern gesehen. So löblich es nun auch war, mich vor Ungezogenheiten zu behüten, so nachteilig war es auf der anderen Seite, daß man mich als einen Knaben so einsam und fast so weichlich wie ein Mädchen erzog. Nach den Maximen von Anno Eins wurde eine solche Erziehung aber für sehr zweckmäßig gehalten, die Kinder lernten Geduld und Stillsitzen. Morgens und abends beim Aufstehen und Zubettgehen, so Mittags vor und nach Tische mußte ich regelmäßig beten, dann wurde ich beim Aufstehen vom Kopf bis zu den Füßen gewaschen und angezogen und in meinem feuerfarbenen Taminrocke zu meinen Großeltern heruntergebracht, die feierlich am Kaffeetische saßen. Meine Großmutter las den Morgensegen, mein Großvater im gründamastenen geblümten Schlafrock rauchte, hatte seine Nachtmütze abgesetzt und hörte andächtig zu. Wenn ich hereinkam, mußte ich einen Knicks machen, Hände küssen und auf französisch fragen: ob sie wohl geruht hätten? — Meine Großmutter, gestorben 1816, war eine sehr fromme, gottesfürchtige und gebildete Dame und das Muster

[1]) Bei Straßenverbreiterung gegen 1880 abgerissen.

einer deutschen Hausfrau, dergleichen man heutigen Tages leider nicht mehr oft findet. Geschickt, häuslich, reinlich, pünktlich und ordnungsliebend, daher aber auch eigen, sah man sie in der Küche oder im Haushalt oder mit Spinnen, Nähen, Stricken, Spitzenklöppeln, Schneidern beständig emsig beschäftigt. Sie sprach perfekt französisch, spielte Klavier und sang, war sehr belesen, hatte vieles erlebt, manche Erfahrung sich ad notam genommen, besaß sehr viel Savoir vivre und überhaupt viel Takt. Sie war außerordentlich mildtätig gegen Arme und Hilflose, und sogar die Sperlinge, die herrenlos auf dem Marktkirchhofe ihr Wesen trieben, wurden täglich von ihr bedacht und gefüttert. Ich könnte von ihrer Herzensgüte rührende Beispiele erzählen; hörte sie von irgendeinem, der arm, krank oder notleidend war, sogleich wurde ihm geholfen. Sie war heiter, unterhaltend und den Freuden der Geselligkeit keineswegs abhold, wußte auch alles so bequem einzurichten, daß man sich bei ihr sehr behaglich fühlte. Kleine Damengesellschaften gab sie oft, und erinnere ich mich noch einiger derselben, welche unser Haus damals besuchten, als da waren zwei Französinnen Mesdames de Menadier, Fräulein v. Reiche, Madame Kumme, eine geborene v. Lüde, Frau v. Platen usw. Bei solchen Gelegenheiten zeigten wir uns in höchstem Glanze. Das Visitenzimmer, mit einer Tapete, die blätterartige Schnörkel in rotem Sammet nachahmte, als ein Heiligtum sonst nie betreten, wurde alsdann geöffnet, geordnet, köstlich durchräuchert, und der Fußboden knisterte vom feinsten weißen Sande. Von den altmodigen, mit buntem Sammet beschlagenen Stühlen und Lehnstühlen waren die Überzüge abgenommen, das Silberzeug blitzte, die chinesischen Markenkästchen nebst Karten lagen parat; Kuchen, Zwieback, Krengel und geschälte Äpfel warteten und um vier Uhr nachmittags ging's vor der Haustür: Bums! Rap, Tap! und die erste Portechaise wurde niedergesetzt. Die Damen erschienen hochfrisiert, mit Poschen, hohen Hacken, Fächern und Dormeusen. Französisch und deutsch wurde wie durcheinander parliert, beim Kaffee alles Neue durchgehechelt und dann l'hombre gespielt. Nach dem Kaffee kam Tee mit Rotwein. Waren Herren mit in der Gesellschaft, so rauchten die ihr Pfeifchen, und es fiel damals keiner Dame ein, hierüber die Nase zu rümpfen. Machmal wurde auch ein kleines Abendessen gegeben. — Meine Großmutter hatte immer im Hause zu tun, sowie sie denn von gewaltig geschäftiger Natur war. Sie verstand tausenderlei. Im Kochen und Einmachen war sie Meister. Auch konnte sie eine Menge Hausmittel so gut wie ein Apotheker verfertigen. War sie zu Hause, so las sie, während ich spielte, laut vor, was sie sehr liebte. Diese Lektüre bestand aus Morgensegen, Bibel, Sturms Andachten, Harveys Naturwundern und Betrachtungen darüber, Molières Komödien und einigen anderen französischen Büchern, alten Chroniken und Hauspostillen, unter denen ich mir die Gespräche aus dem Reiche der Toten mit Holzschnitten, worin Bajazet, Tamerlan, Attila, Maria Stuart usw. figurierten, und einer Abbildung des berühmten Toten-

tanzes zu Danzig, sowie eines dicken Buches, die Kriminalgeschichten, peinliche Verhöre, Tortur und Hinrichtungen berühmter Räuber und Diebe, zum Beispiel Cartouche, Nicke List, genannt Freiherr v. d. Mosel usw. enthaltend, ebenfalls mit Kupferstichen, sehr lebhaft erinnere. Las meine Großmutter nicht, so spielten wir Mariage, Stechen oder das Schimmelspiel, oder aber sie legte die Karten, das heißt sie spielte das bekannte grande patience und fand ein Vergnügen daran, aus diesem Spiele zu wahrsagen, ob dieses oder jenes, was sie eben vorhatte, gut gelingen oder mißlingen würde. Ich durfte unterdessen kaum über die Haustürschwelle gehen. Schweres Zahnen, Scheuerchens, Blattern und Masern stellten sich bei mir ein; letztere fielen mir auf die Augen, die beinahe ganz zugeschwollen jeden Morgen mit warmer Milch aufgebäht werden mußten. Da ich nun oft nur durch die eine Ecke des Augenlides sehen konnte, so gewöhnte ich mir das Schielen an. Überhaupt haben meine Augen durch diese Zufälle sehr gelitten und nie ganz sich wieder erholt. Das linke Auge hat sich gewöhnt, alle Arbeit allein zu verrichten, und ist daher schwach und kurzsichtig geworden. Sehe ich in die Luft oder auf ein weißes Papier, so schwimmt ein grauer Stern davor. Mit dem rechten Auge kann ich sehr gut, ja scharf in die Ferne sehen, aber nicht lesen, weil alle Buchstaben in der Nähe einen unbestimmten Charakter annehmen und nur erst in einiger Entfernung deutlich werden. Ich gebrauche daher das rechte, indem ich das linke zuhalte, als Fernrohr. Sollte ich daher je in die Notwendigkeit geraten, eine Brille zu gebrauchen, so wird, um meinen Augen zu genügen, das eine Glas links vergrößern, das andere rechts verkleinern müssen. Die Stadtluft und wenige Bewegung bekamen mir nicht; ich wurde sehr krank. Eine Nacht, da man jede Minute fürchtete, mich verscheiden zu sehen, wobei mir aber, wie ich mir lebhaft erinnere, unbeschreiblich wohl zu Mute war, sowie denn auch Jean Paul behauptet, daß die Empfindung im Augenblick des Scheidens die süßeste im Leben sei, entriß man mich auf einmal den mir bereits hörbar gewordenen Sphärenklängen, zog mich aus, und ein Mann, vermutlich ein Arzt, wusch mich über und über mit etwas Spirituösem aus einer großen Bouteille, wovon ich große Linderung verspürte und wieder ins Leben trat. — Von Zeit zu Zeit kamen meine Eltern zum Essen zu uns, welches immer ein Fest für uns war. Mein Vater ließ mich dann auf seinen Knien reiten, wobei immer zu meinem größten Gaudio jedesmal seine lange Pfeife entzwei ging. Geburtstage und hohe Feste wurden feierlich begangen und dazu delikate Kuchen gebacken; auch wurde bisweilen sogar eine Tauben- oder Hühnerpastete von dem damals berühmten Pastetenbäcker Rundspaden oder ein Hase, Puter oder auf Martini einige fette Gänse angeschafft und im Familienkreise unter Scherz und Lachen verzehrt. Im Sommer wurde gewöhnlich nach Ricklingen gewandert, das heißt nur des Sonntags, wo uns dann die Großeltern Schaumann jedesmal erwarteten. An Komödien, Bälle, rauschende Gesellschaften, Redouten,

Ressourcen usw. wurde, soviel ich mir erinnere, gar nicht gedacht. — Ich trug damals alltags einen feuerroten Taminkinderrock, Sonntags weiß mit rot darunter, wurde wegen meines kleinen Gesichts und feinen mädchenhaften Ansehens von Fremden stets für ein Mädchen gehalten, welches meiner Großmutter vielen Spaß machte. Die Weihnachtsabende wurden solenniter bei uns begangen, und es wurde gewaltig geschmaust. Ich bekam dann sehr vieles Spielzeug, worunter aber ein Malkasten mit Nürnberger Muschelfarben mir jederzeit das Angenehmste war und nie fehlen durfte. Ich habe öfters geweint, weil ich niemand hatte, der mit mir spielte. Da ich nun dermaßen fromm erzogen wurde, daß ich mir Gott und die Engel allenthalben buchstäblich gegenwärtig dachte, so mußten letztere, obgleich unsichtbar, dennoch nolens volens et bona fide meine Spielgefährten sein; ich setzte ihnen Stühle, teilte ihnen in Gedanken von meinem Vesperbrot mit, dem Gabriel, Michael usw. jedem sein Portiönchen, unterhielt mit ihnen Gespräche und erklärte ihnen die Bilder aus einem Buche, genannt der Orbus pictus. Ich hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor Melonen, deren Geruch mich beinahe ohnmächtig machte, war übrigens kein Kostverächter, sondern aß alles frisch weg, was mir vorgesetzt wurde. Ungefähr zwei Jahre mochte ich in diesem klösterlichen Asyl zugebracht haben, als mein Großvater Lüde krank wurde und starb. Er lag mit Gueridons und Kerzen umgeben in weißgepuderter Perücke abends en parade im Sarge und sah aus, als wenn er lächelte. Woran er gestorben, ist mir entfallen. Die Großmutter und wir alle waren untröstlich. Es gab am Begräbnistage eine gewaltige Unruhe im Hause, und man kann leicht denken, mit welcher Verwunderung ich alle diese Zeremonien betrachtete, denn ich hatte keine Idee vom Tode. Nur als man den Deckel des Sarges zuschrauben wollte, und ich sagen sollte: Gute Nacht, Großvater! auch mir bedeutet wurde, ich würde ihn nie wiedersehen, erst da wurde mir unheimlich und weich ums Herz, und ich fing bitterlich an zu weinen. Die Leiche wurde, so viel ich mich erinnere, in das v. Lüdesche Familienbegräbnis auf dem Marktkirchhofe beigesetzt. Sanft ruhe seine Asche! — Es wurde nun noch viel einsamer in unserem Hause. War meine Großmutter ausgebeten, auch das Mädchen fortgegangen, sie mit der Leuchte zu holen, so ließ man mich im öden, graulichen Hause mutterseelenallein; aber ich kannte keine Furcht. Wenn es dunkel geworden, ergötzte ich mich am Mondenschein, spielte mit Hund und Katze oder trieb sonst allerlei Possen, bis meine Großmutter acht Uhr nach Hause kam. Damals kam man aus einem Tee um acht Uhr zu Hause, jetzt geht man um acht Uhr erst hin. — Mein Gemüt war sehr weich; so erinnere ich mich, daß ich, wie einst unser Nachbar, der Konrektor Kohlrausch, einen Ochsen schlachten ließ, beim ersten Schlage, den das arme Tier erhielt, laut schreiend weggetragen werden mußte, und diesen Ochsen acht Tage lang bitterlich beweint habe.

Die Schule.

Obgleich ich durch den Unterricht von meiner Großmutter schon ziemlich im Lesen bewandert war, auch eine Menge französischer Vokabeln, Gellertsche Fabeln, Gebete usw. auswendig wußte, so wurde dennoch beschlossen, ich solle die Buchstabieranstalt der Mamsell Spangenberg am Marktkirchhofe frequentieren. Diese Mamsell dachte ich mir von fürchterlicher Gestalt, so eine Art von Fee Fanfterlüsche, mit einer ungeheueren Rute statt des Lilienstengels in der Hand. Der gefürchtete Tag brach an. Versehen mit einer neuen Fibel, einer großen Tüte Rosinen und sechs Neugroschen Entree trat ich unter Eskorte der Magd und unter heißen Tränen acht Uhr morgens den sauren Weg an. Wohl ahnte mir ein Mißgeschick! Ich trete ein — ein furchtbares Gelächter erschallt mit dem Geschrei: ein Mohre, ein Mohre! Was war's? Die Fibel, die in schwarzes Papier eingebunden worden war und mir unterwegs dazu dienen mußte, meine Tränen abzuwischen, war naß geworden, hatte abgefärbt und mir die Extremitäten des Gesichts geschwärzt! — Ich war wie vernichtet! — Ich wurde indessen examiniert und meine Kenntnisse so enorm gefunden, daß ich in einigen Monaten von der Fibel auf die Bibel und von da aus auf die Katechismusbank als den höchsten in dieser Akademie zu erlangenden Grad versetzt wurde. In dieser Schule wurde folgende Methode geübt. Die ganze Schule mußte nämlich mit gellender, singender Stimme zusammen buchstabieren, beinahe die Lancasterfche Methode, welches aber einen fürchterlichen Lärm verursachte. Wenn es nun sich zutrug, daß Mamsell Spangenberg nieste, so flickten wir zwischen unseren Gesang das Prosit ein, nämlich: Ih-re Ge-sund-heit Mam-sell Span-gen-ber-gen; dann ging's weiter im Texte: der du bist im Him-mel usw. — Meine Großmutter schien indessen mit meinen Progressen nicht zufrieden zu sein und übernahm es, mich wieder selbst zu unterrichten. Schmerzlich aber waren die Empfindungen, welche dieser Wechsel, nämlich meine Versetzung aus großer Einsamkeit in eine lärmende Schule und von der lärmenden Schule wieder in unser dunkles einsames Haus, in mir hervorbrachten. Während nun andere Kinder ihr Leben genossen, im Freien spielten und mit Menschen und der Welt vertraut wurden, mußte ich in der Blüte meiner Kinderjahre einsam wie ein Mönch in seiner Zelle leben, welches auf meinen Charakter einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Besonders stammt meine Blödigkeit und stilles Wesen davon her. Ein Tag war dem anderen gleich. Des Morgens wurde ich von meiner Großmutter, die mit mir in einer Kammer schlief, geweckt, um zu beten. Diese Gebete bestanden gewöhnlich im Vaterunser, den Sieben Bitten, dem Lamm Gottes usw. Dann wurde ich angezogen. Vor dem Frühstück mußte ich meiner Großmutter die Hand küssen, auf französisch einen guten Morgen wünschen und erst noch einen Morgensegen lesen. Nach dem Frühstück wurde mein kleiner Tisch nebst dem Spiel-

zeug geholt, mit welchem ich mich bis zur Essenszeit amüsieren mußte. Dann durfte ich eine halbe Stunde auf dem Kirchhofe spielen. Nach dem Essen mußte ich lesen und den Katechismus lernen, wozu ich im Sommer durch Kirschen und im Winter durch Bratäpfel, die in der Ofenröhre standen, angespornt wurde. Um fünf Uhr ging meine Großmutter und zwar jeden Tag zu der in unserer Nähe wohnenden Madame Kummen, geborenen v. Lüde, der Frau eines reichen Negozianten und Garnhändlers en gros, die sehr kränklich war, um da den Abend bei einer Partie L'Hombre zuzubringen. Mich ließ man mit Bilderbüchern, Malkasten, Spielzeug usw. reichlich versehen zurück. Dieses hatte böse Folgen, denn sobald nämlich meine Großmutter fort war, sagte das Hausmädchen, die nicht viel taugte, zu mir: nun sei hübsch artig, lieber Junge, und fürchte dich nicht, ich will ein wenig ausgehen, komme aber bald wieder, und dann schenke ich dir Rosinen. Sie ging weg, schloß das Haus zu und ließ mich bis acht Uhr abends im Dunkeln allein. Dieses Mädchen, die Jungfer Platen genannt, maßte sich überdem eine große Herrschaft über mich an. Sobald ich nämlich die Geduld verlor und mir merken ließ, ihr Betragen höheren Orts anzeigen zu wollen, so drohte sie mir mit der Rute, daß, wie sie sich ausdrückte, das Blut laufen sollte. Sie kniff, schubste und riß mich heimlich an den Haaren usw., und sobald ich schrie, log sie meiner Großmutter vor, es sei von ungefähr gekommen; allein ein verzerrtes Gesicht, welches sie hinter dem Rücken derselben schnitt, ließen mir das Gegenteil davon gewahr werden. — Schon durch eine eingezogene Lebensart timide geworden, schwieg ich erschrocken still. Sie wurde nun dreister, machte des Nachmittags, wenn meine Großmutter aus war, ein großes Feuer an und begann zu kochen und zu braten. Ich wurde zum benachbarten Krämer Herrn Runde gesandt, um Rosinen, Korinthen, Nelkenpfeffer und Kannel zu holen. Während es nun in der Küche schmorte und kochte, schlichen zwei junge Gesellen herein, welche mich flattierten, mich einen jungen Herren nannten, mich baten, ja nichts an die Großmutter zu sagen, dabei das Mädchen küßten, Trepp auf, Trepp ab schäkerten und endlich halfen, den Tisch zu servieren. Man setzte sich nun, weidlich zu schmausen. Da nun diese lustigen Konvivia mich in meiner Einsamkeit zerstreuten, so war es wohl kein Wunder, daß ich, besonders wegen der Schmeicheleien und guten Bissen, welche bei dieser Gelegenheit mir zuteil wurden, als ein Kind Gefallen daran fand und — schwieg.

Mein mädchenhaftes Ansehen bereitete mir indessen manchen schmachvollen Nachmittag. Wenn nämlich meine Großmutter in einer großen Gesellschaft sich befand, so erschien zuweilen ein Bote mit dem Befehl, mich sofort wie ein Mädchen anzuziehen und nach der Gesellschaft zu führen. Meines Schicksals und der mir bevorstehenden Prostituierungen bewußt, fing ich erst an zu weinen, zu bitten, dann mich zu widersetzen, endlich zu kratzen und zu beißen, aber nichts half. Ich wurde von meinem Spieltisch gerissen,

über und über gewaschen, und das von den Händen der Jungfer Platen wahrlich nicht sanft, alsdann in eine Schnürbrust gezwängt, daß ich oft dachte, die Seele führe mir aus, und fort ging's. Auf der Straße glaubte ich, alle Leute sähen mich an und wüßten, daß ich ein Junge sei; ich schämte mich schrecklich. Angekommen in der Gesellschaft, waren alle Augen auf mich gerichtet, ein Kreis von schnatternden Damen umringte mich: Ah, voilà une charmante jolie, aimable, modeste fille usw., ging's dann los. Man besah mich von hinten und vorn. Dann wurde ich an den Spieltischen allen denen da spielenden alten Räten, Assessoren, Kommerzienräten usw. und zwar unter dem Namen einer Demoiselle von Lüde vorgestellt. Wenn nun die alten Herren, die nicht so dumm waren, sondern den Spaß merkten, mich plötzlich fragten: Mamsell, was wollen Sie werden? und ich naiv: Soldat! antwortete, so brach alles in ein großes Gelächter aus. Nachdem ich nun ein Stück Kuchen empfangen, mußte ich wieder fort, indem die Großmutter vorwendete: es wäre bald Zeit, zu Bett zu gehen. Kam ich dann nach Hause, so zog mich das Mädchen aus und ging, nachdem sie das Haus zugeschlossen, ihrer Wege. Dann saß ich wieder allein. Es wurde dunkel, meine Phantasie, schon gewöhnt, sich mit sich selbst zu beschäftigen, fing an zu arbeiten. Märchen, Gespenstergeschichten, welche mir die Platen unklugerweise erzählt hatte, sowie die Historien aus dem Reiche der Toten oder aus der Räuberchronik kamen mir ins Gedächtnis. Ich hatte Visionen. Wenn ich nämlich so im Dunkeln saß, meinen kindischen Gedanken und Ideen nachhing und starr ins dunkle Zimmer hineinstarrte, so bildeten sich allerhand komische, gräßliche Gestalten oder Zerrbilder, gleichsam als durch eine Laterna Magica hervorgebracht, an der mir gegenüberstehenden Wand und glitten vorüber. In den Außenlinien rot transparent, entstanden sie in der einen Ecke des Zimmers mir zur Rechten als wie ein Chaos, entwickelten sich dann, passierten von der Linken nach der Rechten, waren gerade vor mir am größten, stellten bald einen Ziegenbockskopf, bald einen Kerl mit offenem Maule und aufgerissenen Augen, bald ein altes Weib mit krummer Nase und spitzem Kinn, bald einen Blumenstrauß, Pfauenschwanz usw. vor, und so wie sie nach der Rechten zogen, wurden sie kleiner und verschwanden. Wenn ich nun meine Augen wieder nach der linken Seite richtete, so entstand ein neues Bild usw. Diese Phantasien amüsierten mich zuletzt so sehr, daß ich oft böse wurde, wenn sie nicht erscheinen wollten. Gewöhnlich schlief ich darüber ein. Um acht oder neun Uhr kam dann das Mädchen zu Hause, um mich auszuziehen und ins Bett zu legen. Dieses tat sie immer, ehe sie meine Großmutter zu Hause holte, damit diese nicht merken sollte, man habe mich so lange allein gelassen. Ich durfte nichts sagen, indem ich unterm Pantoffel stand, und so blieb alles verschwiegen.

Bisweilen, wenn es Sommer und gutes Wetter war, ging meine Großmutter spazieren und nahm mich mit. Wir holten dann gewöhnlich zwei alte

Damen, Mesdames Menadier, ab und gingen nach dem Königlichen Garten Herrenhausen und Monbrillant, um da Kaffee zu trinken. Aber dieses Vergnügen wurde mir dadurch wieder vergällt, daß ich fein sittsam in ihrer Mitte einhergehen, steif und still sitzen, französisch radebrechen und meine Milch mit der größten Zeremonie trinken, der Dame, die mir einschenkte, die Hand küssen, einer anderen, die mir einen Zwieback gab, einen Knicks machen und dabei sagen mußte: merci oder je vous suis infiniment obligé, madame! Da ich nun durch das einsame Zuhausesitzen und von Natur schon etwas blöde war, so kann man sich denken, wie viel Überwindung diese Zeremonien mir kosteten. Wandelte mich die Lust an, im Grase mich herumzuwälzen oder herumzuspringen, so sagten die Damen: Fi donc! und hielten mich zurück. Mein Bruder Karl wurde dagegen anders behandelt; er kam mehr unter Menschen, war in einer lärmenden Schule und hatte mehr Freiheiten. Wenn er aber mal in unser einsames Haus kam, so gewann alles eine andere Gestalt; er lehrte mir lärmende Spiele, und wir wurden dann so unruhig, daß meine Großmutter zuweilen die Geduld verlor und meinen Bruder zum Hause hinausjagte. Er pflegte sich dann zu verteidigen und wollte meiner Großmutter nie recht geben, worüber sie sich besonders ereiferte. Aber als einst bei Gelegenheit, daß wir Gesellschaft hatten, ein Fischkessel mit heißem Wasser an der Küchentür stand und mein Bruder unsern Hund Pretty, um darauf zu reiten, zwischen den Beinen hielt, der Hund aber entwischte und, indem er zur Küchentür hinein über den Kessel springen wollte, hineinfiel und sich jämmerlich verbrannte, da gab's einen großen Zeter, denn man beschuldigte ihn, er habe den Hund mit Willen hineingeworfen, und von dem Augenblick an hatte er die Gnade meiner Großmutter gänzlich verloren, die ihn nur den Wütenden, den Gottlosen usw. nannte, worüber er dann gewöhnlich lachte.

Mein Umgang mit anderen Kindern beschränkte sich nur auf wenige, und auch diese wenigen sah ich nur selten. Wir hatten einen Cousin namens Christel Unger, der mich oder den ich bisweilen besuchen durfte, und dessen Vater Geheimer Kanzleisekretär war. Dieser Cousin wurde sehr pedantisch erzogen, welche Methode ihn denn auch, wie er erwachsen war, zu einem sehr gescheiten und gelehrten Mann gemacht hat. Er hatte viel Genie und wußte, wie sein Vater, alles besser wie andere Leute, kurz, war ein Hans Überklug. Was er sagte, war für mich stets ein Orakel. Auch wurde ich oft zu den Kindern der Kaufleute Schmale und Winkelmann geführt, welchem ersteren damals ein schönes Haus, das jetzige Regierungsgebäude an der Brücke, gehörte. Diese Besuche wurden mir bloß des Sonntags nach der Kirche verstattet. Des Alltags trieb ich mich vor unserer Haustür herum, das heißt im Sommer. Es war mir scharf verboten, über die Grenzen des Marktkirchhofes zu wandern, wobei meine Großmutter die Gefahren, die mir auf der anderen Seite drohten, so groß machte, daß mir die Haare zu

Berge standen. Das Ziel meiner Wanderung war daher höchstens bis an die Hoheschultreppe. Oft habe ich manche Nachmittage in einem Winkel der Kirche zugebracht, wo ich ganz solo mich mit Spielzeug beschäftigte. Daß unser väterliches Haus mir ganz nahe in der nächsten Straße war, und daß ich einen Vater, eine Mutter und einen Bruder hatte, daran dachte ich beinahe gar nicht, denn ich glaube nicht, daß ich in drei Jahren einen Fuß in unser Haus gesetzt habe. Meine Großmutter war mein Alles; gewöhnt an ihre weisen und ernsthaften Reden, glaubte ich steif und fest, das müßte so sein, und durch ihre Redlichkeit und Herzensgüte wurde ich verführt zu glauben, daß alle Menschen ebenso gut und ehrlich wären; und es ist noch jetzt eine Spur davon in meinem Charakter übriggeblieben, obgleich bittere Erfahrungen zu meinem Schaden mich eines anderen belehrt haben. Ich glaubte nicht allein alles, was gesagt wurde, sondern auch alles, was geschrieben oder gedruckt war, zugleich auch, daß selbiges mich mit anginge. So wurde zum Beispiel ein gedruckter Befehl des Magistrats von Haus zu Haus bekannt gemacht: daß kein Junge sich unterstehen sollte, in die Ecken und Winkel der Kirche zu hofieren, und daß ein jeder, der einen solchen Jungen auf der Tat attrapiere, das Recht haben solle, denselben in seinen eigenen Dreck hineinzustoßen, auch ihn zu zwingen, den Unrat in seinen eigenen Händen wieder wegzutragen. Meine Großmutter las mir diese Ukase feierlich vor. Ich nahm sie mir ad notam und patrouillierte beständig um die Kirche, um dem Magistrat in einem so löblichen Unternehmen behülflich zu sein. Eines Abends fand ich einen großen Jungen in völliger Positur ganz gemächlich sitzen, der, dem Geruch nach zu urteilen, gegen das Mandat sündigte. Der Junge war zweimal so groß und stark als ich; allein das war kein Objekt. Das Blut stieg mir ins Gesicht. Junge, sagte ich, indem ich stolz auf ihn losging, weißt du nicht, daß die Großmama verboten hat, in die Winkel der Kirche zu machen? — Der Junge sah mich mit aufgesperrtem Maul an; — jetzt, sagte ich, sollst du dafür bestraft werden, stieß ihn mit diesen Worten um und lief spornstreichs davon. Der Junge, welcher in seinen eigenen Dreck gefallen und die Hose auf den Füßen hängen hatte, konnte mir nicht folgen. Ein alter Bürger, weiland Porzellanhändler Gräber, der am Marktkirchhofe wohnte und darauf zukam, rief lachend hinter mir her: Ei, Ei! Nun sehe mir mal einer diesen flachshaarigen Deubel an! Wanne, wanne[1])!

[1]) Althannöverscher Ausdruck für: Warte, warte!

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm von Humboldt und Frau von Stael.

Von

Albert Leitzmann.

I.

Ehe Wilhelm von Humboldt im November 1797 zu längerem Aufenthalt nach Paris kam, war Frau von Stael, die noch nicht dreißigjährige, mit ihm fast genau gleichaltrige Tochter Neckers, deren Name im literarischen wie im politischen Leben Frankreichs und besonders der Hauptstadt schon einen hellen Klang hatte, nur sehr flüchtig und nicht mit ihren bedeutenderen Leistungen in seinen Gesichtskreis getreten. Die gleiche mangelhafte Kenntnis der merkwürdigen Frau teilte der Weimarer und Jenaer literarische Kreis um Goethe und Schiller, mit dem er die letzten Jahre vor seiner Auslandsfahrt in enger Vertraulichkeit gelebt hatte. Die von leidenschaftlicher Hingabe für den großen Genfer Reformator durchglühten „Lettres sur les écrits et le caractère de Jean Jacques Rousseau", die Erstlingsschrift der Zweiundzwanzigjährigen aus dem Jahre 1788, waren dort überhaupt nicht, das psychologisch feine und tiefe, mit dem innersten Herzblut geschriebene Werk „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations" von 1796 nicht genügend beachtet worden. Was man von den literarischen Arbeiten der jungen Frau des schwedischen Gesandten bei der französischen Republik gut kannte, war vielmehr einzig der verhältnismäßig unbedeutende, 1795 erschienene „Recueil de morceaux détachés", in dem Verse, Prosanovellen und der „Essai sur les fictions" vereinigt waren: die ziemlich prosaischen Reime und die Novellen schildern kleine Herzenserlebnisse und reflektieren über die Verkettung der menschlichen Handlungen, wobei sich mancher lehrreiche Einblick in das Seelenleben der Verfasserin eröffnet. Der Versuch über die Schöpfungen der Einbildungskraft bringt, aus dem überwältigenden Eindruck der historischen Wirklichkeit während der jüngstvergangenen Jahre geboren, einen energischen Protest des Gefühls und der Leidenschaft gegen die vergewaltigende Herrschaft der rationalistischen Weltanschauung der durch die Revolution abgelösten und beseitigten Bildungsepoche und sieht daher in dem psychologischen Roman, der sich die Analyse des menschlichen Herzens zur Aufgabe macht, den Gipfel der zeitgemäßen, modernen Dichtung. Diesen Versuch, den er im Herbst 1795 kennen lernte, hielt Goethe für be-

deutend genug, ihn durch eine Übersetzung allgemeiner zugänglich zu machen, mit der er sich in stillen Eisenacher Tagen im Oktober des genannten Jahres beschäftigte und die dann in Schillers Horen im zweiten Stück des Jahrgangs 1796 hervortrat (einen parallelen Abdruck des Originals und der Goetheschen Bearbeitung hat Imelmann im Säkularjahre 1896 erscheinen lassen). Goethe suchte nach Möglichkeit die Worte der Verfasserin „unserm Sinne zu nähern" und zugleich „die französische Unbestimmtheit nach unserer deutschen Art etwas genauer zu deuten", was ihm in meisterhafter Weise gelungen ist. Schiller hatte versprochen, erläuternde Anmerkungen und kritische Betrachtungen beizufügen, wofür ihn der Übersetzer bat, doch ja „so klar und galant als möglich" zu sein, damit man sie Frau von Stael dann zuschicken und dadurch einen Anfang machen könne, „den Tanz der Horen auch in das umgeschaffene Frankreich hinüberzuleiten": für diese Beigabe fand sich aber dann die rechte Stunde nicht, und der „Versuch über die Dichtungen" trat ohne Schillers Kritik vor dem Leserkreis der Monatsschrift auf. Dort las ihn sicherlich auch Humboldt gleich nach dem Erscheinen, während er von dem Buch über die Leidenschaften, das Goethe im beginnenden Winter von 1796 mit hohem Interesse genoß und in Briefen an Schiller, Heinrich Meyer und Körner als äußerst merkwürdig und bedeutend charakterisierte, keine Notiz genommen zu haben scheint, obwohl Goethe, der es von der Verfasserin selbst erhalten und seine Sendung durch den Wilhelm Meister erwidert hatte, es Schiller zur Lektüre überschickte, mit dem Humboldt doch mehrmals täglich zusammenkam.

Waren nun auch Humboldts Erwartungen von Frau von Stael, als er im Ausgang des Jahres 1797 in das Pariser Leben eintrat, sicherlich keine sehr großen, so trat ihm dort doch bald eine bei weitem höhere Wertung ihrer Persönlichkeit entgegen, die es ihm als Pflicht erscheinen ließ, sich mit ihren bis dahin erschienenen Schriften genauer und vollständiger bekannt zu machen, zumal er auf das Studium des französischen Nationalcharakters und besonders seiner Ausprägung in der Literatur sein Hauptaugenmerk gerichtet hielt. Über kurz oder lang mußte sich zudem auch eine Gelegenheit zu persönlicher Bekanntschaft mit der geistreichen Frau ergeben, nachdem diese, deren Leben sich abwechselnd in Paris oder seiner Umgebung und in Neckers Landgut Coppet am Genfer See abspielte, im Frühjahr 1798 von dort für den Sommer und Herbst wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt war und ihren Salon im Hotel der schwedischen Gesandtschaft in der rue du bac wieder eröffnet hatte.

Wir haben aus dem Jahre 1798 ein ausführliches Tagebuch Humboldts, in das er fast täglich über seine Erlebnisse, besonders über die politischen und literarischen Persönlichkeiten, mit denen er zusammengetroffen war, und über die Bücher, die ihn beschäftigt hatten, längere Betrachtungen eintrug, so daß diese Blätter wohl die reichhaltigste Schatzkammer von Materialien zur

Charakteristik des französischen Geisteslebens unter der Herrschaft des Direktoriums darstellen, die wir heute besitzen. Mit der aufs feinste ausgebildeten Methode der physiognomischen und psychologischen Beobachtung verbindet sich in diesen Aufzeichnungen eine Klarheit und Plastik des Stils, wie sie nicht überall sonst bei Humboldt zu beobachten ist, und seine schriftstellerische Begabung zeigt sich nirgends glänzender als in diesen Tagebüchern von Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Spanien, von denen der erste Band die Presse soeben verlassen hat, der zweite in Vorbereitung ist (Humboldts gesammelte Schriften, herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Band 14 und 15).

In diesem Tagebuche können wir Schritt vor Schritt beobachten, wie das genauere Studium der Schriften der Frau von Stael allmählich den seelischen Boden zubereitete, auf dem dann nach der persönlichen Bekanntschaft die Blume einer warmen und verständnisvollen Freundschaft erwachsen konnte. Am 3. Juli 1798 finden wir hier folgende Aufzeichnung über das vorhin erwähnte Werk über die Leidenschaften:

„In diesem Buche, soweit es jetzt fertig ist, ist nur der erste Teil des Titels erfüllt, nur die Beziehung der Leidenschaften auf das Glück der Individuen. Die Hauptideen sind: alle Leidenschaften sind quälend, sie machen den Menschen überdies abhängig vom Schicksal und äußeren Dingen; das eigentliche Glück besteht nur in der liberté absolue de l'être moral; alles, was man tun kann, ist d'éviter les grandes douleurs, d'éviter de souffrir. Man muß also die Leidenschaften fliehen, selbst an diejenigen Neigungen, die, ohne Leidenschaften zu sein, doch immer die Existenz von etwas Äußerem abhängig machen, sich nicht zu sehr heften, dagegen Hilfe bei der Philosophie, dem Studium und der Wohltätigkeit suchen. — Das Gute dieses Buchs ist eigentlich, daß es gegen seinen Zweck selbst geschrieben ist, daß man sehr viel und große Leidenschaft darin entdeckt, und die vorgeschlagenen Hilfsmittel offenbar nur in der wirklich empfundenen Not erfundene Zufluchtsörter sind. Sie sind daher auch alle nicht sonderlich haltbar, und besonders ist es merkwürdig, wie sich die Verfasserin herumdreht, ihre liberté absolue nicht mit Kälte verwechseln zu lassen. Dennoch sind ein Paar in dieser Rücksicht sehr schwache Stellen: der Wunsch, nie geliebt zu haben, und die Trostgründe über den Verlust des Geliebten, daß die Leere nach der Leidenschaft, die dennoch gefolgt wäre und die noch schrecklicher ist, dadurch vermieden wird. Daher muß auch das letzte Resultat la douce mélancolie sein, die deswegen le vrai sentiment de l'homme, le résultat de sa destinée genannt wird. — Das Ganze dieses Systems ist daher Leidenschaft. Der leidenschaftliche Mensch gibt sich anfangs seinen Empfindungen hin, nachher, wenn ihn ein äußerer Schlag trifft, will er auf einmal auf jede Leidenschaft Verzicht tun und greift zu kalten Mitteln. — Meinem Urteile nach muß man in diesem Buch zweierlei unterscheiden. Es ist sublim, auf das Prinzip einer moralischen Unabhängigkeit zu kommen, es liegt eine rührende Naturstärke darin, durch die Heftigkeit der Leidenschaft selbst dahin getrieben zu werden. Aber das ist nicht genug: die Freiheit ist nur etwas Negatives, es muß etwas Positives gegeben werden, und dies Positive ist möglich, dies Positive ist die Konzentration auf sein durch jede Erfahrung, durch jede Leidenschaft selbst bereichertes Ich und der Genuß desselben, die Kunst, sich von allem zu trennen, was den Besitz und die Wirklichkeit angeht, sich allein an das innere unvergängliche Wesen zu halten

und überall in jeder wirklichen Erscheinung gleich beides zu sondern und nur das eine zu behalten. Dazu aber erzieht man sich nur durch Entbehren des Äußeren und Konzentrieren seines Inneren. Dies beides aber muß man in einer Synthesis miteinander zu vereinigen verstehen. — Die Furcht vor den großen Schmerzen, der Unglaube an Beständigkeit der Freundschaft, der Liebe ist gleichfalls irrig, und er wird machen, daß jedes echte Weib bei dem Buch der Stael kalt bleiben wird. Zwar spricht sie das Anathem über die aus, die dem System d'éviter de souffrir feind sind. Sie nennt sie sogar kalt. Aber es ist auch nicht die Freude am Unglück, die man ihr entgegenstellen muß, und wie sehr sie recht hat, sich gegen die Leute zu erheben, die sie an dieser Stelle im Sinn gehabt hat, sagt das unbedeutende Diktum, das sie dabei anführt. Aber dies Diktum beweist, daß sie noch mehr unrecht hat, diese Leute im Sinn zu haben; es ist eine der kleinlichen Stellen, die die Französin beweisen und des Buchs unwürdig sind. Die wahre Widerlegung ist die, daß echte Weiber diesen Empfindungen nicht entsagen können, weil sie einmal in ihrer Natur sind, weil es nicht von ihnen abhängt, auch nur über ihre Vernichtung zu räsonnieren, weil sie eben durch diesen Zusammenhang mit ihrer Natur vielleicht ihren Körper, nie aber die Harmonie ihres Geistes zerstören. — Ein schlimmer Beweis gegen die Stael ist der, daß keine einzige Stelle ihres Buchs die Freude an der Vergangenheit, das Leben von einer Erinnerung beweist. — Der wahre Fehler liegt nämlich darin, daß in diesem ganzen Buch die Leidenschaft in einem eingeschränkten Sinn genommen und gefühlt ist. Sie ist so Leidenschaft, als der Verstand bloß Verstand ist, das Herz, in dem sie so existiert, ist nicht idealisch gebildet, es hat kein Gemüt, es lebt doch eigentlich nur in der Wirklichkeit, denn es will immer Besitz, und es ist die Phantasie des Verstandes, nicht der Empfindung, die ihm die angebliche Unendlichkeit gibt. Alle Leidenschaft ist ihrer Natur nach verzehrend, aber die, die man hier sieht, ist eigentlich leer: sie will Besitz und lebt in diesem leeren Wollen; die in einem echten Gemüt will auch Besitz, aber sie lebt zugleich in dem, was sie will, sie kann den Körper verzehren (wie den Mann zu emsiges Studieren), aber nie die Seele. Die eigentliche Probe ist die, daß die letzte, wenn sie befriedigt ist, recht und eigentlich genießt, die erstere mit der Befriedigung erstirbt. — Wo ist eine Stelle dieses Buchs, die Kraft glücklich zu sein beweist, da die Kraft unglücklich zu sein überall lebendig ist? — Überall ist nur Heftigkeit, Unruhe, Brennen. Darum ist ihr auch der Schmerz so verhaßt. Andern Seelen sind auch Schmerzen (moralische nämlich) etwas andres. Hier ist alles zu physisch. Das ist die echt französische Seite dieses Buchs. — Diese Seite und einen Mangel an eigentlich echter Menschheit habe ich auch darin entdeckt, daß eigentlich kein Begriff großer Menschheit darin existiert, und daß über die interessantesten Phänomene von den meinigen abweichende Ideen darin herrschen. So erstens über Weiber. Tout en elles est amour ou vanité. Wie es da steht, ganz falsch, aber interessant zu entwickeln, wie es wahr ist: denn an sich wahr ist's. Es gibt überall Geheimnisse, die die gemeinen Menschen erraten zu haben glauben, weil sie hinter die Worte gekommen sind. Der gemeinste Ausspruch hat einen geheimnisvollen Sinn hinter sich. La figure d'une femme ... est toujours un obstacle ou une raison dans l'histoire de sa vie; les hommes l'ont voulu ainsi. Nicht die Natur? Aber wie grob und wie französisch (raison, histoire!) gesagt. Zweitens über die Liebe. Der Katalogus der Schilderungen der Liebe ist vieler Bemerkungen bedürftig; Voltaire soll die Liebe gut schildern, steht mit Werther in einer Klasse. Das Beispiel von Liebe von dem Mylord ist auch in der unecht sentimentalen, trivialen Art. Die ganze Liebe kennt sie wieder nur von seiten des dévouement, das nicht dieser Leidenschaft einmal ausschließend eigentümlich ist. Die

ganze Stelle, daß es ein Wahnsinn ist, lieben zu wollen, wenn man nicht, wie am Ende, den Selbstmord im Sinn hat, ist großenteils in der vorher beschriebenen Manier, ob sie gleich auch eine schöne Wahrheit hat. Deklamation gegen die Männer. Drittens über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Die Eltern werden mit den Königen verglichen; die ganze Stelle wie unhäuslich, wie vornehm! Viertens über den Ruhm. Auch diese Idee scheint mir verfehlt. Der wahre Ruhm ist wesentlicher und minder abhängig von der aura popularis, als er hier geschildert wird. Aber wo nimmt man auch die Beispiele zu diesen Leidenschaften her? Alexander? was weiß man von seiner Seele? Necker? wie kann man das, was aus Eitelkeit und Plattheit zusammengesetzt ist, Ruhmsucht nennen! Dies Buch hat überhaupt das große Verdienst, daß alles so gesehen und so dargestellt ist, daß die Welt sich darin wiedererkennt. Aber der einzelne und gerade der edler Gebildete findet sich nicht wieder. — Diese ganze Richtung bewährt sich durch das ganze Buch. So: L'homme vertueux ne fait de grands sacrifices que pour fuir la peine du remord et s'assurer des récompenses au dedans de lui . . . La passion de la gloire doit être jugée par son influence sur le bonheur. Obgleich reiner, als gewöhnlich, immer Glück; dies ewige Suchen nach Glück ist überhaupt fatal in diesem Buch. Pour être heureux par des idées simples il faut un concours de circonstances qui éloigne naturellement tout autre désir. Wieder also etwas Äußeres! Daß sie in allen Leidenschaften nur die Bewegung sieht, zeigt sich daran, daß sie die Leidenschaft zum Spiel mit der Ruhmsucht verwandt nennt; es ist sehr wahr, aber nur in der Seele, an die sie einzig denkt. Les mots qui servent aux autres passions sont très-souvent empruntés de la passion du jeu. Auch in andern Sprachen? Groß ist die Ansicht des Selbstmords. Sehr gut in der letzten Stelle die Bemerkung, daß die Vorstellung des Unglücks in einen Moment konzentriert sein müßte, um der Idee der Vernichtung das Gegengewicht zu halten, und daß das Gegenteil vom Selbstmord manchmal abhält. Daher ist es gut, sich Maximen zu machen, zum Beispiel es ist gut zu sterben, und denen hernach blind zu folgen, die Deliberation nicht ewig offen zu erhalten. — Das ganze Buch gehört sonst zu den vorzüglichen in Rücksicht auf den Hauptcharakter, der einzelnen scharfsinnigen Bemerkungen und des Stils. Eine sublime Stelle ist: Si l'on parvenait à rallier la nature morale à la nature physique, l'univers entier à une seule pensée, on aurait presque dérobé le secret de la Divinité. Das vorzüglichste Kapitel ist das du crime. Große und prächtig gesagte Wahrheiten. Sehr gut ist auch die Stelle über die Bereicherung des moi durch Studium. Dies auf Bereicherung durch Empfindung angewandt hätte den ganzen Knoten gelöst. Ein Geschäft wird verdorben, wenn man unaufhörlich darüber denkt. — Über den Charakter der Stael nach diesem Buch zu urteilen ist schwierig. Man sieht leicht, was ihr fehlt. Aber den Gehalt ihrer Stärke, die Art der Leidenschaftlichkeit und Einbildungskraft zu bestimmen, ist allein danach nicht einmal möglich."

Man halte damit Goethes kurze Urteile über das Werk aus dem Dezember 1796 zusammen. „Dieses Buch ist äußerst merkwürdig," schreibt er an Heinrich Meyer; „man sieht eine sehr leidenschaftliche Natur, die im beständigen Anschauen ihrer selbst, der gleichzeitigen Begebenheiten, an denen sie so großen Anteil genommen, und der Geschichte, die sie sehr lebhaft übersieht, von den Leidenschaften schreibt und das Gewebe der menschlichen Empfindungen und Gesinnungen trefflich übersieht. Vielleicht ziehe ich Ihnen einmal den Gang des Ganzen aus, der wirklich überraschend ist, so wie

einzelne Stellen von der größten Wahrheit und Schönheit sind. Das Kapitel vom Parteigeist finde ich besonders gut geschrieben: auch dieses ist vorzüglich im Anschauen der neuesten Begebenheiten aufgesetzt." Ähnlich an Körner mit Verwertung eines Kunstausdrucks aus der Zeit seiner alchimistischen Jugendstudien: „Eine sonderbare, tiefe, leidenschaftliche Natur, durch das gewaltsame Feuer der Revolution unbarmherzig geläutert, bringt hier den Metallkönig ihres Gehalts vor die Augen des Publikums." Das Werk, aus den Erfahrungen und Schmerzen der Herzensbeziehungen der Frau von Stael zu Narbonne erwachsen und in den verzweiflungsreichen Tagen des endgültigen Bruchs zwischen beiden und der wehmutsvollen Selbstrettung der Verfasserin vollendet, predigt in flammenden Worten eine religiöse und intellektuelle Philosophie der Entsagung und sieht in der helfenden Liebe des guten Menschen, der seine Selbstsucht bezwungen hat, die ideale Lebenshaltung, die selbst die Bitterkeit des Todes zu besiegen vermag. Der uralte Spruch, daß Leiden Lehre ist, bewährt sich auch an diesen aus den Flammen eines erschütternden Erlebens geborenen Gedanken.

Fast vier Wochen später, am 28. Juli, berichtet Humboldt über die Lektüre einer politischen Schrift der Frau von Stael, der 1794 erschienenen „Réflexions sur la paix, adressées à Monsieur Pitt et aux Français", in denen sie noch unter dem Eindruck der Schreckensherrschaft die Bildung einer gemäßigten Mittelpartei als das Fundament der republikanischen Freiheit befürwortet. Das Tagebuch schreibt darüber folgendes:

„Chap. 1. De la force actuelle de la France. Die Macht der Revolution beruht auf Meinungen, nicht auf Menschen. Gründe, warum immer ganz Frankreich gegen eine fremde eindringende Macht sein wird. Chap. 2. De la conduite qu'ont suivie les puissances coalisées. Ihre Fehler. Sie haben die Revolution und die Nation verkannt. Statt ihre Sache zu popularisieren, nur für Sicherheit der Personen und des Eigentums zu streiten, nur gegen die Anarchie zu kämpfen, haben sie sich für die Feodalität und das ganze ancien régime erhoben. Statt sich gemäßigte Republikaner zu attachieren, haben sie sie zurückgestoßen und Dumouriez und Lafayette verfolgt. Statt das Interesse von Europa — Sicherheit und Ruhe — zu verteidigen, haben sie für sich selbst arbeiten wollen. Statt die Emigrierten zu beschützen und ihnen nicht zu folgen, haben sie sie vertrieben und geglaubt. — Der Stael ihr System scheint eigentlich das: Frankreich ist so wichtig für Europa, daß das letztere mit ihm steht und fällt; bei der Revolution war das Wesentliche der Konstitution von 1791 gut; Europa hätte also für Frankreich und diese Konstitution uneigennützig kämpfen und nur die Terroristen bekämpfen müssen. Eine unmögliche Hypothese, wie man es nehmen mag. Chap. 3. Des avantages de la paix. Nicht vom Frieden und der Anerkennung der Republik, sondern vom Krieg ist eine Verbreitung revolutionärer Grundsätze zu fürchten. Seconde partie. Réflexions adressées aux Français, si la France doit désirer la paix. Sie muß es. Man fürchtet nur zwei Dinge: erstens die Verabschiedung der Armeen; zweitens die revolutionären Mitglieder der Konvention fürchten für ihr Schicksal als Privatleute. Beides ohne Grund. Sehr gut ist gezeigt, wie die terreur gemacht hat, daß man jetzt sehr zufrieden ist, wenn nur nicht mehr assassiniert und hingerichtet wird. — Einzelne Stellen. Les Français ont trop de vanité pour se soumettre à un chef; le roi se confondait avec la

royauté; c'était le rang et non le talent qui le plaçait au dessus de tous; mais celui qu'on choisirait ... serait par là même reconnu comme devant à ses talens sa supériorité sur les autres, et cet aveu n'est pas français. Man hat der Revolution Mangel an großen Menschen vorgeworfen. Sie hat einzelne große Kräfte gezeigt, aber die Reputationen haben sich darum nicht erhalten, weil das Volk die Menschen nur als seine Instrumente, als Instrumente de l'idée dominante angesehen hat. Le peuple incertain ne s'est rallié à la convention contre Robespierre que par la préférence qu'il accorde toujours à une assemblée sur un homme. Auch die Stael spricht von der Einheit des Systems der Royalisten und Anarchisten. La force d'inertie est le plus puissant moyen des sujets contre les gouvernemens. Es wird unumgänglich nötig sein, die Emigrierten zurückzurufen, um nicht ewigen Intrigen und Reaktionen ausgesetzt zu sein. — Diese ganze Schrift ist nicht sehr vorzüglich. Sie enthält gesunde, aber nicht sonderlich neue Ideen. Gar keine tiefen Blicke über die Politik, weder über die innere noch äußere, und kein Ausdruck eines großen Charakters, einige Stellen über die Heiligkeit des Schmerzens ausgenommen, die im alten Ton sind. Der Stil ist oft sehr dunkel. Über Konstitution bemerkt man nirgends wichtige Ideen. Die englische und amerikanische werden übermäßig gepriesen."

Am 7. August folgt dann die Lektüre der oben genannten Briefe über Rousseau, über die es im allgemeinen heißt: „Treffend und für die Hauptsachen erschöpfend für Rousseaus Charakter, schöne Äußerungen des eigenen Charakters, gute Bemerkungen, empfundener und schön komponierter Stil." Die Briefe geben Humboldt Gelegenheit, danach ein ausführliches psychologisches Charaktergemälde Rousseaus in feinster Analyse zu entwerfen, an das sich Auszüge besonders für die Verfasserin selbst charakteristischer Stellen anschließen. Vom gleichen Tage ist dann auch ein Bericht über den schon erwähnten „Recueil de morceaux détachés" datiert: eine poetische „Epitre au malheur" findet Humboldt trotz einiger hübschen Stellen „im ganzen mittelmäßig und ohne Dichtungsgeist", die Verse ungeübt, die Reime einförmig, den „Essai sur les fictions" „auch sehr schwach, ohne Kunstsinn, sehr häufig nur nach dem moralischen Nutzen geurteilt"; an den drei Novellen sei nach dem Urteil seiner Frau nichts.

Natürlich war auch in den Gesellschaften, die Humboldt in Paris besuchte, öfter von Frau von Stael die Rede, und auch hierüber gibt das Tagebuch Bericht. So am 26. Juli bei Frau Angélique Vandeuil, der Tochter Diderots und der Verwalterin seines handschriftlichen Nachlasses:

„Die Stael ist sehr frei erzogen worden und ganz, um sie zu einer öffentlichen Frau, die beständig in großer Gesellschaft und unter Männern leben könnte, zu bilden. Schon im fünfzehnten Jahr ist sie nicht nur mit einer Gouvernante, die sie natürlich übersehen hat, in alle Gesellschaften allein gegangen, sondern ihre Mutter hat sie auch sehr häufig gebraucht, um die sehr zahlreiche Gesellschaft, die sich bei ihr versammelt hat, allein zu unterhalten."

Und am 31. Juli bei Frau Sophie Condorcet, der Witwe des bekannten Mathematikers und girondistischen Konventsmitglieds, der Verfasserin der damals vielbesprochenen „Lettres sur la théorie des sentiments moraux":

„Wir kamen auf das Buch der Stael und auf sie selbst. Sie sei eine außerordentliche Frau; gewisse Dinge, die alle Weiber hätten, fehlten ihr ganz, andre habe sie mehr. So sei sie durchaus gleichgültig gegen ihre Kinder; es sei ihr einerlei, sie bei sich oder auf hundert Meilen entfernt zu haben. Man könne ihr darüber nicht einmal einen Vorwurf machen. Es sei etwas, das sie einmal nicht habe. Es sei ein großes Mißverhältnis in ihr. Sie sei mit sich selbst unzufrieden und möge sich torts, die sie zum Beispiel durch fremde attachements gegen ihren Mann habe, vorwerfen. Sie fliehe sich selbst und empfinde recht eigentlich, was man angoisses nenne. Sie habe ihr selbst gestanden, daß sie nicht allein sein könne. Ich wunderte mich darüber, wie sie sich solche Dinge vorwerfen könne. Die Condorcet gab mir sehr recht und sagte sogar, daß sie es nicht tun würde; aber dies, meinte sie, könne wohl von Neckerscher Moral herrühren; denn Necker und seine Frau wollten die Tugend zu einer romanesquen Exaltation treiben. Sie zeigte mir einen Brief, den ihr die Stael über ihr Buch geschrieben hatte. Sie lobte es übertrieben. Von sich sagte sie sehr gut: Je me sens de l'esprit et du talent, mais je ne gouverne rien de ce que je possède. Sie soll unnachahmlich gut sprechen und viel besser, als sie schreibt. Das Buch Sur les passions liebt die Condorcet nicht. Sie sagt, es komme ihr wie une femme toute nue vor. Der Liebe sei sie sehr fähig. Wie sie Narbonne geliebt habe, sei sie wirklich liebenswürdig gewesen. Ganz dieser Leidenschaft hingegeben, habe sie auch weniger an ihren Ruhm und das, was man von ihr sage, gedacht. Jetzt weine sie über Verleumdungen und könne ebenso wenig ertragen, wenn man von ihr schweige."

Den Vermittler bei der um die Mitte des September 1798 erfolgten ersten persönlichen Begegnung Humboldts mit Frau von Stael machte Humboldts intimer Berliner Jugendfreund Gustaf von Brinckmann, der als schwedischer Legationssekretär bei der französischen Republik seit dem Frühjahr 1798 in Paris war und zu der geistreichen und gesellschaftlich sehr eifrigen Frau seines Gesandten Stael bald nach ihrer Rückkehr in die Hauptstadt in engere Beziehungen kam. In einem Briefe an Rahel aus dem Herbst des Jahres entwirft er ein begeistertes Bild seiner verehrten Freundin und Hausgenossin, aus dem wir entnehmen können, in welchen Tönen fast bedingungslosen Lobes er auch zu Humboldt von ihr gesprochen und dessen lebhafte Begierde nach persönlicher Berührung mit ihr geweckt haben wird. Er schreibt an Rahel:

„Nur eine Französin habe ich kennen gelernt, vor der ich mich ehrfurchtsvoll in den Staub beuge, aber diese einzige gehört unstreitig ihrem Jahrhunderte eigentümlicher an als ihrer Nation. Brauche ich noch die Frau von Stael zu nennen? Sie wissen, wie groß mein Enthusiasmus schon für die Schriftstellerin war; als Mensch ist sie mir noch eine seltenere Erscheinung und als Französin beinah völlig unerklärbar. Im Äußeren möchte ich ihr alles Nationalgepräge der schönen Formen unbarmherzig absprechen, und gerade wo ihr Geist dieses Gepräge am unverkennbarsten an sich trägt, zeigt er vielleicht weniger sie selbst. Sie ist so wenig schön, daß man diesen Ausdruck schon schmeichelhaft nennen könnte, aber ihre Seele beherrscht die Züge ihres Gesichts mit einer solchen Lebendigkeit des Ausdrucks und ihre feurigen Augen wissen so gut Bescheid, daß man den seinigen kaum mehr traut, wenn man sie noch so aufmerksam betrachtet, und wenn man ihr ebenso zuhört, ist man verloren. Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen in einem hohen Grade

gefallen müßte; aber wenn wir sie bewundert und vielleicht angebetet hätten, so würden wir beide zusammen doch plötzlich die Bemerkung machen: auch ist sie doch noch eigentlich nicht fertig! — Und doch ist sie stark und selbständig und weltverachtend und in sich selbst gewurzelt, wie ich vielleicht noch kein Weib fand. Alle Ketten selbst des höheren Vorurteils, alle Schlagbäume der bürgerlichen Verhältnisse hat sie durchbrochen; ihre Leidenschaft hat sie durch die Kraft zu adeln gewußt, mit welcher sie jeden Widerstand niederschlägt, aber. mit all diesem unleugbaren Heroismus scheint sie mir doch dem übermächtigen Schicksal öfter zu zürnen als zu trotzen. Selbst ein unbekannter Gott — mir scheint es sogar ganz simpel unser seliger ci-devant zu sein — rauschet noch in Wolken über ihrem Haupt. Freilich ist er ihr mehr eine Naturerscheinung als ein Ammenmärchen, aber das letztere ist beinah poetisch schöner, und vor Gewittern kann man sich am Ende so gut fürchten wie vor Gespenstern, wenn man die Natur von beiden nicht einmal mit Ruhe geprüft hat. — Daß sie übrigens immerfort die Sklavin ihrer Liebhaber ist, werden wir beide ihr doch wohl eher zur Energie als zur Schwäche rechnen. Das Unglück hat ihr Herz einmal mit seinem heiligen Zauber erschüttert und in ihrem Inneren scheint der ruhige Lebensgenuß auf immer zertrümmert. Aber über diesen Ruinen schwebt ein heiterer Geist, eine magische Lebendigkeit der Ideen und eine liebenswürdige Gutmütigkeit, die mir bei dieser Superiorität aller intellektuellen Kräfte und bei dieser unglaublichen Regsamkeit des Gefühls doppelt anziehend und schätzbar ist. Kurz, meine Liebe, um nicht ungerecht zu sein gegen dies seltene Weib, lassen Sie uns nur darüber seufzen, daß ohne ihre Schuld nur Goethe ihre Schriften, nicht sie die seinigen in ihrer Eigentümlichkeit lesen kann; denn vielleicht hat nur dieser einzige Neid des Schicksals ihre äußerste Vollendung verhindert."

Ähnliche Charakteristiken der „seltenen, großen, liebenswürdigen, tiefdenkenden, witzigen, einzigen Person", aus deren Wesen Brinckmann während der Pariser Zeit ein eigenes Studium zu machen nicht müde wurde, begegnen auch in andern Briefen an seine Berliner Freundinnen: sie einmal, wie er vorhatte, für die Öffentlichkeit zu bearbeiten, dazu ist er, der doch in einem langen Leben und einer langen Altersmuße so vieles und so vielen schrieb, leider nicht mehr gekommen.

Sonntag, den 16. September 1798 folgte Humboldt einer Einladung zu Frau von Stael, über deren Verlauf das Tagebuch berichtet:

„Außer mir war der junge Mun, Terray, Brinckmann und ein gewisser Hochet dort. Benjamin Constant fehlte natürlich nicht. — Das Gespräch kam zuerst auf Literatur und Poesie, vorzüglich die deutsche. Sie lobte die letzte, soviel sie sie aus Übersetzungen kennt, sehr und hatte eben ‚Agnes Bernauerin' [von Törring] und ‚Diego und Eleonore' [von Unzer] gelesen. Über beide fällte sie ein bei weitem zu günstiges Urteil. Sie ist mit einem Werk über die Schicksale der Literatur im nächsten Jahrhundert beschäftigt [‚De la litérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales'] und so interessierten sie diese Gegenstände gerade sehr. Über die Poesie, bemerkte ich wohl, hatte sie eigentlich gar keine richtigen Begriffe. Sie behauptete, unsre Kultur sei dahin gekommen, daß wir nicht mehr eine gute Poesie haben könnten. Wir wären einmal durch gute und tiefe Denker so an den Gedanken gewöhnt, daß wir von dieser Seite in unsern Forderungen nichts nachgeben könnten. Nun aber gäbe es für jeden Gedanken nur einen richtigen Ausdruck. Diesen einen in dem Zwange des Reimes und des Versbaus zu finden, sei unmöglich. Auch schade der Reim schon an sich und außer seiner Schwierig-

keit. Ich sagte, daß man von der folgenden Generation erwarten müsse, Dichter zu haben, die mit dem dichterischen Wert Rousseaus Gehalt zum Beispiel verbänden. Dies schien ihr geradezu unmöglich. Durch die Folge des Gesprächs, das mir unendliche Aufschlüsse und Bestätigungen über den französischen Geist und Sprache gab, sah ich wohl, daß sie unter Poesie nur den poetischen Vortrag verstand. Sie nannte Racine le plus grand poète und größer als Shakespeare. Von diesem und Rousseau und ähnlichen sagte sie, daß es Menschen wären, qui remuent l'âme und die diese Kunst besitzen par la susceptibilité pour le malheur. Von der wahren Poesie kennt sie also bloß den ausdruckenden Teil und sogar diesen nur einseitig. Bei dem, was sie eigentlich Dichten nannte, redete sie immer nur von choix und charme de l'expression, von der harmonie des vers, von der wir als Ausländer nicht das volle Gefühl haben könnten. Sie gestand, bei Racines Trauerspielen nie geweint zu haben. (Sie hat keinen Begriff von dichterischer Begeisterung, und alsdann hat sie recht, daß es keine Poesie geben sollte. Denn den einen Ausdruck des Verstandes, der von allen Seiten précis et juste ist, könnte der Dichter kalt nie finden. Es zeigt eben das Unbegreifliche des Dichtens an, daß es der für unmöglich hält, der nicht etwas Ähnliches gefühlt hat. Sie hat ferner keinen Sinn für die dichterische Einbildungskraft. Da es indes keinem Menschen ganz daran fehlt, so kennt sie ein Analogon von seiten der starken Empfindung. Ob es ihr wohl je so ergangen ist, daß, wenn sie recht tief gestimmt war, ihr Gedanke sich von selbst dem Vers näherte? Ich glaube nicht. Zum Teil liegt das gewiß in ihrer unpoetischen Individualität. Aber großenteils auch an der französischen Sprache. Diese wird wirklich bloß poetisch, indem man sie putzt. Unangezogen ist sie es nie. Die Art poetischer Prose wie in Schillers Aufsätzen kennt sie nicht. Wenn sie welche hat, so ist es der stile fleuri wie Telemach uff. Daß sie einen Gehalt wie den Rousseauischen ganz poetischer Einkleidung unfähig hält, kommt vielleicht auch zugleich davon her, daß wir in Rousseau doch uns hineinlesen und ihm mehr Seele und Empfindung geben, als er hat, sie und die Franzosen überhaupt hingegen ihn nicht ganz herauslesen und ihn mehr als bloßen Raisonneur betrachten.) — Auf dies belletristische Gespräch folgte ein andres zwischen der Stael und Constant, vorzüglich über Religion, religiöse Meinungen, ihren Nutzen und ihre Notwendigkeit. Constant sprach, wie man jetzt hier gewöhnlich spricht: die Religion ist gar nicht nötig zur Moralität, vielmehr schädlich. Die Stael behauptete das Gegenteil. Der Streit wurde sehr witzig und unterhaltend geführt, ohne eben sonderliche Resultate zu geben. Auffallend nur war's mir, daß Terray, ein junger, seichter und eingebildeter Mensch, ganz ernsthaft und mit süßlicher Salbung die Notwendigkeit der Religiösität behauptete, und wie er nie einen moralischen Menschen ohne diese gesehen habe. Wäre derselbe Mensch nicht vor der Revolution ein Freigeist von Profession gewesen? — Bei Gelegenheit von Sieyès sagte die Stael und mit einem Ausdruck der Wahrheit: C'est à quoi nous sommes réduits. La réputation en Allemagne est le seul espoir qui nous reste; c'est la seule que nous briguons."

Eine Woche später, am 24. September, traf man sich wieder zum Frühstück bei Brinckmann:

„Die Stael und Constant waren da. Es wurde aber nicht sehr interessant. An Constant ist merkwürdig, wie er mit seiner mageren und dadurch mehr als an sich langen Figur keinen Augenblick ruhig bleibt, sich immer hin und her dreht und sich besonders die Nägel zerkaut. Im Sprechen hat er häufig etwas Lallendes. Er hatte ein ziemlich langes Gespräch mit Caillard über Finanzen, das er aber nicht mit sehr sichtbarer Sachkenntnis führte."

Dann am 29. desselben Monats wiederum bei Frau von Stael, die noch den Genfer Physiker und Meteorologen Pictet und den gerade für ein paar Wochen in Paris anwesenden dänisch-deutschen Dichter Baggesen geladen hatte:

„Es gab kein ganz wichtiges Gespräch wie neulich; die Konversation war mehr abgebrochen und untermischt. Aber sie war äußerst glänzend an guten Einfällen und repartien. Sie gefiel mir wieder außerordentlich, besonders hat sie in ihren Augen etwas, das, indem es eine tiefere Empfindung verrät, unendlich anzieht. Es ist so ein langsames in die Höhe-Ziehen des Auges, bei dem doch das obere Augenlid sehr geschlossen bleibt. Der Mund ist meist offen, und dies tut dann, so häßlich es auch sonst ist, keine üble Wirkung. In einem Gespräch über Erziehung sagte sie nichts Tiefes, nicht einmal etwas Empfundenes oder Durchdachtes: ewig von Sprachen, cours de rhétorique etc. — Pictet zeigte sich Pedant wie immer. — Baggesen wußte sich gar nicht zu stellen. Er nahm sich elend, wozu sein schlechtes Französisch noch nicht wenig beitrug."

Leider bricht die Handschrift des Tagebuches mit dem 30. September ab, und es entgeht uns mit den Notizen aus dem letzten Viertel des Jahres 1798 die Kenntnis der weiteren Phasen der persönlichen Freundschaftsgeschichte der beiden bedeutenden Menschen, und zwar durch den sonderbarsten Zufall. Humboldt schreibt seiner Frau 1809 nach der Rückkehr aus Italien über Tegel, das 1806 von den Franzosen geplündert worden war: „Die Franzosen ... haben Kasten aufgeschlagen, in denen Manuskripte von mir lagen, und bis über die Mühle hinaus hat man meine Gelehrsamkeit gefunden, einige sind nun nachher gerettet und Alexandern gebracht worden. Der hat aber wieder darüber disponiert, und so erzählte mir neulich Ancillon, daß er mein Journal über meinen Pariser Aufenthalt hat, das ich alle Abend bloß für mich, ohne daß es jemand sehen sollte, schrieb und in dem viele Anekdoten über die Stael und andre stehen müssen. Es ist eine große Liberalität, so etwas wegzugeben." Es ist ein eigenartiges Spiel des Schicksals, daß Alexander von Humboldt, der später mit allen Handschriften seines verewigten Bruders so überängstlich verfuhr, es über sich brachte, eins der wertvollsten Werke des noch Lebenden durch eine unbegreifliche Schenkung an einen durchaus unwürdigen Empfänger selber für alle Zeiten zu verstümmeln. Ich habe in Ancillons noch vorhandenem Nachlaß nach den fehlenden, ganz unschätzbaren Heften suchen lassen, leider vergeblich.

Am 26. Oktober 1798 schreibt Humboldt an Fritz Jacobi in einem voluminösen Briefe, der eine eingehende Zergliederung des französischen Nationalcharakters enthält, daß er in Paris nur wenige Menschen habe, mit denen es interessant sei, näher umzugehen, und nennt als ersten Frau von Stael:

„Eine meiner neueren Bekanntschaften ist die Stael, in der Tat eine äußerst merkwürdige Frau und recht geschaffen, der französischen Bildung neue Gestalten zu geben, da sie offenbar mehr und etwas andres besitzt als das, was gewöhnlich in dem französischen Nationalcharakter liegt."

Unverkennbar ist der Einfluß der Frau von Stael, sowohl ihrer Persönlichkeit wie ihres Buches über die Leidenschaften, auf einen aphoristischen Entwurf Humboldts über den französischen Nationalcharakter, den ich aus dem ungedruckten Nachlaß hervorgezogen habe und der in den Sommer 1799 gehören dürfte. Hier wird der Begriff der Leidenschaft zum Schlüssel nicht nur der wirklichen individuellen Charaktere der Franzosen, sondern auch ihrer psychologischen Schriften, vorzüglich aber ihres tragischen Theaters und ihrer Mimik gemacht. Hierbei sei das Hauptaugenmerk auf drei Schriftsteller zu richten: Rousseau, Mirabeau und Frau von Stael. Bei dem zweiten Namen denkt Humboldt in erster Linie nicht an die rhetorischen Leistungen oder die politischen Theorien des großen Demagogen, sondern an die glühenden und für den Charakter des Mannes so aufschlußreichen Liebesbriefe an die Marquise Sophie de Monnier, die „Lettres écrites du donjon de Vincennes", denen auch im Pariser Tagebuch eine ausführliche Analyse gewidmet ist. In jenen drei genannten Schriftstellern „scheint etwas Eigenes, eine Verbindung von Empfindung mit Geist zu liegen, die den früheren fremd ist. In Racine ist die Leidenschaft mehr weichlich und mehr bloße Natur, in Corneille riesenhaft und phantastisch". Neben den leidenschaftlichen und ihrem Gegensatz, den kalten Naturen gebe es noch die seelenvollen, besser als beide, seltener im Leben als in den Werken der Dichter, häufiger bei weiblichen als bei männlichen Charakteren; geraten diese in Leidenschaft, so zeige diese mehr den Charakter tiefer Schwermut als den heftiger Raserei. „Der französische Nationalcharakter neigt sich mehr zur leidenschaftlichen als zur seelenvollen Natur hin. Er ist nicht sowohl tiefer als heftiger Leidenschaften fähig." Die hieran angeknüpften psychologischen Erörterungen sind über den einleitenden allgemeinen Teil nicht hinausgekommen, und die spezielle Charakteristik der Franzosen blieb ungeschrieben: eine Fülle brieflicher Ausführungen über dieses Thema muß uns zum Ersatz für die fehlende Zusammenfassung dienen.

II.

Wenige Wochen nach der ersten persönlichen Bekanntschaft mit Humboldt ging Frau von Stael für die Wintermonate nach Coppet zu ihrem Vater und kam erst im Mai 1799 für kurze Zeit nach Paris zurück, wo sie in Neckers Schloß St. Ouen an der Seine, zwischen Clichy und St. Denis, Wohnung nahm. In diese Wochen fällt Humboldts erster Brief an sie, der erhalten ist, ein kurzes Billett, das für eine Einladung dankt.

C'est avec un plaisir infini, Madame, que j'accepte l'invitation que Vous voulez bien me faire pour le 5. Plus le tems de mon départ s'approche, plus je m'empresse de profiter encore pendant le peu de semaines qui me restent des momens que Vous avez la bonté de m'accorder. Je compte voir Madame Condorcet demain ou après-demain et de Vous porter au moins de ses nou-

velles. Agréez en attendant, Madame, l'assurance sincere du profond respect et de l'attachement inviolable que je Vous vouerai toujours.

le 21. Prairial an 7. [9. Juni 1799.] Humboldt.

Sophie Condorcet, die oben schon erwähnte Witwe des girondistischen Konventsmitglieds, der sich, um der Hinrichtung zu entgehen, nach seiner Verhaftung im Gefängnis vergiftet hatte, stand zu Frau von Stael in freundschaftlichen Beziehungen. Im eben verflossenen Jahre hatte sie sich durch eine Übersetzung von Adam Smiths „Theory of moral sentiment", der sie Briefe an ihren Gatten über den gleichen Gegenstand als Anhang beigefügt hatte, einen literarischen Namen gemacht. Daß Frau von Stael das Buch übermäßig lobte, haben wir oben gehört. Humboldt, der es im Tagebuch bespricht, urteilte kritischer:

„Im ganzen läßt sich von dem philosophischen Inhalt sagen, daß die Moral reiner ist als gewöhnlich, aber daß doch alles auf Gefühl und auf Glück reduziert ist und daß vorzüglich schlechterdings nichts Erhabenes darin liegt. Der Begriff einer abstrakten Empfindung ist auch nicht gehörig entwickelt. Das Kapitel der Liebe ist sehr schwach behandelt: die Liebe ist auf eine sympathie individuelle zurückgebracht und es ist ausdrücklich gesagt, daß l'intérêt de la figure immer dabei im Spiele sein muß ... Der Stil ist trocken und einförmig, nur einzelne Empfindungsausrufe in der allgemeinen moralischen Gattung. Nichts Weibliches, nichts Schönes, kein großer und kein reizender Charakter. Freiheitsliebe, aber nur von seiten der allgemeinen Gleichheit, also der gemeinsten Idee. So unweiblich, daß sie sogar durch das Gesetz vorübergehende Verbindungen beider Geschlechter begünstigt wünscht."

Gesellschaftlich sah Humboldt die etwa dreißigjährige, außerordentlich hübsche und reizvolle Frau, bei der ihn Cramer eingeführt hatte, ziemlich oft: das Tagebuch berichtet eine Menge kleiner Züge von ihr und ihrem politischen Einfluß in den Tagen der Schreckensherrschaft. Noch Napoleon war sie verdächtig, wovon uns Frau von Stael eine dramatische Anekdote berichtet: „Madame," sagte er einst zu ihr in barschem Tone, „es gefällt mir nicht, wenn Frauen sich in die Politik mischen." „Mir auch nicht, General," erwiderte sie ihm; „aber in einem Lande, wo ihnen der Kopf abgeschlagen wird, haben sie begreiflicherweise den Wunsch, zu wissen warum." —

Während sich die längst geplante spanische Reise der Familie Humboldt noch bis in den September 1799 verzögerte, war Frau von Stael bereits im Juli für den Rest des Sommers und den Herbst nach der Schweiz zurückgekehrt. Die Beziehungen zu Humboldt, so sympathisch beide einander auch jetzt schon geworden waren, waren noch nicht so freundschaftlich, daß ein brieflicher Gedankenaustausch ihnen zum unabweisbaren Bedürfnis geworden wäre, zumal auch ihre beiderseitigen Neigungen nach dieser Richtung hin sich diametral entgegenstanden: ein so eifriger und virtuoser Briefschreiber Humboldt zeit seines Lebens gewesen ist, so sehr wußten alle Freunde der Frau von Stael, daß sie das Briefschreiben haßte und nur in ganz besonders begünstigten

Momenten, wenn ihre Seele in den tiefsten Tiefen bewegt wurde, bedeutende und inhaltreiche Briefe zu schreiben imstande war. Dafür spielt ihre Person in den zwischen Humboldt und Brinckmann während der spanischen Reise gewechselten Briefen eine große Rolle. Am 13. Dezember 1799 schreibt Humboldt aus Madrid:

„Daß die Baronin wieder in Paris ist, ist mir sehr lieb und die Geschichte der joyeuse entrée ist prächtig. G.[?] hat sich göttlich genommen und ich beschwöre Sie, ja zu verhindern, daß die Baronin auch im Frühjahr wieder nach St. Ouen gehe. Es wäre traurig, sie nicht in der Stadt zu genießen. Ihr Ausspruch über meine Moralität hat mich sehr lachen gemacht. Er sieht freilich eher ihr als mir ähnlich. Denn offenbar hat sie noch mehr Tendenz, die Leute moralisch zu finden, als ich habe, es zu sein. Darauf, daß die Baronin auch nur einen ungefähren Begriff von mir hätte, habe ich gleich Verzicht getan; nicht, daß dies an sich schwer wäre, aber wie soll in einem Kopf, der mit so heterogenen Namen angefüllt ist, eine ruhige Stelle für einen Menschen sein, der mit keinem dieser verschiedenen Interessen zusammenhängt? Es ist überhaupt unmöglich, daß eine Frau frei sei, einen Augenblick nur in ihrem Leben finde, in dem sie eine Sache ruhig und mit Verweilen ansähe, und wie soll dies noch dazu jemand treffen, der, ohne mit irgend etwas andrem in ihrem Kopf zusammenzuhängen, nur durch sich selbst gefallen oder mißfallen kann? Was die Stael seit dem Augenblick, da sie mich mit einiger Aufmerksamkeit angesehen hat, am meisten frappiert hat, ist, wie sie mir selbst gestanden, mich ohne allen Ehrgeiz (wie sie es nennt), ohne alles politische Streben zu finden. Sie hat mir darüber einmal einige sehr hübsche Worte von sich und Constant zitiert. Dies und einige andre kleine Umstände haben gemacht, daß sie mich einzig mit meiner häuslichen Lage beschäftigt glaubt, und so sollte es mich nicht wundern, wenn sie mich viel arkadischer und patriarchalischer glaubte, als ich bin. Die wahre Schuld liegt daran, daß sie keinen Begriff auf der einen Seite von dem hat, was eine intellektuelle Natur ist, und auf der andern Seite nicht weiß, wie genügsam die Eitelkeit eines Deutschen ist. Sie, Alexander, Schiller, Gentz, ich, kurz, wen Sie in dieser Art nennen wollen, wir alle können nicht leugnen, daß in unsern freilich seltenen besten Momenten es nur dies Fortschreiten in Ideen, die auf diese oder jene Weise inniger als alle äußere Lagen mit unsrer Existenz zusammenhängen, ist, das uns ohne alle andre Rücksichten interessiert. Wie aber soll davon jemand einen Begriff haben, der nie weder ein griechisches noch ein deutsches Wort verstanden hat? In unserm gewöhnlicheren und schlechteren Wesen aber müßte die gute Baronin wissen, daß der Ehrgeiz eines Deutschen schon befriedigt ist, wenn er nur ein Buch hat drucken lassen, das auch nur ihm oder seiner Frau gefällt. Ich besinne mich auch recht gut, daß die Baronin ebenso wenig Alexanders Art zu leben, die doch faßlichere Handhaben hat, begriffen hat. Aber daran, wie sie mich versteht, liegt nichts, und darum habe ich sie gern in dieser Idyllentäuschung über mich gelassen und bitte auch Sie sehr, sie nicht darin zu stören. Wie die Menschen von mir denken, ist mir gleich, wenn sie mir nur erlauben, sie zu sehen und zu genießen, und ich kann es nicht leugnen — was Sie auch manchmal gesagt haben — die Stael gehört zu den wenigen Menschen, die einen sehr tiefen und ewig unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht haben. Aber sie ist nicht, was sie sein könnte, was sie im Inneren wirklich ist; heterogene Umgebungen haben sie heterogen gestimmt, und um die seltenen Funken aufzufangen, die wirklich aus ihr kommen, muß man mit Kummer sehen, wie viel Fremdes sie ihrer eigenen Natur zuwider an sich duldet und noch gar aufsucht. Weil mir dies,

wenn ich mit ihr allein war, noch unerträglicher fiel als in Gesellschaft, wo einmal jeder seine Maske hat, so vermied ich, mit ihr allein zu sein. Könnte ich es aber lange genug, ihr dies rein heraus zu sagen und verständlich zu machen (wozu nicht wenig gehört), so gäbe ich viel darum. Immer aber werde ich sie lieber lesen als meistenteils hören, weil ihr im Schreiben noch mehr ganz ihr angehörende Dinge entwischen, und in ihrem Gespräche selbst, so lebhaft, unterhaltend, hinreißend es ist, werde ich eigentlich *sie* doch nur selten, aber dann immer mit einer Art Entzücken gewahr. So, sehen Sie, ist mein Dienst ein eigentlicher Götzendienst, ohne Weihrauch und Opfer, in sehr stiller und ungehörter Bewunderung, aber desto reiner und wahrer, und darum irrt es mich auch nicht mehr, wenn man Böses von ihr sagt, als es mich irrt, Atheisten reden zu hören. Verraten Sie mich indes nicht, denn leicht könnte ihr dieser Dienst gar zu rein vorkommen; doch ist es lautere Wahrheit und ich weiß nicht, ob sie je jemand gefunden hat, der sie so wahr und uneigennützig ehrt."

Die hier noch erst ersehnte nähere geistige Berührung sollte bald zur Wirklichkeit werden, und Humboldt war vom Schicksal zu einem wesentlichen Werkzeug auserlesen, der Französin, die mehr und Besseres war als ihre Nation, den Weg zum Verständnis des deutschen Wesens und der deutschen Ideologie, wie Napoleon das nannte, zu verhelfen, deren begeisterte Prophetin für die gesamte nichtgermanische Welt zu werden sie berufen war. Als Humboldt im April 1800 aus Spanien zu einem zweiten längeren Aufenthalt nach Paris zurückkam, stand Frau von Stael allerdings unmittelbar vor der Abreise nach Coppet, wo sie die Sommermonate wie gewöhnlich bei ihrem Vater verbrachte. Trotzdem, besonders aber als sie im Dezember des Jahres wieder in Paris eintraf, wurde der Verkehr mit Humboldt bald ein sehr intimer, ja täglicher, was bis zu Humboldts Antritt seiner baskischen Reise, Mitte April 1801, andauerte. Als er Mitte Juni von dieser Forschungsexpedition nach Paris heimkam, hatte Frau von Stael es bereits wieder mit dem Genfer See vertauscht, und auch Humboldts Pariser Tage waren gezählt. Durch Jahre hindurch mußte nun der Briefwechsel den anregenden Gedankenaustausch ersetzen und weiterspinnen, bis beide sich auf dem klassischen Boden Roms wiedersahen.

Von dem, was Frau von Stael in diesen Frühjahrstagen und in den vier Monaten um die Jahrhundertwende für Humboldt bedeutete, erfahren wir Genaueres aus Briefen, die er im Mai, Oktober und Dezember 1800 im Rückblick auf diese Zeiten gemeinsamen Lesens, Denkens und Arbeitens an Goethe, Brinckmann und eine Hamburger Freundin geschrieben hat. Frau von Stael hatte zu Anfang des Jahres 1800 ihr Buch „De la litérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales" erscheinen lassen, in dem sie den Franzosen und damit der gesamten romanischen Welt durch die Besprechung und Beurteilung der deutschen und der englischen Literatur, so unvollständig und fehlerhaft diese auch in mehrfacher Beziehung sein mochte, den Einblick in ein ihnen bis dahin fast unbekanntes Reich des

geistigen Daseins und Lebens eröffnete. Indem er Goethe die Übersendung dieses Buches ankündigte, schrieb ihm Humboldt am 30. Mai:

„Ich habe jetzt nur noch etwa vierzehn Tage mit ihr zusammen hier zugebracht, sie aber da täglich gesehen. Ich liebe sie sehr; bei manchen sehr weiblichen Zügen fehlt ihr freilich viel zu dem, was wir schöne Weiblichkeit nennen, und bei einem bewundernswürdigen Verstande ist sie nur selten, was uns geistvoll heißt. Aber sie besitzt eine unglaubliche Gutmütigkeit, bringt selbst mitten im Kreise kleinlicher Verhältnisse, der sie oft umgibt, alles auf Ideen und Empfindungen zurück, läßt der Natur und dem Gefühl ihr Recht, räsonniert nie wie hier so gewöhnlich, bis alle Wahrheit mit Stumpf und Stiel vertilgt und alles in Schall und Wort aufgelöst ist, sondern räsonniert sich vielmehr immer auf die Punkte hin, bei denen das bloße Räsonnement nun nichts mehr ausmacht, ist fast immer unparteiisch und vielseitig in ihren Ansichten und groß und edel in ihrer Empfindungsart. Sie kommt mir immer wie ein freierer Charakter und kühnerer Geist vor, der, seitdem er anfängt, die Fittige zu bewegen, in den Kinderrock französischer Armseligkeit eingeschnürt ist. Auf gewisse Weise sind zwar ihre Bücher wie bei allen Menschen weniger als sie, aber auf andre auch mehr. Denn selten findet man sie im Gespräch so einsam, so ruhig oder so vertieft als in ihren Schriften. Ihre ‚Leidenschaften' scheinen mir immer ihr bestes Werk; dies kann natürlich für seinen eigentlichen Gehalt nur schwach sein. Um den Zustand der ganzen Literatur in allen Ländern und Zeiten zu beurteilen, fehlt es ihr natürlich an Philosophie und Gelehrsamkeit zugleich. Sie hat keinen deutlichen Begriff von dem, wohin der Mensch gelangen soll, und sieht alle Literaturen doch eigentlich als Französin an. Sie werden erstaunen, zu finden, wie unrichtig die Griechen behandelt sind. Wir Deutschen erkennen nicht genug, wie viel wir einzig dadurch gewinnen, daß Homer und Sophokles uns nah und gleichsam verwandt geworden sind. Wie sie über die Deutschen urteilen kann, sehen Sie selbst. In manchen Stücken ist es dieselbe Leier wie weiland der père Bouhours, ohngefähr wie ich noch neulich in Baillets Jugemens des savans fand: Les Allemands dans leurs écrits restent toujours allemands. Aber es sind auch einige Aussprüche, die mir viel wert sind ... Über Ihren Werther ist eine geistvolle Bemerkung in dieser Schrift. Sie sagt, man tadle Sie, Werthern noch ein andres Leiden als die Liebe gegeben, Erniedrigung seines natürlichen Stolzes durch gesellschaftliche Verhältnisse hinzugefügt zu haben, und fährt dann fort: Goethe voulait peindre un être, souffrant par toutes les affections d'une âme tendre et fière; il voulait peindre ce mélange de maux, qui seul peut conduire un homme au dernier degré du désespoir. Les peines de la nature peuvent laisser encore quelques ressources: il faut que la société jette ses poisons dans la blessure, pour que la raison soit tout à fait altérée et que la mort devienne un besoin."

Goethes Antwort ist verloren, und damit entgeht uns auch sein und Schillers Urteil über Frau von Staels Buch über die Literatur. Am 10. Oktober schreibt ihm Humboldt wieder:

„Ihr Urteil über das Buch der Stael hat mich sehr gefreut. Es trägt das Gepräge der Billigkeit, die man ihr selten widerfahren läßt. Wie Ihnen ist es auch mir immer vorgekommen, als sei ihr der Kreis, in den Erziehung und Bildung unter Franzosen und durch französische Literatur sie gebannt hat, zu enge, als strebte sie, sich davon loszumachen, ohne daß dies doch jemals gelingen kann. Es ist ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menschen zu finden, die einen fremden Geist in diesen Banden der Nationalität tragen, und

ich möchte nicht entscheiden, ob hier nicht ein Streit zwischen der angeerbten, bei der Stael also deutschen Eigentümlichkeit und der durch Bildung erworbenen sei. Auch in Rousseau ist, dünkt mich, etwas Ähnliches, nur daß seine größere Geisteskraft weniger die Fesseln sehen läßt, die ihm dieser innere Widerstreit anlegt."

An demselben 30. Mai berichtet er auch dem gemeinsamen Freunde Brinckmann über die Freundin und ihr neues Werk:

„Die Stael habe ich dennoch, solange sie hier war, täglich gesehen und wieder mehr liebgewonnen. Ihr Buch De la litérature ist jetzt erschienen und sie hat ein Exemplar, aber mit einem so unbedeutenden Zettelchen an Goethe geschickt, daß ich mich darüber gewundert habe. Es sind sehr schöne Sachen darin, aber von irgend guten Beurteilern werden doch nur wir beide vielleicht dies finden. Denn da das ganze Werk sehr schwach ist, da es Mühe macht, zwei dicke Oktavbände durchzulesen, da einige entsetzlich seichte Dinge wie alle Kapitel über die Griechen darin sind, da sich einige Nationen, am meisten die Italiener und Deutschen darin beleidigt finden werden und man einmal (denn das ist die Hauptsache) übeln Willen gegen die Verfasserin hat, so hält man sich lieber nur an das Tadelnswerte. Hier jedoch hat das Buch Sukzeß. Man findet es außerordentlich, daß eine Frau so etwas hat schreiben können; man sagt qu'elle a senti les Grecs, qu'elle a réduit à sa juste valeur l'admiration de Shakespeare, qu'elle a fait des progrès dans le stile (weil es nämlich weniger genialisch geschrieben ist) usf. Närrisch ist, daß das Buch aus der Angst, für eine Terroristin gehalten zu werden, wirklich erzaristokratische Stellen hat. Überhaupt ist es, die Hauptmaterie abgerechnet (und diese Abstraktion wird einem sehr erleichtert), ohngefähr ein Tischgespräch über die Revolution und die Franzosen. Diese letzteren werden fürchterlich und, wie wohl nie geschehen ist, mitgenommen (in der Art hat das Buch prächtige Stellen). Da aber dies jetzt nur immer eine Partei von der andern versteht, so schadet dies dem Beifall nichts. Die Deutschen sind eigentlich sehr darin geehrt, aber sie selbst werden das nie finden, weil eine Stelle ihre Eitelkeit so fürchterlich niederschlägt. Es heißt nämlich mit dürren Worten am Anfang eines Satzes, wie ein Axiom, über das man nicht weiter diskutieren müsse, hingestellt: Les Allemands manquent de goût naturellement, mais aussi par imitation. Das erste finde ich vorzüglich goldwert. Cramer zum Exempel ist außer sich, daß er schon im Mutterleibe geschmacklos gewesen sein soll. Er hätte wenigstens diese Eigenschaft gar zu gern sich selbst zu verdanken. Oelsner hat über diese Stelle etwas sehr Gutes gemacht. Er hat nämlich Constant gesagt, daß es interessant wäre, eine Parallele zwischen dem père Bouhours und der Frau von Stael zu ziehen und zu sehen, daß man doch seit hundert Jahren denselben Ideen treu geblieben wäre. Er hätte noch Baillets Jugemens des savans zitieren können, wo ich neulich zufällig fand: Malgré cela les Allemands dans leurs écrits restent toujours allemands. Constant hat dies so frappiert, daß, als er ein paar Abende darauf zu uns kam, er es uns gleich erzählte, es der Stael geschrieben hat und daß ich fest glaube, daß diese Stelle bei einer zweiten Edition wegbleiben wird."

Endlich schreibt Humboldt am 25. Dezember an Frau Sophie Reimarus in Hamburg:

„Die Stael ist seit einigen Tagen wieder hier, und da sie jetzt recht leidlich Deutsch gelernt hat, so hat sie dadurch an Interesse für mich gewonnen. Es ist immer ein belehrender Versuch, zu sehen, wie deutsche Produkte auf sie wirken. Sie ist gewiß sehr weit entfernt, schon jetzt in den Kern einzudringen, sie hat noch

manche Vorurteile abzulegen, aber sie ist doch vollkommen dahin gelangt, einzusehen, daß, was in der deutschen Literatur eigentümlich genannt werden kann, in einer andern Welt liegt, als in die sich je ein Franzose verstiegen hätte. Sie ist sogar so sehr davon überzeugt, daß eine fast unüberspringbare Kluft diese beiden Gebiete voneinander absondert, daß sie mir neulich mit ausdrücklichen Worten sagte, daß fremdes Blut wie in ihr dazu notwendig sei, es nur zu suchen — ein Geständnis, was merkwürdig genug ist, wenn Sie bedenken, wie wenig Wert sonst sie und ihre Koterie auf den Ehrennamen der Fremden legen, mit dem man sie nur zu oft belegt hat."

An der hier erwähnten größeren Beherrschung des Deutschen hatte übrigens Humboldt selbst einen Hauptanteil, da er, wie er einmal Charlotte Diede gegenüber bemerkt, sie selbst darin unterrichtete.

Ein einzelnes Blatt des Humboldtschen Nachlasses hat uns aus Gesprächen mit Frau von Stael folgende drei Äußerungen aus ihrem Munde aufbewahrt:

„Man würde Schillern nicht une bonne tête nennen wegen des Mangels an Klarheit, aber une tête profonde." — „J'ai dit souvent à mon père, quand on fait le mal, on le fait entièrement; quand on fait le bien, on ne le fait jamais en entier. Nämlich weil man nie ganz frei ist von allem Interesse und nur das gut heißt. Die Stael kommt dazu nicht durch Religion, aber doch durch die sonst nur Religiösen eigene Ängstlichkeit." — „Sie ist durch den Stil der Engländer frappiert worden, durch den deutschen nicht. Das ist ebendas Phänomen, durch das ein Engländer persönlich, nie aber ein Deutscher frappiert."

Daß in diesen Gesprächen häufig ästhetische Probleme behandelt wurden, versteht sich von selbst: ist doch Humboldts in Millins Magasin encyclopédique von 1799 erschienener Versuch, die Ideen seines ästhetischen Werks über Goethes Hermann und Dorothea in französischer Sprache darzustellen, hauptsächlich in Rücksicht auf Frau von Stael unternommen, der das deutsche Original zu große Schwierigkeiten des Verständnisses bot.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Geiſt der deutſchen Soldatenſprache.

Von

Walter Heynen.

Als zu Beginn des Feldzuges die Größe ungeahnten Erlebens allem Zuſammenhang gab, was in irgendwelcher Verbindung mit dem Kriege ſtand, ward auch die Sprache des Soldaten nicht überſehen. Früher faſt noch als die erſten Beuteſtücke aus Feindesland und wohl in gleichem Triumph wurden die erſten Vokabeln eingebracht. Die „Gulaſchkanone" kannte bald das kleinſte Kind, und in ähnlicher Verbreitung ſtieß man raſch auf weitere Ausdrücke; bis auch in dieſem Bezirk der Reiz des Neuen verblaßt war und man ſich eine Feiertagsbeſchäftigung daraus machte, all die Kurioſitäten anzuſtaunen. Es ſcheint, daß Tageszeitungen und hauptſächlich Witzblätter noch immer Material zuſammentragen, weil man ſich daheim daran gewöhnt hat, ſoldatiſche Ausdrucksweiſe mehr als Senſation denn als ſprachliche Notwendigkeit zu empfinden. Darin aber liegt ein arges Verkennen. Wer den Geiſt unſerer Soldatenſprache nicht anders zu beſtimmen weiß wie als müßige Illuſtrierung des Kriegshandwerkes, trifft nicht das Weſentliche und bleibt von ihrem wahren Verſtändnis ſo weit entfernt, wie nur eben ein Ziviliſt vom Frontſoldaten. Denn die Soldatenſprache als ſolche iſt kein Erzeugnis dieſes Krieges, ſondern eine Berufs- und Standesſprache, wie die des Weidmanns oder Studenten, die genau ſo organiſch gewachſen iſt und ebenſo verſtanden werden will. Ein ſo ſelbſtbewußter Ausſageſatz könnte zu der Meinung verleiten, als vermöchte die Wiſſenſchaft die ganze Entwicklung dieſer Sonderſprache in hiſtoriſcher Abfolge genau zu überſehen. Dem iſt leider durchaus nicht ſo. Es gibt vielleicht ſogar kein zweites Teilgebiet germaniſtiſcher Forſchung, das noch ſo brach liegt; hat doch ſelbſt der wohlgemeinte, aber unbeholfene Verſuch eines Orientaliſten[1]) die Beteiligung von berufener Seite nicht zu erreichen vermocht. Sollen wir alſo offen reden, ſo wiſſen wir keineswegs mit Beſtimmtheit etwas über die Bildung einer Soldatenſprache in ihren Anfängen auszuſagen. Es darf höchſtens bemerkt werden, daß uns

[1]) Paul Horn, Die deutſche Soldatenſprache. Zweite Auflage. Gießen 1905.

seit dem Auftreten der Landsknechte Formeln und Wendungen bekannt geworden sind, die auf das Vorhandensein einer besonderen soldatischen Redeweise schließen lassen. So wertvoll es indes wäre, hier weiter und tiefer in die Dinge hineinblicken zu können, so tut doch die vorläufige Begrenzung zunächst einer weiterreichenden Erkenntnis keinen Abbruch. Man braucht ja die Soldatensprache nur vom richtigen Blickpunkt der Berufssprache zu betrachten, so findet ihre Existenz eine selbstverständliche und durchaus vernünftige Voraussetzung. Ob Reisläufer oder Landsknecht, Milizsoldat oder Landsturmmann, immer verlangt ständige Waffenübung genauere Bezeichnungen, als sie der Alltag von größerem und deshalb unschärferem Gesichtsfeld gewähren kann. Stets werden besondere Hantierungen und Gewohnheiten, kleine Listen und Kniffe zu einer sorgfältig gegliederten Terminologie geführt haben, die sich allmählich zu einem besonderen Sprachschatz auswuchs. Eine Stufe solcher Entwicklung mag das Rittertum darstellen, das sich wie mit seiner Rüstung auch sprachlich vor der Umwelt des Bürgers und Bauern abschloß. Wie Türme und Giebel in nebelhafter Ferne, so tauchen aus der Welt des höfischen Epos seine buntwirren Bezeichnungen vor uns auf; und wenn sie uns heute nicht mehr den prunkhaften Glanz jener schimmernden Tage lautmalend künden, die Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide teilnehmend miterlebten, so geben sie doch unsrer Behauptung recht, daß die Umgangssprache noch längst nicht imstande war, die ritterlichen Bezeichnungen aus eigenem Wortvorrat schattierungsgerecht zu ersetzen. Noch ein andrer Umstand scheint beachtenswert. Die in Frage stehenden Ausdrücke sind größtenteils romanischen Ursprungs[1]); wenn man aber an dem einen oder andern von ihnen ältere germanische Gewandung durchschimmern sieht, erkennt man, wie eng und dicht der Stand umschränkt war, daß man sich eher in ganzer Geschlossenheit über Sprach- und Landesgrenzen hinwegsetzte, als den näheren Zaun zur Umgangssprache hin niederzulegen. Jedoch ist diese Ausschließlichkeit nur das sinnfälligste Moment, nicht das entscheidende. Das muß man nach allem in der Sonderheit des „Berufes" sehen, der den Soldatenstand von jedem andern trennt, wie eben nur der Krieg sich vom Frieden scheidet. Daß dies den notwendig richtigen Standpunkt einnehmen läßt, lehrt die Fülle von Aufschlüssen, die wir von hier aus gewinnen, zeigt auch die Menge von Übereinstimmungen durch alle Phasen der Soldatensprache, die nur so ihre Erklärung finden. So zunächst die derb-rauhe Tonart, die noch jeder Beobachter mühelos aus der Soldatensprache hat heraushören können. „Ein

[1]) So turnei, tjoste, buhurt, poynder, puneiz. Herold ist aus französisch herault, héraut übernommen, das wieder auf ein althochdeutsches hariowald zurückgeht. In andern Fällen ist das Ursprungsverhältnis weniger durchsichtig, aber es mag hervorgehoben werden, daß man zum Beispiel sarjant (im heutigen Französisch sergeant) „Knappe", das man gewöhnlich von serviens ableitet, auch mit ahd. saro „Rüstung" in Zusammenhang gebracht hat.

hauptmannsfluoch etzt durch neun harnisch," hat uns Fischart überliefert. Man wird dies von der soldatischen Ausdrucksweise überhaupt gelten lassen müssen, will man sie in ein Verhältnis zu bürgerlicher Lebensart setzen. Gehen wir weiter, so haben wir dann kein Rätsel mehr von Übereinstimmung, Ähnlichkeit und Verwandtschaft zu lösen, wie sie uns hier auf Schritt und Tritt begegnen. Wir wissen es in der Isolierung einerseits, der Ausübung des Kriegerhandwerks anderseits genugsam begründet. Die Wiederkehr gleicher Bedingungen und Verhältnisse mußte bis zu einem gewissen Grade zu denselben Eindrücken und Erlebnissen führen, die, wenn sie nicht übereinstimmende Sprachschöpfung zur Folge hatten, doch bei gleicher Gelegenheit dazu Anlaß boten. Daher denn noch heute in der deutschen wie in der französischen Soldatensprache eine Reihe von Ausdrücken auf derselben Anschauung beruhen [1]). Lohnender und von größerer Wichtigkeit ist aber die Beachtung aller jener Übereinstimmungen, die der älteren wie der neueren und der neuesten Soldatensprache gemein sind, weil sie die Struktur dieser Berufssprache genauer kennen lehren und mit dem linguistischen Wertmesser zugleich den allgemein psychologischen an die Hand geben. Wenn wir uns daraufhin also den Wortschatz ansehen, so muß sich daraus zu allererst jene Gruppe von Ausdrücken abheben, die, wie schon erwähnt, die scharfe Scheidung des Kriegerstandes von jeglichem andern Stand festhalten. Sie ist denn auch wirklich zahlreich vertreten. Ich erinnere mich noch gut: wir waren noch nicht zwei Wochen im Felde, als auf die Nachricht von den Siegesfeiern im Reiche für jene Leutchen, die dazu Zeit haben mochten, die Bezeichnung „Heimsieger" uns Genugtuung gab! Dem Soldaten früherer Jahrhunderte war gleicher Spott Bedürfnis. Franz von Sickingen schimpfte (wohl mehr allgemein) auf die „Federfuchser"; zur Zeit Wallensteins sprach man verächtlich von den „Blackvögeln", wenn man ihnen nicht eine derbere Titulatur zuteil werden ließ [2]). Eine Ordnung nach zeitlicher Entstehung in derartige Beiwörter bringen zu wollen, ist gewiß unmöglich; aber sicher hat diese Trennungsempfindung früher die Soldatensprache bereichert als die eigene Waffe, für die man allerdings auch bald ehrende wie spöttische Bemerkungen hatte. Immerhin setzen solche Namen einen längeren Umgang, eine gewisse Vertrautheit mit dem Geschütz oder dergleichen voraus. Eine so in jeder Weise überraschende Konstruktion, wie die des Zweiundvierzigertyps, macht freilich die Wahl nicht schwer, da ist die Taufe rasch vollzogen; aber die eigenen Waffen wollen genau erst erprobt sein. Dann erhält nicht nur

[1]) Granaten: „eiserne Portion" — „marmites". Maschinengewehr: moulin à café, machine à découdre, tac-tac; im Deutschen begegnen unter zahlreichen andern Ausdrücken genau die gleichen. Man vergleiche hierzu Lazare Sainéan, L'argot des tranchées, Paris 1915. S. 152.

[2]) „Blackvogel" bei Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewald. II. Gesicht: Soldatenleben (ed. Bobertag, S. 332); der schärfere Ausdruck bei Grimmelshausen, den man jetzt bequem in der „Bibliothek der Romane" (Insel-Verlag) nachlesen kann (S. 56).

das Geschütz seinen Namen, wie das uralter Brauch ist, sondern auch die Munition gewinnt Leben, und zwar in den sonderbarsten Vorstellungsformen, die ganz mit der Größe des Kalibers wechseln. Nicht wird mehr mit 7,5, 15 oder 21 Zentimeter-Geschützen gefeuert, sondern der Feind schmeißt mit „Sechsertöppen“ [1]), oder der „kleine Gustav“ fliegt durch die Luft, die auch „Rollwagen“ zerreißen und durch die selbst „Nattern“ sich blitzschnell an den Gegner heranschlängeln — denn die Brut der alten „Feldschlangen“ von ehedem ist noch nicht ausgerottet!

Bei so lebhaftem Einfühlen in die Seele des Krieges und so unabläßiger Beteiligung von Körper und Geist an ihm ist der Stolz auf die Waffe eine Ehrensache; doch er hat fast nie in fadem Eigenlob, vielmehr in scherzhafter Herabsetzung der andern Waffengattungen Betätigung gesucht. Wenn heute der Artillerist, der selbst nur geringschätzig „Bumskopf“ heißt, den Infanteristen „Sandhase“ schilt, so war es schon vor dreihundert Jahren nicht anders, wo der Musketier ob seiner Marschleistungen sich als „Stiegelhupfer“ verhöhnen lassen mußte [2]). War nichts weiter als ein harmloser Scherz beabsichtigt, so fand er neckende Erwiderung, wie man das noch jetzt bei fast jeder Begegnung von Kavallerie und Infanterie erleben kann. Schien aber die Ehre gefährdet, so blieb die Waffe nicht länger im Gürtel stecken: der Reuter, der den Grimmelshausenschen Springinsfeld durch einen Schimpfnamen in den Verdacht bringt, als liege er in sicherer Garnison statt im Felde, muß seine Unüberlegtheit fast mit dem Leben büßen! Immerhin darf man solche Vorfälle zu den Seltenheiten rechnen. Gewöhnlich verliefen derartige Reibereien unblutig und führten öfter noch dazu, dem Gemeinschaftsgefühl in irgend einer Form zum Wort zu verhelfen. Spätestens war es die von neuem drohende Gefahr, die es wachrief. Als Schlag-, Schimpf- oder Scherzwort fand es dann Ausdruck, wanderte von Mund zu Mund, weiter gegeben oder aufgefangen wie die Losung gegen den Feind, und erhielt als sicheres Kennwort insgeheim gar die schützende Kraft eines Amuletts zuerkannt. Ein Vorgang der beschriebenen Art läßt sich in den seltensten Fällen mit Händen greifen; man muß ihn im Felde miterlebt haben. Dem Unbeteiligten würde ein so beschaffener, ihm höchst unscheinbar dünkender Ausdruck unverständlich, sein Fluidum auf ihn natürlich unwirksam bleiben [3]). Aber einen Anhaltspunkt gewinnt auch er vielleicht, wenn er sich der bekannten

[1]) Bezeichnung für ein kleines Glas Bier.

[2]) Grimmelshausen, S. 271. Die Erzählung von dem Duell der beiden Soldaten ebendort, S. 272 ff.

[3]) Solche Prozesse verlaufen wie nach der sentimentalen oft und gern auch nach der fröhlichen, sogar feucht-fröhlichen Seite hin. Den freundlichen Mitteilungen des Herrn Leutnants d. R. B. verdanke ich die Kenntnis, daß bei einem Bataillon eines Reserve-Infanterieregiments die Besichtigung der Minenwerfer und der daran geknüpften Erwartungen den Komment ergeben hat!

Tatsache erinnert, daß unsre Feldgrauen gegen die Läuseplage mit immer neuen, witzigen Bezeichnungen ankämpfen. Das System scheint alt und bewährt. Das Rotwelsche, das an die unwürdigen Tierchen den prunkenden Doppelnamen Hans Walter verschwendete, kommt allerdings nicht in Betracht; aber die vulgär-soldatische Bezeichnung „Müllerflöhe", die im dreißigjährigen Kriege geläufig war, deutete schon an, daß hier, wo wirkliche Mittel, dem Übel zu steuern, meist fehlten, der Humor kurieren mußte. Der Simplizissimus hat uns gar zwei Gesetze einer damaligen „Tageweise" überliefert[1]).

„Jetzund will ich von Herzen singen eine Tageweis,
Uf meiner linken Achsel, da gehen bei tausend Läus,
Und auf der rechten noch viel mehr,
Da hinten auf dem Buckel, da steht das ganze Heer."

„Da ich anfing zu schlachten, die Nägel werden rot,
Sprach eine Laus zu der andern: O wie ein bittrer Tod!
O daß er nicht herkommen wär',
So wär' unmolestiert unser hochbetrübtes Heer."

Ist nicht noch heute die gleiche, gute Methode in Gebrauch, die jetzt nur in andrer Gestaltung nach folgendem Rezept verordnet wird[2]):

„Steh ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der Lausejagd,
So denk ich an die Drogerie,
Ob sie nichts hat fürs Läusevieh,
Und bin ich dann des Nachts erwacht,
Sitzt alles bei der Lausejagd."

„Als ich zum Kriege fortgemußt,
Hab ich nichts von dem Vieh gewußt,
Bis ich nachher so manche Nacht
Durch dieses Vieh vom Schlaf erwacht.
Es biß mich sehr in Brust und Bein,
Daß ich vergaß das Schlafen ein.

„Sie sind uns treu, doch mir nicht gut,
Sie saugen gern Soldatenblut,
Noch nie schlug's Herz mir warm bei Nacht,
Wenn wir durchs Lausevieh erwacht.
Wir stehen dann vom Schlafen auf
Und reiten dann Attacke drauf."

[1]) Grimmelshausen, S. 214/15.
[2]) Nach einer Karte aus dem Felde: Die Lausejagd in Russisch-Polen.

„Wie glücklich lebt ihr doch daheim,
Die ihr nichts wißt von dieser Pein,
Ihr schlafet ruhig jede Nacht,
Wenn wir sind auf der Lausejagd;
Doch für uns ist's doch keine Schand,
Denn wir sind ja im Lauseland."

„Ein Wunder ist's wohl sicher nicht,
Daß wir erfunden solch Gedicht.
Noch Ratten gibt es hier und Mäuse,
Doch nicht so viel wie Nikoläuse;
Die sieht man hier in jedem Haus,
Vielleicht auch bei Nikolaus."

In dieser Weise ließen sich von der flüchtigen Ähnlichkeit wortgewordener Gefühlsausstrahlung bis zur völligen Übereinstimmung der Benennungen die Fälle mehren, die das Wesen der Soldatensprache peripherisch zu umschreiben geeignet wären. Auch der Nachweis des hohen Alters manch heutigen Soldatenausdrucks könnte dabei zu brauchbaren Ergebnissen führen. So ist das Allerweltsverbum „schnappen", das sich neben dem neuerdings öfters gebrauchten „fassen" weitester Beliebtheit bei den Feldgrauen erfreut, schon im siebzehnten Jahrhundert in demselben vielseitigen Sinn recht gebräuchlich[1]); aber vollends erstaunen wird, wer den Bedeutungswandel von „Brocken" (die im Frieden ganz allgemein die Bekleidungsstücke des Soldaten bedeuteten, nun aber, zur Ursprungsbezeichnung zurückkehrend, das durch die Geschosse aufgerissene Erdreich samt etwaigen Balken und Sprengstücken, dann auch nur diese und überhaupt Granaten meinen) durch die Teilnahme an den Ereignissen gleichsam mitgemacht hat und danach bei Ulrich Bräker beschrieben findet[2]), wie in der Schlacht bei Lowositz dem „armen Mann im Tokkenburg" die „Eisenbrocken" um den Kopf flogen! Man kann an solcher Stelle, die vielleicht literarisch den Ausgangspunkt terminologischer Bildung festhält, nur wieder die Dürftigkeit des Materials bedauern; wie vieles würde sich bei größerer Quellfülle heben oder auch nur klären lassen.

Gerade die neueste Soldatensprache stellt mit dieser oder jener auffälligen Erscheinung, die vorläufig aber als Merkwürdigkeit hingenommen werden muß, so manche Frage. Da wird beispielsweise die Tätigkeit des Schießens in den allermeisten Fällen umschrieben: funken, pinxen, knipsen, tacken, trommeln, sagt man im Schützengraben. Beruht auch das auf der traditionellen Vorliebe für die Abwechslung, oder haben wir es mit einem psychisch bedingten Erfordernis zu tun, das sich erst dann auf andern Feldern der Bildlichkeit nach Ersatz umsah, als die dem eigentlichen Verbum ursprünglich ebenfalls

[1]) Grimmelshausen, S. 223, 233 noch öfter. Man übersehe auch die Bildung „Schnapphahn" nicht.

[2]) Seite 141 der Ausgabe von Wilbrandt bei Meyer und Jessen.

innewohnende Kraft der Anschaulichkeit (Grimms Wörterbuch stellt „schießen" zu sanskrit „skund" hervorspringen) einem selbst gefühlsmäßigen Erfassen sich zu bloßer Abstraktion verloren hatte? Sogar ethischen Problemen könnte man ein Stück des Weges nachgehen. Es ist häufig darauf hingewiesen worden — und die Niedrigkeit der Gesinnung verdient die nachdrücklichste Verbreitung dieser Tatsache — mit welcher kleinlich-häßlichen Verachtung uns der Gegner noch in dem uns beigelegten Namen verfolgt. Zu „boche" hat er Adjektiv und Verbum und das neue Substantiv „bocherie" gebildet, und diese Ausdrucksweise scheint der Dienstsprache nicht fremd zu sein, wenigstens begegnet man ihr auf den Geländeskizzen der Meldekarten gar nicht selten. Demgegenüber dürfen wir unserseits auf eine unverkennbare Gutmütigkeit in der Namengebung aufmerksam machen. Wo nicht Äußerlichkeiten sie zwanglos nahelegen[1]), genügt die altüberkommene, harmlose Bezeichnung „Franzmann", dagegen fehlt noch bis jetzt jede einheitliche oder gar giftige Benennung für die Engländer. Unsern Altvordern war der Feind allerdings der Hassenswerte (altdeutsch viant zu gotisch fijan hassen), aber der erste Erbfeind war der Teufel. Spätere Übertragungen haben letzten Endes keinen dauernden Bestand gehabt, geschweige sich auf eine Nation festlegen lassen[2]); heute schon sind „Erbfeind" wie auch „Feind" aus der Volkssprache so gut wie verschwunden. Es war doch mehr als bloße Geistreichelei, wenn ein scharfer Beobachter unserer Zeit (H. St. Chamberlain) es als keine Zufälligkeit gelten lassen wollte, daß der berühmte „Haßgesang gegen England" keinen Germanen zum Verfasser habe. Sollten sich derartige Wahrnehmungen, die, wie angedeutet, im gegenwärtigen Sprachgebrauch eine starke Stütze finden, bei wachsender Kenntnis der älteren Soldatensprache nicht weiterhin festigen lassen?

Noch vielerlei würde so, vielleicht überraschend, zu lösen sein, und doch dürfen solche Aussichten einer ethischen Wertung nicht den Blick verwirren. Sie wird sich vielmehr stets gegenwärtig halten müssen, daß der eingeschlagene Pfad der Vergleichung nach Wörtern und Sachen zu dem beabsichtigten Endergebnis nicht leiten kann. In verstärktem Maße wird man zwar Aufschlüsse gewärtigen dürfen, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit erklären und sie auch hier oder dort in ihr verankert zeigen, aber die Punktierung fortlaufender Entwicklung, die man durch die Jahrhunderte deutlich durchschimmern zu sehen meint, kann sich auch so niemals durchziehen lassen zur geraden Linie eines vermutlich einheitlichen Charakters der Soldatensprache.

[1]) Für den Russen: Rußki, Iwan (nach der Häufigkeit des Vornamens), Panje (weil die schutzflehenden Bewohner meist mit diesem Wort unsern Soldaten begegneten); für den Franzosen: Herr Monsieur oder camarade blessé, ein Ruf, der den französischen Soldaten ein Anrecht auf Schonung gewährleisten sollte.

[2]) Ich verweise auf die lehrreiche wortgeschichtliche Studie von Fritz Behrend in den Altdeutschen Stimmen (Berlin 1916), S. 7 ff.

Eine solche Konstruktion müßte auch auf Grund reichhaltigsten Materials als schief und einseitig abgelehnt werden. Die bisherigen Erörterungen sollten nur ganz allgemein das Wesen dieser Sondersprache umreißen, und dazu waren Fäden, wie sie sich dünn und vereinzelt durch das Ganze hinziehen, prüfend herausgehoben worden. Es kam ja darauf an, Verbindungen festzustellen, wo sie vorhanden waren. Die Frage nach dem sittlichen Gehalt dagegen — denn den Nachweis gilt es, daß die Sprache der Soldaten Seelenäußerung, also historische Notwendigkeit ist — wird sich vornehmlich an trennenden Merkmalen orientieren müssen, allein schon im Hinblick auf die verfassungsmilitärischen Unterschiede, die zwischen dem sechzehnten-siebzehnten und achtzehnten-neunzehnten Jahrhundert liegen. Sollte die Sprache dem Wandel der Moral nicht Form gegeben haben? Es wäre ein niederschmetterndes Zugeständnis, dem indessen die Tatsachen nicht Wort geben.

Der „abenteuerliche" Simplizissimus erzählt uns in seiner „memorablen" Lebensbeschreibung, wie er in Soest „neue Fündchen und List" ersonnen und so unter anderem eine ganz eigene Art von Schuhen erfunden[1]) habe, „die man das Hinterst zuvorderst anziehen konnte, also daß die Absätze unter den Zehen stunden": der Zweck war, die eigene Patrouillentätigkeit zu verschleiern und dem Feinde keinerlei richtige Rückschlüsse zu gestatten. Da überdies die Streifkommandos Schuhe verschiedener Größen bei sich trugen, die sie unterwegs abwechselnd anzogen, so war es in der Tat kaum möglich, sich Einblick in die Stärkeverhältnisse des Gegners zu verschaffen. Auf ähnlichen Schleichwegen bewegte sich die damalige Soldatensprache; auch sie sollte irreführen und so den Fremden zum willenlosen Werkzeug einer in allen Sätteln gerechten Soldateska machen. Dazu schöpfte sie nicht wie die heutige aus tausend Brunnen gesunden Volkslebens, sondern aus der sumpfgetrübten Quelle des Räuberidioms, das ihr das gewünschte Aussehen einer Geheimsprache lieh. Was wir (bei Dionys Klein, Moscherosch usw.) von der Sprache der Landsknechte überliefert bekommen haben, sind rotwelsche Proben; daher denn Ähnlichkeiten, wie wir sie zuvor nachzeichnen konnten, historisch gesehen in jener Zeit nur Keim und Wurzeln waren, die es erst jetzt zu vollem Wachstum gebracht hatten. Ein Ausdruck, wie das simplizianische „in der Luft verarrestieren" = hängen[2]), trägt für uns den Erdgeruch soldatischer Leichtsinnigkeit und Furchtlosigkeit an sich; die damalige Zeit aber wird ihm schon wegen seiner Durchsichtigkeit kaum vollen Wert zuerkannt haben. Man muß sich eben die erschütternden Zustände vergegenwärtigen, um völlig zu beweisen, wie solche grundlegenden Verschiebungen der Auffassung zustande kamen.

[1]) Grimmelshausen, S. 239.
[2]) Grimmelshausen, S. 199 und 428, „in der freien Luft arretiert werden".

Auflehnung und Notwehr gegen die unwürdigen, unsicheren Verhältnisse spricht aus allem. Der Soldat war ein Werkzeug, dessen man sich bediente, um es schon im nächsten Augenblick als nicht mehr verwendbar zum alten Eisen zu werfen. Da wunderte man sich denn, wenn Leben in dieses Gerümpel kam und es auf eigene Faust ein Dasein zu führen begann, wie sonst totes Gerät es nur im Märchen tut. Die Vorgänge lassen sich am ungeschminktesten im Leben der Wörter nachlesen. Wenn dabei ein französischer Beleg [1]) an die Spitze gestellt wird, geschieht es nur, um den Umfang solcher Mißstände besser zu veranschaulichen. Um das Jahr 1400 verstand man in Frankreich unter brigand den mit der brigandine, dem Panzerhemd, ausgerüsteten Fußsoldaten. Seit der Schlacht von Azincourt (1415) bezeichnete man mit brigands die aufrührerischen Bauern und schon elf Jahre später sprach der Pariser Bourgeois von den Überfällen eines brigand larron, so daß es wohl begreiflich ist, wenn heute die Kinder in der Schule brigand als Straßenräuber lernen. An ähnlichen Entwicklungen fehlt es im Deutschen nicht. In den „Chroniken der deutschen Städte vom vierzehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert" wird man auf die Wendung „Sackmann machen" = plündern stoßen. Der ursprüngliche Sinn Sackmann = Troßknecht ist hier zur Bedeutung des Plünderers, der fremde Sachen wie ein Troßknecht einpackt, herabgesunken [2]). Zwar hat sich diese Redensart im Laufe der Zeit wieder verloren, dafür aber hat der dreißigjährige Krieg, dem die „Bagage" ihren noch heute erhaltenen verächtlichen Sinn verdankt, Ersatz geboten [3]). Was infolge mangelhafter Organisation vorübergehend die Notwendigkeit bedingte, sehen wir zur Gewohnheit, zum Selbstzweck werden. In furchtbarster Helligkeit lodert die Flamme empor in dem einen Satz Grimmelshausens über die Merodebrüder [4]): „Sie wachen nicht, sie schanzen nicht, sie stürmen nicht und kommen auch in keine Schlachtordnung, und sie ernähren sich doch!" Ein Soldat, der heute wohl wacker dem Feind zu Leibe rückte, aber morgen schon keine Lust mehr verspürte und dann lieber den Bauern den roten Hahn auf das Dach setzte, ein solcher Soldat konnte keine ehrliche Sprache mehr gebrauchen, er mußte sich hinter die Geheimnisse des Rotwelschen flüchten. Hier bricht dann wohl zuweilen die alte Lebensfreude hervor, der ein rotwelscher Refrain nichts nimmt, oder gesunder Humor kommt zum Durchbruch, der für das Gänsefangen die witzige Gleichung „Strohbutzen verhören" findet, ähnlich wie die Sprache der Feldgrauen für stehlen die scherzhafte Zusammensetzung „wegfinden" aufgebracht hat. Jedoch konnte von lebensvoller Weiterentwicklung bei einer Sprache nicht die Rede sein, die wie ein schmutziges Gewerbe das Tageslicht scheute und nur auf Flucht und Schlupfwinkel bedacht war; wenn

[1]) L. Sainéan Les sources de l'argot ancien. (Paris 1912.) I, S. 355 und 364.
[2]) Chroniken, ed. Hegel, I, S. 495.
[3]) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, III, S. 54, Anmerkung.
[4]) Grimmelshausen, S. 400.

sie sich selbst bei der allgemeinen Besserung der Verhältnisse, die das achtzehnte Jahrhundert mit sich brachte, noch hielt, so mußte sie endgültig zu schanden werden an der Neuorganisation unseres Heerwesens im neunzehnten Jahrhundert. Diese einschneidende Änderung, die das Volk auch im Kriege für sich einstehen lehrte, mußte auch der Soldatensprache zugute kommen und hat ihr tatsächlich die gesunden Unterlagen gegeben, die wir heute feststellen. Kein leiser Nachhall sittlicher Verwilderung zittert darin nach. Der gesamte Wortschatz liegt offen nach jeder Richtung: Sinn und Geist lassen sich eindeutig daraus ablesen. Nichts ist mehr von Hinterlist oder Verbitterung zu verspüren, offen spricht sich gesunde Volkskraft aus. Denn was anders ist die schwelgende Lust, die im Kampfe wirksamen Gewalten auch der Sprache[1]) zuzuführen? Daneben fehlt deutsche Anständigkeit keineswegs, die lieber sich selbst an die eigene Nase faßt als den Gegner beleidigt. Daß wir dem französischen Suggestivterminus „boche" keinen „gleichwertigen" entgegenzuhalten haben, ist schon bemerkt worden. Auch auf den „rabioteur"[2]), den „Endenfresser", in dem das argot des tranchées den deutschen Gefangenen bewitzelt, hatten unsere Truppen nichts zu erwidern. Es ist das nicht die Art des Deutschen, der es für unwürdig hält, die Not des überwundenen Gegners im Spott zu geißeln. Eher noch hat feindliche Verdächtigung auf spaßhafte Zustimmung zu rechnen. So heißen[3]) bei der Armee des deutschen Kronprinzen die Fläschchen, die mit ihrer Füllung von unterschwefligsaurem Natron dem Soldaten zur Fixierung der Chlordämpfe dienen sollen, nur noch „Kronprinzenschnaps", nachdem französische Gefangene, denen die Häufigkeit dieses Ausrüstungsgegenstandes aufgefallen war, sich dessen Inhalt nicht anders als eau de vie zu erklären gewußt hatten.

Es ist hier nicht der Platz, über alle, schon nach Hunderten zählenden Neubildungen Musterung zu halten. Viele davon haben den Weg in die breite Öffentlichkeit gefunden, andere sind aus dem jeweiligen Grabenstück nicht herausgekommen. Sie alle werden in kultureller Hinsicht einer künftigen Zeit viel zu sagen haben[4]). Auch uns werden noch manche Aufschlüsse daraus erwachsen, und wer etwa hört, wie unter deutschen Gefangenen im französischen Lager die Wendung „Kartoffeln haben" sich für Glück haben durchsetzen konnte[5]), weil eine allzu kümmerliche Nahrung den Ärmsten selbst diese

[1]) Hierzu rechne ich den auffallend intransitiven Gebrauch von hauen in den verschiedenen Kompositis, wie besonders niederhauen (= herunterfallen) und abhauen (= sich zurückziehen, zurückgehen), ferner die Vorliebe für das Verbum asen in einer neuen Verwendung. So heißt es in einem mir vorliegenden Feldpostbrief: „Wird der feindliche Graben mit dicken Brocken beast, so kommt Panje in Druck."

[2]) Sainéan, S. 159.

[3]) Nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Professor Dr. H. Gutzmann.

[4]) Zum Beispiel Scheinwerfer = Zahlmeister.

[5]) Bericht des Herrn cand. med. V. Bickerich über das Lager Montlucon (Allier).

Erdfrucht vorenthielt, der wird vielleicht zum erstenmal ein wirkliches Verständnis aufbringen können für den Bedeutungswandel, der aus althochdeutschem elilenti (für alilanti), das andere, fremde Land, die Vorstellung des Elends schuf. Übrigens sprechen noch aus den heutigen Bildern und Vergleichen Heimweh und Friedenssehnsucht in zahlreichen Wendungen und Wiederholungen. Patriotismus aber ist nirgends mit Löffeln zu schöpfen. Doch lasse man sich dadurch nicht zu Trugschlüssen verleiten. Noch hat der Tod diesen Kämpen kein Grauen entlockt, und in welcher Vermummung er ihnen nahen möge, ihre Sprache spottet seiner gleich ihren Taten. Wer die Minenwerfer als „Segenspender" begrüßte oder die ersten kleinen Minen, weil sie von „farbigen Franzosen" lanziert waren, „Zuaveneier" nannte, dem ist das Sterben nur ein „Knicken" noch.

Sentimentalität ist in diesem Umkreis nicht zu spüren, obschon manche Parodie mehr birgt als bloßer Schein zuläßt. Eine Selbstironie wie „Heldenfett" (Butter) oder „Offensivcreme" (Marmelade) bleibt nicht im Witz stecken; sie verrät höchste Entsagung und atmet die gleiche eiserne Energie, die, gleichgültig wo, in den Karpathen oder an der Somme, Riesenkräfte findet, auch dem übermächtigen Feinde ein dröhnendes Halt zu gebieten.

Und so will, scheint mir, unsere Soldatensprache verstanden sein. Aus solcher Auffassung ward sie geboren, so stellt sie sich in eine Linie mit der Heeressprache. Beide in einem Tiegel verschmelzen zu wollen, wäre ein gewiß unhistorisches Verfahren, und doch mag man die Sprache der amtlichen Berichte in höherem Sinne als eine organische Fortsetzung der Soldatensprache empfinden. Derselbe Geist lebt und webt in ihr, losgelöst nur von allem Körperlichen, allem Verweslichen, und darum andere Bahnen ziehend. So tritt bei gleicher Gesinnung alles in schärferer Prägung heraus. Der Humor wird zur Ironie und Satire, die straft und abweist[1]). So gewinnt sie in der Todesverachtung des Soldaten jene Fülle von unpersönlichen, gleichsam neutralen Ausdrücken[2]), die anscheinend nur noch dem objektiven Vorgang Rechnung tragen, hinter dem doch Planmäßigkeit und Wahrung der Freiheit eigenen Handelns als letztes Ziel stehen. Auf der andern Seite ist bei aller Sachlichkeit durch restlose Auspressung des Wortinnern in kühner Sprachenergie eine Anschaulichkeit erreicht worden, der man dauernde Vorbildlichkeit wünschen möchte.

Endlich hat sich in diesen Meldungen in Worte gefunden, was dunkles Fühlen des einzelnen Mannes nur in Taten auszudrücken vermochte: es ist das „Ethos der Kollektivverantwortlichkeit", das auch auf diesem Gebiet in

[1]) Vgl. den Bericht über den Fall von Antwerpen vom 10. Oktober 1914: „Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsmeldungen das Rückgrat der Verteidigung sein."

[2]) „ausweichen", „zurücknehmen", „herausziehen", „erreichen", „überschreiten" und viele andere Verben.

die Erscheinung tritt[1]): nicht zuletzt in jener hohen Aufrichtigkeit, die seit Friedrich dem Großen in „solche Relation" nichts setzt, „als was der Wahrheit, sonder etwas zu supponiren oder zu exaggeriren, vollkommen gemäß ist[2])." Darin schließt sich die Sprache des Feldherrn mit der des Soldaten zusammen und ersteigt jene sittliche und moralische Höhe, auf die schon vor dem Krieg die Literatur den Wehrstand gestellt hatte. Hatte doch der capitano spavento des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, im achtzehnten nur noch den französischen Nachfahren Riccaut de la Marlinière, dessen deutscher Zeitgenosse bereits der Major v. Tellheim war, während unsere Zeit diesem Ehrennamen des deutschen Soldatengeistes den des Sylvester v. Geyer und des Peter Moor hinzufügen konnte. Kein andrer Verlauf zeigt sich in sprachlicher Hinsicht. Die unredliche Heimlichkeit früherer Jahrhunderte ist verschwunden und aus kraftkündenden Überbleibseln, Weiter- und Neubildungen eine Legierung entstanden, deren schöner Klang den vollen Guß verrät. Nichts Halbes und Hohles ist darin geblieben, um so mehr haben ganze, männerzeugende Eigenschaften Ausdruck gefunden: Derbheit und Gefühl, Witz und Schlagfertigkeit, Vaterlandsliebe und Heimatssehnen, Trotz und Lauterkeit, vor allem Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein. So klingt der Geist der deutschen Soldatensprache.

[1]) Ich denke an die Meldungen über den Fall Lüttichs. Man lese ferner die Berichte vom 18. und 24. August 1914 nach (Schirmeck — Ostpreußen). — Der hier gebrauchte Terminus stammt von Eduard Spranger, der seine Ausmaße gut begrenzt hat in der schönen Rede über „das humanistische und politische Bildungsideal im heutigen Deutschland". (Berlin 1916).

[2]) Friedrich an Podewils: 19. Mai 1742. Vgl. Droysen, Kriegsberichte Friedrichs des Großen aus den beiden Schlesischen Kriegen. Zehntes Beiheft zum Militär-Wochen-Blatt. Berlin 1875.

Wenn Kinder ſpielen.

Erzählung

von

Charlotte Weſtermann.

Der Aprilregen fällt ſanft in den Nachmittag, durch den manchmal ein Streifen Sonne geht, über helles naſſes Grün und ſchwerhängende Blüte wandelt und raſch ſich zurückzieht. Die Fenſter nach dem Burghof ſind weit offen, denn die weiche Luft vermag den langen niedern Raum, der nur in der guten Jahreshälfte bewohnbar iſt, eher zu erwärmen, als das nur für die Nähe und die freundliche Einbildung geſchürte Feuer im Steinkamin. Dafür iſt alles andere getan, um den Mauern die Kühle und dem Saal die Öde zu nehmen: ein Rieſenteppich, auf dem ſich wieder kleinere verteilen; Ruhebetten und Seſſel, die vom Mahagonifauteuil aus den Salons der fünfziger Jahre zum neueſten Lederſofa übergehen, ohne ſich in ihren Formen gegenſeitig zu ſtören. Die Wände verkleidet dunkelroter Rips, dem in regelmäßigen Abſtänden die Wappen des Hauſes und der mit ihm verſippten Familien von geduldigen Damenhänden eingeſtickt ſind. Der Rundtiſch vor dem Eckſofa iſt noch gedeckt; die Kaffeeſtunde, die in Landſchlöſſern meiſt mit der Poſtzeit zuſammenfällt, iſt eben vorüber, und ihr ſchließt ſich die an, in der an Regentagen geplaudert und muſiziert wird. Das Tafelklavier iſt offen, Noten ſind aufgeſchlagen auf dem von dicken gelben Wachskerzen umſtellten Pult — Herweghs Polenlied für eine Männerſtimme. Die letzte Zeile, „um allen Völkern der Erde herbei dann gegen die Ruſſen zu blaſen", iſt rot unterſtrichen und über der Schlußnote ſteht ein Hurra. Hier ſaß und ſpielte der Jüngſte und ſang, in ſchmetterndem Übermut auf die Taſten ſchlagend; er zog mit ſeinem Grenadierregiment durch die Auguſttage und fiel in Polen, in einer Septemberfrühe. Seine Mutter geht am Abend zuweilen hin und ſpielt eine helle Mozartweiſe. Die Damen des Hauſes — es ſind die beiden Töchter und die zwei Schwiegertöchter zum Oſterbeſuch gekommen, und ſie bleiben nun ſtillſchweigend in der mütterlichen Nähe, bis ein Schickſal kommen wird oder eine Erlöſung — ſie hören in ihre Dämmergedanken hinein dies Gleiten leichter Wehmut, lächeln ein wenig und ſchlafen feſter.

Frau von Schott ſitzt auf ihrem Dominaplatz, dem Eckſofa, von dem aus ſie den Raum überſehen kann, ſogar die neben ihr etwas erhöht liegende

weite Fensternische. Hier ist das einzige Fenster, das dem Städtchen zugekehrt ist, vom Saal aus, und übers Land sieht, auf die Bahnstrecke und die Straßen. Ein Schreibtisch steht da, nur eine große Platte auf kurzen Beinen und mit einem Aufsatz. Aber auf dem fleckigen Tuch, das nur am Rand noch sein grünes Leder zeigt, hat der Urgroßvater, der Vormärzminister, seine Dekrete unterschrieben, vor dieser Platte traf ihn der Stein ins Auge, der ihn dann zwang, quer über der steilen furchenlosen Stirn eine schwarze Binde zu tragen. Mit ihr ließ er sich, als im Badischen drüben die preußischen Flinten krachten, befriedigt in den Sarg legen. Jetzt hat den Kanzleitisch eine Urenkelin ganz in Besitz genommen, die Braut. Sie schreibt auf Foliobögen in großen Buchstaben die Familiengeschichte der Kriegszeit und beantwortet die Briefe, die jeden Tag kommen, die sie aufreißt und hastig liest, wieder umblättert und jedesmal stellenweise gleich mitteilen möchte. Die Frauen brauchen viel länger, obwohl sie meist wenig zum Lesen haben. Sie meint in der Mädchenungeduld ihres ungeprüften Blutes, es sei nicht zu ertragen, wie langsam Therese, ihre ältere Schwester, die paar Seiten ihrer Briefe umschlägt; daß Irmgard, die jüngere Schwägerin, ihre Post oft gar nicht anrührt und der Mama viele Briefe öffnen läßt, daß *sie* den Gleichmut nie haben werde, mit dem Marianne, die Frau ihres ältesten Bruders, der nach der zweiten Wunde vor vier Wochen wieder hinausging, die in der Hauptsache aus Karten bestehenden Nachrichten ihres Mannes austeilt, zuerst an alle: „Otto ist wohl und grüßt uns," und dann an die Kinder, die gerufen werden: „Vater gibt euch Bussi, ihr sollt brav sein und dem Springer (das ist sein Gaul, dem kein Geschoß noch was anhatte) wieder Zucker schicken." Die Braut hat aus ihrem Brief heut die soundsovielte Photographie geholt und gibt sie der Mutter hinunter.

Noch ist das Schweigen jeder Poststunde. Unter der alten Wiener Maschine zuckt die Flamme kleiner, ein Fink hupft auf dem Fensterbrett, holt ein Bröselvon der Tischkante und huscht zwischen den rotweißen Primelstöcken wieder hinaus. Frau Irmgard, die keine Post erhielt, ist aufgestanden und stochert im Feuer, bis ihr die Funken ins Kleid stieben. Sie bückt sich schon schwer und steht nur zu den Mahlzeiten von ihrem kissenumbauten Diwan auf. Im Oktober ist sie kriegsgetraut worden, zwischen zwei Zügen, mit denen Konrad von Schott aus Serbien kam und nach Ypern ging, seinen schweren Batterien zuvor. Die junge Frau ist zart; aus einem österreichisch überalterten Grafenhaus, das alle Söhne verlor bis auf den Malteserherrn, der am Isonzo sein Lazarett hat. Frau von Schott sieht zu ihrer Schwiegertochter hinüber und schüttelt kaum merklich den Kopf, der grauflockig schimmernde kurze Locken hat. Als sie braun noch waren, hießen sie à la Titus und waren altmodisch neben den Chignons; aber im Kurzhaar ritt es sich besser neben dem Vater, dem alten Schlachtenreiter. Es strich aber auch die gepflegte weiche Hand des Dichters Mörike freundlich über das hochgetragene

Köpfchen der Schülerin, wenn er ins Stift kam, den jungen Mädchen von Württembergs Adel mit leiser Stimme Literatur und Poesie vorzulesen.

Die Freifrau Therese erhebt sich auch — sie hat die Gestalt der Mutter, die man sich nur im Sattel denken kann: voll, und doch durch Höhe und Haltung sehr bestimmte Schlankheit zeigend. Ihr Gesicht ist beweglicher, und ihre gescheiten Augen blitzen aufmerksam und so heiter spöttisch, wie sie als kinderlose Frau ihres weitgereisten gelehrten Gatten geworden ist. Sie kam mit ihm im Juli, „vor Torschluß", von einer Forschungsreise in Ostasien zurück. Sie waren drei Jahre kreuz und quer uralter Schönheit und Kultur, uraltem Wahn und Wissen nachgegangen; nun saß der Forscher als Landwehrmajor beinahe zwei Jahre in seinem Unterstand auf einer Vogesenhöhe und stapelte dort in seinem halbzerstörten Häuschen eine Bibliothek zusammen, die ihm diente wie dem Landwehrmann, der die Sandsäcke über seiner Höhe stopfte.

Therese stellt eine verbeulte und beschmutzte Schachtel, die bisher neben ihrem Sessel stand, auf den Tisch, rücksichtslos zwischen die silbernen Dosen und das Wappenporzellan aus Alt-Wien mit dem Kornblumenblau der Malerei und dem satten Dukatenglanz der Vergoldung. „Das ist an uns alle, Mama, schlampig verpackt wie immer, wenn Friedel schickt, aber was Hübsches ist sicher drin." Oben liegt ein Fetzen Zeitungspapier mit der kategorischen Blauschrift: „Sofort für mich abonnieren," und dann quillt es heraus, ein halb welkes, halb feuchtes Blumengemisch: Schneeglöckchen, Veilchen, und die großen rosa Anemonen, die nur im Walddickicht erblühen können — ein Argonnengruß des Zweitgebornen, des Fliegers, der über den Wolken nicht vergißt, daß die Erde drunten grünt und Frauen hat, für die ihre Blumen sind. Frau von Schott nimmt einen der armen Büschel und drückt ihn wie zerstreut an die Wange, dann klopft sie mit ihm ihrer Jüngsten auf die Hand und sagt: „Französische Blumen!" Im Lächeln der Frau ist etwas vom welkenden Reiz der Blumen; die kühle Liebenswürdigkeit des vom Hochmut einer starken Rasse geformten Gesichtes erhält um die feine Schönheit von Nase und Mund die persönliche Anmut einer Frau, die manches hat sagen dürfen und vieles verschweigen mußte. Der Zauber eines Lächelns, das immer zu sprechen verstanden hat wie die Geste der langen und mageren Hände, unauffällig und bewußt — doch für Augen, die andere Zeiten geschaut haben. Die Braut aber ist gereizt, und mit der Keckheit des Nestkindes und der halbflüggen Selbständigkeit der Verlobten antwortet sie: „Ach Mama, wenn wir dich so hören. Man weiß es schon: du hast eine Herzfaser da drüben, und der Friedel weiß es auch und macht es wie sonst. Hat er nicht einen Zettel mit hineingesteckt, wo so was draufsteht wie ‚aus Frankreichs Erde', oder ähnliches, das mich ärgert und dir schmeicheln soll?" Frau von Schott lacht. Frisch und jung lacht sie dem zornigen Mädchen in das Gesicht: „O Leonore, kleine Wilde, mein Obenhinaus und Drüberweg, huihott,

sagte dein Großpapa, wenn du ihm auf der Schulter tanztest," und sie gibt ihr einen leichten Kuß, als sich das Bräutlein über die mütterliche Hand beugt. Aber beruhigt hat es sich noch nicht. „Dein Großpapa, Mutter, das ist auch so eine Sache, wie ein Unterschied. Schon Rupprecht neulich, verzeih wenn ich es sage, hat bemerkt, ihm sei an den Schotten alles recht, auch ‚der' Großpapa, dein Vater, aber er habe gar keine Lust, mich ausgerechnet in Alençonspitzen von der grand'mère zur Trauung gehen zu sehen. Du hast ihm davon gesprochen — ich nie." — „Armes Kind. Komm, da auf die Sofalehne. Also zunächst bekommt dein Rupprecht keine Veranlassung, sich über meiner Mutter Brautschleier aufzuregen, den deine Schwestern gern trugen, denn ich gebe dich nicht auch noch jetzt an größere Angst und Liebe hin, dann aber siehst du der grand'mère, die dich gar nicht mehr erlebt hat, ähnlicher als die Geschwister, bist es ihr auch, jäh und leidenschaftlich wie sie sprach und dachte, und drittens ist deine alte Mama so schlimm nicht, als sie lacht." — „Ach, alte Mama, du bist es gar nicht, du bist, bist" — „wie unsere grand'mère war," sagt Therese, „eine schöne Frau, ein bisserl westlich halt, wie Großvater Schott meinte, der auf seines Sohnes Schwiegermutter nichts kommen ließ. Ein bisserl westlich sind wir nun alle, weil unsere Fünf draußen grad im Westen sind — mir ist es schon recht, daß man sie heut nicht wie voriges Jahr in Himmelsrichtungen suchen muß, auf die sonst in der Familie nur mein Mann das Privileg hatte." Frau Irmgard ist herangekommen, und Lenore drückt ihr auf dem Sofa jedes Kissen in Rücken und Nacken, das bereit liegt, eifrig und wichtig. Derweilen redet die älteste Schwiegertochter, Marianne, die den Schoß voll bunter Flicken hat, daraus sie den Kindern Fähnchen in allen Farben der Mittemächte näht, herüber: „Den Alençonschleier brauch ich einmal für Fiffi — bis sie erwachsen ist, haben die Mädels wieder Männer zum Heiraten. Ledige Schottentöchter gibt es nicht — auf den Glaubenssatz hin hab ich bis jetzt drei Mädeln und bloß einen Buben bekommen. Und ich rühme mich auch vor Lenore, daß die vielgerühmte Schönheit der grand'mère bei meinen Töchtern sich zeigt, wenn mir auch weniger Lebhaftigkeit dabei lieber wäre. — Irmgard, du brauchst es mir aber nicht nachzumachen. Meine Mädeln waren vor dem Krieg da. Erst der Bub hat sich zum Erscheinen den 1. August herausgesucht. Darauf bin ich stolz und hab den Schrecken vergessen, den mir der Tag gemacht hat." — „Wieviel Verteidigung, Lenore. Und weil auch dein Herz im Westen ist, darf ich auch ungestraft von ihm sprechen," und die junge Frau im Sofa greift in die Blumen und schmiegt ihr Gesicht hinein, bis die Tränen verwunden sind. „Die Mama kennt ihn, und ich sehn mich beinah, daß sie uns von ihm erzählt, von Freuden, die er hatte und vielleicht noch hat. Sonst mein ich, unsere müssen nur leiden da drüben." — „Meine Freuden hat er nicht mehr, Kind, und wird sie nicht mehr haben. Frankreich ist gewesen, wie sie gewesen sind. Ich bin froh, daß meine Mutter in deutscher

Erde schläft — sie wollte es auch; ihr einziger Sohn liegt in der ihren, und ich meine, sie hat meinem Bruder damals eher vergeben können, daß er für seines Vaters Land in den Tod ging, als ihren Franzosen, daß sie ihr den Stolz ihres Lebens feige gemordet haben." — „O, wie das, Mutter?" fragt Irmgard, „gab es das auch schon im Siebziger Krieg?" — „Ich merke, daß du aus der Monarchie bist, Liebe. Mein Bruder fiel durch eine Franktireurkugel, nein, durch elenden Schrot, auf einem Patrouillenritt.

„Aber nicht das wollt ich und will ich euch sagen, sondern der Lenore vor allem will ich mich in ein helleres Licht setzen. Vielleicht aber, ja vielleicht wird sie auch dies nicht leuchten lassen wollen. Alles bläst sie aus, was von drüben ist." — „Aber, Mutter!" — „Still, ich blase mit. Bei vielem. Ein weniges nur will ich behalten. Mit sechzig Jahren brennt einem nur das noch, was nie erlischt. Ein Teilchen Jugend, da drüben in Frankreich, Eure grand'mère ging jedes Jahr, schon früh, um diese Zeit, nach Baden-Baden. Dort war, was ihr unsere Residenz bei allen Auszeichnungen, die ihr Hof und Gesellschaft zuteil werden ließen, nicht bieten konnte: Bewegtheit ohne Lärm, alte Verbindungen mit der Heimat, die kleine Entfernung, denn Reisen liebte Mama gar nicht, vor allem aber die Nähe der Königin Augusta. Schon bei ihrem ersten Badener Aufenthalt, als ich noch klein war, ist sie der Königin vorgestellt worden, und es müssen merkwürdig feste und feine Fäden gewesen sein, daß sie sich nie verwirrten oder rissen. Augusta von Weimar wurde Kaiserin; immer durfte Mama an ihrem Stuhl sitzen, mit ihr in den Alleen spazieren fahren, immer blieb die Kaiserin die zurückhaltende Frau und immer die Königin, die ihren Kreis sich früh gebildet hatte und ihn nicht erweitern mochte. Meine Mutter hatte durch den Krieg den Sohn und Erben, die Familie und das Vaterland der Jugend verloren — sie sprach nicht davon, ging ihren Pflichten als deutsche Offiziersfrau peinlicher nach als zuvor. Ich glaube, es war eine schon vergessene und veraltete Kultur, die beide Frauen gemeinsam hatten und die sie verband — die Königin hatte Goethe erlebt; Mama am Kamin ihrer Mutter Flaubert und den Goncourts und der Madame Sand ihren Mädchenknix gemacht. Vielleicht aber war es das stille und zähe Streben der Königin, das manchmal übertrieb und manchmal überschätzte, die Wunden der neuen Zeit an Herzen zu heilen, die nicht mehr mitkonnten. Vielleicht auch jene hohe, aber nicht glückliche Liebenswürdigkeit, der ihr nachdenkliches Wort zu Graf Beust entstammt, daß sie die politische sœur grise sei. Nun, ich habe der Königin als Kind manchmal die Hand küssen dürfen — eine welke, aber rasche und gebietende Hand — ihr und andern Fürstinnen ihrer Art, wie unserer Königin, der Großfürstin Olga, mit den asiatischen Perlenschnüren und dem schwäbisch-bürgerlichen Wohlgefühl auf ihren kleinen Landschlössern. Ich habe auch einmal in Baden, im alten Palais, auf einem Fußschemelchen vor der Großherzoginwitwe Stephanie gesessen. Sie war so alt und so vornehm, mit weißen Puff-

scheiteln und einer silbergrauen Schleppe, in deren Falten ich mich bequem duckte, denn es war mir ängstlich, wie sie seufzte und wie staubig alles roch bei ihr, das Gemach und die Kleider und ihr Parfüm. Ich hätte sie mir nie jung denken können mit ihren trüben und etwas geröteten, aber freundlichen Augen, wenn ich nicht ihr Jugendbild in der Damengalerie meines Onkels gesehen hätte, gerade zum erstenmal in jenem Jahr, von dem ich sprechen will.

»Ich wurde in diesen Badener Lenztagen seit meinem zehnten Jahr nach Frankreich geschickt, zu Mamas einziger Schwester, und ging so gern. Die Tante Anais wohnte in einem Landhaus bei Orléans. Es hieß natürlich Château, Château Vertbois, und lag in einem kleinen Park, der offen in Wiese und Wald überging. Eine doppelreihige Platanenallee führte zu dem einstöckigen Barockbau, vor den Terrassentüren dufteten die herrlichsten Maréchal Niel, und um alle Geländer der Balkons rankte eine stark und wild riechende Rose, die ich nie mehr gesehen habe, bläulich rosa mit wenig Blütenblättern, aber dicht stehend. Der Onkel züchtete sie, war sehr stolz auf sie und hieß sie la belle Denise; die Tante konnte den lauten Duft weniger vertragen. Vertbois lag auf einem künstlichen Hügelchen; nach der Loire zu war ein ausgetrockneter Weiher mit Wasserkünsten angelegt; um die Brunnen und in dem Becken mit den zerbröckelnden Nymphen wucherte blaßlila Mohn, mit dem wir verschwenderisch Zimmer und Tafel schmückten. Nur ein Brunnen sprang noch, und wenn sein Strahl sich in der Höhe umbog, so sah es aus, als fiele er in die Loire, die am Fuß der Terrassen vorbeifloß und an der entlang ein Heckenweg führte, den die Nachtigallen besaßen. Nur Wiesen ringsum mit Margeriten und roten Rispen, und Wäldchen, in die man eintrat wie ins Dickicht, die aber kurz nach dem Eintritt schon wieder vom Licht am Ausgang durchschimmert waren, dem blauen und zärtlichen, gleichmäßig übersonnten Licht des Orléanais. Am andern Hügelrand lagerte sich die Ferme, die zum Schlößchen gehörte, ein Viereck von Weiß und Schieferblau und Gelb; Mauern, Dächer und Strohhaufen, darüber flatterten die dicken Schopftauben in einem träg quirlenden Satz. Abends tönte das posaunenstoßartige Futterverlangen der rotgefleckten Kühe und morgens das gellende Geschnatter der in ein Altwasser der Loire getriebenen Gänseschar herauf, die wie ein weißes Riesentuch dort bis zum Mittag gebreitet lag. Sonst wußten wir nichts vom Land, als daß es eine sanfte Natur sei, voll Vogelsang und Blumenbunt. Die Bahn trat auf hohem Damm hart an den Park heran, überschritt kurz darauf den Fluß und lief jenseits der Loire im Tal weiter. Jener Damm ist später so bitter umkämpft worden. Tief in der Ferne, an einer runden Windung des Flusses, lag Orléans, staubhell am Tag und mit Lichtern in der Nacht. Die Türme der Kathedrale hielten immer unsere schweifenden Blicke fest. Wenn wir aber eines von des Onkels langen Ferngläsern aus rotpoliertem Holz und goldigem Messing lachend

vors Auge hielten, so wuchs flußabwärts ganz weit auf dem Ufer das Schloß von Blois empor. Weiter als dahin und dorthin ging unsere Sehnsucht, auch die meine, nicht.

»Wir waren zu viert. Älter als ich, eben siebzehn geworden, mein schöner, schlanker Vetter Amaury, dann die blonde Jeanne und mein treuer kleiner Galan, der dicke, kohlschwarze Eugène Napoléon, das Abbild seines Vaters. Sonst war noch die taube Tante Clairette, la grosse, wie sie die Neffen hießen, die einmal entzückend gewesen sein mochte, jetzt aber ihre Unform in Schwarz und in der stattlichsten Krinoline verdeckte. Ihr Bruder nun war der Gatte meiner Tante Anais, Onkel Estèphe, Monsieur le préfet, oder ‚Monsieur', wie ihn die Tante scherzend und ein wenig hochmütig stets vor den Freunden des Hauses nannte, denn sie kam aus dem Faubourg, da, wo Paris am stillsten ist, und war nur zu ihm, dem Girondistenenkel und Napoleonanhänger gekommen, weil ihr erster Mann bei einer der unzähligen Royalistenverschwörungen sich so kompromittiert hatte, daß er nach England flüchten mußte, dort aber bald seinem Groll und seinem französischen Magen erlag. Amaury aber wußte schon von Tante Clairette, die gleich vielen Tauben oft laut ihre Gedanken auskramte, daß seine Mutter dem jungen Juristen, der im Salon der Prinzessin Mathilde Bonaparte, der geübten Vermittlerin zwischen dem alten und neuen Frankreich und Freundin Flauberts, eine Rolle spielte, ihr Herz geschenkt hatte, als sie noch Frau des galliggelben Vicomte gewesen war. Das hob sie in ihres Erstgeborenen frühwissenden Augen um so mehr, als er bereits in die Pläne der Mutter schaute und in einer mir damals sehr imponierenden Manier vom Ehrgeiz der schönen Frau und der Karriere, die sie ihrem Gatten machen half, ebenso kaltklug sprach wie von seinen Aussichten und Erwartungen. In der kälteren Jahreszeit bewohnte man die Präfektur in Orléans; im Februar aber sah sich Onkel Estèphe schon in seinem Vertbois um, das er sich, eigentlich seiner Frau, gekauft hatte, der die engen Zimmer des Schlößchens, trotzdem die Cheminées kaum wärmten, lieber waren als die Säle und Salons des Palais, vor dem die Jungfrau von Orléans, die zur Patin meiner Cousine Jeanne von seiten der Mutter ernannt worden war, ihr bronzenes Heldenschwert zum Himmel hielt. Tante Anais war viel in Paris — sie mochte doch den breiten Ton der reichen Bourgeoisie, die Unmanier der aus allen Ständen kommenden Beamten und die mehr kriegsmäßigen als gesellschaftlichen Huldigungen der Offiziere nicht das ganze Jahr ertragen; sie hatte auch als erste Dame des Departements die Pflicht, die Gewohnheiten der Hauptstadt und die Moden ihrer Kaiserin nach der Provinz zu bringen. Niemand ist so mißtrauisch gegen Fremdes als der französische Provinzler und Kleinstädter, aber damals wie früher und heute ist ihm Paris das Symbol seines Landes, und seine Liebe zu der oft heftig von ihm geschmähten Stadt bleibt die verschämte eines störrischen, aber treuen Herzens.

»Der Präfekt hatte in diesen Aprilwochen alle Hände voll zu tun; es galt wieder einmal, der Dynastie Napoleon wichtige Dienste zu erweisen. Er reiste fortwährend kreuz und quer durch sein Departement, hielt sich diesmal mehr in der Präfektur als in Vertbois auf, und wir sahen ihn eigentlich nur an jenen schönen Samstagen, die in Frankreich so ruhevoll dem Sonntag vorangehen wie nirgends — es liegt vielleicht mehr Schmutz auf der Straße, aber mehr Feiertag in der Luft. Dann stieg er mit einer unmäßigen Aktenmappe und einem oder zwei Sekretären aus dem Wagen, stets aber brachte er einen Tischgast für den Sonntag mit, abwechselnd alte oder junge Herren, die sehr verschieden voneinander waren, die aber der Onkel alle sich gleichgemacht zu haben schien, wenn er am nächsten Abend befriedigt mit ihnen wieder abfuhr. Die Tante war dann immer zugegen, kam oft in aller Frühe; Amaury behauptete sogar, ihretwegen hielte der Pariser Kurierzug nach Tours bei Vertbois, das gar keine Station besaß.

»Die Woche über hütete uns Tante Clairette; sie verlangte aber nur, daß wir pünktlich zu den Mahlzeiten erschienen und tüchtig aßen. Abends keuchte sie noch die Treppe herauf und sah nach, ob wir artig in unseren Betten lagen. Die Wohnräume lagen unten, nur sie selbst schlief in einem Kabinett neben der Bibliothek, um nicht steigen zu müssen — eine Erleichterung, die sie natürlich nur ein paarmal im Monat genießen konnte. Der Hauslehrer dichtete, korrespondierte überdies mit einer Dame, bei der er früher gelehrt hatte und deren Bild er mit Amaury gemeinsam anbetete, was ihn nicht hinderte, seinen Schüler auch die Briefe lesen zu lassen, die mehr dem Liebhaber als dem Lehrer galten. Leiblich betreute uns noch die alte Madlon, einst Amme der Tante Anais und seit langem ihre Kammerfrau, als welche sie uns mit allen Raffinements einer Weltdame bekannt machte, aber unerbittlich bereitstand, uns auch von dem ungeduldig herbeigewünschten Sonntagsdiner, das wir mit den Erwachsenen nehmen durften, gleich nach dem Nachtisch und vor dem Kaffee, zu dem nicht einmal Amaury, der Liebling seiner Mutter, bleiben durfte, hinauszuführen. Sie tat das so zeremoniell, daß Tante Anais ihr die Kinder wie die Kleider unbesorgt anvertraute, obwohl Madlon bloß eine alte Schlampe war, voll aber der Gutmütigkeit und des treffenden Instinktes, welcher Frauen ihres Schlages in Frankreich durchweg unsere solideren Eigenschaften ersetzt.

»So waren wir uns meist selbst überlassen; allerdings in einem sehr kleinen Kreis und Umkreis, durch Amaurys angeboren anmutige und angewöhnt gelassenen Allüren des großen Herrn verwöhnt von der Dienerschaft, und nur kraft der scharfen Augen der Tante Anais, wie sie jede Woche einmal vom Kopf bis zu den Füßen und zu unserem Bangen bis in die Seele hinein uns durchmusterten, vor Verwilderung bewahrt. Wir ritten und rasten im Park umher, denn die Landstraße oder ein Besuch auf der Ferme war streng verboten, und fischten in der Loire jene zierlichen silbernen Fischchen, die sogar

Tante Clairette gern verspeiste. Vormittags hatten wir einige Unterrichtsstunden, die beste bei Tante Clairette, die zwar nicht hörte, wie wir den eleganten Stutzflügel bearbeiteten, aber auf Noten und Finger desto besser aufpaßte und nichts durchließ. Die langen Nachmittage aber, die müden Frühlingsstunden in einer blühenden und üppigen Landschaft, waren wir allein. Da schlief Tante Clairette, und der Hauslehrer schrieb.

»Eines Nachmittags saßen Jeanne und ich wieder auf dem kühlen glatten Marmorrand des Brunnenbeckens und trieben unser eintöniges und erfrischendes Spiel, Hände und Gesicht dem Strahl entgegenzuhalten und sie überperlen zu lassen. Die Sonne brannte auf dem noch frühlingsgrünen Laub, Flieder und Jasmin waren am Aufbrechen. Oben, wo wir nicht hin konnten, blühte es schon, und wir nahmen uns eben vor, den Gärtner am Abend mit Amaurys Zigaretten zu bestechen, daß er uns die ersten weißgoldnen und lila Dolden herabhole, da trat Amaury aus der Mitteltür der in flachen Stufen zu uns niederführenden Terrasse, hinter ihm Eugène Napoléon mit vollgepackten Armen. Es waren Ledertaschen, die er trug, und ich wollte schon sagen, daß sie denen an meines Vaters Sätteln ähnelten, als Amaury auf Jeannes Frage kurz und ungeduldig wie meist antwortete: „Wir schießen." Er zog mich mit fort und erklärte mir, das sei ein Zeitvertreib, der uns nicht langweilen werde; des Papas Revolver lägen unbenutzt und die Munition dazu, er habe auch einen Platz. Der Hauslehrer getraue sich nichts zu sagen, Tante Clairette aber sei gegen alles, was Laut habe, gefeit. Er hatte auch einen Platz, den abgelegenen Parkteil am Bahndamm. Der Damm sollte uns als Kugelfang dienen, und es stellte sich heraus, daß Amaury schon Scheiben hatte aufstellen lassen, Löwen- und Tigerköpfe, die Eugène Napoléon sehr hübsch auf die Holzscheiben gemalt hatte. Wir fingen auch gleich an zu knallen. Amaury mit einem Treffer nach dem andern, denn er hätte uns sonst nicht eingeladen, mit ihm die Langeweile zu vertreiben. Sein Bruder hatte noch keine Waffe in der Hand gehabt; aber wenn der kleine runde Kerl so dastand, langsam hob, zielte und blitzschnell abdrückte, so war er in jeder Sehne Soldat und Jäger, wie seine Vorfahren aus Vater- und Mutterblut es gewesen waren. Jeanne hatte noch nie so nahe den tödlich harten Laut des Schusses gehört, sie nahm auch die ungeladene Waffe nur mit Tränen in die Hand, die ihr Amaury erst einrichten mußte. Als sie aber einen Tiger mitten in sein giftgrünes Auge getroffen hatte, wurde sie beinahe wild und hätte die Trommel unermüdlich neu gefüllt, wenn ihr Amaury das erlaubt hätte. Ich hatte schon öfter mit Vater mich geübt, und die Armeerevolver des Onkels Estèphe waren nicht viel anders, nur leichter als die meines Vaters. Ich schoß um die Wette mit Amaury, und wenn wir fünf Treffer hatten, bekam ich einen Kuß von ihm, den Jeanne und der Dreizehnjährige jedesmal mit Gelächter erwarteten und begleiteten. Dies Lachen nahm den Küssen jede Bedeutung; aber es war etwas Gefährliches in ihrer heißen Flüchtigkeit. Ich weiß nicht,

ob Amaurys merkwürdig sicher sich behauptende Intelligenz seine Zärtlichkeit in Schranken hielt; er konnte so jäh entflammt wie uninteressiert sein.

»Nun ging jeden schönen Nachmittag zwischen vier und sechs Uhr das neue aufregende Spiel, dem niemand wehrte und das auch nicht entdeckt wurde, denn Tante Clairette glaubte uns beim Fischen, der Präfekt aber kam um diese Zeit nur in das Jagdzimmer, um einem Gast das große Gemälde der Diane de Poitiers zu zeigen, die, hüllenlos auf einem toten Hirsch ruhend, zwar durch Pfeil und Köcher andeutete, daß sie als Göttin der Jagd abgebildet sei, durch ihre Haltung aber zeigte, daß sie es freute, Geliebte eines Königs von Frankreich und Navarra zu sein. Das war Amaurys Weisheit, die er mir beim Holen der Munition einmal mitteilte, weil mich das aus dem Dunkel der Wandbekleidung leuchtende Bild zuerst erschreckt hatte. Und so kam jener Samstag heran, der unserem Geheimnis dahinten im Park und meinem Frühling auf Vertbois für immer ein Ziel setzte. Tante Anais sollte diesmal erst abends mit „Monsieur" zusammen kommen; so blieb uns noch der Nachmittag. Um ihn recht auszunützen, gingen wir eine Stunde früher als sonst zu der kleinen, im Halbrund von undurchdringlich verwachsenem Jasmingebüsch umgrenzten Wiese hinab. Wir schossen der Reihe nach, dann nach dem Los, von rückwärts, kurz mit aller Abwechslung, die uns vor dem Nachlassen des Reizes schützen sollte. Eine neue Scheibe war da; ich fehlte, und Amaury traf hin, wo ich meines Schusses sicher gewesen war. Ich riß ihm, zu zornig, von neuem zu laden, den Revolver aus der Hand und hob ihn, als ein Schüttern der Erde meinen Blick auf den Damm zwang. Der Pariser Zug, den wir vor dem Geknalle nicht gehört hatten, erschien fast über uns. In einer bewußten und doch unbeherrschten Gier hob ich hoch und schoß dem dunklen Ungefähr in eines seiner Fenster. Der Zug nahm schon die Brücke und seine kurz vor ihr auf unserem Damm verlangsamte Fahrt wieder voll auf, als mir Amaury den fest umhandeten Revolver nahm. Es war sehr still zwischen uns. Jeanne lief plötzlich wie verfolgt den schmalen Weg durch das Jasmingebüsch; Eugène Napoléon las geduldig Waffen und Patronen auf; Amaury schaute mit sonderbar geducktem Kopf dem schon schwach rollenden Zug nach und hielt mich wie ein böses Tier am Arm. „Ah bah, es macht nichts," sagte er dann, und friedlich gingen wir zu dritt zum Haus, wo uns Jeanne mit angstrunden Augen erwartete. Amaury beorderte uns in den blauen Salon, der uns in Gegenwart von Tante Clairette bei Regen zum Aufenthalt zugewiesen war. Als ich saß, begannen meine Knie zu zittern. Ich ließ mir aber nichts merken; Amaurys im Drohton auch an mich gerichtete Rede von unserem „Spiel mit dem Tode", wie er sich ausdrückte, jedermann gegenüber zu schweigen, hätte mir durch ihre düstere Komik beinahe das Lachen wiedergegeben, wenn mich meine Kehle nicht geklemmt haben würde.

»Unser Abendessen war nicht anders als sonst; Jeanne und Eugène Napoléon rissen sich wieder um den Rest des geliebten Chausson de pomme,

Amaury schrie der Tante Clairette vergnügt in ihr Hörrohr, und sie entnahm das meiste wieder nur aus seinen Gesten. Dann saßen wir noch das Nachstündchen in dem Kabinett neben dem Speisezimmer. Dort stand der Likörschrank, zu welchem Heiligtum des französischen Hausherrn nur der Onkel den Schlüssel besaß, und vor den lila Plüschfauteuils die Spieltische, sehr praktisch und schön gearbeitete Stücke aus dem ersten Empire. Um den runden Mitteltisch vereinigten wir uns zu unserem Domino, und die zierlichen Steine weckten vielleicht die gleiche Lust und Atemlosigkeit, wie die feinen, oft noch deutlich sichtbaren Kreidestriche auf dem violetten Tuch unter unseren Fingern. Ich gewann fortwährend, und Tante Clairette schichtete das Häufchen grüner Roueneser Pistazienpastillen höher vor mir auf; ich triumphierte über Amaury, der an diesem Tische seinen Ärger merken ließ, wenn er verlor. Da kamen Schritte und Stimmen durch die nur vom Summen der Nachtfalter um die Kerzen und von fernem Froschgequake sanft unterbrochene Stille. Tante Anais trat nebenan im blauen Salon ein, hinter ihr der Onkel und ein Offizier, der heutige Abendgast. Wir machten die streng verlangten Verbeugungen, bekamen rasche Wangenküsse und Fragen. Man setzte sich zu Tisch, natürlich mit Tante Clairette, die nun erst zu ihrem eigentlichen Diner gelangte. Wir durften unsere Partie zu Ende spielen. Aber unsere Ohren und Augen hingen an der halboffenen weißen Flügeltür. Der General saß uns im Gesichtskreis, und ich sehe ihn noch, wie er die scharfgewürzte Krebspastete mit dem Madeira begoß, höre ihn etwas fragen, und dann flog das Wort Attentat hinüber und herüber. Tante Anais' mädchenhelle Stimme in klingenden Ausrufen und nun Onkels erbetener Bericht, eine präfektlich klare und französisch phrasierte kleine Rede: Auf den berühmten Pariser Advokaten, der einen Deputierten, den Gegner der Regierungspartei, in seinem großen politischen Prozeß vertrete, sei nahe bei Orléans durch das Zugfenster ein Schuß abgegeben worden. Die Kugel habe seine Schläfe gestreift, etwas Haar versengt und sei im Polster stecken geblieben — das Kaliber des Armeerevolvers. Die ganze Stadt sei in Erregung, derart, daß er zur heure verte die Cafés habe bewachen lassen; die Freunde des Parteigewaltigen und des Advokaten aber lösten einander auf der Präfektur ab, die sie sonst bloß beim Nationalfest beträten. Am Montag beginne die Untersuchung, die er für morgen noch abgewendet habe, um sich von Paris Instruktionen zu holen, die ihm um so peinlicher sei, als der Advokat behaupte, es sei das Attentat auf ihn geschehen, kurz ehe der Zug die Loirebrücke bei Vertbois überschritt.

»Ein Attentat! Das unerhörte, nervenaufreizende Wort, fuhr mir lähmend in den Körper und verwirrte mein Gehirn so grauenvoll, daß Amaury, eine Sinnlosigkeit fürchtend, mir über den Tisch zuzischte: „Du bleibst, du schweigst!" Jeanne schaute in neugierig-ängstlichem Halbbegreifen so dumm, daß ich sie in diesem Augenblick schlagen hätte mögen. Nur der Kleine packte bedächtig das Domino in die Kästchen, in seiner stillen Bestimmtheit, die schon wußte,

daß in diesem Augenblick Madlon die Tür öffnen würde, um uns, indem sie auf der Schwelle blieb, wie alle Abende um neun Uhr wortlos hinauszubefördern. „Du nimmst dich zusammen," sagte Amaury mir am Ohr, „ich bin um zehn in der Kleiderstube. Daß du kommst!" Von mir fiel das Grauen wie ein Tier, das mir würgend am Hals gehangen hatte, ab, und ich erblickte in dem rücksichtslosen Vetter zum erstenmal den Ritter, dem man sich bedingungslos anvertrauen konnte. Sein viel größeres Schuldbewußtsein ahnte ich nicht; als eine heitere und impulsive Natur habe ich nie im Leben trotz der Klugheit, die man mir nachsagt, Zusammenhänge und Erscheinungen versteckter Art bewältigen, ja auch nur ausdeuten können, vielleicht auch nicht wollen.

»Jeanne, die vom Betschemel ins Bett und in den Schlaf ging, atmete schon in ihrem satten Kinderschlummer, als ich mich über den Flur und die Treppe bewegte. In der Garderobe, die nur altertümliche Riesenschränke, einen Tisch für die Schneiderei und einen deckenhohen Wandspiegel enthielt, wartete Amaury schon, der am Boden hockte, ein Schulheft vor einen Lichtstumpfen gestellt hatte und mir geheimnisvoll winkte. Ich kauerte mich neben ihn und hielt sogar die Hand noch über die winzige Flamme, obwohl der Schein das hochgelegene Ochsenaugenfenster gar nicht erreichen konnte. „Du mußt es gleich noch dem Papa sagen," begann er, hielt mir bei meinem Entsetzensruf die Hand auf den Mund und fuhr fort: „Das heißt, wir müssen es dem Papa sagen. Ich weiß, daß er noch in sein Arbeitszimmer geht und da umherrennt, bis ihm gute Gedanken kommen. Wir warten jetzt und gehen dann hinunter. Du gehst zuerst hinein, und ich bleibe vor der Tür." „Nein, nein, du mußt mit." „Du dummes Weib, da brauch ich keine fünf Worte ihm zu sagen, und er schlägt in der Wut auf mich ein und weckt das Haus — aber eine Frau, ein Mädchen, wenn du gleich mit Tränen anfängst oder bittest, da rührt er sich nicht und tut uns beiden nichts." — „Aber diesmal, Amaury, ich habe ein Attentat gemacht!" — „Du deutsches Fellchen, du," und er schüttelte mich in unverhülltem Knabenzorn, daß das Kerzchen umfiel und die mondweiße Frühlingsnacht plötzlich ein schmales Licht auf uns warf. „Du frecher Franzose!" Aber sofort schämten wir uns dieser Worte, die uns aus rätselalten Tiefen aus dem Mund gezuckt waren. Geschwisterlich versöhnt, er den Arm um meinen Hals und ich meinen heißen Kopf an seiner zart beflaumten Wange, saßen wir stundenlang. Zuweilen stand Amaury auf, horchte über den Flur, und manchmal flüsterten wir uns ein gegenseitiges: „Sei ruhig, ganz ruhig" zu — endlich kam er von seinem Lauschergang zurück und winkte mir. Auf unseren absatzlosen Saffianschuhen glitten wir bis in das rez-de-chaussée hinab, auf dessen langem, das Schlößchen in Vorder- und Rückseite teilenden Gang nur noch die Ampel aus Milchglas brannte. Wirklich — wir hörten „Monsieur" trotz des völlig mit Teppichen ausgelegten Bodens hastig auf und ab gehen. Ehe ich noch mein Ohr, in dem es schrill

sauste, von der Tür wegbrachte, klopfte Amaury energisch an und puffte mich kräftig hinein.

»Den Präfekten sah ich zunächst gar nicht, weil mir der überscharfe Zigarettenrauch Augen und Atem nahm, nur den Schreibtisch mit seinen schreckhaft aufgehäuften Papieren und der unheimlichen Mappe, mit der der Onkel immer aus- und einstieg. Alle Kerzen brannten; der eine der beiden silbervergoldeten Louis Seize-Leuchter war dicht zum Schreibzeug gerückt, und in diese wichtige Helligkeit trat die Gestalt des Präfekten. Ja, er mußte doch imponieren, der kleine und fahrige Onkel Estèphe, wenn er sich reckte wie jetzt und die sehr dicken Brauen über den Augen emporhob. Auch sein schwarzer Haarschopf, der mich so lustig an ein Kasperle erinnert hatte, als ich ihn zuerst ungebärdig über der zierlichen Eleganz aufstutzen sah, drohte mich an, noch mehr aber der Sprudel von Worten, der aus seinem Munde kam. Er hätte mich auch benommen, wenn ich ihn verstanden hätte. Nur sein vornübergebeugt mir in die Augen raschelndes: „Du willst? Du willst? Ja, was willst du denn?" und der die Zigarette zerstampfende Fuß, der die Hände freigab, brachten mich auf den Büßerpfad. „Ich will dir, ich muß dir etwas sagen, Onkel," er fuhr mir aber schon dazwischen: „Nach Mitternacht! Eil dich! Eil dich! Wo ist Madame, wo ist Tante? Zu Bett, zu Bett!" Wie, Onkel Estèphe, der Präfekt, wollte mich mit meinem schweren Geheimnis wie ein Kind zur Tür hinausschieben? Mich, um deretwillen der Telegraph nach der Hauptstadt arbeitete? Mich, während die Stadt Orléans wegen meines Schusses aus dem Park von Vertbois nicht schlief, er selber nicht und vielleicht auch nicht der Mann, dem ein Präfekt seine Nachtruhe opferte? „Aber ich habe ja geschossen!" rief ich ihm ungeduldig und ein wenig herablassend zu. Er sah mich an, beinahe wie seine Tochter Jeanne vor wenig Stunden. „Was sagst du da? Wer hat geschossen?" — „Ich, Onkel Estèphe. Amaury hat doch beim Damm uns einen Stand gemacht, und wir haben deine Revolver. Ich habe nicht gewußt, daß es treffen würde." — „Das Kind! Das Kind! Die Kinder! Diese Kinder! Und da reist man nach Paris und läßt sie Clairette! Da fährt man ins Bois, und sie schießen im Park! Aber deine Tante soll her. Ich werde sie holen. Sie soll es hören, gleich. Ihre petite allemande schießt auf die Trains. Auf diesen! Bleibe hier. Madame wird gleich da sein." Und er lief an mir vorbei zur Tür, an Amaury vorbei, der auch verschwand.

»Aller Ängste war ich ledig. Wenn Tante Anais es wußte, Tante Anais mit ihrem kaum merklichen Kopfschütteln und ihrem deutlichen „non, non, jamais", dann konnte Amaury ruhig davonlaufen und der Präfekt Haarschopf und Brauen sträuben — Orléans gegen Vertbois sein. Madame kam. Noch im Chignon und eine lila Kreppécharpe über den Schleifen und Spitzen des Nachtanzuges, ihre Ringe noch an den Fingern. Und hinter ihr Onkel Estèphe, wieder ganz der Onkel im grauen Taillenrock und gelblichen Beinkleidern, die

müdgewordene Dinergardenie im Knopfloch. Der Onkel setzte sich steif aufrecht, einen Bleistift nehmend, vor ein Papier, wie ein Protokollführer. Er schrieb aber nichts auf, bloß tupfte er bei jedem Satz von mir auf den Schreibtischrand. Die Tante huschelte sich in einen Sessel am Kamin und gab mir harmlos den Bronzehaken und den kleinen Blasebalg in die Hände. So, das Feuer anfachend, erzählte ich vor den grünen Pantöffelchen der Tante unsere Parkfreuden, und als ich zuletzt versicherte, so schlimm hätte ich das Attentat nicht gemeint, daß Onkel in Ungelegenheit komme, da hob er die Arme hoch und wehrte durch sein südlich scharfes Zungenschlagen dem wüsten Wort in der nächtlichen Behaglichkeit des sich erwärmenden Gemaches. Tante Anais aber lachte das Attentat einfach aus. Sie fuhr mir in die Haare und lachte immerzu: „Oh, quelle jolie petite bête que tu es!“ Dann besann sie sich auf sich und den Onkel, klapste mich leicht auf eine Wange und befahl mich zu Bett.

»Ich schlief in den Sonntagmorgen hinein und wurde erst von einem Ball wach, der geschickt durch das Fenster flog und von den dünnen Seidenvorhängen meines Bettes auf die Decke und mir in die Herzgrube fiel. Tante Clairette saß noch mit den dreien beim Frühstück; sie hatte aber sowohl Auftrag, nichts zu sagen als uns nicht freizulassen, denn wir mußten nach dem Amt, zu dem wir alle Feiertage in das Dorf fuhren, dem Vertbois zugehörte, mit ihr auf der Terrasse sitzen und Rätsel lösen. Amaury, zwischen den und mir sich Tante Clairette ausbreitete, tat überhaupt nicht mit und starrte ungerührt stumm nach der Parkeinfahrt. Tante Anais war im Hause, ließ sich aber nicht sehen; nur einmal hörten wir, wie sie im Tafelzimmer Befehle ausgab. Bald nach dem zweiten Frühstück, das an heißen Tagen aus ganz leichten Speisen bestand, ließ sie mich rufen. Ihr Kabinett lag am großen Salon, in dem sie besondere Gäste empfing. Ich hatte es noch nie betreten. Mein erster Blick beim Eintritt mußte durch die offene Terrassentür über Kaskaden der schweren mattgelben Rosen gehen, die in vielen Reihen hochstämmig und hügelab gepflanzt waren. Zwischen ihren duftbeladenen Gassen aber stand immer ein zartes Stück Landschaft: die grüne Loire, ihr Flußtal mit dem Rande seiner wiegenden Hügel. Mein zweiter Blick traf den vielkästigen und hohen Rokokoschreibtisch und darüber die Bilder meiner Großeltern, deren Kopien auch über Mamas Schreibtischchen hingen. Dies und der Tante blendende Toilette mit den Erbperlen um den Hals, das Parfüm des kleinen Raumes und das der Rosen verwirrten mich, und ich schluchzte meine Aufregung rücksichtslos vor ihr in die duftigen weißen Seidenfalbeln und die schwarzen Sammetschleifen ihres Rockes hinein. Sie sprach eine Weile nicht. Dann aber, mit einer Güte im Ausdruck und einer resignierten Feierlichkeit, die ihrem Wesen tief eigen war, sich aber wohl nur in gesteigerten Augenblicken dartat, sagte sie: „Nun sieh, mein gutes Kind, das hätte für uns alle sehr schlimm sein können. Meiner Schwester bin ich für dich verantwortlich

und dem Präfekten für sein Haus. Es ist so kindisch und so blamabel, daß ein halbflügges Mädchen ihre Familie in Gefahr bringt. Du wirst den Herrn um Verzeihung bitten müssen." — „Tante!" schrie ich, und schon sah ich in ihrem schönen Gesicht jede Weichheit vergehen. — „Ach, Tante Anais, ich will es ja, dir zulieb, aber wie soll ich das tun, wo du doch heute nacht noch zum Onkel gesagt hast, es sei eine Macht nötig, die andere zu brechen." — „Oh la la, hast du das gehört? Nun, deine Macht reicht gerade aus, zu tun, was ich von dir verlangt habe. Aber nun sei mein hübsches Mädchen wieder. Wenn der Onkel mit dem Herrn kommt, mußt du andere Augen haben." — „Er kommt, Tante? Hier darf ich es sagen? Das hast nur du fertig gebracht." Sie schaute mit verschränkten Händen in die Rosen hinaus, als ob sie horche, sprach vor sich hin: „Es muß also sein und ist vielleicht gut," und dann zu mir: „Freilich, petite, war ich es. Aber der Brief, mit dem heute in aller Frühe der Bertrand nach der Stadt reiten mußte, dieser Brief ist mir schwerer gewesen als deinem Urgroßvater das Schafott. Doch die Dinge haben zuweilen in ihrem Gegenteil ihren Wert, sonst ließen sie sich nicht ertragen." Auf der Terrasse erschien Amaury. Unbekümmert, wie er stets war und tat, trat er in die Tür, neigte sich so leicht wie sein Lächeln war und meldete: „Der Präfekt und sein erlauchter Gast fahren ein." Er nickte mir noch zu, sehr bon camarade, und schon war ich mit Tante Anais in den großen Salon getreten.

»Mitten auf dem Spiegelparkett blieb sie stehen, die langen, seidenen Handschuhe überstreifend. Nur Bilder der Ahnen ihres Hauses, dem alten Haus in der Lorraine, waren an den Wänden gereiht; rotdamastenbezogene Louis Seize-Stühle in Weiß und Gold und die gleichen am Kamin standen im Abstand mit hohen alten Chinavasen, die in den Wappenfarben, rotweiß, gemalt waren. Es dämmerte, weil die steifen Brokatvorhänge in dunklem Rot vor den vier Fenstern zugezogen hingen, nur die breite Tür öffnete sich dem Sonnenschein, der in der weißen Schleppe von Tante Anais' Kleid sich einnistete und mich neben ihr völlig überglänzte. Er zwinkerte auch über Onkel Estèphes Gesellschaftsfigur und sein liebenswürdigstes Gesicht, und dann stand gegen das Helle draußen ein kleiner Mann, auf festen Schultern ein von grauendem Schwarzhaar umbuschter Kopf, die Erscheinung der bourgeoisen Intelligenz. Aber welch ein Lächeln des vollen Mundes in dem kurzen Bart, als er Tante Anais erwiderte, und welches Auge, als ich ihm gegenüber dirigiert wurde. Ich kannte die Menschen nicht und sah in dem Mann meinen Richter — aber ich wußte sogleich, daß dieser Blick in seinem dunklen, zerwühlenden Drang mich und die auf Vertbois so schnell vergessen werde, wie den Schuß vor Orléans auf den Pariser Zug. „Ah, das ist sie, die deutsche Nichte. Sie ähnelt Ihnen aber, Madame. Ich glaube jetzt, daß die Luft um Vertbois, die ich heute mitgenieße, den Zauber besitzt, von dem man mir schon in Paris gesprochen hat. Ich liebe das Land überdies; man

hat zu wenig davon und zuviel Häuser und Menschen, aber man lebt nun so. Und ich lebe gern, Mademoiselle," sprach er nun zu mir, sein Gesicht dicht vor meinen Augen, „und Ihre Jugend ist viel zu frisch, um an Tod und Haß zu denken. Es war die Natur; ich verstehe es, die Natur zwingt uns oft, überzufließen. Und im Frühling, im Frühling Frankreichs. Sie lieben Frankreich?" — „Es ist das Land ihrer Mutter, Monsieur," trat Tante Anais vor meine Antwort, „und Sie mögen der Natur und der Jugend das ihre so zusprechen, wie Sie sonst, Monsieur, Unschuld und Recht zu beweisen und zu verteidigen wissen. Der Natur muß man verzeihen, die Jugend aber soll sich erst vergeben lassen." — „Nicht mehr, Madame, sie *hat* ihren Pardon," und er bückte sich und küßte meine Hand, die ihm den Tod nicht zugedacht und nicht vereitelt hatte.« —

„Und wie war es weiter, Mutter?" fragt die Braut, denn die Augen der Frau von Schott reden noch und sehen an den Frauen vorbei. „Wie es war? Ein Sonntag wie immer auf Vertbois. Tante Clairette kam noch richtig durch doppelt geöffnete Flügel in den Salon — das Diner wurde eben angesagt, — und dann bot mir der Gast den linken Arm und Tante Anais lächelte ihm und mir zu. Ich saß neben ihm und wunderte mich über nichts; nicht über Tante Anais, die alle Personen des Prozesses, den er führen wollte, auf ihrer Zunge passieren ließ und dekorierte, nicht über Onkel Estèphe, der einen uralten Likör anbot, von dem er vor seiner Frau behauptete, daß dieser einst einem auf der Flucht verlorenen Kasten der Herzogin von Angoulême entnommen worden sei, nicht über Tante Clairette, die beim Kaffee, bei dem Amaury zugegen war, zu diesem einen ihrer Geheimgedanken äußerte: ‚das heute kostet deinem Vater einen Brillantschmuck und erspart ihm die Ungnade der Eugénie'. Ich bin auch noch mit dem Gast im Park gewesen und habe ihm die umwachsene kleine Wiese gezeigt, aus deren Jasminbüschen der Damm aufstieg, — dann fuhr er in diese langsame, goldene Dämmerung, von der ich mir einbilde, daß sie weich und schön wie meine Jugend war und zum Leichtsinn verlockte. Zu dem Leichtsinn, der noch jung ist, wie ich es war, und dem verziehen werden darf, wenn er dem Alter den Glanz des Herzens sichert." — „Das hat er dir, Mama, und ich weiß, daß der Pariser Advokat damals auf Vertbois auch Recht sprach. Aber, liebe Mama," und Frau Irmgard sucht mit den Augen das Einverständnis der jungen Frauen, „du bist unserer Neugier vor unserm Dank etwas schuldig geblieben. Warum warst du denn nicht mehr auf Vertbois und wer war denn dieser Advokat, der sich mit einem Attentat gegen ihn brüsten wollte?" Frau von Schott sieht noch in ihre Erinnerung und schüttelt wie verweisend den stolzen, weißumlockten Kopf: „Das war im Mai 1870, und der Advokat war Gambetta." Und sie lächelt, als ob es in ihrer Hand gelegen habe, Frankreichs Geschick.

Literarische Rundschau.

Roger Casements gesammelte Aufsätze.

Sir Roger Casement, Gesammelte Schriften. Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere, und andere Aufsätze. Diessen vor München, Jos. C. Hubers Verlag. 1916.

Am 3. August, an dem Tage, in dessen Morgenstunden die Schergen in England an einem der edelsten Zeitgenossen ihre britische Pflicht erfüllten, wurde in Deutschland veröffentlicht, was derselbe Mann unserer Zeit und künftigen Geschlechtern zu geben hat. Zur gleichen Zeit, da England daran ging, das Leben eines hochgesinnten Mannes zu vernichten, ging man in Deutschland daran, sein seelisches und geistiges Vermächtnis der Mitwelt und der Nachwelt lebendig zu erhalten.

Um es vorwegzunehmen: Es ist noch nicht alles in der endgültigen Form herausgekommen, die der Verfasser wünschte und vorschrieb. Es entspricht einiges noch nicht den Anweisungen, die er gegeben hat. Ein Teil der Übersetzungen benutzt noch nicht jenen Text als Grundlage, den der Autor nach sorgfältiger Feilung verwendet wissen wollte. So oft er auch ein solches Stück in einem Guß formte, so oft veranlaßten ihn doch auch neue Erfahrungen mit dem Gegenstande, hier und da eine Spitze schärfer zu feilen, oder sein starkes Verlangen nach Klarheit der Gedankengänge schlug einige neue Stufen in den Stein, der die Formen und den Gang noch nicht deutlich genug gezeigt hatte, oder sein feiner künstlerischer Geist fügte ein paar neue Schwingungen, manchmal geradezu nordische Stabreime, in den Rhythmus der Rede, um den Schwung zu heben. Allen diesen klaren Äußerungen eines künstlerischen Willens — das ist die Pietät ihm schuldig — müßte eine zweite Auflage, zumal in einigen Aufsätzen, die erst in gekürzter Fassung der Öffentlichkeit übergeben sind, noch mehr Rechnung tragen.

Aber wenn wir die Aufsätze auch ohne die letzte Feile lesen, tritt bereits der ganze Mensch vor uns hin. Diese Äußerungen eines vornehmen Geistes kommen aus wenigen Jahren — vom August 1911 bis Februar 1916 —, aber aus den reichsten Jahren eines reichen und reifen Lebens, das (um das Nachwort eines Freundes zu zitieren) „dem Höchsten und Edelsten, was Menschenherzen bewegt, geweiht und dafür nicht nur zu flammenden Worten, sondern auch zu kühnen Taten und feuriger Hingabe bereit war". In diese fünfthalb Jahre fallen ja zudem Ereignisse, durch die zeitweise sogar der trägste Europäer aufgerüttelt wurde; um wieviel mehr mußte diese Persönlichkeit von ihnen geschüttelt werden, die so empfindlich auf jeden Reiz antwortete, mochte er nun künstlerischer oder politischer, persönlicher oder sachlicher Natur sein! So finden wir denn in den Aufsätzen dieser fünfthalb Jahre eine Stufenleiter von Empfindungen, ja, in dieser und jener Hinsicht auch eine Entwicklung und Läuterung der Ansichten, soweit davon bei einem fünfzigjährigen Manne die Rede sein kann. Aber durch die Mannigfaltigkeit aller

dieser Empfindungen und Entwicklungen hindurch leuchtet und glüht, ohne zu erlöschen, das eine beständige Feuer, die unwandelbare Liebe zu Irland und der Haß gegen dessen Ausbeuter und Unterdrücker, glimmt die Glut eines stets nach neuer Gestaltung drängenden künstlerischen Temperaments, gemildert nur durch eine tiefe christliche Überzeugung und durch einen hohen Gerechtigkeitssinn, der den Gegner, selbst den Engländer nicht ins Feuer stößt, am wenigsten, wenn jener, durch die Pflicht gezwungen, unter der Fahne des verhaßten Imperiums fechten muß.

Diese Läuterung und Klärung der Ansichten, zu der sich Sir Roger nicht ohne herbe Enttäuschungen durchrang, rechtfertigt die Einteilung der Aufsätze in zwei Gruppen: „Aufsätze, die meist vor dem Kriege geschrieben sind", und solche, die während des Krieges geschrieben wurden. Treffender noch wäre vielleicht eine sehr ähnliche, nur leicht geänderte Bezeichnung, die zeitlich beinahe dasselbe bedeutet, aber die inneren Gründe deutlicher sagt: Aufsätze, die vor der praktischen Erprobung der deutschen Staatskunst geschrieben wurden, und solche, die verfaßt wurden, nachdem er seine Erfahrung mit dieser Diplomatie gemacht und sein Urteil vertieft hatte. Ein solcher Einschnitt, der nach diesem letzten Gesichtspunkt vorgenommen wäre, hätte vielleicht die deutsche Öffentlichkeit mehr angeregt und gefesselt; der innerlich so vornehmen Persönlichkeit des Autors wird aber wohl die vorliegende Einteilung doch mehr gerecht.

Man könnte somit von idealistischen und realistischen Kundgebungen reden — wären diese beiden Wörter nicht zu abgegriffen und vieldeutig. Roger Casement hat allezeit hohe Ideen gehabt, sich aber nie der Berichtigung entzogen, wenn die Erfahrungen ihn belehrten, daß er einen Menschen, ein System, einen Staat überschätzt hatte. Aus jener flammenden Anklage „The Crime against Ireland", die den ersten Teil des vorliegenden Buches bildet, sprüht die Hoffnung: Deutschland wird, Deutschland muß Irlands Retter sein; die so hochgebildete, geistige, einsichtige Nation wird nicht dieselbe Unterlassungssünde begehen, durch die Spanien und Frankreich vormals sich selbst, Irland und Europa so schwer geschädigt haben; Deutschland kennt die Weltgeschichte; es wird die Lehre daraus ziehen und praktisch anwenden. Diese Hoffnung ist es, die immer wieder die Rede des irischen Patrioten beschwingt, und die aus aller Verbitterung und allem irischen Haß doch immer wieder die herrliche Bejahung schöpft; Irlands Stern ist noch nicht ganz untergegangen; Deutschlands technisch und wissenschaftlich geschärftes Auge bringt ihn wieder in Sichtweite; Deutschlands Stern ist Irlands Stern, Deutschlands Sieg bedeutet Irlands Befreiung.

Weil diese Hoffnung dem ersten Teile, seinen Aufsätzen von 1911 bis 1914, einen begeisterten und begeisternden Klang gibt, hat man ihn schlechthin einen „Enthusiasten" genannt. Um zu sehen, wie weit diese sieben enthusiastischen Aufsätze der Wirklichkeit entgegenkommen oder zuwiderlaufen, erscheint es notwendig, länger bei ihnen zu verweilen. Beginnen wir mit dem ersten, dem „Hüter der Meere", der zur Zeit des Agadirkonfliktes geschrieben ist (S. 23):

„Britische Interessen sind: vor allem die völlige militärische und kommerzielle Kontrolle aller Meere der Welt. Bleibt diese unangefochten, wird der Friede gewährt; sie ernstlich in Frage stellen, bedeutet Krieg. In der Reihe britischer Interessen kommt als zweites das Vorkaufsrecht auf alle fruchtbaren, gesunden, „unbesetzten" Länder des Erdballs, die nicht schon im Besitze eines Volkes sind, das einem Einfall in sein Gebiet ernsthaften Widerstand entgegensetzen kann; und dann die Anwartschaft auf solche Gebiete, die von Fall zu Fall handelspolitisch begehrenswert oder finanziell gewinnbringend erscheinen, mögen sie nun für britische Kolonisation passend sein oder nicht . . ."

„Wendet euch, wohin ihr wollt; diese Interessen erweisen sich in wirksamer Betätigung. Ob auf Madeira, Teneriffa, Agadir, Tahiti, Bagdad: Die unsichtbare Flagge schließt jeden nichtbritischen Eindringling wirksamer aus, als die sichtbare Standarte des wirklichen Inhabers es vermag. England ist der Großgrundbesitzer der Zivilisation, die Menschheit ist sein Pächter und die Erde sein Herrensitz. Wenn dies nicht eine übertriebene Definition britischer Interessen ist (und in Wirklichkeit ist es nur eine stark gefärbte Darstellung vom Umriß dieser Zeichnung), dann ist es klar, daß Europa ein sehr ernstes Problem vor Augen hat, falls europäische Kultur und Ideale, soweit sie vom britischen Typ abweichen, noch in irgendeiner Gegend unter der Sonne einen Raum für ihre Betätigung finden sollen."

Er zieht alsdann den damaligen marokkanischen Konflikt als ein Beispiel englischer Methoden heran (S. 24):

„In der Vergangenheit war Frankreich der große Gegner; seitdem es aber nicht länger imstande ist, die Ausbeutung der überseeischen Welt durch England ernstlich in Frage zu stellen, wird es dazu benutzt (und dafür belohnt), in dem gegenwärtigen Ringen Deutschland um jeden Preis von der Arena fernzuhalten. Wäre Frankreich noch gefährlich, würde England ihm nie gestattet haben, nach Algeciras und von Algeciras nach Fez zu gehen. Im antideutschen Preisboxerring tut es aber seinen Dienst (für England), und Marokko ist der Preis dafür."

Das klingt eigentlich nicht sehr enthusiastisch; es sind Selbstverständlichkeiten; zu jener Zeit aber (August 1911) und in jener angelsächsischen Welt Amerikas waren es neue Wahrheiten — die Wahrheiten eines Predigers in der Wüste!

Oder (Seite 20; im selben Aufsatz): „Mag Deutschland auf irgendeiner fremden Küste eine Kohlenstation, ein Sanatorium oder nur den Grund und Boden für ein Hotel erwerben, sofort sind ‚britische Interessen' gefährdet, ist englische Eifersucht erwacht. Wie lange dieser Zustand der Hochspannung noch dauern kann, ohne zu zerspringen, darauf erteilen vielleicht die deutschen Marinewerften die beste Antwort. Es leuchtet ein, daß ein Volk von einigen siebzig Millionen der höchstgebildeten Rasse der Welt, ein körperlich kräftiger, geistig stärkerer, einheitlicher, in hohem Maße geschulter und leistungsfähiger Menschenschlag, tüchtig und tatkräftig und einer Disziplin gehorchend, die auf hoher Auffassung der Vaterlandsliebe beruht und durch sie gemodelt wird, daß solch ein Volk nicht dauernd in ein genau begrenztes Gebiet eingepfercht werden kann durch eine minder zahlreiche, weniger gebildete, geistig und körperlich weniger kräftige und sicherlich weniger geschulte und disziplinierte Nation."

Hier klingt uns aufrichtige Bewunderung entgegen; aber sie schwärmt nicht über die Wirklichkeit hinaus. Mit jeder Behauptung trifft er den Nagel auf den Kopf; und wenn wir dies mit den wüsten Phantastereien vergleichen, die in jenen Jahren in englischer Sprache erschienen sind, so ist es ungefähr das Vernünftigste, was damals geschrieben wurde; jeder Satz und fast jedes Wort paßt wie abgezirkelt auf die Tatsachen.

Und dies ändert sich nicht, wenn wir den Ausführungen ins feinste folgen: „Daß die anwachsende deutsche Flotte zerschmettert werden muß, davon ist Englands Presse überzeugt. Nur das Wann und Wie ist noch nicht klar ... Indessen ist die Lage noch nicht ganz unerträglich, und so hält die alteingewurzelte Vorliebe des Briten für Kompromisse und das Vertrauen auf sein gutes Glück ihn noch zurück, obwohl manche zu einem sofortigen Angriff drängen, ehe der Gegner zu stark wird. Die amerikanische Allianz könnte ja vielleicht noch zustande kommen. Die Entente mit Frankreich, die schon jetzt von Vorteil ist, könnte ja noch weiter in deutschgegnerischem Sinne ausgebildet werden ..." (S. 19 f.)

Enthalten diese Ausführungen einen Satz, eine Silbe zuviel? Ist hier auch nur eine Voraussage, die sich nicht verwirklicht hat? Eine Behauptung, die nicht jeder nüchterne Beobachter mit voller Überzeugung als bewiesen unterschreiben kann?

Wir glauben nicht, daß diese Sätze vor dem Kriege einem deutschen Staatsmann zu Gesicht gekommen sind. Wären sie es, so hätte sie wahrscheinlich der neudeutsche Verantwortliche als verfrüht zurückgewiesen. Sie stammen ja aus jener Zeit, da Kiderlen-Waechters „intime Herzlichkeit" die Gemüter beruhigte. Heute, wo unser ganzes Volk die bitteren Früchte jener britisch-freundlichen Diplomatenarbeit hinunterwürgen muß, verspüren wir am eigenen Leibe, was damals unter „intimer Herzlichkeit" gegen uns vorbereitet wurde — genau das, was der irische Enthusiast vorausgesehen und furchtlos ausgesprochen hat.

Aber folgen wir noch ein wenig weiter den „enthusiastischen" Ausführungen: „Der englische Liberalismus mag wohl eine andersartige Abrechnung mit Deutschland wünschen; aber der englische Liberalismus ist selbst ein Erzeugnis des englischen Temperamentes; mag dieser noch so in einzelnen Individuen nach einer vernünftigeren Verständigung zwischen beiden Völkern seufzen, in der großen Masse bildet er einen Teil des nationalen Willens, eine Phase des nationalen Wesens, das unerbittlich zum Nieten und zum Hämmern hingetrieben wird, zu den Dreadnoughts, die da sind, und zu jenem mächtigeren Dreadnought, das da werden soll: zur angelsächsischen Allianz."

Auch dieser Gedankengang erfaßt den Engländer und seine Nation psychologisch richtig; alle Ereignisse haben das bestätigt, und keiner wird es heute noch Enthusiasmus schelten; und wer diesen Sätzen die Nüchternheit abstreitet, hat, wenn er ehrlich ist, nur den einen Ausweg, diese intuitive Treffsicherheit genial zu nennen. Und wenn denn Ehrlichkeit wirklich eine Eigenschaft der deutschen Staatskunst ist, so wird manch ein Verantwortlicher vielleicht heute etwas beschämt vor jenem Hinweis auf die englisch-amerikanische Verständigung stehen, den Roger Casement im Jahre 1911 leise gab und zwei Jahre später deutlicher ausführte (im „Kaiserreich Anderswo", vorliegende Ausgabe, S. 105 ff.): „Ein Weltreich in diesen Nöten, — das britische — wendet sich an Amerika, durch die Irländer um Rettung! Und der Preis, den es bietet, ist — Krieg mit Deutschland. Frankreich mag eine Weile herhalten; aber Frankreich und Deutschland liegen in Europa, und am Ende ist es ganz Europa, nicht Deutschland allein, gegen das England anspringt. Dauernde Gefangenschaft der weißen Rasse zum Unterschiede von der angelsächsischen Spielart kann nur mit tätiger Hilfe und engstem Anschluß des amerikanischen Volkes erreicht werden."

Auch dies ist kein Enthusiasmus; es ist bittere Wirklichkeit, die in Zukunft noch bitterer wird, wenn sich das noch nicht Erfüllte an dieser Prophezeiung noch erfüllen sollte. Was sich bereits erfüllt hat, ist das, was außer Roger Casement nur die „Schwarzseher" in Deutschland ausgesprochen haben. Oder haben die andern, die nicht „schwarz sahen", etwa auf des Kaisers hochherziges Dum-Dum-Telegramm eine so abweisende Antwort erwartet?

Man wird nicht um das Zugeständnis herumkommen, daß dieser Enthusiast ein scharfes, durchdringendes Auge für die Erscheinungen der Wirklichkeit besaß; sonst würde er nicht bis in die kleinste Kleinigkeit so recht behalten, so vernichtend recht behalten haben gegen die Optimisten von damals, die zum Teil noch die Optimisten von heute sind. Und welche Seite dieser enthusiastischen Aufsätze wir auch aufschlagen mögen — überall, wo es sich um das handelt, was England wollte und was Deutschland mußte, zeigt sich Roger Casement als unanfechtbarer Realist.

Worin er uns idealiſtiſch erſcheint, das ſind ſeine Erwartungen von Irland und ſeine Erwartungen vom Deutſchen Reich. Erwartete er zu viel, dachte er zu hoch von beiden?

Nie iſt er müde geworden, Irland und die Iren zu preiſen. Er ſah ſein Heimatland als den Sitz, ſein Volk als den Träger der Menſchlichkeit, des Edelmuts und der urſprünglichen Geſittung an. Daß es nach ſo vielhundertjähriger Unterdrückung, Zerfleiſchung und ſyſtematiſcher Verderbung nicht mehr das alte ſein konnte, leugnete er nie. Aber nie auch hörte er auf, an die edle Veranlagung zu glauben, aus der bei liebevoller Pflege wieder all das Gute hervorſprießen würde, worin die Iren ſich je hervorgetan. Gebt dem Volke, was doch alle andern Völker haben, eigene Geſetze, eigene Regierung, Freiheit und Erlöſung vom anglonormanniſchen Joch — und es wird in alter Herrlichkeit wiedererſtehen. Noch iſt es nicht zu ſpät, obwohl es den Kelch alles leiblichen und ſeeliſchen Elends bis auf die Neige getrunken!

Er liebt es, den Engländern die Iren als die beſſeren gegenüberzuſtellen. Von den Urzeiten an bis in unſere Tage durchblättert er die Geſchichte, und bei jeder Seite, auf der ſich Iren hervortun, legt er den Finger darauf und hält eine Weile inne. Unermüdlich erzählt er uns Beiſpiele für die „beſſeren Leiber" und beſſeren Herzen der Iren. „Schon im Mittelalter", ſagt er in der Einleitung zur „Pflicht des Chriſtentums" (Seite 69 der vorliegenden Ausgabe), „war es ein Hauptkummer für den Iren, daß der, der ihn ausräuberte, ein ſolcher Dickhäuter war! Zum Schaden kam noch der Schimpf hinzu, daß der Bedrücker kein Ritter in ſchimmernder Rüſtung, ſondern ein wahrer Filz von einem Menſchen war; für den gefälligen und gebildeten Iren war er ein „bodach sassenach": ein Menſch von niederem Blut, niederer Schlauheit, nur in Sorge um die Dinge des Leibes, ohne alle Ehrfurcht für die Dinge des Geiſtes — kurz, ohne Muſik in ſeiner Seele. Die Dinge, die der Ire liebte, konnte der andere nicht faſſen. Selber ohne Tradition und Geſchichte, konnte er des Iren inbrünſtige Anhänglichkeit an beide nicht verſtehn."

Ohne Muſik in der Seele! Ohne Sinn für die alte Überlieferung, für Kunſt und Poeſie! Keinem Ziele, keiner Empfindung zugewandt als den Krämerintereſſen! Das iſt das Urteil, das der Ire aus Raſſeinſtinkt über den Engländer abgibt. Er empfindet einen Gegenſatz wie Feuer und Waſſer — eine Empfindung, die ſtets wieder überſchäumt und überfließt und ſtets wieder in ein neues Bette geleitet wird; mehr als einmal weidet ſie ſich am Beiſpiel des tapfern iriſchen Hauptmanns Felim O'Molloy, mehr als einmal am Sturm der Burſchen von Mayo und dem Opfertod der Bauern von Killala. Und ſeine Liebe zu Irland geht ſo weit, daß er ſelbſt ſeine britiſch gewordenen Landsleute, die Bryce, Carſon und Conan Doyle, noch den Engländern gegenüberſtellt, weil ſie in ihren Grundeigenſchaften eben doch — Iren geblieben ſeien. Ritterlichkeit, Anmut und Größe der Empfindung, Opfermut, Schönheits- und Freiheitsſinn und Kühnheit bis zur Todesfreude ſieht er als Kennzeichen der keltiſch-iriſchen Raſſe an. Hier glauben wir ihn auf den Pfaden des Enthuſiasmus verſtiegen zu ſehen. Uns ſind einige Beiſpiele bekannt, die ſich leuchtend gegen die materielle neuengliſche Art abheben; aber könnte es nicht auch ſein, daß nicht die Raſſe, ſondern gerade die Not und der Druck, die dies iriſche Volk auspreſſen, es erſt zwingen, ſein Beſtes herzugeben? Ein Urteil darüber kann wohl kein Deutſcher fällen. Wir wiſſen von Irland ſelbſt ſo gut wie gar nichts. Wir werden ſeit Jahrhunderten aus engliſchen Quellen geſpeiſt und kennen nur die engliſchen Tendenznachrichten, die ſeit Generationen den Iren als den Abſchaum der Menſchheit darſtellen. Darum iſt es nützlich, auch einmal einem klaren und geſtaltungs-

kräftigen Geiste zu folgen, der dies geschmähte Volk ganz und gar von der Gegenseite zeigt. Und wenn er im großen wirklich nicht recht hätte, wenn das irische Volk infolge von Jahrhunderten britischer Aussaugung und Verwahrlosung wirklich unrettbar verloren im Abgrund läge — dann ist schon allein dieser Mann selbst ein Beispiel dafür, daß die Nation heute mindestens noch einen Rest von Kraft zu solchen Eigenschaften besitzt, um in einigen, wenigen Persönlichkeiten jenes Ideal verwirklicht zu zeigen.

Auch für Deutschland und die deutsche Nation hat er schwungvolle Worte gefunden. Vielleicht hat er die Unberührtheit und Jugendkraft des deutschen Volkes überschätzt. Aber im ganzen traf es zu, was er sagte, war es nicht unberechtigt, was er erwartete (zum Beispiel in „Der Feind des Friedens", Seite 59): „Die Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit des deutschen Geistes, die Kraft deutscher Intelligenz, das Geschick deutscher Hände und Hirne, die Gerechtigkeit und Kraft deutscher Gesetze, die innere Kraft deutscher Kultur, Erziehung, Wissenschaft und sozialer Entwicklung, diese bedürfen eines weiten und gesunden Feldes für ihre wohltätige Entfaltung, und die Welt bedarf dieser Dinge mehr als der britischen Seeherrschaft."

Wieder klingt es enthusiastisch und schmeichelhaft für den Deutschen und ist darum doch nicht minder richtig. Es dürfte keinem Deutschen schwer fallen, sich schwülstiger Lobhudeleien zu erinnern, die vor dem Kriege aus dem Munde von Emporkömmlingen kamen; an ihnen gemessen, wird der wahre Wert von Roger Casements Urteil klar; es ist männliche Anerkennung, die sich in wenige kennzeichnende Worte zusammendrängt. Sein Lob ist auch nicht der Hymnus eines Augenblicks gewesen. Nie ist Sir Roger anderen Sinnes geworden; stets hat er das deutsche Volk geliebt und den deutschen Geist verehrt.

An einer Stelle freilich hat er zu viel erwartet, gerade da, wo er eigentlich am wenigsten enthusiastisch dachte: vom Verhältnis der deutschen Staatskunst zu der Möglichkeit eines irisch-deutschen Bündnisses und zu den Aufgaben, die Deutschland für Europa zu erfüllen hat: Europa bedarf Deutschlands; allein England, „die vorgelagerte Insel in der Nordsee . . . schiebt sich dazwischen. Dies Hindernis zu überwinden, die Freiheit der ‚Sieben Meere' für Europa zu erringen, muß die Schlußabrechnung für Deutschland sein. Schlägt ihm das fehl, so ist es zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Die höchste Probe des deutschen Genius, deutschen Wagemuts, deutscher Manneszucht, Hohenzollernschen Königtums und begeisternder Einbildungskraft: hier liegt sie!" Er erwartete, nicht ohne leisen Zweifel, von der stärksten Macht Mitteleuropas nicht mehr und weniger, als für ein gesundes europäisches Gesamtleben notwendig war und ist. Aber doch erwartete er vielleicht von der neudeutschen Staatskunst noch zu viel; er kam immerhin mit dem Vorurteil nach Deutschland, daß dessen Staatsmänner besser wären, als man in England und Amerika von ihnen dachte. Nach und nach hat er diese bescheidene Illusion aufgegeben. Auch dies Vorurteil erlag seinem scharfen Geist, und sein allgemeines Urteil in dieser Richtung war bald alles andere als enthusiastisch.

Die erste Erkenntnis in dieser Hinsicht war ihm schon vor dem Kriege gekommen. Bekanntlich erhielt die Cunard-Linie aus dem Beutel Irlands eine ansehnliche Subvention (einige hunderttausend Pfund, mehrere Millionen Mark), damit ihre Dampfer auf der Amerikafahrt Queenstown anliefen. Da diese direkte Verbindung Irlands mit dem Auslande der englischen Regierung nicht behagte (wie sie ja stets die direkte Kommunikation des gequälten Eilandes mit dem Auslande gehindert hat), lief die Cunard-Linie den irischen Hafen eines schönen Tages überhaupt nicht mehr an, bezog aber die Subvention weiter. Vorstellungen dagegen bei der britischen Regierung waren natürlich ergebnislos. Da taten sich einige Iren, unter ihnen

Roger Casement, zusammen und veranlaßten die Hamburg-Amerika-Linie, eine Route Hamburg-Queenstown-Boston einzurichten, die auch die irische Post mitnehmen sollte. Am gegebenen Tage fanden sich genug irische Passagiere in Cork-Queenstown ein. Aber der sehnlich erwartete deutsche Dampfer blieb aus. Statt seiner kam die Nachricht, es seien von Irland aus nicht genügend Fahrscheine gelöst. Fürs zweitemal wurde einem Ausbleiben vorgebeugt; es schrieben sich genügend irische Teilnehmer für die Fahrt Queenstown-Amerika ein; aber auch der zweite Dampfer blieb — unter einem andern Vorwande aus. Herr Ballin hatte auf einen Wink des Foreign Office, der ihn mittelbar erreichte, es vorgezogen, von diesem irenfreundlichen Plane Abstand zu nehmen und die Iren zu enttäuschen, die so ihre erste und zweite Erfahrung mit der neudeutschen Freundschaft machten. Weitere Erfahrungen mit jener ängstlich besorgten Korrektheit, mit der sich die neudeutschen Machthaber prinzipienfest hüteten, Einsicht in die „inneren Angelegenheiten" feindlicher Staaten zu gewinnen, haben dann dem irischen Patrioten die bezeichnenden Sätze in die Feder gezwungen (im „Herr und Wächter der Meere", vorliegende Ausgabe, Seite 138 und 139): „Hätte Deutschland etwa zur Zeit des Burenkrieges, als der Gegensatz zu England eine bestimmte Form anzunehmen begann, nur einen Konsul nach Irland geschickt und ein systematisches Studium der irischen Verhältnisse veranlaßt, dann hätte es sich nicht zu dem kürzlich begangenen Fehler verleiten lassen, zu glauben, daß die englische Sicherheit in Irland von den Ulsterfreiwilligen wirklich bedroht sei. Den Bluff des ‚Ulsteraufstandes' hat kein irischer Schulknabe ernst genommen; dagegen machte er auf die europäischen — lies: ‚die neudeutschen' — Staatsmänner und Diplomaten einen tiefen Eindruck" ... „Hätte es aber eine bestimmte deutsch-irische Politik gegeben, wären die deutschen Methoden weniger gewissenhaft, weniger aufrichtig und ehrlich England gegenüber gewesen, so wäre es möglich, daß heute die irischen Freiwilligen eine gut bewaffnete Streitmacht dargestellt hätten."

Wir mögen es uns heute nicht ausdenken, wieviel Blutverluste dem deutschen Volke erspart geblieben wären, wenn rechtzeitig dafür gesorgt worden wäre, daß in Irland, so nahe dem Herzen des britischen Weltreiches, eine ernste Bedrohung des Imperiums stattfände. „Ein gut bewaffnetes Irland hätte auf das kriegerische England so abschreckend gewirkt, daß es selbst die ‚verletzte Neutralität' Belgiens hätte aufwiegen können ... Ein bewaffnetes Irland hätte wohl ein entwaffnetes, friedliebendes England bedeuten können."

Wir kennen die Entschuldigung, die man für solche rechtzeitig unterlassene Einsicht in die „inneren Angelegenheiten", für eine solche Unterlassungssünde vorbringt (und manchmal gar noch mit Stolz vorzubringen die Einfalt hat): Die deutschen Politiker seien zu ehrlich, zu loyal, zu rücksichtsvoll. Es will uns bedünken, als ob der Diplomat, der sich solcher Tugend rühmt, auf gleicher Stufe steht mit dem Jäger, der stolz darauf ist, noch nie ein Tier getötet zu haben, oder mit dem Holzhacker, der da meint, man dürfe so arge Werkzeuge wie Beil und Säge nicht gebrauchen.

In dem Maße, wie ihn diese Erfahrungen ernüchterten, ist ihm nach und nach die Hoffnung auf ein deutsch-irisches Bündnis entsunken. Er sah, wie ein Bündnis zwischen einer korrekten, volks- und weltfremden Bureaukratie und seinem verleumdeten, entrechteten Volke langsam in das Reich der Unmöglichkeit entschwand. Es hat gewiß nicht an Bemühungen von deutscher Seite gefehlt, den aufrichtigen Freund Deutschlands, der unter dieser wachsenden Erkenntnis und Enttäuschung, unter Heimweh und unter den so ganz andern, so fremden Zuständen litt, mit Schonung und Verständnis zu behandeln; aber sie setzten zu spät ein.

Obwohl diese Erkenntnis seine fein empfindende Seele fast aus dem Gleichgewicht brachte, triumphierte sein heller Geist doch schließlich so, daß er ihn zu strengster Sachlichkeit zwang. Aus solchen Tagen stammt jener objektive, aber gerade durch seine Sachlichkeit überwältigende Aufsatz über „Sir Edward Grey"; wie sehr unterscheidet sich diese sachliche Betrachtung von den wüsten Deklamationen über den „Mephistopheles Grey", die wochenlang einen Teil unserer Zeitungen und selbst Zeitschriften unsicher machten! Und doch wie vernichtend ist dies Urteil über den englischen Staatswagen und diese „Fliege auf dem Staatsrade"! Bald darauf erschien auch die glänzende Abhandlung über Lord Bryces „Deutsche Greuel", die in der vorliegenden, gekürzten Übersetzung freilich noch nicht die ganze Leuchtkraft des unveränderten Originals wiedergibt.

Im Winter 1915/16 litt er unter immer tieferer Niedergeschlagenheit. Er machte verschiedene verzweifelte Versuche auf politischem Gebiet, von deren Aussichtslosigkeit er manchmal von vornherein überzeugt sein mochte. Schließlich aber rang er sich zu einer realen Linie durch, die er in seinen Februar-Aufsätzen 1916 innehält. Soweit wir heute schon darüber urteilen können, hatte er innerlich wohl mit dem Plane früherer Jahre gebrochen, Irland zu militarisieren. Die Bewaffnung der irischen Freiwilligen war ja erst eine Reaktion auf die Bewaffnung der Ulsterfreiwilligen, die sich der Einführung von Homerule mit Gewalt widersetzen wollten; also ein Akt der Notwehr, der, wenn man die liberale Regierung überhaupt ernst nahm, staatsfreundlich war. Daß hier der Ausgangspunkt der irischen Freiwilligenbewegung war, hat er in seiner Rechtfertigung „Warum ich nach Deutschland kam" dargelegt, die er zuletzt geschrieben hat und sich als Einleitung zu seinen „Gesammelten Aufsätzen" dachte. Wenn auch immer wieder die Hoffnung auf deutsche kriegerische Unterstützung in ihm aufflackerte, so war ihm eine friedliche Lösung, zumal nach Ergründung der deutschen Methoden, doch stets die sympathischere. Und daß er es auf friedlichem Wege, ohne Blutvergießen, erfüllt sah, wie Irland in passiver Resistenz gegen das britische Weltreich doch deutlich Stellung nahm, war ihm eine hohe Genugtuung, wie wir aus seinem „Irland als ein Faktor des Friedens" wissen. Niemals freilich wollte er der letzten blutigen Probe, wenn sie sich als nötig erweisen sollte, feig aus dem Wege gehen: „*Wenn* irisches Blut das Siegel sein soll, ‚das Irland zu einer Nation zusammenfügen und zu Freiheiten verhelfen wird, die allen gerecht und gemeinsam sein sollen' — dann laßt dies Blut in Irland vergießen, wo es allein mit Recht vergossen werden kann, um jene Freiheiten zu sichern." So schrieb er im September 1914, und dabei blieb er im Februar 1916 und bis zum letzten, bitteren Ende.

Ganz klären wird sich wohl niemals, ob und wie seine Persönlichkeit *bewußt* auf den Ausbruch der Unruhen im Frühjahr 1916 eingewirkt hat. Der Schreiber dieser Zeilen, der gegen Ende März noch mehrmals mit ihm zusammen war, neigt der Ansicht des Nachwortes zu, die da lautet (Seite 213): „Viele Äußerungen, die er in Deutschland getan hat, mündliche wie schriftliche, deuten darauf hin, daß er dies Blutvergießen unter allen Umständen vermieden wissen wollte. Es mag hier zugegangen sein, wie es oft bei Volksbewegungen, zumal in großen Städten, geht: Die radikalen Elemente, die Unbesonnenen, reißen die Herrschaft an sich und schlagen so früh los, daß alle Mühe der Besonnenen und Weiterblickenden dadurch vergeblich wird, daß die ganze Bewegung ins Kraut schießt und niedergemäht wird, ehe sie Früchte tragen kann."

Klarer werden alle, die ihn wirklich kannten — dies waren nicht allzuviele Leute in Deutschland — und alle, die Schwingungsfähigkeit genug haben, ihn aus diesen Aufsätzen kennen zu lernen, aus seiner *Persönlichkeit* heraus sagen können,

was ihn trieb, die tollkühne Fahrt anzutreten. Es widerstrebt dem fühlenden Herzen, alle Fasern seiner Beweggründe schon jetzt auseinanderzureißen. Er wußte seine Landsleute in Gefahr und Irlands Städte in aussichtslosem Aufruhr; da konnte er nicht tatenlos in Sicherheit hocken, er mußte mit dabei sein.

Er hat dabei einer inneren Stimme gehorcht, die oft aus ihm gesprochen hat, am deutlichsten wohl in der „Pflicht des Christentums" (Seite 83 der vorliegenden Ausgabe): „Die Empörung, das natürliche Kleid für den Iren, ist seit hundert Jahren eine unblutige Empörung gewesen. Dies feurige Nessusgewand treibt unsere starken Männer zum Wahnsinn. Wie wir unser Blut in Ehren vergießen, unser Leben für Irland hingeben können — das war und das ist das Problem irischer Nationalität."

So ist er für seine Überzeugung in den Tod gegangen. Was er stets gedacht und oft gesagt, hat er mit seinem Blute besiegelt. Sein unstetes Leben und sein standhafter Tod sind verschiedene Erfüllungen, sind aber ein Martyrium für denselben Gedanken, für Irland. Er wußte sich stets als ein Glied in der langen Kette irischer Patrioten, die ihr Alles für Irland aufs Spiel gesetzt haben. Dieser Gedanke hat ihn stets beseelt und zu den reichsten Opfern begeistert. Am schönsten ausgesprochen hat er es wohl in der „Romantik irischer Geschichte", die schon vor dem Kriege geschrieben wurde (als Einleitung zu den „Glories of Ireland"), aber diesen seinen letzten Aufsätzen gewiß den harmonischsten Ausklang gibt: „Überall, wo ein Ire im Namen Irlands gekämpft hat, ist es nicht gewesen, um Vermögen, Land oder Ruhm zu erwerben, sondern um alles, selbst das Leben, hinzugeben, nicht, um ein Imperium zu gründen, sondern um einen Schwertstreich für ein altes Land zu tun und die Sache eines ungewappneten Volkes zu verfechten. Überall, wo Iren gegangen sind, in Verbannung oder in Krieg, haben sie dies Bild Irlands bei sich getragen."

Auch er trug dieses Bild bei sich, es schwebte über allen seinen Taten bis zum Tode.

Wem der Begriff „Vaterland" nur eine staatlich und wirtschaftlich registrierte Einrichtung und wem Heldenmut eine Zeitungsphrase ist, der mag ob solcher Romantik die Achsel zucken. Wem aber sein Vaterland mehr ist, wem alle Empfindungen und Leidenschaften auf dies eine zielen, was Jahrhunderte war und Jahrhunderte sein wird, Vaterland in seinem innigsten Sinne und Heldentum im höchsten Geiste, der wird dem hochsinnigen Manne glauben, daß er für ein höheres Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, den Opfertod starb, bei allem Schrecklichen doch in wunderbarer Harmonie von Gedanken, Worten und Werken.

Kunst.

Konrad Witz.

Konrad Witz. Von Mela Escherich. Mit 13 Tafeln in Lichtdruck. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 183. Heft.) 4 Bl., 279 S. 8°. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel). 1916.

Seit Beginn unseres Jahrhunderts beschäftigte sich die Kunstgeschichte genauer mit einem oberdeutschen Meister Konrad Witz, suchte seine Werke zu ergründen und seine Stellung in der deutschen Kunst festzulegen. Mela Escherich, durch tüchtige und kluge kunsthistorische Schriften schon rühmlich bekannt, hat nun in einem größeren Buche ihre Studien über Witz zusammengefaßt und damit die erste bedeutende Arbeit über den Meister gegeben; schon 1911 hatte sie der Rundschau-Gemeinde ihre Ideen in einem trefflichen Aufsatz kundgetan. Das vorliegende Buch kann als erster Abschluß gelten, keineswegs als endgültige Summe der Wissenschaft; noch manche Fragezeichen harren der Beantwortung, und so energisch auch die Verfasserin die Probleme angepackt und zu lösen versucht hat, manches hinterläßt doch einen unbefriedigenden Eindruck.

Zunächst gebührt Mela Escherich das uneingeschränkte Verdienst, die Hauptwirkungsstätten von Witz klargestellt und die Identifizierungen mit Künstlern namens Wietzinger und Sapientis restlos beseitigt zu haben; ein wahrer Rattenkönig von Verwechslungen, Zuweisungen, Lebensmären ist damit für immer weggefegt worden. Kurz und schlicht läßt sich Witz' Leben dahin zusammenfassen: Geboren Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Rottweil, kam er um 1409 mit dem unbedeutenden Vater nach Konstanz. Hier erlebt er die Glanzzeit des Konzils mit offenen Augen und wachen Sinnen. Der temperamentvolle und heißblütige Jüngling gerät hie und da in Streitigkeiten und greift nach dem Messer. Die Pracht des Basler Konzils lockt ihn nach der Rheinstadt. Hier findet er sein eheliches Glück in der schönen Ursula von Wangen und gründet mit ihr seinen Hausstand. Er wird zum berühmten Meister, dessen Werkstatt voller Bilder steht. Der Bischof von Genf und nachmalige Kardinal François de Mies sucht ihn auf, erkennt sein Genie und zieht ihn an den Savoyischen Hof, wo Herzog Amadeus 1439 als Felix der Fünfte Papst geworden war. Hier in Genf stand Witz inmitten der Gesellschaft eines reichen und prachtliebenden Fürsten, welcher Künstler mit Vorliebe beschäftigte. Hier feierte seine Kunst ihre höchsten Triumphe in dem Petrusaltar der Genfer Kathedrale. Seine Familie blieb offenbar in Basel, zu kurzem Besuche weilte Witz verschiedene Male dort. Zwischen Ende 1446 und August 1447 ist er gestorben, im schönsten Mannesalter, auf der Höhe seiner Kunst stehend. Was ihm den frühen Tod gebracht — wir wissen es nicht. Von den fünf Kindern überlebte ihn einzig seine Tochter, das „Kathrinli", die als Nonne im Maria-Magdalenen-Kloster zu Basel starb.

Dieses kurze Leben schließt jedoch eine gewaltige Arbeitskraft in sich ein, ein unabläßiges Schaffen und Streben nach oben, ein geniales Finden neuer Wege. Witz ist der erste der deutschen Tafelmaler, welcher das Raumproblem klar erfaßte und mit ihm rang. Er ist der Schöpfer des

weithin sichtbaren Altarbildes. Nicht, wie behauptet worden ist, beeinflußt von den Brüdern van Eyck (welche für alles Bedeutende in der deutschen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts verantwortlich gemacht werden), sondern unabhängig von ihnen schuf er eine neue große Kunst, die nicht, wie bei den van Eycks, von der Plastik, sondern von der Miniatur ihren Ausgang nahm.

Witz ist durchaus inspiriert von dem neuen Geist, der durch das fünfzehnte Jahrhundert geht — ohne andererseits frei von früheren Strömungen zu sein. Dies hat Mela Escherich zu wenig erkannt und betont. Das Basler Konzil vereinte zum erstenmal auf deutschem Boden eine größere Anzahl italienischer Humanisten in den Mauern der alten Rheinstadt; zum erstenmal drangen damals die neuen Renaissanceideen in Deutschland ein, fanden allerdings noch kaum fruchtbaren Boden. Witz gehörte offenbar zu der kleinen Schar, in deren Herzen dieser neue Same Wurzel schlug. In Genf, am savoyischen Hofe (von Avignon her schon befruchtet), hörte er noch mehr von dem Gedanken der Wiedergeburt, der in Italien gepredigt wurde. Der Individualismus, welcher sich, im schroffen Gegensatz zum mittelalterlichen Denken und Fühlen, in der neuen Lehre aussprach und auslebte, findet zum erstenmal in der deutschen Kunst einen zielbewußten und energischen Vertreter in Konrad Witz. Er steht nicht, wie Mela Escherich will, am Ende des Mittelalters und faßt dessen Strömungen noch einmal in sich zusammen — im Gegenteil, er emanzipiert sich kräftig vom mittelalterlichen Denken und individualisiert. Seine Heiligen sind Gestalten aus dem Volk, aus den ihn umgebenden Bürgerkreisen; seine Madonnen sind — in Basel deutsche Bürgermädchen — in Genf savoyische Frauen der Berge. An die Stelle des Goldhintergrundes treten einfache bürgerliche Innenräume oder realistisch ausgemalte Landschaften Süddeutschlands und der Schweiz. Die Theateraufführungen der Mimen und Gaukler, die festlichen Umzüge der Konzilsteilnehmer liefern ihm in Gestaltung und Gruppierung Vorbilder.

Zu diesem von den neuen individualisierenden Ideen des Südens beherrschten Künstlergeist stimmt der satirische und überlegene Ton, den er im Verkehr mit der Geistlichkeit durchschimmern läßt; den protzenhaften Pomp des römischen Klerus stellt er in bewußten Gegensatz zu der Einfachheit, ja Ärmlichkeit der Jungfrau Maria, des Heiligen Petrus seiner Bilder.

Dabei aber — und das hätte Mela Escherich mehr betonen sollen, anstatt nur anzudeuten — steht Witz in seinem religiösen Empfinden auf dem Boden der oberrheinischen Mystik, die gerade in Basel einen Hauptmittelpunkt hatte. Sowohl in der tiefen Gestalt des Christus auf dem Gemälde „Petri Fischzug" (bei der ich byzantinischen Einfluß anzunehmen für durchaus unnötig halte) wie in der verinnerlichten Auffassung der Frau, welche die verschiedenen Bilder von der Mutter Gottes und seiner weiblichen Heiligen widerspiegeln, berührt sich Witz mit den „Gottesfreunden", und unwillkürlich treten dem Beschauer — wie auch Mela Escherich schon bemerkt hat — Worte Seuses und Taulers bei Betrachtung von Witz' Bildern auf die Lippen.

Indes ich kann in diesem Zusammenhang der Verfasserin nicht beistimmen, welche in den beiden letzten Bildern des Meisters ein Versagen der Kraft, ein Erlöschen der Kunst annehmen will. Vielmehr scheint mir Witz auf einem neuen Wege gewesen zu sein, sein realistisches Erfassen der äußeren Dinge steigerte sich zu einem visionären Sehen, zu einem expressionistischen Schauen, und dies suchte er zur malerischen Darstellung zu bringen. Mitten auf solchem, offenbar von der deutschen Mystik gewiesenen Wege raffte ihn der Tod hinweg.

Konrad Witz steht mir also nicht am Ende des Mittelalters, sondern am Beginn der neuen Zeit; er verkörpert in sich deutlich die Tendenzen des fünfzehnten Jahrhunderts, wie sie sich auch in der deutschen Literatur ausprägen: Individualisierung, Verbürgerlichung, Realisierung, religiöse Verinnerlichung. Ich glaube, daß in dieser Beziehung das scharfe und temperamentvolle Bild, welches Mela Escherich von Witz entworfen hat, zu verbessern ist; und meine Auffassung stimmt wohl noch besser zu der großen Bedeutung, die Konrad Witz für die Entwicklung der deutschen Malerei zukommt, wenn ich auch die vielen „Einflüsse", welche die Verfasserin als von Witz ausgehend erkennen will, für übertrieben halte.

Und dieser letztere Punkt gibt mir Anlaß zu einigen allgemeinen Bemerkungen. Ich hoffe, daß man dem Germanisten, welcher pflichtgemäß und interessiert die Wege der benachbarten kunsthistorischen Wissenschaft verfolgt und betreten hat, es nicht verübeln wird, wenn er einige Sätze über Methode der Kunstgeschichte zu sprechen sich herausnimmt. Denn Methode ist nicht Sache der speziellen Fachwissenschaft, sondern Eigentum der ganzen historischen Wissenschaft überhaupt.

Die Kunstgeschichte scheint mir augenblicklich auf ähnlichen Pfaden zu wandeln, wie die deutsche Philologie und Literaturgeschichte vor etwa dreißig Jahren. Ein Suchen nach Einflüssen, nach verwandten Motiven, nach Parallelen ist eingerissen, das doch in den meisten Fällen hypothetischer Natur bleiben muß. Auch Mela Escherich ist davon nicht frei und vergißt ihre selbstgeäußerte Mahnung, daß man mit solchen „Nachweisen" vorsichtig sein müsse, nur zu oft: „Man muß sich eben immer vor Augen halten, wieviel Gemeinsames die Kunst einer Zeit hat." Jawohl, und man muß sich ferner immer vor Augen halten, daß es doch sehr wohl möglich ist, daß zwei Künstler unabhängig voneinander und zu gleicher Zeit auf die gleiche Idee, das gleiche Motiv kommen können; daß, wenn zwei Bilder dieselbe Gewandlinie zeigen, sie nicht unbedingt in irgendeinem Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen müssen. Hier ermangelt die Kunstgeschichte bis jetzt einer — wenn ich so sagen darf — „philologischen" Methode; die Stilbetrachtung und -kritik ist, wie in der Literatur ebenfalls, allein oft trügerisch und subjektiv, und gerade der Fall Witz hat gezeigt, wie ohne urkundliches Material luftige Hypothesen vergnügt zu einer ganzen fabelhaften Biographie zusammengeschweißt wurden.

Solcher Hypothesen kunstkritischer Art findet der Leser manche auch in der Escherich Buch, und die Verfasserin hält zum Beispiel viel zu weite Umschau nach Einflüssen, welche von Witz ausgegangen sein sollen. Gerade dem philologisch durchgebildeten Leser fällt dies auf, bei einem Buche, das sonst so trefflich geschrieben ist und auch dem Germanisten so viel bietet. Für die große Einwirkung der mystischen Literatur, für die Einschätzung der Bilderhandschriften und der theatralischen Aufführungen, für die Bedeutung, welche Avignon für das deutsche Geistesleben des Mittelalters besitzt (und welcher bisher noch kaum nachgegangen ist), wird auch der Germanist neue Eindrücke empfangen.

Ich möchte daher zum Schluß noch einmal betonen, daß Mela Escherichs Buch reiche Anregungen bietet, und daß es — trotz meinen obigen Bedenken — doch für die weitere kunst- und geistesgeschichtliche Forschung des Mittelalters wegweisend aufragt.

Wolfgang Stammler.

Literarische Notizen

Die bedeutendsten niederländischen Flugschriften 1/2. J. D. Domela Nieuwenhuis Nyegaard, Flandern vom südlichen Zwang befreit. Leipzig, Interimverlag Adriaan van den Broecke. 1916.

Das niederländische Original „Vlaanderen bevrijd van allen zuidelijken dwang" ist von der „Deutschen Rundschau" bereits im Dezemberheft 1915 (Jahrgang XLII, Heft 3, Seite 451) gewürdigt worden. Die Übersetzung ist, wie leider sehr viele Übersetzungen aus dem Niederländisch-Vlämischen, die jetzt veröffentlicht werden, reich an Druckfehlern und sinnentstellenden Mißverständnissen. Ungenauigkeiten sind davon noch die erträglichsten; aus „Oudhoogleeraar" (ehemaliger Hochschullehrer) ist Seite 65, Zeile 17 ein „außerordentlicher Professor" geworden, aus dem „volkskundige" (Ethnologen) auf Seite 56, Zeile 2 von unten „Etymologe". „Merkwaardig" (bemerkenswert) wird mit „merkwürdig", „thans" mit „damals", „echter" mit „leider", „halfslachtig" mit „neugeschaffen", „doelmatig" (zweckmäßig) mit „bequem" übersetzt usw. In den dänischen und französischen Zitaten wimmelt es von Druckfehlern, an Stelle von Ostende wird Amsterdam zum Freihafen, „Australien" wird in „Australien" verwandelt (Seite 41). Viele Stellen hat der Übersetzer mißverstanden, zum Beispiel Seite 60 im letzten Absatz läßt er die Stimmung in Roubaix „verändert" (gegen früher) erscheinen, während der Autor schildert, wie sie dort, bei den Französischsprechenden, so ganz „anders" ist als bei den Vlamen. Schlimmer noch sind Sätze wie zum Beispiel der auf Seite 69, Zeile 14, wo er den „Mangel (gemis) an Wahrheitssinn und Wahrheitssuchen" — den innerhalb der lateinischen Rasse so manchmal vorkommenden Mangel — in eine „Mischung" (gemis!!) dieser beiden Eigenschaften verkehrt! Und um aus den weiteren, zahlreichen Entstellungen noch die peinlichste hervorzuheben: Zu Anfang des Originaltextes der Broschüre verlangt der Autor (Original Seite 5, vierter Absatz), daß die Bezeichnung „Belgien" wieder dahin zurückkehre, wo sie hergekommen ist, nämlich nach Cäsars „Bellum Gallicum", und nur noch dort, nicht mehr für die Gegenwart, gebraucht werde. Diesen Passus „verdeutscht" der Übersetzer folgendermaßen (Seite 6, letzter Absatz): „Im Namen Flanderns, im Namen des gesamten Germanentums vom Nordkap bis zu den Alpen, von den Nordseeinseln bis nach Polen, verlangen wir die Verbannung unserer Sprache und unseres Wesens nach Julius Cäsars „Gallischem Krieg"...! *ενσ.*

Das deutsche Volk und die Politik. Von Hugo Preuß. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Dieses Buch ist wieder einmal eine bittere Kritik der Deutschen in rebus politicis. Uns mangelt als Genossenschaft jede politische Energie (nach Preuß halb historisches Schicksal, halb Nationalfehler), die sich infolgedessen bei dem Gegenpol, der Herrschaft oder Obrigkeit, gesammelt erhält. Das praktisch-politische Ergebnis: wir hatten (bis zum Kriege!) nicht Identität von Staat und Volk, wie unsere westlichen Nachbarn, sondern von Staat und Obrigkeit. Dieses unser politisches „Andersein" war zugleich ein wichtiges Einigungsmoment für unsere Feinde (Rußland bleibt dabei allerdings von der Betrachtung ausgeschlossen). Was steckt hinter diesen Schlagworten? Juristisch sind sie ein Nonsens. Denn Volk wie Obrigkeit (Regierung) sind Elemente des Staates, aber nie der Staat selbst. Wenigstens für eine moderne Staatslehre, wie sie gerade in Deutschland sich entwickelt hat. Wohl aber können sie historisch-politisch gewertet werden. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob der Staat eine Angelegenheit aller seiner Bürger oder nur eines begrenzten Kreises von Persönlichkeiten ist. In der immer weiter sich ausbreitenden innerlichen Bindung der Individuen an den Staat, die im engsten Zusammenhang mit der äußerlichen Staatseinheit, der Entstehung eines Nationalstaates sich vollzieht, sehen wir den Fortschritt abendländischer Verfassungsentwicklung. Das äußere Ziel haben wir erreicht; jene gedankliche Durchdringung aber hat nach Preuß nicht die gleichen Fortschritte gemacht, ja wir standen kurz vor dem Kriege nach seiner Beschreibung eigentlich wieder am Anfange der Entwicklung. Eine obrigkeitliche Regierung hielt sich für den Staat, von dem weite Kreise der Bevölkerung ausgeschlossen waren und auch selbst ausgeschlossen sein wollten. Ganz wie es einmal Burckhardt in der „Kultur der Renaissance" von fernen Tagen berichtet: Lo stato = Die Herrschenden und ihr Anhang. Hier redet eine bestimmte Parteianschauung (die bei Preuß auch sonst hervortritt) und, bekennt man sich zu der Prämisse: Staat = Obrigkeit, so mag wohl obige Schlußfolgerung nicht immer ganz unberechtigt gewesen sein. Ursache und Wirkung wird sich hier schwer trennen lassen, Druck erzeugt eben Gegendruck; und an ersterem hat es bekanntlich nicht gefehlt. Daß aber jene innere Bindung des Individuums an den Staat als eine höhere Lebenseinheit bei uns in geringerem Maße vorhanden gewesen sei — auch vor dem Kriege — als bei unseren westlichen Gegnern, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. Der Engländer kennt überhaupt unseren Begriff „Staat" nicht;

und in Frankreich ist er nach einem neuesten Zeugnis geradezu „verachtet" beim Anarchisten ebenso wie beim Professor der Nationalökonomie. Preuß selbst führt als Exponenten dieses innerlichen Gemeinschaftsgefühls unser Volksheer, unsere Gewerkschaften, unsere Selbstverwaltung an und muß zugestehen, daß in ihnen „die deutsche Gestaltung des Gemeinlebens vorbildlich gewirkt hat" (Seite 197). Das ist für einen „Obrigkeitsstaat" entschieden eine beträchtliche Leistung! — Obwohl der Verfasser seine These entwicklungsgeschichtlich begründet und, wie ihm gern zugestanden werden soll, die historischen Bedingtheiten unseres Systems beachtet, mangelt ihm doch das Verständnis für die Eigenart namentlich des preußischen Staates; Liebe für ihn hat wenigstens seine Feder nicht geführt. (Vgl. die sehr bezeichnenden Sätze auf Seite 84!). Es ist in der Regel nicht falsch, was er von der verfassungsrechtlichen Genesis berichtet, aber alles erscheint bei ihm eigentümlich umgebogen, so, daß man immer nur die eine Seite sieht. Man kann das sogar bei Kleinigkeiten verfolgen, wie dem durch Zusatz des Wörtchens „auch" charakteristisch veränderten Ausspruch Friedrich Wilhelms des Ersten (Seite 118), ebenso wie bei der Auffassung des preußischen „Allgemeinen Landrechts" (Seite 85), der Steinschen Politik (Seite 92 ff.), des Verhältnisses der Männer der Paulskirche zu Preußen (Seite 139), des Verfassungskonflikts der sechziger Jahre (Seite 144), der Reichsgründung (Seite 190) usw. In letzter Linie stößt er sich bei seinen Forderungen immer wieder an dem spezifisch Preußischen, an dem Erbe, das diesem Staate eine dornenreiche Vergangenheit aufgezwungen. Sein wuchtiger Stil paßt nicht zu dem anmutig-wohnlichen Bau, den Preuß unserem politischen Leben errichten möchte, aber anstatt zu versuchen, auf historisch begründeter Eigenart weiterzubauen, scheint er als einzigen Ausweg eine Lösung des Problems anzusehen, die fatale Ähnlichkeit mit Anwendung der Spitzhacke besitzt. Daß auch die politischen Einrichtungen eines Volkes im Strome des Werdens sich stetig verändern, können nur extreme Fanatiker leugnen. Aber es ist ein Unterschied, ob man von der Quelle zur Mündung blickt oder umgekehrt. Preuß schaut immer nur das Ziel einer harmonischen Vereinigung der Kräfte in ruhigem Flusse und verkennt die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Syntheſe entgegenstellen, übersieht die nützlichen Schönheiten der Schluchten und Katarakte. Bisweilen übertreibt er aber auch ihre Gefahren. Einmal ist er nahe daran, das Bild in voller Breite zu schauen. „Feinde ringsum," heißt es in selbsterhobenem Einwand auf Seite 165, „und eine solche Lage erfordert eben zur nationalen Selbstbehauptung eine unvergleichlich viel stärkere Staatsgewalt, mag man sie immerhin Obrigkeitsregierung nennen, deren die Völker in bequemerer Situation nicht bedürfen." Das ist in der Tat die große historisch-politische „ἀνάγκη", die dem europäischen Staate der Mitte sein eigentümliches Gepräge gibt. Das Maß von Freiheit bei den Völkern muß umgekehrt proportional sein dem militärisch-politischen Drucke an ihren Grenzen. Gerade die vielgerühmte Libertät der alten Reichsstände, die Preuß zu unrecht zum Beweise der bei uns vorherrschenden Freiheit vom Staate verwendet — sie ist in Wirklichkeit eine Entartung jener angeblich westlichen Freiheit im Staate —, zeigt die Richtigkeit jenes Satzes. Der feste Kern des Reichs zerfiel und hat sich erst durch den Zusammenschluß neuer straff monarchisch konzentrierter Kräfte wieder gebildet. Ein genossenschaftlich geleitetes Gemeinwesen hätte nicht jenes Maximum politischen Luftdrucks herzustellen vermögen, das erforderlich war, um Deutschland nicht wie bisher zum Sturmzentrum zu machen. Mit Recht sagt der Schweizer Historiker Bächtold in einer eben erschienenen kleinen Studie über den preußisch-deutschen Staat: „Wenn man sich die Spannungen der politisch-geographischen Lage ... zur Anschauung bringt, ... muß man verstehen, daß ein radikal demokratisch, respektive parlamentarisch organisiertes Deutschland eine zu weiche Masse gegenüber den starken Kräften der großen politischen Welt gewesen wäre ..." Damit ist keineswegs gesagt, daß nun diese für die Vergangenheit bis zum heutigen Tage als höchst heilsam erfundene Wahrheit auch in der Zukunft als verknöchertes Dogma, noch dazu „in höchster Steigerung" (Preuß a. a. O. Seite 165), Geltung haben müsse. Man sieht, wie sich bei Preuß das kaum richtig geschaute Bild wieder verschiebt! — Seinem Buche darf hiernach der Vorwurf einseitiger Orientierung und einer gewissen parteiischen Tendenz nicht erspart werden. Die Frage läge nahe, ob unserem Volke mit solchen, gewiß bona fide unternommenen Schilderungen seiner heimischen Zustände in dieser Zeit gedient ist. Kürzlich wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß man sich nicht über die Innendekoration eines Hauses streitet, wenn der Dachstuhl brennt. Andererseits muß Preuß gegen den von konservativer Seite erhobenen Vorwurf in Schutz genommen werden, als wolle er „unser System einem westlichen Verfassungsideal opfern, den Obrigkeitsstaat zugunsten eines wesentlich nach westeuropäischem Muster konstruierten ‚Volksstaates' beseitigen" — von der ungeheuerlichen Parallele zwischen seinem Buche und dem Grellingschen Pamphlet „J'accuse" ganz zu schweigen —. Er stellt das ausdrücklich in Abrede (Seite 185 f.). Auch sein Ziel ist letzten Endes doch die Integrierung

der Gegensätze (Seite 196) und ihre Synthese. Und so mögen auch seine Wünsche versöhnlich ausklingen in jener Harmonie, die der Schwede Kjellèn schon jetzt in unserem System gegenüber Ost und West verwirklicht sieht. Es kommt immer wieder auf die Blickrichtung an. Auch Preuß dürfte sich ohne Zweifel dem Urteil des oben erwähnten Schweizer Historikers anschließen können: „Gewiß, der deutsche Staat ist noch in starkem Maße Obrigkeitsstaat; aber diese Obrigkeit anerkennt über sich gleichsam noch einmal eine Obrigkeit. Und man möchte sagen, so energisch sie von unten als Obrigkeit anerkannt sein will, so energisch anerkennt sie die über ihr stehende Obrigkeit, das heißt: das Ganze von Volk und Staat." Daß aber unser politisches „Andersein" die Feinde gegen uns zusammengeschlossen hat, darf wohl bezweifelt werden. Sie stoßen sich an unserer Macht und würden sich an ihr ebenso stoßen, wenn sie sich in parlamentarischen Formen und einem Schattenkönigtum verkörperte. Freilich paßt es ihrer Propaganda trefflich, unser System als reaktionär zu verschreien, damit das Licht ihrer „Freiheit" dann um so heller leuchte. *ôu.*

Das Seelenleben unserer Kriegsbeschädigten. Von Professor Dr. Adolf Sellmann. Witten a. d. Ruhr, Verlag „Eckart" H. Nijhuis. 1916.

In die Literatur über die Kriegsbeschädigten und die Kriegsbeschädigtenfürsorge bringt Professor Sellmann eine besondere Note, indem er den Nachdruck auf die seelischen Folgen der Invalidität und ihre Abhilfe legt. Mit Recht betont der Verfasser in einer Reihe von kurzgefaßten und eindrucksvollen Kapiteln, daß wir uns nicht damit zufriedengeben dürfen, die Kriegsbeschädigten so gut als möglich medizinisch behandelt, mit einer Rente begabt und wahrscheinlich sogar wieder in einen Arbeitsbetrieb eingestellt zu wissen, sondern daß es sich für jeden, der irgendwie mit Kriegsinvaliden zu tun hat, darum handelt, diesem auch die seelische Bürde zu erleichtern, die zwar nach außen hin oft mit scheinbarem Gleichmut ertragen, aber darum nicht weniger schwer empfunden wird und deren ganzer unabänderlicher Druck oft erst bei der Rückkehr ins Zivilleben voll erfaßt wird. An die Feststellung, daß Krüppeltum immer mit Seelenleiden verbunden ist, knüpft der Verfasser neben praktischen Ratschlägen über die Art der Arbeitsbeschaffung usw. den Merksatz, der nie genug wiederholt werden kann: „Wir wollen unsere Kriegsinvaliden nicht bemitleiden. Aber ehren wollen wir sie." Über die Seelengröße, die im Ertragen des Leidens liegt, und die innerliche Bereicherung, die es bringt, sagt der Verfasser Worte von tiefer Wahrheit. Neben der Aufmunterung, welche in den Fortschritten der Chirurgie und Orthopädie, in der Rentenbeschaffung und der Ertüchtigung zur Arbeit liegt, wird für manche tiefer veranlagte Natur unter den Kriegsbeschädigten und für ihre Angehörigen und Nächsten das Erfassen der hohen Aufgabe, die das Leiden an sich bedeutet, von Wichtigkeit sein. Diese eine bedeutungsvolle Gewißheit möchte man in der vorliegenden Schrift noch ausdrücklicher hervorgehoben sehen bei der Erwähnung der zur Arbeit völlig untüchtig Gewordenen, deren der Verfasser nur in einer kurzen Bemerkung gedenkt. *ρω.*

Das kriegerische Frankreich. Erlebnisse und Betrachtungen 1915. Von Eduard Behrens. Zweite Auflage. München, Rosenlaui-Verlag. 1915.

Hört man nach zwei Kriegsjahren die Stimmen der geistigen Führer Frankreichs, so bleibt leider der alte Eindruck bestehen, daß der trübe Schleier, den geschichtliche Feindschaft diesem Lande über alles Deutsche breitet, sich noch immer nicht gelichtet hat. Nach wie vor finden hämische Verdächtigung und böswillige Verleumdung, mögen sie auch noch so unsinnig sein, drüben das Ohr geistig sonst hoch einzuschätzender Persönlichkeiten. Wir müssen uns damit abfinden, so ungern wir auch gerade unserem westlichen Nachbar gegenüber uns dieser Tatsache bewußt werden. Um so wohltuender wirkt die Beobachtung, daß die ständig wiederholten Versuche der feindlichen Presse, deutsche Art in der Welt zu brandmarken, im neutralen Ausland nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben. Namentlich in Schweden und der Schweiz haben eine Reihe hervorragender Geister für unser Wesen Zeugnis abgelegt. Es sei nur (in wahlloser Folge) an die Namen der Kjellèn, Hedin, Steffens, Hallström, Hildebrand, Schaffner, Bächtold usw. erinnert. Das vorliegende Buch eines Deutschschweizers gehört in diesen Kreis hochgemuter Bekenntnisse vor einer in Verblendung befangenen Welt. Die Eindrücke einer im Frühjahr 1915 nach Frankreich unternommenen Reise sind hier gestützt auf französische und andere Literatur mit eigenen Gedanken verarbeitet. Sind schon die Bilder aus dem äußeren Leben der Franzosen gut geschaut und trotz maßvoller Objektivität außerordentlich charakteristisch, so stehe ich nicht an, das in den Abschnitten über „Frankreich und Deutschland" sowie über den „Kampf gegen die deutsche Idee" Ausgeführte zu dem bleibend

Wertvollen zu rechnen, was über das schwierige Problem der so unheilvoll zerspaltenen romanisch-germanischen Kultureinheit gesagt worden ist. Diese Spaltung ist nach Behrens' Ansicht — wenigstens gegenwärtig — hoffnungslos, und zwar infolge der Haltung der Franzosen. In ihnen sieht er — entgegen einer bei uns gepflegten Anschauung — den „wahren unerbittlichen Gegner, der seine Feindschaft gegen das Deutschtum viel mehr als irgend ein anderer in ein klares, folgerichtiges, geistiges System bringt ... und der nach allem andern eher als nach Versöhnung, nämlich nach endgültiger Vernichtung, nach wörtlich genommener Ausrottung des satanisch gehaßten Gegnervolkes lechzt (Seite 109). Hoffen wir — wahrlich auch im Interesse der Franzosen! — daß der Verfasser hier zu düster sieht und von jenen irren Ausbrüchen fanatischen Hasses auf dem Felde der Druckerschwärze (die nach seinem eigenen Zeugnis (Seite 25) auch der Pariser nicht ernst nimmt) in seinem Urteil beeinflußt wurde. Andererseits wird man über die Persönlichkeit und Gutgläubigkeit des französischen Gelehrten Bédier, des Verfassers der Schrift „Les crimes allemands d'après des témoignages allemands" doch zu weniger schonendem Resultat gelangen müssen als Behrens (Seite 36). Wir verweisen statt allem auf die schlagende Entgegnung Max Kuttners: „Deutsche Verbrechen?" *ou.*

Wie der Feldgraue spricht. Scherz und Ernst in der neuesten Soldatensprache. Von Karl Bergmann. Erstes Zehntausend. Gießen, Alfred Töpelmann. 1916.

Die kleine billige Schrift (80 Pf.) liest sich leicht und angenehm, solange sie nicht ihre wahren Ambitionen zeigt. Von allerlei eigenartigen Namen der Geschütze ist da die Rede, aber auch von ihrer Wirkung: Verwundung, Krankheit und Tod. Der Feind erscheint in der harmlosen Vermummung seiner Spitznamen, und im besetzten Gebiet lehrt der Landwehrmann eine neue Geographie, wie sie eine oft recht drastische Anpassungsfähigkeit seit langem in Gebrauch hat. Andre kurze Kapitel berichten von den Fliegern oder von der am liebsten geübten Gemeinschaftlichkeit: dem Essen und Trinken. Die Ausführungen sind zwanglos und nett, feuilletonhaft. Leider begnügt sich damit der Verfasser nicht. Er ist Professor, und so kann es unmöglich sein Endzweck sein, mit seinen Plaudereien „lediglich eine Vereinigung mehr oder weniger gelungener Witze" zu bieten, seine Schrift will vielmehr zeigen, „wie die Soldatensprache eine Sammlung unter Mitwirkung der Allgemeinheit verdient". Und da muß man sich denn doch die Frage vorlegen, ob die beigebrachten Proben gerade ermutigen, sich um seine Fahnen zu scharen. Die Antwort kann nach der Lektüre des Heftchens nicht zweifelhaft sein. Das Unvermögen, den bisher errafften Stoff auch nur nach dem gröbsten zu ordnen, zu trennen also einerseits zwischen soldatischem Sprachgut, das bereits vor dem Kriege bestand, und solchem, das erst seit den Augusttagen 1914 geschaffen ward, anderseits zwischen deutlich erkennbaren Offiziersausdrücken und andren, die nicht minder ersichtlich Heimatsberechtigung in Mannschaftskreisen haben, oder endlich zwischen den Kunstausdrücken der obersten Heeresleitung und dem Jargon des gemeinen Mannes; alle jene Mängel, die sich wiederholt störend bemerkbar machen, verraten nicht nur den Dilettanten, sondern auch den heerfremden Zivilisten, der im Krieg zum Kuriositätssammler ward. Und davor kann man nicht laut genug warnen. Denn die deutsche Soldatensprache ist wirklich etwas mehr als eine Fundgrube für Humor und Fröhlichkeit am Skattisch. Sie spiegelt neben jener stets empfundenen Anpassungsfreudigkeit in allen Lagen derbe Lust wie seelenvolle Innigkeit, aber freilich in nicht selten so feinen Reflexen, daß sie das ungeübte Auge des „Heimsiegers" — dies schöne Wort, an dem wir uns draußen oftmals erfreut haben, fehlt leider bei Bergmann! — nicht mehr wahrnimmt. Leider sind dem Verfasser auch bekanntere Quellen unerschlossen geblieben. Daß er Sainéan, L'argot des tranchées nicht kennt und ungenutzt ließ, ist schade, aber vielleicht unerheblich, recht bedauerlich dagegen bleibt, daß er — von andern Kriegszeitungen ganz abgesehen — sich nicht die Mühe genommen hat, die Liller Kriegszeitung durchzusehen. Ausdrücke wie „Negerschweiß" (Kaffee), „Benzin" (Schnaps), „Chausseekitzler" (Straßenarbeiter), „Wasserschäler" (Grabenarbeiter) hätten unbedingte Aufnahme verdient, während Bergmann seinen Lesern den Schipper nur als Schippanowski vorzustellen weiß. Auch die Ausführungen über die Fliegersprache, die ganz referierend gehalten sind, hätten leicht über das genügsam Bekannte hinaus Bereicherung erfahren können, wenn außer dem von den meisten Zeitungen bereits verwerteten Aufsatz von Mothes beispielsweise die Zeitschrift „Flugsport" herangezogen worden wäre. Um so selbstbewußter wird dafür mit dem verfügbaren Material geschaltet. Doch bleibt darum die Bezeichnung „Biene" oder „Reichskäfer" für Laus uralt, „volle Deckung nehmen" längst vor dem Kriege entstanden, und die schöne Umdeutung „Scheinwerfer" für Zahlmeister erhält dadurch noch nicht die ihr etwas übereilig nachgesagte Verbreitung. Überhaupt vermißt man es schmerzlich,

daß sich Bergmann so gar nicht über Sinn und Entstehungsgebiet eines Wortes klar geworden zu sein scheint — wie hätte er sonst den „Kochgeschirrspiranten" kommentarlos seinen Listen einverleiben dürfen! — und nun, ohne auch nur Grenzen zu vermuten, Gebrauch oder Bekanntschaft eines Wortes einschränkungslos voraussetzt. Daß unter solchen Umständen das Heftchen eine Widmung an Hindenburg trägt, schmeckt nach Reklame und läßt es hohe Zeit erscheinen, daß eine richtig organisierte Sammlung der Soldatensprache von maßgebender Stelle in die Wege geleitet werde. ωχ.

Mein Kriegslied. Von Friedrich Göhrke. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 1916.

Es gehört nicht mehr zu den Annehmlichkeiten eines Kritikers, dem lesenden Publikum Kriegsgedichte empfehlend oder auch nur streng wertend nahezubringen. Kriegslyrik ist unmodern geworden, seitdem findiger Geschäftssinn und wohlgemeinte Harmlosigkeit weit hinter der Front eine Firma zu fabrikmäßig betriebener, lyrischer Verwertung der großen Ereignisse begründet hatten. Um so mehr wird es gewissermaßen zur Ehrenpflicht, Ausschau zu halten, wo echtes, erlebnisschweres Empfinden sich zu klaren Formen kristallisieren konnte, und darauf hinzuweisen. Dieser Fall scheint mir bei den wenigen Gedichten, die das kleine Heftchen Göhrkes in anspruchslos-ansprechender Aufmachung enthält, unbedingt vorzuliegen. Der Verfasser kommt von der Literatur her, aber seine Gedichte sind nichts weniger als literarisch. Der Krieg, an dem er in vorderster Linie seinen Anteil hat, hat in ihm nicht tote Reminiszenzen wachgerufen, sondern zu seiner Anschauungskraft jene Bildhaftigkeit gesellt, die wir noch immer dem Sänger etwa des Hildebrandsliedes oder auch dem Sprecher einer altgermanischen Zauberformel neiden. Was seine Gedichte besonders auszeichnet, ist jenes unbestimmbare, doch keineswegs unpersönliche Fluidum, das den Eindruck des Geschehenen lebendig gegenwärtig erhält, weil es den Vorgang unbeschadet seiner Aktualität zum Symbol erhebt. Unleugbar atmet ein Lied wie der „Weberkrieg" Kraft und Größe, die zumal in der Zeitlosigkeit sich deutlich fühlbar macht. In diesen Rhythmen lebt Erkenntnis und Todesverachtung; lebt der unerschütterliche Idealismus des deutschen Soldaten, der aus dem Heulen und Fauchen der todkündenden Geschosse letztlich den Ruf zum Walhall vernimmt. Künstlerisch einfachere Gedichte wie „Pionier Tod" gewinnen im Vortrag vielleicht noch mehr, vollends aber muß nach den unzähligen Kegelvereinspoesien, die man dem Meister der Schlachten ehrerbietigst zu Füßen gelegt hat, der „Tod von Tannenberg" gerühmt werden, der in geradezu Uhlandischer Einfachheit und knapper Strenge dem Heros des deutschen Volkes huldigt und darum seinen Weg nehmen möge überallhin in deutsche Lande. ωχ.

Peter das Kind. Von Hans Ganz. Zürich und Leipzig, Rascher und Cie. 1915.

Die Beurteilung von Erstlingswerken schließt meistens eine Prophezeiung ein, und doch stehen sich in diesen Arbeiten fast immer Vorzüge und Schwächen schroff gegenüber, so daß erst die Entwicklung, wie sie sich in einem zweiten und dritten Werk offenbart, einige Folgerungen erlaubt, so weit solche überhaupt Berechtigung haben können. So steht es auch um „Peter das Kind". Es ist die erste im Buchhandel erschienene Erzählung eines jungen Schweizers, von welchem außerdem ein früher veröffentlichtes Drama vorliegt. „Peter das Kind" ist die Knaben- und Jünglingsgeschichte eines jungen Menschen, der sich mit zweiundzwanzig Jahren das Leben nimmt, da in ihm die Entwicklungswehen eines begabten und hochstrebenden Jünglings durch innere und äußere ungünstige Umstände nicht überwunden werden konnten. Die ungesunde Verantwortungslosigkeit der männlichen Jugend höherer Stände, der Mangel an Zwang zur Handlung samt der daraus entspringenden Disharmonie zwischen Phantasie und Leben, und eine Veranlagung zu dekadent egozentrischer Denkweise wird ihm zum Verhängnis. Die Erzählung birgt die Vorzüge und Nachteile des Bekenntnishaften. Die Schilderung der Hauptperson weist viel feine Beobachtung auf; auch das Sprunghafte der Äußerungen, das scheinbar Unvereinbare in der Zusammensetzung des geistigen Organismus ist in der Darstellung der Titelperson zum größten Teil gelungen. Der gleiche Atem beseelt die Schilderung des Knaben und Jünglings bis ans Ende und gibt ihm Einheitlichkeit. Neben dem Sinn für den Kompositionsstil ist auch die Sprachempfindung entwickelt. Die Sprache ist gepflegt, biegsam und reich an Nuancen. Sie erhebt sich an mehreren Stellen, namentlich in der Natur- und Situationsschilderung, zu prägnantem, oft poetischem Ausdruck. Daß ihre Behandlung noch zu sehr als technisches Problem erscheint, darf bei einem Erstling nicht Wunder nehmen. Die ganze Darstellung zeichnet ein vornehmer Ton und das Bemühen um feine Abgewogenheit aus. Diesen Vorzügen steht negativ die schematische, der Fülle und Lebendigkeit entbehrende, allzu eindeutige Behandlung der Figuren

— ausgenommen der Hauptperson — entgegen, der Mangel des bildnerischen, gestaltgebenden, eigentlich schöpferischen Elements und jenes Mißverhältnis zwischen objektiver Bedeutung und subjektiver Einschätzung des Geschehens, das den bekenntnishaften Darstellungen der Entwicklungsjahre in der Regel anhaftet. Immerhin sind hier künstlerische Vorzüge vorhanden, die diesen letzteren Nachteil nicht allzusehr zur Geltung kommen lassen. Psychologen, Jugendfreunde und solche, denen jede Phase der menschlichen Entwicklung und die Zwischenstufen des Normalen und Anormalen von Interesse sind, finden hier eine in ihrer Reichhaltigkeit sorgfältiger Beobachtungsresultate, ihrer künstlerisch gewissenhaft gearbeiteten Darstellung und ihrem Bemühen zur Wahrhaftigkeit empfehlenswerte Studie. *ρω.*

Herders dramatische Dichtungen. Von Amand Treutler. VIII und 211 Seiten. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. 1915.

Die vorliegende Arbeit widmet sich einer Frage, die selbst von Haym in seiner meisterhaften Herder-Biographie nur stiefmütterlich behandelt worden war. Nur Lambel in seiner Ausgabe der Werke Herders hatte die Frage seitdem etwas gefördert. Dagegen war der Untersuchung Treutlers der Weg dadurch bereitet, daß ein anderer Jünger derselben verdienstvollen Breslauer Schule vor wenig Jahren erst Herders theoretische Stellung zum Drama eingehend beleuchtet hatte. Auf dieser Grundlage aufbauend, konstruiert der Verfasser die mannigfachen Versuche Herders, mit der Würde des Konsistorialpräsidenten auch den Ruhm des Dramatikers zu verbinden. Denn das ist das Kennzeichnende an diesen unablässigen und doch so fruchtlosen Bemühungen, daß sie genau so, wie das ein Jahrhundert früher den Jesuiten so prächtig gelungen war, das Theater von neuem der Kirche dienstbar zu machen streben. Nicht weniger bewußt als dort wird hier alles unter den einen Gesichtspunkt gestellt, daß das Drama das Walten der göttlichen Vorsehung zu verdeutlichen habe. Freilich ist eine solch moralistische Tendenz in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht weiter überraschend, stand doch, von Gleim, Knebel und anderen ganz abgesehen, selbst Lessing einer solchen Auffassung recht nahe. Aber sie überrascht uns doch nicht wenig bei einem Manne, der in seinen jungen Jahren sich gerade dadurch zu seiner Zeit in Gegensatz stellte, daß er als bedeutsamster Stürmer und Dränger eine durchaus geniale Auffassung der Shakespearischen Kunst anbahnte und seinem Jünger Goethe vermittelte. Wie sehr Herder aber alsbald schon diese Bahnen verläßt, das wird ins hellste Licht gerückt durch den Umstand, daß Herder sich an denselben antiken Stoffen versucht, die den jungen Goethe als Dramenstoffe beschäftigt hatten: Brutus, Sokrates, Prometheus. Denn während in dem von Goethe geplanten Cäsar-Drama Brutus sicherlich nur die Folie hätte abgeben sollen für die nach Art eines Götz, Egmont usw. auszugestaltende Idealgestalt Cäsars, wird er bei Herder zum vorbildlichen Beispiel eines Pflichtmenschen, der sich durch nichts vom Pfade der Tugend abdrängen läßt. Noch offenbarer aber wird der Gegensatz angesichts des Prometheusstoffes. Während Goethe in vollstem Sturm und Drang den Räuber des göttlichen Feuers als trotzigen Gottverächter feiert, muß er bei Herder die erbauliche Lehre bestätigen, daß alles Unglück im Leben, selbst das erlittene Unrecht, letzten Endes doch zum allgemeinen Besten dient. Um diesen Satz mit der Figur des Prometheus überhaupt illustrieren zu können, schreckt der Dichter nicht davor zurück, den ganzen Stoff zuvor erst vollständig umzuformen. Immerhin ist die Tendenz in diesen späteren Dramen, und zu diesen gehört „Der entfesselte Prometheus", weit weniger banal als in den früheren, die gleichfalls — auch das ist nicht wenig bezeichnend — sich in der antiken Welt bewegen und als Unterlage für musikalische Ausgestaltung gedacht sind. Denn hier beschränkt er sich darauf, die antike Darstellung vom alleszermalmenden Schicksal in die Idee einer weltbeherrschenden Gerechtigkeit umzudeuten, während er sich späterhin wenigstens zu dem Gedanken versteigt, daß Gut und Böse, wenn auch nicht sofort, so doch zum wenigsten in der Folgezeit seinen Ausgleich findet. Er rührt dadurch an eine Idee, die ihn, freilich nur mutatis mutandis, sogar Hebbel nahebringt. Freilich bleibt er ihr noch fern genug. Alles in allem wird eingeräumt werden müssen, daß Herders Betätigung auf diesem ganzen Gebiet wohl kaum einen Ruhmestitel beanspruchen darf. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat dies aufs klarste erkannt, und ihr Hauptverdienst liegt gerade darin, daß sie sich einerseits vor jeder Überschätzung hütet, andererseits aber mit echt philologischer Gewissenhaftigkeit auch das Verfehlte nicht für zu gering achtet, um es auf seine Wesensbestandteile hin zu untersuchen. *ζ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anheißer. — Flandern und Brabant. Dreißig Städtebilder und Landschaften nach Originalradierungen von Roland Anheißer. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Avenarius. — Balladen-Buch. Gesammelt von Ferd. Avenarius. Gekürzte Taschenausgabe. Herausgegeben vom Kunstwart. Des Balladenbuches 51.—69. Tausend. München, Kunstwart-Verlag, Georg D. W. Callwey. O. J.

Bartsch. — Ist er es? Die Dichtung von R. H. Bartsch. Er. Ein Buch der Andacht, geprüft von Gottfried Schwarz. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. Anschrift G. Schwarz, Darmstadt, Rotzdörfer Str. 73.

Baumgarten. — Politik und Moral. Von Otto Baumgarten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Biese. — Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht. Von Alfred Biese. 43 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Björnson. — Björnstjerne Björnson. Mutters Hände. Eisenbahn und Kirchhof. München, Albert Langen. O. J.

Bluwstein. — Spinozas Briefwechsel und andere Dokumente. Ausgewählt und übertragen von J. Bluwstein. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. 4., vollständig neubearbeitete Auflage. IV. Band. Die Vielfüßer, Insekten und Spinnentiere. Neubearbeitet von Richard Heymons. XII. Band. Die Säugetiere. Neubearbeitet von Ludwig Heck und Max Hilzheimer. III. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1916.

Cohen. — Deutschtum und Judentum. Mit grundlegenden Betrachtungen über Staat und Internationalismus. Von Prof. Hermann Cohen, Geh. Reg.-Rat. 9. und 10. Tausend. Durchgesehen, ergänzt und mit einem krit. Nachwort als Vorwort. Gießen, Alfred Töpelmann. 1916.

Edhem. — Deutsche Orient-Bücherei. Herausgeber Ernst Jäckh. Heft 20. Halil Edhem: Sultan Selim I. ägyptischer Feldzug. Weimar, Gustav Kiepenheuer, O. J.

Engelbrecht. — Mühlmanns theologische Taschenbücher. Nr. 6. Deutschlands religiöse Zukunft. Von Kurt Engelbrecht. Halle (Saale), Richard Mühlmann (Max Große). 1916.

Fendrich. — An Bord. Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1916.

Ginzkey. — Der Gaukler von Bologna. Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, L. Staackmann. O. J.

Gluck. — Gluck-Jahrbuch. II. Jahrgang 1915. Im Auftrage der Gluck-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Abert. Leipzig, Breitkopf und Härtel. O. J.

Goebel. — Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgegeben von Dr. Julius Goebel, Professor an der Staats-Universität zu Illinois. Jahrgang 1915. Vol. XV. Im Auftrage der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. The University of Chicago Press, Chicago, Illinois.

Goetze. — England, Dänemark und Griechenland. Eine geschichtliche Parallele. Von Dr. W. Goetze. 27 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Graf. — Sancte Laurenti! Die Geschichte eines Frankendorfes in der Franzosenzeit. Von Alfred Graf. 48 S. Nürnberg, Carl Koch. 1916.

Gräf. — Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Erster Band: 1792—1802. Mit 6 Bildertafeln, einem Faksimile und einem Schlußstück. Zweiter Band: 1807 bis 1816. Mit 6 Bildertafeln. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten und Loening. 1916.

Gräf. — Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Dritter Band. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig. 1916.

Haas. — Die Propaganda im Ausland. Beobachtungen und Erfahrungen. Von Albert Haas. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Habermann. — Åland. Schwedische Stimmen über die militär-politische Bedeutung der finnischen Inselgruppe. Übersetzt und eingeleitet von Wilhelm Habermann. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1916.

Hamerling. — Hamerlings Werke. Auswahl in zehn Teilen. Mit einem Lebensbild und Einleitungen von Michael Maria Rabenlechner. Mit 5 Bildnissen, 3 Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Handbuch. — Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. Nebst Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik. In Verbindung mit Domvikar P. Weber, Prof. Dr. N. Illing u. a. herausgegeben von H. A. Krose, S. J. Fünfter Band: 1914—1916. 521 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Harnack. — An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs. Rede, gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin von Adolf v. Harnack. 20 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Hellmann. — „Das ist Altösterreichs Siegesschritt." Ein Buch von Habsburgs Kriegen und Siegen. Von Oskar Hellmann. Glogau und Leipzig, Verlag Hellmann. 1916.

Hölderlin. — Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe. Dritter Band (Fünf Bände. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel): Empedokles-Bruchstücke. Übersetzungen. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Jolles. — Ausgelöste Klänge. Briefe aus dem Felde über antike Kunst. Von André Jolles, Leutnant der Landwehr. Veröffentlicht von Ludwig Pallat. 101 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Jostes. — Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum. Von Professor Dr. Franz Jostes. Zweite Auflage. 296 S. Münster, Borgmeyer und Co. 1916.

Kahl. — Das vaterländische Gebot der Stunde. Rede von Wilhelm Kahl. 22 S. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Kerner. — Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. 3. Auflage, neubearbeitet von Adolf Hansen. 3 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1913—1916.

Kranold. — Studien über Krieg und Wirtschaft. Von Herman Kranold. 1. Teil: Der Wirtschaftskrieg in Gegenwart und Zukunft. 107 S. Augsburg, Augsburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. 1916.

Leichtentritt. — Ferruccio Busoni. Von Hugo Leichtentritt. Mit einem Bildnis. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Mader. — Geistliche Kriegslieder. Von W. Mader. Zweite, stark vermehrte Auflage. 21. bis 40. Tausend. Selbstverlag des Verfassers in Eschelbach, Post Neuenstein (Württemberg).

Mementieck. — Vom Ring des Nibelungen zum Parsifal. Zwei Kriegsvorträge zur Kennzeichnung der Bedeutung Richard Wagners für die sittlichen Aufgaben der Gegenwart. Von Dr. Otto Mementieck. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Mordtmann. — Deutsche Orient-Bücherei. Herausgeber Ernst Jäckh. Heft 19. Hilde Mordtmann: Als ich die Türken pflegte. Weimar, Gustav Kiepenheuer. O. J.

Munk. — Irregang. Roman von Georg Munk. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Mutius. — Die drei Reiche. Ein Versuch philosophischer Besinnung. Von Gerhard von Mutius. 227 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Neumann. — Die Zerschmetterung Deutschlands. Die Kriegsziele unserer Feinde im Spiegel ihrer eigenen Äußerungen. Im Auftrage der Auskunftsstelle Vereinigter Verbände zusammengestellt von Dr. J. Neumann-Frohnau. 40 S. Berlin, Karl Curtius. 1915.

Neustadt. — Krieg. Von Dr. E. Neustadt und Prof. Dr. H. Küchling. 39 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Neustadt. — Vaterland. Von Dr. E. Neustadt und Prof. Dr. H. Küchling, Oberlehrern am Mommsen-Gymnasium zu Charlottenburg. 32 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Nötzel. — Der französische und der deutsche Geist. Von Karl Nötzel. 63 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Nötzel. — Die slawische Volksseele. Zwei Aufsätze von Karl Nötzel und Alexander Barwinskyi. 68 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Ostwald. — Die Ukraine und die ukrainische Bewegung. Von Dr. Paul Ostwald. Mit einer Kartenskizze, das Gebiet der Ukraine darstellend. 38 S. Essen (Ruhr), G. D. Baedeker. 1916.

Oswald. — Der deutsche Krieg. 80. Heft. H. Oswald: Wirtschaftliches Durchhalten. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Pastor. — Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols. Beiträge zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Von Ludwig von Pastor, k. k. Hofrat. Mit Dankls Bildnis und Schriftprobe. 77 S. Wien, B. Herder Verlag. 1916.

Petzold. — Der stählerne Schrei. Neue Gedichte aus der Kriegszeit. Von Alfons Petzold. Warnsdorf. Eduard Strache. O. J.

Philippi. — Altmutter. Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges in vier Aufzügen. Von Fritz Philippi. Marburg a. L., Verlag der Christlichen Welt. 1916.

Prilipp. — Wahrheitsucher. Ein Dürer-Roman. Von Beda Prilipp. 226 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. O. J.

Recht. — Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland. Herausgegeben von Dr. Alfred Bozi, Richter in Bielefeld, und Dr. Hugo Heinemann, Rechtsanwalt in Berlin. 403 S. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1916.

Reisiger. — Griechenland, Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Herausgegeben von Ernst Reisiger. Mit 88 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Königlich Preußischen Meßbildanstalt. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Reisiger. — Totenfeier, Oden aus dem Krieg. Von Hans Reisiger. 63 S. Berlin, S. Fischer. 1916.

Rhoden. — Zwei Brüder. Feldpostbriefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Dr. G. v. Rhoden. Erstes Bändchen: Leutnant Gotthold Rhoden. Mit 2 Bildern. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Rink. — Heckarösla. Gedichte in schwabischer Mundart. Von Hyacinth Rink. Augsburg, Haas und Grabherr Verlag. 1916.

Roloff. — Die Orientpolitik Napoleons I. Von Dr. Gustav Roloff. Professor an der Universität Gießen. 100 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Rosen. — England. Ein Britenspiegel. Schlaglichter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte. Von Erwin Rosen. 342 S. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Rudolph. — Le Français et la guerre de 1915. Ce que disent les journaux français. Von Dr. Rudolph. 96 S. Leipzig, Otto Nemnich. O. J.

Ruhmestage. — Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/16. Dokumente von Mitkämpfern. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. Heft 1. 63 S. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags-Buchhandlung. 1916.

Salomon. — Der britische Imperialismus. Ein geschichtlicher Überblick über den Werdegang des britischen Reiches vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Dr. Felix Salomon, Prof. f. engl. u. franz. Geschichte an der Universität Leipzig. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Zeitschriften

Politisch-anthropologische Monatsschrift. Pol.-anthrop. Verlag. Berlin-Steglitz.
Österreichische Rundschau. Wien und Leipzig. Carl Fromme.
Konservative Monatsschrift. Reimar Hobbing. Berlin.
Süddeutsche Monatshefte. Leipzig und München.
Hochland. München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
Deutsche Revue. Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin und Stuttgart.
Onze Eeuwe. de Erven F. Bohn. Haarlem.
De Toekomst. Haag.
Die Grenzboten. Berlin.
Das junge Europa. L. A. Kittler. Leipzig.
Ungarische Zukunft. Verlag E. F. Fischer. Leipzig.
Aus dem Ostlande. Verlag Oskar Eulitz. Lissa i. P.
Polen. Hermann Goldschmied. Wien I.
Preußische Jahrbücher. Verlag Georg Stilke. Berlin.
März. März-Verlag G. m. b. H. Berlin-München.
Deutsche Politik. Gustav Kiepenheuer. Weimar.
Westermanns Monatshefte. George Westermann. Braunschweig.
Deutscher Wille. Des Kunstwarts 29. Jahrgang. Georg D. W. Callwey. München.
Stimmen der Zeit. Freiburg i. Breisgau. Herdersche Verlag.
Die Bergstadt. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn. Breslau-Wien.
Neue Rundschau. S. Fischer. Berlin.
Deutsche Juristenzeitung. Verlag Otto Liebmann. Berlin.
Literarisches Zentralblatt. Eduard Avenarius. Leipzig.
Das Literarische Echo. Egon Fleischel & Co. Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Schickſal iſt ſtärker als Staatskunſt.

Von

Moeller van den Bruck.

Auch dieſer Krieg wird wieder nach dem Geſetze vom Aufſtieg und Abſtieg der Völker entſchieden werden, der mit Unerbittlichkeit alle alternden Staatengebilde von ihrer Großmachtſtellung herabſinken läßt, um dafür jüngere Nationen nachrücken und aufſteigen zu laſſen.

Dieſes Geſetz, dem ſich ein Volk ebenſowenig entziehen kann, wie ein Menſch dem Geborenwerden und Sterbenmüſſen, hat ſchon längſt, ſchon vor dem Kriege, in den Jahrzehnten, die ihn äußerlich, ja, in den Jahrhunderten, die ihn innerlich vorbereiteten, über ſeinen dereinſtigen Ausgang entſchieden, indem es eine allgemeine Verſchiebung des weltgeſchichtlichen Verlaufs, eine neue Achſenrichtung zum mindeſten der europäiſchen Völkergruppierung vorbereitete, die einmal Ereignis und Wirklichkeit werden würde.

Die Erfüllung dieſes Geſetzes kann während des Krieges vielleicht durch Schwankungen verzögert oder hinausgeſchoben werden, die ſich aus der ſtrategiſchen und mehr noch aus der politiſchen Lage von ſelbſt ergeben: durch Hemmungen, die in den Perſonen, durch Umſtände, die in der Sache liegen; durch Rückſchläge und Wechſelfälle, die bereits gefallene Entſcheidungen noch einmal rückgängig machen möchten; durch Zufälle, die in das Schickſal einzugreifen ſcheinen.

So große Auseinanderſetzungen, die ſich über ſo ungeheuere Räume erſtrecken, brauchen zu ihrer Austragung vor allem Zeit: ehe alle Probleme, an denen Völker der verſchiedenſten Geſchichtſtufungen, Kulturkreiſe und Raſſenzuſammenhänge beteiligt ſind, in dieſe Austragung einbezogen werden können — bis dann endlich ihr gewaltiges Entweder-Oder, Für und Gegen, Hin und Her, der Wechſel von Angriff und Verteidigung, das Recht des Stärkeren und das Recht auf Stärke, ſich von allen Seiten her und nach allen Richtungen hin in der einen und einzigen Linie ausgeglichen haben, die ſich hinterher, nach Maßgabe der Widerſtände, immer noch als die kürzeſte und geradeſte Linie herauszuſtellen pflegt.

Heute, da wir noch mitten im Kriege ſtehen und das Schickſal an ſeinem Werke ſehen, haben alle Verſuche, den Ausgang des Krieges ſchon im einzelnen vorauszubeſtimmen, alle Frageſtellungen: wer den Krieg im beſonderen veranlaßt hat? wer unſer gefährlichſter, wer nur ein vorübergehender, wer ein bleibender Gegner iſt? und wo und wie und gegen wen wir unſere Grenzen unter allen Umſtänden zu ſichern haben werden? nur dann eine Ausſicht, nicht ins Weſenloſe hineinzuraten, vielmehr das Weſen des ganzen Krieges zu

treffen, wenn es der Politik eines Volkes gelingt, bereits diese Linie einzuhalten, sie mit jener Achsenrichtung einer künftigen europäischen Völkergruppierung vorgreifend in Übereinstimmung zu bringen und seine Forderungen der eigenen Machterweiterung ihrem Verlauf anzupassen.

Wir Menschen sind dazu da, um den Weltplan zu verwirklichen, um das Wunder als Plan zu offenbaren, für Vorbestimmung in der Geschichte zu zeugen.

Wir müssen uns entschließen, an Sendungen zu glauben, in denen Geschichte sich vollzieht.

Jedes Volk erfüllt seine Sendung in der Geschichte, wie jeder Mensch die seine im Leben: als ein Teil des Ganzen, der selbst auf seine mehr oder weniger wichtige oder unwichtige Weise ein Ganzes ist.

Keine Sendung kann zurückgenommen werden, solange sie noch nicht Wirklichkeit wurde, wie kein Volk untergehen kann, solange es seine Sendung noch nicht erfüllt hat.

Darin liegt kein Fatalismus, nur ein Überantwortetsein, nur ein Eingestelltsein in den Weltgang: doch die Vorbestimmung selbst wird, wie sie in den Menschen in Wille sich umsetzt, in der Geschichte zu Entschlossenheit, Tatkraft und Bewußtsein der Völker: und wird dies nirgendwo stärker als auf der siegenden Seite, bei den kommenden Nationalitäten, die auserseh en sind, die gehenden abzulösen und sich in der Geschichte als berufene Völkerpersönlichkeit durchzusetzen.

Der letzte Ausgang eines Krieges ist immer sittlich, wie die Gründe, die in den Völkern über Sieg und Besiegung entscheiden, sittliche Gründe sind.

Aber eben deshalb, weil es sich bei der Austragung von politischen Gegensätzen um ein metaphysisches Gleichgewicht handelt, das auf der Erde hergestellt werden soll, kann nichts Menschliches diese Vorbestimmung beeinflussen, sie beirren, von ihr ablenken; kann kein Umweg oder Trugschluß der Politik, der von den Ereignissen doch immer wieder aufgehoben wird, freilich auch beizeiten aufgehoben werden muß, die Linie zurücknehmen, die Achsenrichtung in ihr Gegenteil verkehren oder auf die Dauer auch nur von ihr ablenken.

Diese Linie und Achsenrichtung zeigt heute unverkennbar den Weg von Westen nach Osten, den die Geschichte Europas und des Europäertums mehr und mehr in dem Grade genommen hat, wie ihr Schwerpunkt von den atlantischen Küstenstaaten zum zentralen Binnenlande verschoben worden ist.

Im Altertum bewegte sich die Entwicklung in Kurven um das Mittelmeer, fand ihren Mittelpunkt bald in Athen, vorübergehend in Karthago, schließlich in Rom, freilich auch schon in der Stadt des Konstantin, ostwärts gerichtet.

Während des Mittelalters ging die Kurve von Norden nach Süden, schied und verband zugleich die germanische und die romanische Welt in den Gegensätzen geistlicher und weltlicher Herrschaft; war romwärts gerichtet: Rom, das zweite, das christliche Rom, wurde abermals zum Mittelpunkt des Erdkreises; kulturell und religiös, aber auch politisch und namentlich diplomatisch.

Von der Renaissance an, in deren Wirbeln die aus nordischen Kräften erneuten südlichen Völker noch einmal ihre großen antikischen Wertmomente erlebten, drehte die Kurve sich dann langsam nach Westen, holte seit der Entdeckung Amerikas weit über den Ozean aus, der an die Stelle des Mittelmeeres trat, und stellte die europäischen Randvölker nacheinander vor die Frage: mit welcher Seegeltung sie an den Folgen dieser Machtverschiebung beteiligt sein wollten?

Heute, nachdem Spanien und Portugal, Holland und Frankreich nacheinander mit einer Schnelligkeit und in einem Abstande, die von einem Mangel an Zusammenhang mit dem europäischen Völkerblock, an bedeutendem Hinterland und eigentlicher Festlandstellung bedingt wurden, wieder ausgeschieden oder zurückgetreten sind, kehrt die Kurve aus dem Westen nach der Mitte des Kontinents zurück und vereinigt die Mächte des europäischen Binnenbeckens in einer östlichen Achsenrichtung.

Diese Achsenrichtung hat einmal die Richtung der Arme, die quer durch den Kontinent greifen und hier von der Kultur, die wir in Deutschland an unserer westlichen Flanke überkommen haben, zu der Natur hinüberreichen, die sich an unserer östlichen Flanke erhalten hat; und sie hat, mit einer orientalischen Abweichung, die Richtung des europäischen Rückgrates, das von Hamburg bis Konstantinopel, von Helgoland bis Koweit reicht und um das sich in einer neuen Völkerstraße die Staaten und Länder lagern, die den künftigen europäischen Völkerzusammenhang und Zusammenhalt bilden werden.

Der Krieg wird von Deutschland und den ihm verbündeten Mittelmächten gewonnen sein, und er ist es in seinen strategischen Ergebnissen heute schon, wofern es gelingt, diese letzteren in politische Ergebnisse umzusetzen, sich in jener westöstlichen Achsenrichtung dauernd zu befestigen, und so, an der einzigen offenen Stelle Europas, an der dies überhaupt möglich ist, die Einkreisung Deutschlands und des eigentlichen Kontinents zugleich endgültig zu durchbrechen.

Diese Achsenverschiebung ist namentlich von England immer gefürchtet worden: England, die Insel, lag abseits und suchte von seiner beobachtenden und lenkenden Außenstellung her den neuen Richtungswillen in der Weltgeschichte zu vergewaltigen.

Der Weltkrieg selbst ist nichts als ein Versuch, die Achse durch einen Punkt zu ersetzen, um den sich die Welt drehen soll; ist eine letzte und größte Anstrengung Englands, nachdem es die europäischen Randvölker Spanien, Holland und Frankreich nacheinander aus dem westlichen Wettbewerb ausgeschaltet hat, nunmehr Deutschland, den Kontinent, ganz Europa der Insel zu unterwerfen.

In der Tat kann erst die Befreiung des Kontinents von der Insel, die mit ihren Übersee- und Weltwirtschaftsproblemen unsere Festlandsprobleme verdeckt und deren Lösung hinausschiebt und hintanhält, die Bahn unserer europäischen Entwicklung in der neuen geschichtlichen Achsenrichtung frei machen, an der England schließlich überhaupt nicht mehr beteiligt sein wird.

Deshalb hat der scharfe und feste, rücksichtslose, unermüdliche, dieser einzige politisch durchdachte, von keiner Gegnerschaft zu erschütternde noch zu widerlegende Standpunkt einer politischen Grundanschauung durchaus Recht, die in England den Anlaß und in der Besiegung Englands das Ziel des Weltkrieges sieht.

Aber dieser Anlaß darf nicht darüber täuschen, daß es sich bei dem Endziele des Weltkrieges, das freilich nicht eher erreicht werden kann, als bis England zurückgewiesen, in seinen Ansprüchen gebrochen, auf seine Inselstellung beschränkt ist, noch um etwas ganz anderes handelt: um einen Endsinn, der weit über die insular-kontinentalen Gegensätze hinausweist, der ausschließlich und unmittelbar den Kontinent angeht und der in den künftigen Jahrhunderten auf diesem Kontinent eine neue Ordnung des europäischen Völkerlebens durchzusetzen sucht, die nach einem ganz anderen Maße als dem englischen wirtschaftlichen, weltwirtschaftlichen gemessen werden muß, eine Ordnung vielmehr, die nach dem Maße der alten und jungen Völker jene west-östliche Verschiebung der europäischen Politik wie Kultur zu verwirklichen sucht.

An sich käme England eine derartige Schwerpunktverschiebung der europäischen Machtverhältnisse sogar gelegen, und eine Zurückdrängung Deutschlands wäre ihm nicht nur bei Deutschlands westlicher Schwächung, sondern auch um den Preis seiner östlichen Stärkung, die zugleich eine russische Schwächung bedeutete, eher erwünscht — wenn nur England selbst nicht mitbetroffen, wenn es durch diese kontinentalen Vorgänge nicht gerade auf seine insulare Stellung zurückbeschieden, wenn nicht seine Beherrschung des Suezkanals, sein Seeweg nach Indien, sein Vorrang auf allen Meeren, in der Atlantik und selbst in der Nordsee, wenigstens in der Rückwirkung durch diese Wertverschiebung, mitentwertet würde.

Aber der Osten bedeutet nun einmal in seinen weiteren Erdzusammenhängen den Orient, den nächsten wie den fernsten, zu dem von Deutschland als Ausgang die gegebene europäisch-asiatische Straße führt, die in ihren Ausläufern und Ablegern bis Japan, bis zu den Küsten des Stillen und des Indischen Ozeans reicht.

Deshalb hat England von der Nordsee aus den Versuch unternommen, auch Deutschland nach dem Verfahren abzutun, das sich im Laufe der Jahrhunderte an Spanien, Holland und Frankreich schon bewährt hat.

Auch Spanien, Holland, Frankreich haben einst den Ehrgeiz gehabt, von ihrer Randstellung aus Europa zu bedeuten, Europäertum in die Welt zu tragen, wie dies erst England von seiner vergewaltigenden Inselstellung aus durch Eroberung und Behauptung der Weltstraßen gelungen ist: Nun fürchtet England, daß das Gleiche den Deutschen auf dem neuen west-östlich gerichteten Weltstraßennetz gelingen werde, das wesentlich ein Festlandstraßennetz ist.

Und deshalb, vor dieser äußersten Gefahr der Verdrängung, vor dieser Drehung der Geschichte der Erde zuungunsten Englands und des ihm heute verbündeten europäischen Westens, hat England die Koalition zusammen-

gebracht, die Deutschland in seiner europäischen Mittelpunktstellung von allen Seiten her umfassen und erdrücken soll: diesen Zusammenschluß der verschiedensten, alter und junger, westlicher und selbst östlicher Völker, die sich alle von Deutschland irgendwie bedroht fühlen, und in der England seinen Verbündeten Geld, Munition und, soweit es fähig dazu ist, auch Initiative gibt, um dafür einzutauschen, was England und der europäische Westen selbst nicht mehr in ausreichendem Maße besitzt: Menschen.

Aber auch diese Koalition, dieses Übereinkommen, das ein letzter Versuch ist, den Westen, den westlichen Geist machtpolitisch in der Welt zu behaupten, kann bei aller Staatskunst das Schicksal nicht aufhalten: das Gesetz der Geschichte nicht aufheben, die Linie der Entwicklung nicht verändern, die neue Achsenrichtung nicht umwerfen.

Schon die Tatsache, daß überhaupt eine Koalition nötig war, ist ein Schwächegeständnis des Westens: Koalitionen sind immer ein Zeichen, daß gehende, sinkende, schwindende Mächte sich nur in ihrer Gesamtheit noch fähig fühlen, eine einzelne aufkommende Macht, eine, die nicht einmal da-war, sondern die da-ist, zu hemmen, zurückzudrängen, auf sich selbst zu beschränken.

Auch Deutschland steht mit Österreich, Ungarn, Bulgarien und der Türke in einer Koalition: aber es ist, ganz abgesehen davon, daß sie als eine der Notwehr zustande kam, eine natürliche Koalition, in der sich Völker und Staaten zusammenschlossen, die vorher nicht nur geographisch und ökonomisch, sondern auch in ihren sozialen und ethischen Auffassungen, in der frischen und immer sittlichen Unternehmungslust junger, unverbrauchter, erst aufsteigender Völker in verwandter Richtlinie verbunden waren.

Die Koalition dagegen, die England zustande gebracht hat, ist eine des Kalküls, eine künstliche Koalition, ein diplomatisch-politischer Zweckverband, der die widerstrebendsten Völkerinteressen vereinigt und der nach dem Kriege von selbst auseinanderfallen wird, während der Kontinentalverband gerade dann, und vielleicht unter Einbeziehung mancher jetzt noch neutralen europäischen Festlandstaaten, erst seine große kulturpolitische Berechtigung bekommen wird.

Diesen Ausgang kann die Koalition, kann der Westen, kann England nicht hindern: keine englische Vernunftrechnung, kein künstliches Mittel der Einkreisung, kein Krieg nach dem Kriege, kein westlicher Wirtschaftszusammenschluß, keine umgekehrte Kontinentalsperre, wie man sie heute von England aus als allgemeine Deutschlandsperre plant.

Der Sinn dieses Weltkrieges ist tiefer, als der Westen ahnt: ist ein katastrophales Erdphänomen, das ausbrach, um den Willen der Natur, die sich geschichtlich und menschlich nun einmal in Völkern und Völkerverschiebungen offenbart, auf dieser geprüften, allen Leidenschaften überantworteten, aber auch von höheren Gewalten gelenkten Oberfläche des Planeten durchzusetzen.

Die Uhr, die englische Uhr, der Mittelpunkt, um den sich die Zeiger des Zeitmessers drehen, ist freilich etwas absolut Vernünftiges, Vernunftgemäßes,

ist zwei mal zwei gleich vier; aber die geheime Weltuhr ist eine über die Erde hinausreichende Macht, von der alles Geschehen geregelt wird — und diese Weltuhr, die mechanisch nicht zu konstruieren ist, schlägt zwei mal zwei gleich fünf in der Geschichte.

Der Unterschied des Schlages ist tiefer, weil ewiger, als in den wenigen Sekunden jährlichen Unterschiedes hervortritt: vergeblich, und immer nachträglich, hat man ihn durch den neunundzwanzigsten Februar, durch den gregorianischen Kalender auszugleichen gesucht — aber Uhrminute und Weltminute, Uhrpuls und Weltpuls stimmen nicht überein, und ihren kosmischen Schlag verspürt man erst dort, wo Menschen wie Völker sich nicht ihrer vermeintlichen Schlauheit, ihrer überklugen, ebenso bornierten wie sterilen Erfolgsausrechnung überlassen, sondern wo sie in der natürlichen Vorwärtsbewegung begriffen und dabei in die Achsenrichtung eingestellt sind, die der Weltvorgang auf der Erde einhält und als Weltgeschichte sich selbst vorschreibt.

Die Magnetnadel, die der europäischen Achsenrichtung ihre neue Linie anzeigt, ist mächtiger als alle Berechnung der Menschen: ihre Enden gehen nach beiden Seiten ins Geheimnisvolle des Weltplans, obwohl sie auf durchaus natürlichen Kräften, auf einer sich ändernden Verteilung der europäischen Völkerwerte beruht.

Die Magnetnadel, die diese Achsenrichtung bestimmt, steht wie schwebend über einer Fläche und zeigt die Richtung, in die sich jeder Mensch wie jedes Volk einstellen muß, das Anschluß und Anteil an dem Weltgeschehen nehmen und vorher feststellen will, wie es zu den Gegenden des veränderten Völkersystems steht, das heute von Westen nach Osten gewendet ist.

Noch glauben manche Menschen und manche Völker, die immer nur auf das Zifferblatt schauen, glauben ganze Rassen und geschlossene Kulturkreise an England, an den Westen, an das westliche Ideal, das bis gestern in Europa eine Weltgeltung hatte, glauben, daß sich auch heute noch um seine Mitte die Welt bewegt; aber diese Menschen und Völker, die noch an den Westen glauben und dort den Pol sehen, folgen dem Irrschein der Gewohnheit, einem passatistischen Nimbus, und sind wie Leute, die einem Kapitän folgen, der nach dem früher eingestellten N. seines Zifferblattes weiterfährt und von der mystischen und doch so natürlichen Drehung der Nadel nichts wissen will, die sich inzwischen vollzogen hat.

Der Wille der Erde in Völkern, nicht der Wille dieser Völker selbst, noch nicht einmal so sehr der Wille einzelner großer Menschen in ihnen, obwohl diese die eigentlichen Verwirklicher des Schicksals sind, wie die Völker als seine Träger erscheinen, entscheidet letzten Endes über die großen Verschiebungen, die wir Geschichte nennen: die Natur selbst entscheidet.

Die Zusammenhänge entscheiden, die wir vorfinden und in die wir hineinwachsen: die Verkehrsstraßen, die sich bahnen; die Weltwirtschaftsbereiche, die sich bilden; der Anschluß und der Anteil, den einzelne Völker an ihnen haben, die neu und mit bestimmten Anwartschaften in die Geschichte ein-

treten; und dann allerdings auch das Genie der einzelnen Perſönlichkeit, die zum Exponenten und Diktator aller dieſer Zuſammenhänge wird.

Alle die Mächte entſcheiden, die durch den Menſchen und durch ein Volk in ihr Zeitalter reichen und unter denen die mächtigſte immer die männliche Tüchtigkeit iſt, die ſich aus einer Raſſe in einem Volke erhalten hat: das Recht und die Ruhe eines guten Gewiſſens, mit dem es ſeinen Weg geht und weiß, daß es ihn geht.

Hinter dieſen Mächten, die im letzten menſchlichen Grunde ſittliche Mächte ſind, mögen noch gewaltigere ſtehen: kosmiſche Zuſammenhänge, in denen ſich die Verbindung von phyſikaliſcher Geſetzlichkeit und metaphyſiſcher Notwendigkeit auf der Erde vollzieht und die ihre Polariſierungen durch die Länder und die Menſchen dieſer Länder, durch Völker und Raſſen gehen laſſen; der Geiſt der großen Geſchichtsanſchauer Pythagoras, Dante und Hegel in Anwendung und Tätigkeit; oder der Geiſt von Dürers Melancholia mit dem Stundenglas; und von Goethes Urworten.

Dieſe Zuſammenhänge zu erkennen iſt Sache des Denkers; ſie zu offenbaren Sinn des Künſtlers; ſie zu verwirklichen Aufgabe des Staatsmannes.

Es wird ein ewiger Wunſch von antiker Größe bleiben, daß die Leitung des Staatslebens dem Weiſeſten unter den Bürgern zufällt; und er muß es bleiben, ſchon weil Weisheit allein, ſelbſt wenn ſie ſich meſſen, und wenn ſich der Weiſeſte genau beſtimmen und auswählen ließe, immer unfruchtbar iſt, und weil das Wachstum eines Volkes auch noch andere menſchlichere Werte, Mut, Unternehmung, Überſchwenglichkeit vorausſetzt, die von der Weisheit vielleicht gar nicht gebilligt werden.

Gleichwohl bleibt Philoſophie das Maß großer Politik, bleibt größte Weisheit, wofern ſie ſich mit größter Entſchlußkraft verbindet, die Vorausſetzung des größten Staatsmannes.

Auch der Staatsmann iſt nur Inſtrument und dem Daimonion unterworfen, Mittel zum Zweck der Geſchichte, der ſich durch ihn in den Völkern erfüllt, für die er die Verantwortung trägt.

Geſchichte wie Schickſal kann von einem Staatsmann nicht aufgehalten werden: und es iſt faſt ein Geheimnis im Leben der Völker, daß eine Nation, welche ſiegen ſoll, auch immer den Staatsmann beſitzt oder bekommt, der ihm Geſchichte wie Schickſal erfüllt.

Das Volk ſelbſt kann oft nichts dazu tun als kämpfen, bis es ſiegt.

Aber Vorausſetzung iſt, wofern es ein großes Volk iſt mit einer großen Anwartſchaft, daß die Kreiſe des Werdens nicht durch die Bedenken einer kleinen Politik geſtört werden: daß ſeine Politik vielmehr iſt, wie große Politik immer iſt: nicht Geſchäft, ſondern Geſichtspunkt.

Nur ſo kann ſie Standpunkt ſein.

Die polnische Frage.

Von

Alexander Brückner.

I.

Russen und Polen.

Unter allen Überraschungen im Gefolge des Weltkrieges ist die folgewichtigste wie unverhoffteste zugleich das Aufleben der, wie es schien, für immer und längst erledigten polnischen Frage. Hatte man sich schon 1795 gegenseitig verpflichtet, daß sogar der Name Polen nicht mehr genannt werden dürfe, so rückte 1916 die Möglichkeit einer Selbständigkeitserklärung dieses totgesagten Polens in greifbare Nähe. Wer würde noch an Wundern zweifeln?

Freilich, die Verpflichtung von 1795 nahm man nicht lange ernst; zuerst brach sie der hochherzige Phantast auf dem Zarenthrone, der Polens ganzen Wiederaufbau sicher versprach, aber — aus Furcht vor den Schärpen seiner eigenen Generäle — nur halb ausführte. Wegen dieser Halbheit gerade war seinem Lebens- und Liebeswerke noch kürzere Dauer beschieden als ihm selbst, denn schon nach fünfzehn Jahren sank es ins frühe Grab. Auch Alexanders des Ersten direktes Widerspiel, der große Egoist und Realist, sein Freund und Gegner, hat die polnische Frage, freilich stets nur unaufrichtig und widerwillig, aufgerollt, aber ebenso wie jener wieder nur halb, und dadurch sich selbst, wie er es später einsah, seinen ganzen Untergang zugezogen; die Rücksicht auf Rußland, das er nicht zum Gegner haben, die auf Österreich, das er als Bundesgenossen erhalten wollte, bezahlte Napoleon mit der Katastrophe von 1812. Die nun durch den Wiener Kongreß sanktionierte Drittelung Polens sollte für ein volles Jahrhundert dessen Los regeln. Wohl hat die Nation, bisher stets nur Spielball in fremden Händen, 1830 ihr Schicksal wieder in ihre eigenen genommen, aber was ihre revolutionäre Jugend halb improvisiert hatte, wurde nicht im revolutionären Geiste fortgeführt und ging ganz verloren, weil zaudernde Staatsmänner und unschlüssige Generäle, die nur die militärische Ehre zu wahren gedachten, alle möglichen Erfolge von vornherein verzettelten. Eine Versumpfung der Frage hielt nun Jahrzehnte lang an, und die Frage schien endlich ganz erledigt, als sich 1863 die Nation wieder nur halb erhoben und die Westmächte ihre volle Niederlage sich geholt hatten, da sie diese Frage, nur im gegenseitigen Mißtrauen und nur auf eigene kleinliche Ziele bedacht, gegen Rußland ausspielten. Nicht nur für die Regierungen, sogar für ihren Gegner, die Revolution, der doch Polen einst Losung und Symbol war, für die Polen jedesmal auf den Kampfplatz eilte

und blutete, sogar für sie existierte nicht mehr die polnische Frage, als eine völlig aussichtslose, die schon durch ihre unendliche Verschleppung sich überlebt hatte; sie rächte sich auch empfindlich an Alexander Herzen, der seine polnischen Sympathien und den Dank des greisen Czartoryski mit seinem Einfluß in Rußland bezahlen mußte. Seit 1863 wurde somit die polnische Frage zu einer ausschließlich inneren der Teilungsmächte, und niemand in Europa kümmerte sich, wenn die klaren Bestimmungen eines europäischen Vertrages von Preußen oder Rußland verletzt wurden; Polen war wie von den Landkarten, so aus dem Gedächtnis der Diplomatie für immer ausgelöscht.

Kein Wunder daher, daß man 1914 gerade für die Frage am wenigsten gerüstet war, die sich alsbald als die brennendste erwies, am wenigsten aber in Deutschland und Österreich, die nach den Worten des deutschen Kanzlers in den aufgezwungenen Krieg eintraten, ohne an diese Frage auch nur gedacht zu haben. Was Diplomaten versäumten, holten Heere nach; nicht Noten, sondern Kanonen schufen die Vorbedingungen für eine neue Aktion, die, wie in der polnischen Frage es bisher immer der Fall war, wieder nur halb, mit größtem Zögern und Mißtrauen und mit ständigem Verpassen aller günstigen Gelegenheiten, eingeleitet wurde; diese Halbheit und Lauheit sollte sich bald und empfindlich, wäre es auch nur durch das Eintreten Rumäniens in den Krieg an der Seite Rußlands, rächen. Auch das übrige Europa suchte nun auf seine Art lange Versäumtes nachzuholen; in England zum Beispiel erschienen 1915 und 1916 mehr Schriften über Polen, als in allen früheren Jahrhunderten zusammen; die Unkenntnis und Interesselosigkeit an allen polnischen Dingen war hier wie anderswo vollkommen, außer in den Teilungsstaaten, wo ja die polnische Frage zu den inneren, oft heiß umstrittenen gehört hatte. Aber aus diesem engen Rahmen hatte man sie auch hier nie herausgehoben, also fehlte auch hier jegliche Orientierung über die gesamte Lage, und es konnte zur Befriedigung der Regierten nur dienen, daß offenbar auch die Regierenden im Dunkeln tappten, ihre völlige Rat- und Planlosigkeit hinter Phrasen versteckten und sich vor allem scheuten, die nötigen Konsequenzen aus der Neugestaltung der politischen Verhältnisse rücksichtslos zu ziehen.

Heute scheint wohl in Deutschland die Überzeugung Oberhand zu gewinnen, daß um der Sicherung der Ostmarken willen Kongreßpolen nicht an Rußland zurückfallen sollte; außerdem dürfte das Gefühl vorherrschen, daß eine falsche Lösung der polnischen Frage schon in naher Zukunft verhängnisvoll werden könnte. Über alles andere dagegen gehen die Meinungen auseinander; doch lohnt es sich kaum, die einzelnen, sich direkt widersprechenden Lösungsversuche aufzuzählen. Sie bewegen sich zwischen zwei Extremen: zwischen der Erhaltung der alten Drittelung (des Status quo vor dem Kriege) und zwischen dem Schaffen eines unabhängigen Polen, nach Osten hin in seinen alten historischen, nicht in seinen heutigen völkischen Grenzen; bepackt werden diese Lösungen noch mit Aus- und Umsiedelungsplänen, alles im Grunde, bei der ungeklärten

Kriegslage, müßiges Spiel. Daher erscheint vorläufig ungleich dankbarer, was im folgenden unternommen wird: den Tatbestand klar zu legen, nicht auf Grund weniger, beliebig ausgewählter und zurecht gestutzter Daten, die einer vorgefaßten Meinung zum Rückhalt dienen, sondern möglichst umfassend und wahrheitsgetreu. Dabei muß zuerst das Verhältnis zwischen Russen und Polen besprochen werden; denn es gehört der größte Teil des alten Polen, weit über zwei Drittel von ihm, zu Rußland, dessen verschiedene Völker, nach zarischem Ausspruch selbst, eine einzige Familie bilden, dessen verschiedene Provinzen völlig gleichgestellt werden sollen, was dem Untergange des Polentums gleichkäme. Die Polen im österreichischen und preußischen Anteil treten gegen die russischen völlig zurück, bleiben daher aus unserer Betrachtung weg. Zudem scheint heute, wir wollen hoffen für immer, das Verhältnis zwischen Russen und den Polen im Königreiche bereits einer unwiederbringlichen Vergangenheit anzugehören, und man kann nunmehr mit völliger Offenheit die Frage erörtern, ob überhaupt eine Übereinstimmung russischer und polnischer Interessen je zu erzielen war, ob die vielfach in Deutschland geäußerte Besorgnis, die Polen könnten als Slawen mit Russen sympathisieren und dadurch in den Gegensatz zu Deutschland eintreten, wirklich und dauernd berechtigt ist. Über unleugbare russophile Strömungen im Königreich und was sie bedeuteten, handeln wir besonders, wenn wir die gegenwärtige innere Lage, das Auseinandergehen der Meinungen und Parteien im Königreich darstellen und fragen werden, ob und auf welcher Linie sie trotz ihrer heutigen unleugbaren Zersplitterung zusammentreffen, ob eine einheitliche Neuorientierung dieser Polen möglich und wahrscheinlich ist. Dazu gehört in erster Linie auch eine Klärung des künftigen Verhältnisses zu Deutschland, und darum soll zuletzt auch dieses zur Sprache kommen: wie es sich geschichtlich gestaltet hat; wie es sich in Zukunft gestalten könnte; worauf die gegenseitigen Interessen hinweisen? Bei allen diesen Ausführungen im folgenden sei entschuldigt, wenn mitunter in ferne Vergangenheit zurückgegriffen wird; ist doch diese Frage vielfach tief verankert und könnte anders nicht vollständig noch wahrheitsgetreu dargestellt werden.

II.

„Das Polentum ist der vergiftete Dolch, den das Abendland dem Slawentum ins Herz stieß," sprach und dachte der scharfsinnigste und weitblickendste aller jüngeren russischen Slawophilen, derselbe Jurij Samarin, der der heutigen Behandlung der Balten in Rußland ihre Wege ebnete. Da seine Worte etwas romantisch-banditenmäßig klingen, schlagen wir eine andere Fassung desselben Gedankens vor: erst heute wird auch dem Abendlande klar, daß es auf seiner Grenze gegen den Orient an Polen den einzigen, starken Schutzdamm besaß, der dauernd verhütete, daß die russischen Wellen über dem ganzen Slawentum zusammenschlugen und nicht erst 1914, sondern schon vor

Jahrhunderten das Abendland und seine Kultur, das ist sein Leben, bedrohten. Kein anderer Slawenstamm konnte nämlich diesen Damm bilden, am wenigsten die Böhmen, schon wegen ihrer geringen Zahl, abgesehen von der weiten Lage. Wenn aber heute auch das Zahlenverhältnis zwischen Russen und Polen gar ungleich ist, die Russen allein mehr als zwei Drittel der ganzen Slawenwelt ausmachen, ihren weit über hundert Millionen die Polen nur wenig über zwanzig entgegenstellen, so vergesse man nicht, daß solches Kräfteverhältnis erst jungen Ursprunges ist. Noch im siebzehnten Jahrhundert hielten sich ja diese beiden Slawenwelten das Gleichgewicht, welches erst seit 1654 mit jedem Jahrzehnt zu Polens und des Westens Ungunsten sich verschob, bis der Westen selbst seinen Schutzwall abtragen half, hinter dem er sich bisher ungestört hatte entwickeln können, und in die unmittelbare Berührung mit dem Russentum eintrat, was endlich und letzlich die Katastrophe von 1914 heraufbeschwören mußte. Aber auch nach dem Abtragen dieses physischen und politischen Hindernisses blieb der Polenwall als geistiges und moralisches weiter bestehen, denn nur der unüberwindliche Gegensatz zwischen Russen und Polen machte jede panslawistische Konzeption von vornherein zuschanden. Wie könnte man nämlich von einer großen, geeinten, harmonischen Slawenwelt fabeln, solange ihre bedeutendsten Vertreter durch tiefsten Haß voneinander geschieden blieben? Aus dieser Klemme halfen sich die älteren Slawophilen, indem sie Slawentum ohne weiteres der Orthodoxie gleichstellten, die katholischen Slawen daher und ihren Katholizismus als Abfall von der slawischen Sache brandmarkten und befehdeten oder beklagten. Namentlich die Polen galten ihnen wegen ihres aristokratischen, individuell-anarchischen und ultramontanen Wesens einfach als greller Widerspruch des demokratischen, streng disziplinierten, orthodoxen Slawentums. Bezüglich der Böhmen erfanden sie dann die Fabel und redeten sie den Böhmen selbst ein, als ob deren kraftvollste und originellste Schöpfung, ihr Hussitentum, noch unmittelbar zurückginge, nicht etwa auf das Abendland, auf dessen Wikliff und Waldenser, sondern auf angebliche, überlebende Traditionen der orthodoxen Kirche, der Griechenkirche Cyrills und Methods, die im neunten Jahrhundert in Böhmen und Mähren geherrscht hatte, deren Spuren und Einflüsse im Hussitentum des fünfzehnten Jahrhunderts wieder aufgefrischt wären! So fanden wenigstens die katholischen Böhmen gnadenvollen Unterschlupf in dem orthodoxen Paradies, aus dem die Polen für immer verbannt blieben, als unwürdige Verächter aller slawischen Heiltümer.

Dafür verleugneten und bekämpften auch die Polen jeglichen Panslawismus. Es war zwar nicht immer so gewesen. So lange Polen die slawische Vormacht war, hat es im Stolzgefühl dieser seiner Stellung mehrfach panslawistischen Anwandlungen, als Einiger und Hüter der slawischen Welt gegen Westen und Osten, gehuldigt; während seines Verfalles haben einzelne Polen, im Gefühl ihrer Schwäche, besorgt um das Los ihrer Nation, ein

Heil für sie in der Anlehnung an das große und starke „Brudervolk", das sie eben zu Boden geschmettert hatte, gesucht. Erst das Jahr 1831 räumte mit allen panslawistischen Plänen endgiltig auf. Hatte sich doch herausgestellt, daß Panslawismus, sowie er ernstlich genommen wird, nicht als bloße romantische Spielerei mit einer idealisierten Vergangenheit und erträumten Zukunft, infolge der ganz ungleichen Kräfte in nichts anderes auszulaufen vermag, als in baren Panrussismus; daß mit anderen Worten die einen, verzagend an ihren Kräften und Mitteln, sich aus der trostlosen Gegenwart und aussichtslosen Zukunft durch Flucht in diesen angeblichen Panslawismus zu retten versuchten, vorziehend die Auflösung im russischen dem Untergange im deutschen Meere; die anderen den Panslawismus nur als Deckmantel ihrer ehrgeizigen Pläne, als Vorspann auf dem Siegeswege nach Konstantinopel und Danzig benutzen wollten. Beides nun war den Polen gleich fremd, und daher galt ihnen als Verrat an der eigenen Sache jegliches Liebäugeln mit panslawistischen, das ist panrussischen Gedanken, und noch 1916, ebenso wie in den Jahren seit 1831, klagen die russischen Blätter, daß den Polen alle slawischen Gefühle und Gedanken fremd wären.

So störten die Polen durch ihre bloße Existenz aufs empfindlichste die slawophilen Kreise, zogen sich daher den Unwillen auch der Böhmen zu und glänzten auf Verbrüderungsfesten durch Abwesenheit oder Proteste. Sogar der moderne schwächliche Aufguß des alten Slawophilentums, der Neoslawismus, der ja in der Theorie wenigstens die Russifizierung und die orthodoxe Unduldsamkeit ausschließt, rückt durch die Polen nicht recht von der Stelle, und auch auf seinen Kongressen kommt es zu dem unvermeidlichen Krach, sowie die Beziehungen zwischen beiden Nationen auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Der russisch-polnische Gegensatz stammt aus verschiedenen Quellen, aus Kultur- wie aus Machtgründen zugleich, und ist folgendermaßen entstanden:

Die große mittel- und osteuropäische Ebene schien das Schicksal für ein slawisches Universalreich, das Europa und damit die Welt beherrschte, bestimmt zu haben; zwischen Elbe und Ural gibt es nämlich keine natürlichen Schranken, und dieser ganze Riesenraum ward von Slawen ausgefüllt. Was jedoch die Natur versäumt hatte, erschuf der Mensch nachträglich, die Schranken nämlich, die mit jedem Jahrhundert unübersteiglicher wurden. Das Glaubensbekenntnis und was damit einst untrennbar zusammenhing, die Kultur, spaltete für immer diese räumlich und völkisch einheitliche Slawenwelt, vor allem die unmittelbarsten Nachbarn, Polen und Russen im großen, Kroaten und Serben im kleinen. Nachdem nämlich der Versuch jener beiden Griechen, die gesamte Slawenwelt von Rom abzuwenden, zum Glück für den europäischen Westen im slawischen Westen gescheitert war und nur auf dem Balkan wegen des dortigen Übergewichtes der Griechen sich eingebürgert und von da aus noch Rußland gewonnen hatte, entfremdeten sich langsam die slawischen Brüder im Namen des alle einigenden Glaubens, und es schied nun das

Russentum aus jeglicher Berührung mit der abendländischen Welt für Jahrhunderte vollkommen aus. Hatte es vorher außer Grenzreibereien keinerlei Feindschaft zwischen Russen und Polen gegeben, so impften jetzt die Griechen ihren Haß Roms (und damit der römischen Polen) den Russen ein, schufen zwischen beiden die künstliche Kluft und erweiterten sie ständig. Das weitere völlige Auseinanderfallen eines westlichen (kleinen) und östlichen (großen) Rußland durch und im Verlaufe der Tatarenherrschaft verschärfte die Gegensätze, die sich schon im sechzehnten Jahrhundert voll entgegentraten und bis heute nichts an ihrer Schärfe einbüßten. Die einstigen gemeinsamen Slawenzüge haben sich ganz verloren, und nur noch in der Sprache berühren sich beide Völker. Seit Herder und durch ihn hat man allerdings viel über die gemeinschaftlichen Charakterzüge der Slawen gefabelt, obwohl diese im Grunde bei jedem Ackerbauvolke sich wiederholten; aber stets übersah man darüber die trennenden, den Ausschlag allein gebenden Momente, wie sie die Kultur geschaffen hat. Stammfremde Russen und Rumänen stehen sich daher heute ungleich näher, als die stammverwandten Russen und Polen. Nun hat ja Europa, dem seit und durch Peter den Großen auch „die getauften Bären", wie ein Leibniz die Russen nannte, angeschlossen wurden, in den Kulturschichten die Gegensätze gemildert, — war doch noch vor nicht langer Zeit das Französische allein Verkehrssprache der gebildeten Russen wie der Polen; man muß daher tiefer zurückgreifen, um sich dieses Gegensatzes und seiner Gründe wie Folgen bewußt zu werden.

Der katholische, lateinische, abendländische Pole war dem orthodoxen, griechischen, morgenländischen Russen stets ein Greuel, weil ein Heide in seinen Augen: ob ein Hund oder ein Pole in die russische Kirche hereinkam, sie galt durch beide gleich entweiht. Ebenso war dem knechtischen Russen die Freiheit des Polen unbegreiflich und unsympathisch zugleich; während der Pole keinerlei Unterordnung duldete, seinen eigenen Willen schon in seinem Liberum Veto dem Willen aller mit Erfolg entgegenstellte, kannte der Russe überhaupt keinen eigenen Willen. Unter dem jahrhundertelangen Druck griechisch-tatarischer Despotie hatte das Gefühl des unbedingten Gehorsams jedes andere, auch das der persönlichen Ehre, ja Menschenwürde, völlig ausgetilgt — ist ja doch noch heute für den Russen charakteristisch knechtischer Volkssinn, unbedingte, fatalistische Ergebenheit in den Willen der im Cäsaropapismus verkörperten Vorsehung, tritt sie uns doch noch in der Menschenschlächterei eines Brussilow entgegen. In Polen war der kleinste Adelige dem höchsten Magnaten rechtlich gleich und schuldete seinem König im Grunde genommen nur den Titel (Steuern zahlte der Bauer, und das Kriegsaufgebot ruhte vollständig); — in Rußland konnte der höchste Magnat Stockstreiche bekommen wie der letzte Bauer, durfte vor seinem Großfürsten oder Zaren sich nur eines Hundenamens bedienen, gerade wie sein Großfürst selbst die Milchtropfen von der Erde ableckte, die vom Schnauzbart des tatarischen Boten beim feier-

lichen Bewillkommnungstrank herabfielen. Wenn erfundene Anekdoten psychologische Analysen ersetzen dürften, so kennzeichnet nichts besser russischen blinden Gehorsam als die Anekdote von Peter dem Großen, der, um ihn zu beweisen, vor König Friedrich seinen Soldaten zum mehrere Stockwerke hohen Fenster hinausspringen ließ; russische Begriffe von Ehre und Menschenwürde nagelt ebenso an die Anekdote von dem Russen, der vor seinem Freunde prahlt, welch großartige Geschichte ihm gestern passiert wäre — hast du auch deine Ohrfeige bekommen (im Original ungleich drastischer) — natürlich, aber die Geschichte war großartig! Der polnische Dichter, dem Völkerpsychologie noch fern lag, prägte mit Recht für den Russen nur das Wort von seinem „Heroismus der Sklaverei"; vom „Lande der Langmut" spricht euphemistisch der russische Dichter.

Toleranz ist noch heute dem Russen wesensfremd; in seinem Altrußland war sie überflüssig, da er abgesperrt blieb vom heidnischen Ausland, das er bei Todesstrafe nicht besuchen durfte, und dieses zu ihm nicht hereindringen konnte, bis ihn praktische Gesichtspunkte, die schreckliche Zurückgebliebenheit gegen das Abendland und seinen Vertreter, den polnischen Erbfeind, nötigten, Fremde herein zu rufen, die ihm Geschütze gießen, sein Heer bewaffnen und ausbilden sollten. Damit begann langsam die Ablösung von den altrussischen „Idealen", an denen nur niedere Geistlichkeit und Volk so innig weiter hingen, daß es zu einer bis heute dauernden Spaltung, dem sogenannten Raskol, zwischen Alt- und Neu-Rußland kommen mußte. In glücklichster Unwissenheit verlebte damals der Russe seine Tage, da gab es — wie bei den Stockschlägen, — keinerlei Unterschied zwischen groß und klein. Dafür verachtete er mit echt orientalischem Eigendünkel alles Wissen und alles Fremde, weil er nichts davon ahnte. Dazu gesellte sich orientalische Verlogenheit — noch heute lügt der Russe ohne allen Grund — und Treulosigkeit, sowie echt orientalische Grausamkeit mit Ausbrüchen reiner Bestialität: in der moskowitischen Idealgestalt Iwan des Grausamen sind ja alle diese Eigenschaften verkörpert zu schauen. Tatarischer Geist und Traditionen lebten so im Staate, byzantinische Ausschließlichkeit und Starrheit in der Kirche, seinem Büttel.

So war in Europa ein neues China entstanden, mit dem Unterschiede, daß das asiatische seine eigene Kultur aufbrauchte, das europäische von den unverdauten Brocken fremder Kultur zehrte. Hinzu kam, was für alle Nachbarn zuerst Moskowiens, dann Rußlands zu einer Quelle unabläßiger Bedrohung, ja Vernichtung werden mußte. Gegen den seßhaften Chinesen ist der Großrusse ein unsteter Gesell, der Wikinger des Festlandes, den die unermeßliche Steppe, wie den Wikinger das Meer, von der unwirtlichen Scholle fortlockte, dem Zuge „wo ist's besser" folgen ließ, von den Lasten des Staates und des Herrn sich befreien half, was desto leichter fiel, da die finnischen und andere Völkchen im Norden und Osten dem geringsten russischen Drucke scheu nachgaben und dadurch den Wandertrieb des Russen nur nährten. Mit diesem Trieb, der noch heute in Rußland weite Volkskreise jahraus jahrein

auf die Beine bringt, paarte sich der mongolische Eroberungsdrang der Großfürsten und Zaren; unter dem treuherzigen Vorwand bloßer, notwendiger Sicherung der Reichsgrenzen gegen die böse Umwelt hat dieser Drang schließlich dem Russen den „sechsten" Weltteil eingebracht, alle Nachbarn ringsum vernichtet und stets neue Beuteobjekte, bis zum Eismeere, zu den Dardanellen, zum persischen Meerbusen, zur Mongolei, als erreichbares, daher notwendiges Ziel hingestellt. Für diesen russischen Imperialismus, für diese ungezügelte Herrsch- und Raubsucht lieferte nun das passive, schwermütige, fatalistische und fanatische Volk das denkbar beste, weil gefügigste Werkzeug. Zwei russische Soldaten stehen 1877 vor dem türkischen Kars. „Ist die Festung zu nehmen?" „Unmöglich, für immer ausgeschlossen." „Und wenn's befohlen wird?" „Dann natürlich, ja!" So war Rußland; kein Wunder daher, daß noch 1830 ein aufgeklärter Europäer-Russe klagte, seinem Volke wären fremd elementare Begriffe von Ehre, Würde, Recht, mit denen der Europäer schon auf die Welt käme; es fehlten sogar den russischen die belebten Züge europäischer Gesichter; in dem Lande, in dem das Quecksilber gerinne, könnte nur kein Gedanke Konsistenz fassen.

Im schroffsten Gegensatze zum Altrussen war der alte Pole aufgewachsen in der Kultur und den Überlieferungen des Abendlandes, schöpfte aus dessen geistigem und materiellen Leben mit voller Hand, teilte nur nicht dessen konfessionelle und nationale Unduldsamkeit. Daher klagten im fünfzehnten Jahrhunderte Deutsche die polnischen Könige an, sie wären Hort und Schutz der Schismatiker; im sechzehnten Italiener die glaubenseifrigen polnischen Bischöfe, sie lüden zu ihren Tafeln auch Protestanten. In Folge dieser polnischen Toleranz haben sich hier zuerst die einander in Deutschland befehdenden protestantischen Kirchen geeint, haben hier zuerst vom Staate die ausdrückliche Gewissensfreiheit erlangt, haben sich die extremsten Richtungen jahrzehntelang ungestört entwickeln können — zum Entsetzen orthodoxer deutscher Kreise. Und noch viel weiter als diese religiöse ging die nationale Duldung. Niemand wurde je in Polen wegen seiner Sprache und Sitte verfolgt oder auch nur bedrängt; hier lebten friedlich nebeneinander der Pole und Deutsche, der hier eine neue Heimat fand; der Orthodoxe und der aus Mitteleuropa verjagte Jude; der Tatare und Armenier. Erst das Ende des sechzehnten Jahrhunderts brachte konfessionelle Kämpfe, als Jesuiten es versuchten, Protestanten wie Orthodoxe unter römisches Joch zu bringen, und so kam es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu konfessionellen Bedrückungen und Exzessen, nicht zu nationalen. Diese spätere konfessionelle Einseitigkeit und Absperrung züchtete schließlich eine allseitige Verarmung des geistigen Lebens heran; die Gesetze oder richtiger ihr Mißbrauch, der schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Könige das Unvernünftige dieser Gesetze empfinden ließ, ohne daß sie sie abzustreifen versuchten, machte jede Reform unmöglich, wozu eigene und fremde Intrigen wirksam beisteuerten; so wurde die Nation zur Untätigkeit, schließlich zur

Unselbständigkeit verurteilt, und ihre natürlichen Hilfsquellen verdorrten langsam. Der russischen Verknechtung gegenüber war in Polen dem Individualismus allzu breiter Raum gewiesen; es verflüchtigte sich jeder Begriff der Autorität und damit der des Staates und seiner Rechte. Als endlich die Nation gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts diese Anarchie und Verwahrlosung überwand, wurde sie mitten in ihrem Gesundungsprozeß überfallen, beraubt, ihr Name aus der Reihe politischer Nationen gestrichen.

Schärfere Gegensätze, als die zwischen den europäisch-slawischen Polen und den slawisch-tatarischen Russen, wie sie eben geschildert wurden, sind nicht gut denkbar; so erklärt sich denn auch die Antipathie, die beide Völker trennte und bei jeder Gelegenheit in Haß aufloderte, ob bei der Moskauer Bluthochzeit 1606 oder bei der planmäßigen Zerstörung polnischen Bodens 1915. Daß Polen im neunzehnten Jahrhundert einzelne Freunde unter Russen haben, diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel; sogar den aufgeklärtesten und humansten Russen pflegt Polenantipathie im Blut zu stecken. Ihre größten Dichter, Puschkin (Freund nb. des Polen Mickiewicz), Tiutschew, der Herold der Slawophilen, Nekrasow, der Sänger der Demokratie, waren geschworene Polenfeinde; einem Tolstoj oder Turgenew waren Polen wenigstens gleichgültig, aber Dostojewskij haßte sie mit dem Ingrimm seiner leidenschaftlichen Natur, obwohl er mit ihnen zusammen im Zuchthaus gelebt hatte. Im besten Falle versteht man einander nicht; redlich gemeinte Annäherungsversuche scheitern regelmäßig, denn nur allzu rasch stößt man auf Schranken, die sich nur überwinden lassen, wenn der eine Teil seine nationalen Aspirationen und gesellschaftlichen Angewohnheiten aufgibt, wie dies eine Zeit lang bei der polnischen sozialistischen Jugend der Fall war, die im Namen der kosmopolitischen Prinzipien russischer Führung sich bedingungslos ergab und das Polentum von sich abstreifte.

Doch war dies nur eine vorübergehende Erscheinung; sonst kamen nur vereinzelte Fälle gegenseitigen Aufgehens vor, bei Russen unter polnischen Aufständigen, ungleich häufiger bei Polen unter russischen Revolutionären; bei Polen, die in russischer Umgebung aufwuchsen; endlich bei Personen mit moralischen Defekten (ein Graf wurde orthodox; Nikolaus der Erste rief darauf aus: wenn noch zwei solche Polen orthodox werden, werde ich katholisch!). Noch heute schließt sich der Pole instinktiv von allem Russischen sorgfältig ab; sogar die Kenntnis russischer Literatur war lange verpönt (Tolstoj und Dostojewskij sind noch heute weniger bekannt in Polen als in Europa); sogar die russischen Eigennamen werden absichtlich von den Polen nicht nach slawischer Art, sondern wie fremde abgewandelt, Tolstoj wie Shakespeare; Polen verbreiteten und vertraten am überzeugtesten die wissenschaftlich nicht haltbare Anschauung, daß die Großrussen ein „turanisches", kein slawisches Volk wären; die Abwehr gegen alles Russische ist für das nationale Geistesleben nach 1831 ein hervorstechender Zug geblieben; der polnische Schriftsteller braucht Doppel-

namen, wenn er im Auslande über Russen offen schreiben soll (Kraszewski-Boleslawita, Zeromski-Zych usw.). So schieden sich Geister und Menschen; dabei befolgt heute der Russe, als Sieger und Herr, eine weniger ablehnende Rolle als der Unterworfene, daher auf seine Unabhängigkeit eifersüchtigere Pole.

III.

Diese natürlichen Gegensätze von Kultur, Traditionen, Temperament und Art hätten allein schon voll ausgereicht, dauernde und tiefste Antipathien zwischen beiden Nationen zu wecken; sie sind durch die politischen Gegensätze außerordentlich verschärft.

Der russische Staat hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht wie der preußische. Wie Deutschlands Einigung von Preußen aus durchgeführt wurde, dessen Wiege weit außerhalb des völkischen Deutschland lag, ebenso weit lag Moskaus, dann Petersburgs Boden von der slawischen Welt, die Rußland zu einigen vorhat. Im Osten des altrussischen Kiewer Reiches, auf finnisch-türkischem Boden erwuchs, wie in Preußen der Ordensstaat, ein moskowitischer, nicht russischer Staat in neuen Formen, ohne alte Traditionen, nur Geboten von Macht und Egoismus unterworfen, ein Raubstaat. In zäher, jahrhundertelanger Arbeit, unter den demütigendsten Bedingungen, sich mit orientalischer Tücke und Verschlagenheit behauptend, mit eherner Folgerichtigkeit sich Schritt für Schritt den Boden erkämpfend, die Spaltungen und Wirren der tatarischen Herren und der russischen Nachbarn ausnutzend, mit ausgesuchtester Grausamkeit alles sich Entgegenstellende und Selbständige verfolgend und vertilgend, gegen die eigenen Untertanen schonungslos wütend, so erstarkte das neue moskauische Reich, forterbend tatarische Ideen, Mittel und Zeremoniell. Seine Geschichte ist eine der abstoßendsten aller Völker und Zeiten, mag sie noch so sehr unsere Achtung heischen wegen der unerschütterlichen Beharrlichkeit ihres Vorgehens, ihrer wie ein Räderwerk sich abrollenden Entwicklung. Ein moderner englischer Publizist (Chesterton), der 1916 auf jede Weise auch dem Moskauer Reich menschlich versöhnende Züge abgewinnen wollte, rühmte es als den einzigen christlichen Staat, der nie ein Bündnis mit Ungläubigen gegen Christen eingegangen wäre, und feierte den heroischen Charakter seines Kampfes gegen die Ungläubigen. Nur Unkenntnis Moskauer Geschichte wiegte den Engländer in diese Illusionen ein, denn jeden Augenblick schloß Moskau Bündnisse mit Tataren gegen Christen, und seinem eigenen Kampfe gegen den Islam fehlt jeder heroische Zug, bestand er doch hauptsächlich im Ausnutzen der inneren Kämpfe der Horden, deren Folgen als reife Frucht dem geduldigen Tatarenknecht Moskau in den Schoß fielen. Von dieser Wirklichkeit angeekelt, flüchtete sich wenigstens die Phantasie des russischen Volkes in die Märchenwelt seiner epischen Dichtung, in der seine Lieblingshelden dieselben Tataren massenhaft erschlugen oder grimmig brandschatzten, für die der Moskauer Großfürst den russischen Tribut als Generalpächter eintrieb.

Dieses moskauische Reich nannte sich russisch, ohne es im Grunde zu sein; war doch das alte russische Reich in ein östliches und westliches auseinandergefallen, die nichts mehr als Sprache und Glauben gemein hatten, deren Ziele und Wege sich vollständig schieden. Aber die Herrscher von Moskau waren Nachkommen der alten Russenherrscher, und frühzeitig erwuchs in ihnen der durch die immer noch einheitliche Kirchenorganisation geweckte und genährte Ehrgeiz, Sammler des ganzen alten russischen Reiches wieder zu werden, ohne darauf irgend welche besondere Rechte oder Ansprüche erheben zu können; erst die Macht sollte sie schaffen. Auf diesem Sammelwege trafen sie nun auf Polen als ihren Gegner.

Als nämlich die Stellung des alten Polen im Westen unhaltbar geworden war und sich dafür im Osten bei der völligen Zersplitterung der westrussischen Fürstentümer und beim Erlöschen ihrer Dynastien die lockendsten Aussichten auf großen Landerwerb eröffneten, brachte der letzte Piast in Polen Rotrußland an sich und beanspruchte weiteres. Bereits vor ihm hatten jedoch kraftvolle litauische Fürsten, Westrußlands Verfall ausnutzend, denselben Eroberungspfad betreten, hatten in klugem und raschem Vorgehen ihrem kleinen litauischen ein großes westrussisches Reich in engeren und loseren Schichten angegliedert; ja, es konnte sogar scheinen, daß ihnen, nicht den Moskauern, die Rolle des Sammelns aller russischen Gebiete zufallen könnte. Die Annahme des Katholizismus durch die litauische Dynastie und durch ihr litauisches Kernland sowie der nur dadurch ermöglichte Bund mit dem katholischen Polen ließ sie jedoch über den konfessionellen, im Mittelalter allein entscheidenden Gegensatz nicht mehr herauskommen. So entstand ein großes polnisch-litauisches Reich mit fast zwei Drittel westrussischer Untertanenschaft. Ihres Glaubens wegen fühlten sich diese Untertanen zum orthodoxen Moskau hingezogen; nannte doch die westrussische Geistlichkeit ihren katholischen König nicht einmal bei seinem katholischen Namen, und offener Abfall der westrussischen Grenzfürsten an das glaubensgeeinte Moskau war im fünfzehnten Jahrhundert die Regel, unterband und lähmte völlig Litauens Aktionsfreiheit. Und dasselbe wiederholte sich hundertfünfzig Jahre später, als die Bauern der Ukraine im Namen ihres Glaubens sich das Moskauer Joch ersehnten — durchaus im Gegensatz zu ihrer Obrigkeit, die dieses Joch von sich abzuschütteln gedachte; doch wurde sie dabei stets von dem glaubenstreuen Volke im Stiche gelassen. Und es ist auch heute noch nicht viel anders; der orthodoxe Bauer der Ukraine wird, trotz aller gegenteiligen Versicherungen, um seines Glaubens willen nicht von Rußland abzuziehen sein.

Unter solchen Bedingungen sahen sich die litauischen Fürsten und Herren nur zu bald gezwungen, ihren anfangs losen Bund mit Polen immer enger auszugestalten, da sie allein dem Moskowiten nicht mehr gewachsen waren. Die Polen verlangten völlige Einigung, dasselbe der litauische Kleinadel, um der Vorrechte des polnischen Adels teilhaftig zu werden, wogegen die um

ihren Einfluß besorgten litauischen Magnaten sich sträubten. Ihren Widerstand schwächte der König, als er große litauische Provinzen zur „Krone" (Polen) schlug, und so wurde auf dem denkwürdigen Reichstag von Lublin 1569 die Union beider „Völker" auf einer mittleren Linie ausgerichtet. Die Litauer behielten ihr eigenes Heer, Finanzen, Verwaltung, Gericht; kein Pole durfte bei ihnen höhere geistliche oder weltliche Ämter bekleiden; nur Herrscher und Parlament waren gemeinsam. Erst 1791 wurde diese Sonderstellung Litauens aufgehoben.

Lange vor der Lubliner Tagung hatte jedoch die friedliche Durchdringung litauischen Bodens durch polnische Kultur eingesetzt. Ausgehend von den Höfen der Könige und Magnaten, gefördert durch die katholische Geistlichkeit wie durch die Städte, in denen bald das polnische Element vorherrschte, hat sich das Polentum weit über seine völkischen Grenzen in friedlichster Kulturarbeit Rot-, Schwarz- und Weißrußland, Wolhynien und Podolien bis Smolensk und Kiew erobert. Was nur hier auf Kultur Anspruch erhob, wurde polnisch, mochte es auch vorläufig an russischem Glauben, Schrift und Sprache festhalten. Die höheren Schichten polonisierten sich schließlich völlig und wurden katholisch; nur auf dem flachen Lande blieb der Bauer Russe, der niedere Klerus Rom abgeneigt, während die Städte, von Wilno und Lemberg angefangen, bis über Düna und Dniepr ebenso polnisch wurden, wie es Posen, Krakau, Warschau waren. Und dasselbe galt vom gesamten Adel. Altpolen trat gegen dieses Neupolen zurück, das im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert dem Mutterlande die aufgewandte Arbeit lohnte, aus seiner Mitte in die Reihen der Polen einen Kosciuszko und Mickiewicz entsandte; auf seinem Boden stand die Wiege eines Slowacki und Moniuszko, Jez und Kraszewski, Sienkiewicz und der Orzeszko.

Es wiederholte sich hier, nur in ungleich größerem Maßstabe, der Germanisierungsprozeß auf dem weiten, fremden, lettisch-finnischen Boden mit deutschem Adel und Bürger, mit deutscher Kultur und Traditionen, die die milde polnische, die kluge schwedische und die rohe russische Herrschaft überdauerten, freilich mit einem großen Unterschiede. Das deutsche Element war in den baltischen Ländern ausschließlich zugewandert und fremd, während in Litauen und Westrußland die Einheimischen sich polonisierten, eine polnische Zuwanderung nur in bescheidenen Maßen erfolgte und ohne irgend welche Kämpfe der Polonisierungsprozeß sich vollzog. Dies ist das Versöhnende dabei; weder Staat noch Gesellschaft haben je in diesen Prozeß gewaltsam oder künstlich eingegriffen, ihn zu fördern oder abzukürzen versucht; ihre Maßregeln sanktionierten höchstens das bereits längst Erreichte, das Erlöschen der deutschen Sprache oder der russischen Schrift. Auch die westrussische Geistlichkeit vergaß langsam ihr Russisch, predigte polnisch, sprach und las es ausschließlich. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts schien es denn auf den weiten Flächen von der Oder bis zu Düna und Dniepr nur ein einheitliches

Polen zu geben, dessen Adel und nach ihm die Bürger in der langwierigen, innigen Berührung mit dem Osten in ihrer Lebensführung manches äußerliche Russischorientalische in Kleidung, Haartracht, Brauch angenommen hatten, dessen Bauer nach Hunderttausenden, da sich niemand um Erhaltung seines Volkstums kümmerte, russisch geworden war.

Der Zusammenstoß mit dem nach dem Westen vordringenden Moskau war daher unvermeidlich. Zuerst in Europa stellten die Moskauer Großfürsten den Grundsatz auf, daß alle Glieder einer Nation unter einer Herrschaft vereint werden müßten, und handelten darnach mit unübertroffener Folgerichtigkeit. Die ersten Schritte waren gar verlockend dem schwachen Litauen gegenüber; aber das mächtigere Polen leistete auch kräftigeren Widerstand, erhob sich zu einem starken Gegenstoß, und polnische Fahnen wehten von den Zinnen des Kreml in Moskau. In Polen und Litauen tauchte ja zeitweilig der Gedanke auf, ob nicht eine neue Union zwischen Polen-Litauen und Moskau zu erstreben wäre, von der man sich unendliche Vorteile (einer neuen gewaltigen Ausdehnung nach dem fernen Osten) und zum mindesten das Aufhören der lästigen Grenzkämpfe versprach — doch ist dieser Plan, der schon an dem Unterschied der Konfessionen gescheitert wäre, ernstlicher nie in Angriff genommen, außer etwa beim Aussterben der Jagellonen und Rurik.

Endgültig verschob sich das gegenseitige Kräftegleichgewicht, als 1654 der ehrgeizige und unbeständige Führer der Kosaken, deren konfessionelle und soziale Sonderinteressen ausnutzend, sie an Moskau auslieferte; nunmehr teilten sich Polen und Moskau in diese Gebiete, und die „Mutter der russischen Städte", Kiew, fiel an Moskau, wie vorher schon Smolensk. Konnten aber die Polen Kiew und Smolensk nicht halten, so war es nur noch Frage der Zeit, wann sie auch das übrige russische Gebiet an Moskau abtreten müßten, und schon Peter dem Großen schwebte die Einverleibung von ganz Polen als Ziel russischer Politik vor. Dieses Ziel gab Katharina die Zweite auf, als sie in die Teilungen Polens einwilligte, um nur rascher alle russisch-polnischen Gebiete an sich reißen zu können. Nun hielten sie die Russen fest in ihren Händen, und es hätte Alexanders des Ersten Thron und Leben gekostet, wenn er sie an sein Polen wieder herausgegeben hätte. Langsam setzte hier die Russifizierung ein. Konfiskationen und Donationen schufen einen russischen Großgrundbesitz neben dem Domänengebiet der Krone. Außerordentliche Vorspanndienste leistete die orthodoxe Kirche dem Russifizierungswerke des Staates; die im Lande fremde setzte sich über das römische Unionswerk einfach als nicht Existierendes hinweg, nistete sich mit Lug und Trug, mit Bestechungen und Drohungen ein und beendigte ihr Bekehrungswerk mit Peitschen, Kerker und Sibirien; keine Kirche der Welt hat noch im neunzehnten Jahrhundert so viel Märtyrer gemacht, wie die orthodoxe in ihrer Scheinheiligkeit und Gewalttätigkeit. Jegliche Toleranz und Gewissensfreiheit sah sie stets nur als Beleidigung an; auch sie mußte zwar in dem „tollen

Jahre" (1905) Gewissensfreiheit sich abzwingen lassen; aber als infolge dieses so verspäteten „Toleranzediktes" Hunderttausende der bösen Stiefmutterkirche eiligst den Rücken kehrten und wieder katholisch wurden, verstand sie es wohl, diese Gewissensfreiheit von Jahr zu Jahr illusorischer zu machen. Nur das Nächstliegende, die Kolonisierung des Landes mit großrussischen Bauern selbst, wurde wenig gefördert, weil es sich als zu schwierig erwies; erst heute sollte dies durch Aus- und Umsiedelungen im größten Maßstabe betrieben werden; sind doch zu diesem Zwecke weit über drei Millionen Westrussen und Polen von Haus und Hof gewaltsam verschleppt worden. Zur Krönung des Russifizierungswerkes wurde dann nach 1831 und namentlich nach 1863 das Polnische aus Amt und Schule, aus Theater und Zeitungen verdrängt, es durfte sogar nicht nach polnischer Art kutschiert werden; der Galgen Murawiows und seine Deportationen entvölkerten ganze Gebiete von der männlichen Jugend, Konfiskationen und (noch bis unlängst erhobene) Geldstrafen erschöpften den materiellen Wohlstand des Adels; die heutige Verfolgung der Balten in Rußland enthält den Vorgeschmack dessen, was die Polen in Litauen durch Jahrzehnte erdulden mußten. Die Wut der Regierung gegen den „unvernünftigen polnischen Patriotismus" dieser „echtrussischen" Länder, die ja an den Aufständen gegen die „väterliche" Regierung sich beteiligten, kannte keine Grenzen, denn es war unverbrüchliches Dogma aller Russen geworden, daß es sich hier um echtrussische Gebiete handelte, in die das Polentum nur durch List und Gewalt eingedrungen wäre. Ein Wilno zum Beispiel galt als urrussischer Besitz, obwohl die von einem litauischen Fürsten auf altlitauischem Boden errichtete Stadt nur von Polen und Juden bewohnt wird; die einzigen russischen Besitztitel auf Wilno und Litauen waren in den beiden Denkmälern Katharina der Zweiten und des Henkers Murawiow, eines physischen wie moralischen Scheusals, verkörpert, die Wilnos Plätze bis 1915 schändeten; Großrussen hat es nie in Wilno gegeben, außer den zugewanderten Popen und Gendarmen in Uniform und Zivil. Die russische Historiographie und Publizistik leistete allerdings Großartiges an Geschichtsfälschungen, wobei ihr der Sprachgebrauch das Spiel erleichterte, indem unter der falschen Flagge „Russisch" sowohl das Einheimische, Weiß- und Kleinrussische geführt wie das Fremde, Großrussische eingeschmuggelt wurde. Aber die Moskauer Ansprüche gingen weiter. Auch das Land Cholm, obwohl zu Kongreßpolen gehörig, wurde zu „Rußland" geschlagen, das heißt unter die verschärfte Ausnahmegesetzgebung gestellt, die erfunden war, um das Polentum rascher und ausgiebiger zu untergraben. Den Gipfel dieser Ansprüche erreichte man 1914, als Galizien in russische Hände geriet. Der Zar gratulierte der Stadt Lemberg, daß sie aus sechshundertjähriger Fremdherrschaft erlöst an das „Vaterland" zurückgekehrt sei. In Wahrheit begann die Fremdherrschaft erst am 6. September 1914 und setzte in einer solchen Weise ein, daß, als den Lembergern im Sommer 1916 eine neue russische Invasion drohte, sie massenweise

die Stadt verließen, überzeugt, daß ihre Nerven einem zweiten Anschluß an dieses „Vaterland" nicht gewachsen wären. Dem Lande, in dem es keinen einzigen Russen je gegeben hat, wurde eröffnet, daß seine völlige Russifizierung nur eine Frage kürzester Zeit sei, und ein solcher Auswurf russischer Beamtenschaft sollte für die Durchführung dieser Aufgabe sorgen, daß 1916 russische Zeitungen selbst gegen jegliche Wiederholung dieses europäischen Skandals protestierten und verlangten, daß das Land eben nur unter Militärdiktatur gestellt würde. Dabei sind die Ansprüche Rußlands auf Galizien ebenso illusorisch; dieses Land ging seine eigenen Bahnen schon zu einer Zeit, da Moskau noch ein Dörflein war, und berührte sich seitdem niemals mit ihm, hatte seine eigenen Fürsten, war nach deren Aussterben deren polnischen Erben zugefallen und blieb seit 1340 mit der Krone Polen vereint. Den Großrussen genügt eben völlig, daß dieser Boden vor sechshundert Jahren kleinrussisch war, um ihn für sich zu beanspruchen, der Krone Rußlands „diese letzte, fehlende Perle einzusetzen", der ungläubigen Welt das gemeinsame Vaterland und den urrussischen Ursprung vorzugaukeln, um mit diesem Mäntelchen völlig andere Pläne und Ziele, nämlich das Zertreten des unbotmäßigen galizischen Ruthenentums, zu bedecken.

Auf dieser ganzen Linie nun, von Dünaburg (oder Dwinsk, wie es die Russen umtauften — die Polen hatten trotz mehrhundertjähriger Oberherrschaft den deutschen Namen wohl gelitten) über Wilno und Grodno nach Przemysl bis Czernowitz hinunter ist jedes Paktieren der Polen mit den Russen für immer unmöglich. Über das Polentum, das auf diese Länder seine durch jahrhundertelange Kulturarbeit wohl begründeten Ansprüche erhebt, das allein in Ostgalizien zwei Millionen Polen zählt, darunter gerade die oberen Schichten der Großgrundbesitzer und Städter, mit Lemberg als einer polnischpatriotischen Stadt, in der sich sogar die Judenschaft zum Polentum bekennt — über dieses nach Millionen zählende Polentum der Diaspora im Osten ist das unmittelbar zu vollstreckende Todesurteil längst gefällt. Ganz Rußland ist einer einzigen Meinung: Liberale oder Schwarzehundertmänner, der Kadettenführer Milukow oder der fanatische Bischof Eulogius, verlangen einmütig von den Polen, alle ihre Ansprüche auf diese ur- oder echtrussischen Länder (in denen das großrussische Element erst heute zugewandert ist) aufzugeben. Diesem Verlangen können und dürfen diese Polen, wenn sie nicht Abtrünnige oder Verräter an sich selbst werden wollen, niemals nachgeben; ihre Pflicht bleibt, auszuharren in dem ungleichen Kampfe — schon aus dem naheliegenden Grunde, daß man vor Überraschungen nie sicher ist. Wer hätte den Balten je prophezeit, daß ihr Ausharren im Deutschtum eines schönen Tages durch einen mehr oder minder umfassenden Anschluß an Deutschland gelohnt werden könnte? Ähnliches könnte auch Polen zuteil werden; es könnte sicher im Interesse und vielleicht auch in der Macht der Mittelmächte liegen, daß Rußland möglichst weit nach dem Osten zurück-

gedrängt würde, und auf welches andere Element könnten sich hier die Mittelmächte stützen als auf das polnische? Damit eröffnete sich für ihr Volkstum eine neue, gar verheißende Aussicht. Gelingt dies nicht, dann sind wohl diese Polen, ohne jeden Nachschub, dem rücksichtslosesten russischen Drängen schutzlos preisgegeben, und früher oder später kann ihr Mürbe- und Morschwerden, der Zerfall schließlich, nicht hintertrieben werden.

Hier, in dieser polnischen Diaspora, sind die Gegensätze unversöhnlich; der bloße Ehrgeiz des Russen verlangt schon, daß diese Länder dem polnischen „Druck" für immer entzogen, „wiedervereinigt", das heißt russifiziert würden. Erfolge nach dieser Richtung sind auch bereits erzielt; aber wie wenig nachhaltig sie waren, zeigt sich heute, da von der russischen Fremdherrschaft sofort alle Spuren sich verwischten, sowie Stadt oder Land russenrein wurden. Wie steht nun der Russe zu dem eigentlichen Polen, ist nicht wenigstens hier Möglichkeit dauernden Ausgleiches vorhanden, irgend einer Verständigung, wenn nicht Versöhnung, schon im Namen des gemeinsamen Slawentums, der Brüderlichkeit, des krassen Gegensatzes gegen die germanische Welt, den russische Forscher und Publizisten auszuspielen nicht müde werden? Doch auch hier fällt die Antwort verneinend aus.

IV.

Jener kulturelle und dieser politische Antagonismus schmolzen nämlich in einem Feuer unauslöschlichen Hasses, seitdem der russische Schützling auf den polnischen Königsthron gesetzt war. Dieser Haß, der sich ja nicht gleichmäßig gegen alle Teilungsmächte, sondern ausschließlich gegen die Russen richtete, entgalt es diesen, daß sie alle Reformpläne der Patrioten durchkreuzten, im Lande wie in einem eroberten schalteten, ihre Paschas jegliche Willkür und Gewalttätigkeit übten, ihre Heere das Land arm und ihre Spione es unsicher machten. Vergebens bemühte sich ein und der andere aus der Umgebung des Russenkönigs, diesen Haß auf die Deutschen, als die Erbfeinde des Slawentums, abzulenken, in den Russen die Slawenbrüder zur gemeinsamen Abwehr des gemeinsamen Feindes zu begrüßen und damit die ganze nationale Vergangenheit zu verleugnen. Das Volk, das jetzt zum ersten Male in die polnische Geschichte handelnd eingriff, entschied sich nur gegen die Russen; Sensenleute griffen ihre Reihen bei Raclawice an, ehrsame Schuster metzelten sie in den Straßen Warschaus nieder; dafür quittierte Suworow mit dem Siege von Maciejowice und dem Blutbad in Praga-Warschau; allerdings räumten sie alsbald das Land und kehrten erst 1813 als Sieger über Napoleon und das mit ihm verbündete Polen wieder. Nun schien sich sogar jene slawophile Konzeption realisieren zu können, denn Napoleon hatte aus den Trümmern Preußens sein Herzogtum Warschau errichtet und um österreichische Beute vergrößert, und Alexander der Erste konnte sich mit vollstem Recht als Wiederhersteller Polens feiern lassen. Trotzdem spukte jene Idee nur in wenigen

Köpfen; das Volk war nur dem Zaren persönlichen Dank schuldig, denn was dieser gut machte, verdarben unwillkürlich der launische Despot, sein Bruder, in Warschau, absichtlich die russischen Aufpasser und Aufwiegler im Lande. Die alte Unzufriedenheit steigerte sich langsam zu neuem Haß gegen die neuen und doch so alten Bedrücker; die Konstitution Alexanders erwies sich als papiernes Bollwerk gegen die russischen Anmaßungen; in Geheimbünden traten studierende Jugend und höhere Offiziere zusammen; vergebens erstickte verschärfte Zensur die öffentliche Meinung. Als nun gar mit Nikolaus dem Ersten ein persönlicher Feind der Polen den Thron bestiegen hatte, als jede Aussicht auf die von Alexander verheißene Angliederung der litauisch-russischen Provinzen schwand (sogar die russischen Revolutionäre wären dem aufs entschiedenste entgegen getreten), als siegreiche Revolutionen den Westen erschütterten, brach auch in Polen der niemandem als den Russen erwünschtere Aufstand aus. Denn einmal sahen sie die ihnen verhaßte Konstitution und damit die Sonderstellung Polens verschwinden; dann bereicherten sie sich und die Ihrigen an der Landesbeute; endlich faßten sie erst jetzt festen Fuß in Mitteleuropa, drückten unmittelbar auf Wien und Berlin.

Die Folgen des ungleichen Kampfes waren fürchterlich: alles Energische, Intelligente, Selbständige war tot, verbannt oder emigriert, und das folgende Vierteljahrhundert (1831—1856) ist das ödeste Blatt polnischer Geschichte, noch öder als die entsprechende Periode tiefsten Verfalles 1731—1756. Der viel verheißende, rasche Kulturaufstieg der Jahre 1815—1830 ward jäh unterbrochen; das gesamte geistige Leben stockte völlig, auch das materielle entwickelte sich nur ungenügend; das Volk verarmte zusehends zur größten Genugtuung seines Tyrannen, es vegetierte unter seinem Joche, entwöhnte sich jeglichen politischen Denkens, schien aus dem Kreise seiner altadligen Traditionen nicht herauskommen zu sollen, wenn es ihnen auch nur in Kirche, Familie und auf dem Lande nachleben durfte.

Diese Stagnation wich erst nach 1856 unter der neuen, viel verheißenden Regierung; ein dem großen Reformwerke im Reiche paralleles sollte in Polen in Angriff genommen werden, wofür schließlich Wielopolski ausersehen wurde. Aber der eingewurzelte, nur mühsam verheimlichte Unwillen gegen die Russen richtete sich auch gegen das Reformwerk und seinen unpopulären Träger; die steigende Erregung mehrten amnestierte Verbannte, fremde Vorbilder (Italiens revolutionäre Einigung), vage Versprechungen. In der sicheren Erwartung zum mindesten einer energischen diplomatischen Aktion der Westmächte übernahm keck unverantwortliche Jugend die größte Verantwortlichkeit und schleuderte ins Land die Fackel des neuen, unendlich aussichtsloseren Aufstandes. Kein Besonnener zweifelte, daß dies heller Wahnwitz war, den die Nation teuer büßen würde; die Folgen übertrafen bei weitem, wie dies bei russischen Aktionen derart stets zu sein pflegt, die schlimmsten Befürchtungen, und bald sehnte man sich bitter nach

den Fleischtöpfen der versprochenen Autonomie zurück, die zur größten Freude aller Russen für immer verschwand, und beklagte die furchtbare Schatzung an Gut und Blut, die dem Lande dafür auferlegt wurde. Erst ferne Zukunft sollte zeigen, daß in diesem Wahnwitz und nicht in den dürftigen Reformen des Wielopolski Polens Schicksal sicher geborgen war. Denn durch diesen Aufstand lehnte es die Nation ab, ihr Erstgeburtsrecht gegen das Linsengericht jener Reformen preiszugeben; mit diesem Aufstande unterbrach sie die Verjährung ihrer Ansprüche, besiegelte sie mit dem Blute ihrer edelsten Söhne, daß ihr kein Helotendasein genügen würde. Vor allem aber vertiefte er die von den Russen trennende Kluft, die schon zu verschlammen drohte. Mochte auch der Aufstand als solcher wieder nur Halbwerk gewesen sein, weil er nur Bruchteile der Nation fortriß, er machte jedenfalls ganze Arbeit für alle Zeiten, denn er wies endgültig den Russen, was sie von den Polen zu erwarten hätten, und den Polen, was die Russen für sie fühlten.

Nach der absichtlich verschleppten Niederwerfung des Aufruhrs erstand den Polen im russischen Liberalismus ein ungleich gefährlicherer Feind als die alte Autokratie, denn woran ein Despot, wie Nikolaus und sein Satrap, der Expole Paskewitsch, nicht zu denken wagten, dessen unterfing sich ohne weiteres der demokratische, slawophile, liberale Samarin als Einbläser, Milutin und andere als Ausführer. Sie bekamen Vollmacht zur Neuorganisation des Landes, und ihr vorläufiges Programm zielte dahin ab, daß sie den Bauern vom Herrn ablösen (dies hatte bereits die revolutionäre Regierung getan; die russische konnte es nicht zurücknehmen), die Macht des Ultramontanismus brechen und Polen vom Gängelbande der Kirche befreien, endlich die polnische Gesellschaft aller Utopien und romantischen Schwärmereien entwöhnen, sie zu solider Arbeit und realen, modernen Auffassungen anhalten sollten; Vorbedingung hierzu war allerdings Aufräumen mit allem Bestehenden, die Arbeit eines Dschingis-Khan, wie die russischen „Kulturträger" es sich selbst eingestanden. Wie dies in solchen Fällen in Rußland zu geschehen pflegt, wurde nur der letzte Punkt des Programms, das Werk des Dschingis-Khan, sorgfältig durchgeführt, als das leichteste; dagegen wich die ungebetene und ganz überflüssige Bevormundung der polnischen Gesellschaft schon nach einem Jahre einem völlig neuen Programm, das den Russen allerdings viel besser lag. Nachdem nämlich gelungen war, durch eine besonders ausgetüftelte Agrarreform dauernden Unfrieden zwischen Herr und Bauer zu säen, nachdem durch die Einziehung aller Kirchengüter und Schließung der Klöster die gesamte Geistlichkeit auf das Gnadenbrot der Regierung angewiesen war, schritt man einfach zur — Russifizierung des polnischen Kernlandes. Kein Mittel blieb unversucht. Die Schule, von der Volksschule bis zur Universität, sollte nicht erziehen oder unterrichten, sie sollte Russen schaffen, das alte Polen und seinen Glauben wie seine Ideale verächtlich machen, alles Russische auf Kosten der Wahrheit herausstreichen, unter der Jugend Denunzianten und

Schmeichler großziehen: für diese pädagogischen Leistungen zollte der Pole seiner russischen Schule nur Haß und Verachtung und mied sie, wo und wie er es konnte. Aus Amt und Verkehr wurde das Polnische ausgeschlossen; russische Beamten ausschließlich überschwemmten das Land; alle polnischen kulturellen Institutionen, die Polen nach der Überwindung der Nikolaitischen Stagnation sich neu geschaffen hatte, wurden lahm gelegt. Und schließlich erreichte die Regierung ihr Ziel: zwar nicht die Russifizierung, aber die Verwilderung und Verdummung des Landes. Die Zahl der Analphabeten war entsetzlich hoch, die kriminelle Statistik schnellte furchtbar auf; schließlich durchzogen Räuberbanden das Land der „organisierten Anarchie", wie der Russophile Dmowski selbst diese Regierung bezeichnet. Allerdings stieg zugleich die materielle Wohlfahrt erheblich, schon durch die schutzzöllnerische Wirtschaft des Reiches, die ja auch auf Polen oder, wie es jetzt offiziell hieß: „das Weichselland", als integrierenden Bestandteil des Reiches ausgedehnt werden mußte, und die das Erblühen einer einheimischen Industrie bei dem riesigen Absatzgebiet im Osten ermöglichte, obwohl auch hierin wesentliche und absichtliche Unterlassungen, zum Beispiel kein Bau von Straßen, Bahnen, Kanälen, eine gesunde Entwicklung störten; freilich wurde durch das Steigen der materiellen Wohlfahrt der politische und nationale Druck nur noch fühlbarer und verletzender. Der Haß gegen Rußland und seine Organe, die unwissenden, rohen, betrunkenen Lehrer, die hochmütige Beamtenschaft, die statt auf die öffentlichen Gesetze, auf ihre geheimen Instruktionen sich berief, die Polizei, die weniger für die Sicherheit des Landes als für die Sicherheit der fremden Regierung zu sorgen hatte, die Furcht vor allen möglichen Spionen und vor der grausamen Härte der Verfolgungen bei den geringsten Anlässen, das waren die Gefühle der Polen. Für ihre eigenen nationalen gab es natürlich keinen Platz in der Öffentlichkeit; sie flüchteten in den Schoß der Familie, ängstlich gehütet wie ein Talisman fürs Leben, und in die revolutionären Geheimbünde der Jugend, die aufs strengste verfolgt und unmenschlich bestraft wurden. Dafür hinderte die Regierung nicht die Verbreitung pornographischer Schriften unter der Jugend.

Ein stiller, stetiger Kriegszustand spaltete Regierende und Regierte — nur ein offener blieb nach den blutigen Erfahrungen von 1863 ausgeschlossen; aber sogar der befreite Bauer verlernte jeden Dank und ließ sich nicht einfangen. Die Intelligenz entsagte feierlich aller politischen Romantik und widmete sich der „organischen Arbeit an den Fundamenten", das ist der Aufklärung, Weckung, Bildung des Volkes, auch hierbei von der Regierung auf Schritt und Tritt beengt oder verfolgt. Aber das Leben verlangte unterdes seine Rechte; aus diesen unerträglichen Zuständen mußte irgendein Ausweg gesucht werden, und es fanden sich Leute, die diesen Boden unfruchtbarer, weil absoluter Negation verlassen, eine Annäherung an den russischen Standpunkt, irgendeinen modus vivendi ausfindig machen wollten, Leute von hoher

gesellschaftlicher Stellung und angesehene Männer der Feder; doch erreichten ihre Anstrengungen keinerlei Ziel. Zeitweilig, namentlich beim Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, machten sich Zeichen einer versöhnlicheren Stimmung geltend, aber sie schwanden regelmäßig; sogar die neue Herrschaft, die auf die düstere Epoche von Alexander dem Dritten und Pobjedonoszew, von (dem Expolen) Hurko und Apuchtin folgte, enttäuschte nach einigen Anläufen gründlich, zumal als wieder einmal ein geschworener Polenfeind Generalgouverneur in Warschau wurde, ohne daß die Polen irgendwelchen besonderen Anlaß dazu gegeben hätten. Aber was auf den Höhen der Gesellschaft nicht zu erreichen war, schien sich in ihren Tiefen vorzubereiten. Der polnische Arbeiter traf ja mit dem russischen, für den nationale Fragen gar nicht existierten, auf dem Boden der Klasseninteressen zusammen; er imponierte diesem durch seine relativ größere Zahl, offeneren Kopf, beweglicheres Wesen, und im Vertrauen auf den polnischen Kollegen wagte der russische seine Streike, namentlich den entscheidenden Eisenbahnerstreik 1905. Freilich, schließlich scheiterte die russische Revolution völlig; aber sogar in Polen war im ersten Anlauf viel erreicht.

Die Regierung hatte die Zügel am Boden schleifen lassen; nun zog sie sie desto straffer an, arbeitete mit Kriegs- und Ausnahmezuständen jeglicher Art, auch nachdem der Galgen für die Beruhigung des Landes reichlichst gesorgt hatte, und langsam brachte sie die Polen um die meisten Errungenschaften des Revolutionsjahres. Es schien wieder alles in die Bahnen des alten Zwangsystems einlenken zu sollen; besonders schmerzlich trügten die Hoffnungen, die man auf die Duma gesetzt hatte, zu der freilich die Polen bald nur ein Drittel der ursprünglichen Abgeordnetenzahl beisteuern durften. Denn gerade durch die Duma wurden die vernichtendsten Schläge gegen das Polentum geführt; große Teile des Cholmer Landes wurden wegen seines angeblichen „russischen und orthodoxen" Charakters (wir kennen bereits die Mittel und Wege, das ist die Fälschungen und Gewalttätigkeiten des Seelenfanges der orthodoxen Kirche) gegen die Bestimmungen von 1815 aus dem Königreich auf Grund der verwegensten statistischen Mittel herausgebrochen, die Warschau—Wiener Bahn wurde verstaatlicht, das heißt Tausende von Polen wurden auf die Straße geworfen, weil die Regierung in Polen keinem Polen eine Anstellung gewährte. Für jedes Attentat auf Polen war eine Majorität in der Duma gesichert; wenn dagegen Duma und Regierung irgendwie den Bedürfnissen Polens entgegenkamen, so steifte sich dagegen der Staatsrat; die Hoffnungen auf erträglichere Behandlung unter dem „konstitutionellen" System schwanden. Gewiß, die Brutalitäten des alten Regime, der Büttel Gurko und Apuchtin oder Tschertkow gehörten jetzt nur noch zu den „angenehmen Erinnerungen"; die Form wurde gemildert, der Geist blieb derselbe, und die Gefahr für die unversehrte Erhaltung des Polentums wuchs stetig, denn auch der Widerstand mußte jetzt mildere Formen annehmen, die Berührungen mit Russen, schon in der Duma und in der jetzt freieren Presse,

mußten immer häufiger und nachhaltiger werden. Namentlich wuchs die Gefahr in der Diaspora; Wilno verlor Fühlung mit Warschau, lehnte sich immer offenkundiger an Petersburg an, die russischen Zeitungen mit ihrem ungleich reicheren, freieren und aktuelleren Inhalt verdrängten die streng zensurierten polnischen und bahnten den Weg dem russischen Buche. Die „Provinz" gravitierte immer deutlicher nach den russischen Zentren, mit denen sie alle ökonomischen und andere Interessen verbanden; die exponierte Lage ihres Polentums ward weiter gefährdet durch den Abfluß intelligenter und energischer Kräfte nach Kongreßpolen, was die Regierung in wohlerwogener Absicht nur förderte; durch das Abstoßen großer Mengen russischer Juden nach dem Königreich sollten dessen ökonomisches Gleichgewicht erschüttert, die jüdisch-polnischen Beziehungen, die Wielopolski auf dem Boden völliger Gleichberechtigung geklärt hatte, stark getrübt, im Königreich der Antisemitismus gezüchtet werden. Das Verhetzen der verschiedenen Bevölkerungsschichten gegeneinander, zum Beispiel der ethnographischen Litauer gegen die Polen, war ein beliebter Kunstgriff der Regierung, die allerdings keinen Augenblick daran dachte, etwa auch den Litauern irgendwelche Rechte zu gewähren, der aber diese inneren Streitigkeiten gewünschten Vorwand zu neuen Angriffen gegen das Polentum verschafften.

Aber die geräuschvollen Verbrüderungsfeste der Revolutionswochen, da alles zum gemeinsamen Sturmlauf gegen die Bureaukratie sich anschickte, waren nicht wirkungslos verklungen; immer häufiger, wenn auch stets nur vereinzelt, ertönten auf russischer Seite Verheißungen einer besseren Zukunft, der Möglichkeit einer Verständigung; russische Zeitungen und Bücher hörten auf, wie zu des seligen Katkow Zeiten, hinter jeder mißliebigen Erscheinung die „polnische Intrige" zu wittern. Wohl betrieben einzelne einflußreiche Organe und Politiker die alte Polenhetze weiter, aber eine gewisse Entspannung war unverkennbar, wenigstens in dem großen Publikum; nur die regierenden Klassen verharrten auf ihrer durchaus ablehnenden Haltung; auch von den gemäßigtsten und vorurteilsfreiesten unter ihnen, von einem Witte oder Kokowzew, war nicht viel zu erwarten. Dieses ewig unzufriedene Polen empfanden denn auch manche Russen als unnütze Last und Plage; man riet schon, es zu — verkaufen.

V.

Da brach der Krieg aus und mit ihm bei den Russen die Besorgnis, die unversöhnten Polen würden in hellen Haufen zum Feinde überlaufen; eine Irreführung der öffentlichen Meinung in Polen erschien unumgänglich. Der Großfürst-Generalissimus ließ nun jenes bekannte Manifest aushängen (die Warschauer trauten ihren Augen nicht), in dem er allen befreiten und vereinten Polen der drei Gebiete nationale Einheit und Autonomie unter dem Zepter der Romanow in Aussicht stellte. Der auf die Psychologie der

Massen berechnete Theatercoup schlug glänzend in Polen ein und bewirkte in Rußland einen plötzlichen Wechsel aller Dekorationen. Das Eis jahrhundertealter Abneigung war auf einmal geschmolzen; der jüngere Sohn, der die Slawenfamilie freventlich verlassen und sich dem Westen zugewandt hatte, sollte reuig zurückkehren und mit offener Bruderhand empfangen, ans warme russische Herz gepreßt werden; der Himmel der russisch-polnischen Harmonie hing voller Geigen. Ja, es wiederholte sich in Rußland, was dort nach 1861 geschehen war. Damals, als die hohe Regierung den Bauer von der adligen Leibeigenschaft erlöst hatte, war vorübergehend, vielleicht mehr in der Literatur (namentlich bei Saltykow) als im Leben, der Typus des „reumütigen Edelmannes" aufgetaucht, der, natürlich nach der eingeholten obrigkeitlichen Erlaubnis, dem Bauer das durch Generationen gegen ihn geübte schwere Unrecht abbitten, um jeden Preis, auch den der eigenen Verbauerung, dieses Unrecht gut machen wollte. Diese Um- und Einkehr hielt freilich nicht lange vor; wenn heute derselbe Edelmann etwas bereut, so ist es, die Leibeigenschaft abgeschafft zu sehen. 1914 erstand ebenso, nachdem natürlich wiederum die hohe Obrigkeit ihre Erlaubnis gewährt hatte, der Typus des „reumütigen Russen", der bei dem armen polnischen Bruder alles vergangene Unrecht abbitten und gut machen wollte. Und es kam in der Tat zu zahllosen Sympathiekundgebungen, die sich bei der slawischen Expansivität der Russen möglichst geräuschvoll gestalteten; zu den Almosen der „Polentage", der Wohltätigkeitsbasare für die polnischen Opfer des Krieges, der Sammlungen jeglicher Art steuerte jeder Russe sein Scherflein bei. Den plötzlichen Umschwung erleichterten zwei für Russen charakteristische Züge.

Einmal verflüchtigt sich das vom Russen jahrzehntelang geübte Unrecht, falls die Obrigkeit dies gestattet, stets zu einem bloßen Mißverständnis; für dieses Mißverständnis macht er dann stets nur diese Obrigkeit, das ist die Bureaukratie, verantwortlich. Es ist jeder intelligente Russe felsenfest davon überzeugt, es ist sein Dogma geradezu, daß sein eigenes Volk das friedliebendste, toleranteste und gutmütigste auf Gottes Erden ist. Wir sehen dagegen, daß der Russe vor lauter Friedfertigkeit sich ein Reich vom Baltischen und Schwarzen Meer bis zum Stillen Ozean erobert hat; daß ihm der Begriff Toleranz völlig unbekannt ist; daß seine Gutmütigkeit jeden Augenblick, wie beim Rumänen, in Bestialität umschlagen kann. Zu diesen „Tugenden" kommt hinzu die von dem Chauvinisten Dostojewskij aufgebrachte Fabel von dem „Allmenschentum" des Russen, wie es alle Gegensätze in höhere Einheit auflöse und dadurch die endgültige harmonische Entwicklung der zukünftigen Menschheit schon jetzt verbürge; wir wissen dagegen, daß die bloße gelehrige Nachahmung von West und Ost noch keinen höheren Aufstieg bedeuten kann und die russische „Allmenscherei" nur die Satire herausfordert. Gerade jetzt, während des Krieges, sind die Deklamationen von der russischen Friedensliebe (die den Krieg angezettelt hat) und dem russischen

Allmenschentum (hochmütiges Herabsehen auf die anderen) bei den angesehensten russischen Publizisten im Schwange. Frägt man nun, woher der Gegensatz zwischen diesem Ausbund aller Tugenden und seinem Treiben in Polen, Finnland usw., so bekommt man regelmäßig zur Antwort, nur die böse Bureaukratie trüge daran Schuld. Der naive Fremde merkt nicht, daß die russische Bureaukratie eben Rußland selbst ist, sie allein dieses Rußland von Kalisch bis Kamtschatka mit ihren eisernen Klammern festhält, daß sie die Quintessenz des russischen Volkes darstellt, welches sie daher keinen Augenblick abzuleugnen vermag. Allerdings behaupten Slawophile, ihre Bureaukratie wäre erst seit Peter dem Großen unter deutschem Einfluß so geworden wie sie ist; wir wissen, daß die vorpetrinische genau ebenso war, weil sie nicht aus aufgeklärtem westlichen, sondern aus tatarischem Geiste geboren und in seinen Traditionen groß gezogen ist; deutscher Einfluß hat nur Äußerlichkeiten getroffen.

Die böse Bureaukratie bestritt, wie immer, in aller Ruhe die Kosten der russisch-polnischen Unbrüderung; nur kümmerte sie sich monatelang nicht im geringsten um Manifest und Autonomie, begrub sie in ministeriellen Kommissionen, und im Königreiche ließ sie alles beim alten. Darüber begann man nun zu murren, weniger in Polen selbst unter der Kriegszensur, als im Auslande, namentlich in Frankreich, wo Polen stets die zahlreichsten und uneigennützigsten Freunde hat, in Italien, wo diese Freunde am kräftigsten reden, in England, wo man doch nicht vergeblich die Losung von der Befreiung der unterdrückten Völker ausgegeben hatte. Im Vertrauen auf diese günstige Stimmung, auf Aussprüche eines Asquith zum Beispiel, begannen nun die Polen von europäischen Garantien für ihre künftige Autonomie zu munkeln, daß ihre Sache vor das große Forum Europa gehöre, eine internationale autoritative Schlichtung verlange. Dagegen erhob sich die gesamte öffentliche Meinung in Rußland. Wie auf Kommando hieß es in den Organen links und rechts, daß der polnisch-russische Streit ein rein innerer wäre, in den sich kein Ausland einmischen dürfe, daß dieser „Familienzwist" (den Ausdruck hatte Puschkin 1831 geprägt) nur mit Hausmitteln auszutragen wäre; nicht Europa, nur Duma und Reichsrat hätten darin zu entscheiden. Damit war der russisch-polnische Ausgleich schon begraben, noch ehe er auf die Welt gekommen war. Denn auf wen in Rußland könnten die Polen ernstlich rechnen?

Rußlands einziges Zentralorgan, die Bureaukratie, ist und bleibt ihnen spinnefeind; ist doch bei ihr die Polenfrage eine Magenfrage, frißt doch von der polnischen Krippe ihr ganzer Auswurf; wie und wo sollte man diesen versorgen? Sie hat ja polnischen Boden geräumt, aber sie hofft, wie alle Russen, auf den „notwendigen" Sieg und kann kaum im Rücken des vordrängenden Heeres die Zeit abwarten, da sie wieder auf das unglückliche Land losgelassen wird. Als es nun hieß, daß ihr diese Bereitschaft zur Rückkehr aufgetragen wurde, fragten verwundert und erbittert die Petersburger Polen, wie sich ihre verheißene Autonomie mit dieser Heuschreckenplage vereinbaren

ließe, und bekamen die treuherzige Antwort, diese Rückkehr wäre notwendig, aber nur vorübergehend, bis sich die Polen selbst einrichten; doch müßten wir an den erprobten Fähigkeiten dieser Russen zweifeln, wenn sie diese Selbsteinrichtung nicht dauernd zu verhindern wüßten. Neben der Beamtenschaft sind die konservativen Kreise mit ihren Katkowschen Traditionen prinzipielle Gegner der Polen; speziell der Reichsrat ist die polenfeindlichste Instanz im ganzen Reiche. Schon jetzt ertönen aus ihrer Mitte die Stimmen, wir brauchen den Polen nicht nachzulaufen, und in Telegrammen und Adressen beschwören sie die Regierung, sich ja nicht übereilt auf eine Regelung der Polenfrage festzunageln, als ob bei dieser Regierung ein solcher Druck nötig wäre. Mit den Liberalen ist die Sache verwickelter. Bis 1905—1906, namentlich während der Revolutionstage, überquollen sie von schönen Phrasen, obwohl auch sie keinen Augenblick eine Unabhängigkeit der Polen zugegeben hätten („was Geschichte vereint hat, darf nicht aufgelöst werden"), und was sie 1905 als Programm formulierten, ging über eine beschränkte nationale Autonomie nicht heraus. Seitdem ist ja mit ihnen eine große Veränderung vor sich gegangen; den einstigen Ideologen und Idealisten ist der Imperialismus, die Losung des „größeren Rußland" (angeblich nur zur Sicherung seiner Grenzen!) in die Glieder gefahren; sie sind heute die eigentlichen Herolde des Krieges, fordern Rußlands wirtschaftliche und politische Selbständigkeit (das heißt die Dardanellen als Schlüssel zum eigenen Hause und dergleichen mehr) und werden auf das Königreich, als ihren Brückenkopf gegen den Westen, niemals mehr verzichten; ihre Beziehungen zu Polen trübt noch besonders die Judenfrage. Die russischen Juden, die gerade in der liberalen Publizistik, von der Rjetsch in Petersburg angefangen bis zu angesehenen Provinzblättern in Kiew, Odessa und andern Orten, oft eine ausschlaggebende Rolle spielen, sind die entschiedensten Gegner jeglicher weiterreichenden polnischen Autonomie, namentlich jeglichen Ausscheidens der Polen aus dem Reiche, eines polnischen Landtages zum Beispiel. Unlängst noch hat Zabotinskij (der russische Name verträgt sich stets mit der jüdischen Konfession) im „Odessaer Blatt" dies ausführlich motiviert: die sechs Millionen russischer Juden würden durch Ausscheiden der zwei Millionen polnischer Juden numerisch, materiell und kulturell schwer geschädigt; würden diese zwei Millionen den Polen ausgeliefert, könnten sie nicht mehr vor der Duma ihre Klagen vortragen, wie würden die Polen mit ihnen umspringen! Am wenigsten Förderung dürften polnische Selbständigkeitsbestrebungen von den Sozialisten erwarten. Wohl gingen russische und polnische Sozialisten zusammen, so lange eben die Polen nationale Forderungen ganz zurückstellten. Denn die russischen Sozialisten sind straffe Zentralisten, treten heute unter Plechanow und anderen ganz auf die Seite des russischen Imperialismus; für nationale Fragen fehlt ihnen jegliches Verständnis — wollt ihr die Menschen etwa auch nach der Haarfarbe sondern? ist ihr einziges Gegenargument. Zudem sehen alle, auch

die den Polen beſtgeſinnten Ruſſen (es gibt ja ſolche, wenn auch verſchwindend wenige), das Heil der Polen nur in dem engſten Anſchluß an Rußland; dieſer allein ſichere ſie vor der ſonſt unvermeidlichen Germaniſierung; dasſelbe verlangten ihre wirtſchaftlichen Intereſſen, dieſen ungeſtörten Anſchluß an den öſtlichen Abſatzmarkt des Rieſenreiches; zudem verſtehen ſie nicht ganz recht, wie man die Ehre und das Glück, Ruſſe zu ſein, gering anſchlagen könnte, das iſt die Zugehörigkeit zu dem Rieſenvolke, dem die Führung der Menſchheit zufallen werde (derſelbe naive Glaube, den die Nordamerikaner für ſich beanſpruchen). Der Kaufmann allerdings würde gern, um der Konkurrenz von Lodz und Warſchau zu begegnen, Zollſchranken aufgerichtet ſehen, ſich nicht bloß auf die Tarifpolitik der Regierung verlaſſen, die für die Begünſtigung des ruſſiſchen Imports nach dem Königreich zugeſchnitten iſt; aber ſchließlich würde auch er ruſſiſchen Machtbereich und Autorität nicht geſchmälert wiſſen wollen. Über die antipolniſche Geſinnung der orthodoxen Kirche, deren Stimme immer wieder auch am Zarenhofe zu Bedeutung gelangt, iſt ja kein Wort zu verlieren; aus den Dienern Chriſti rekrutierten ſich ſtets die böſeſten Polenfeinde, ſie reizten die Moskauer 1606, die Koſaken 1648, die Hajdamaken 1768 zum Polengemetzel auf und weihten die Meſſer dazu, und der heutige fanatiſche Biſchof Eulogius (von Wolhynien) iſt nur ihr würdiger Nachfolger; ſie malten ſich ſogar den Teufel in polniſcher Tracht.

Dieſe Stimmung gegen, nicht für die Polen, in den weiteſten wie in den entſcheidendſten ruſſiſchen Kreiſen, mag ſich auch momentan, während der Kriegsnöte, mit allerlei freundlichen Phraſen verbrämen — ſchon aus Rückſicht auf das Ausland, dem die ruſſiſche Unduldſamkeit nichts weniger als imponiert; aber ſie erklärt hinlänglich, warum zum Beiſpiel unter den Gründen von Sazonows plötzlicher Entlaſſung ſeine Stellung in der Polenfrage, die der franzöſiſch-engliſchen Auffaſſung ſich näherte, genannt wurde. Die Regierung hüllt ſich entweder in unverbrüchliches Schweigen (trotz aller Vorwürfe, die deswegen in der Ententepreſſe laut werden) oder geht nicht über Gemeinplätze hinaus, über allgemein gehaltene Verſicherungen, daß ſie ſich auf den Boden des großfürſtlichen Manifeſtes ſtelle, die zu nichts verpflichten. Dieſe hartnäckige Zurückhaltung wird durch einen andern Umſtand in ein ſonderbares Licht gerückt, das an ihren wirklichen Abſichten kaum mehr zweifeln läßt.

Nachdem nämlich die deutſchen und öſterreichiſchen Heere Polen beſetzt hatten, tauchte im Winter 1915 in ſchweizeriſchen Blättern auf und machte dann die Runde namentlich durch die der Entente eine Berechnung, was für ein Heer das Königreich aufſtellen könnte; man ſchwankte zwiſchen einer halben und einer Million. Nun begann man nicht nur in der Preſſe mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Mittelmächte dieſes Heer gegen die Ruſſen aufbieten könnten; Sazonow in der Dumaſitzung vom 22. Februar 1916 ſprach von „einigen Hunderttauſenden" Polen, die ſich zum Kanonenfutter für den Germanismus verwenden ließen, und appellierte an die Ritterlichkeit der

Polen, daß sie nicht für die Unterdrücker ihrer eigenen Brüder kämpfen würden. Jäher Schrecken fuhr der Entente in die Glieder; denn abgesehen von der Zahl fiel ins Gewicht der moralische Effekt einer solchen Armee; die angeblich für Freiheit und Rechte der unterdrückten Völker Kämpfenden wären schmählich aufgesessen. Darum drängten angesehene Publizisten wie andere Größen der Entente auf Rußland, es möchte doch diese Gefahr beschwören, durch eine offene Anerkennung polnischer Unabhängigkeit den Mittelmächten zuvorkommen und die Polen endgültig auf seine Seite herüberziehen. Die französischen Pressestimmen verstummten allerdings; man nahm irrtümlich an, daß Herr Iswolsky in Paris sich die Besprechung polnischer Unabhängigkeit verbeten hatte; es war im Gegenteil die französische Regierung selbst, die aus bloßer Scheu, in Petersburg Anstoß zu erregen, das Zensurverbot erlassen hatte. Die Sache zieht sich unentschieden weiter hin; die Ententepresse findet es unverantwortlich, daß Rußland sich zu keinem derartigen Schritte aufrafft; aber es wäre doch momentan nicht ohne einen pikanten Beigeschmack, wenn Rußland über den Boden und seine Zukunft verfügen wollte, von dem kein Zoll mehr in seinem Besitz sich befindet. Andererseits haben die Militärmächte bisher keinen Augenblick daran gedacht, eine polnische Armee aus dem Boden gegen Rußland zu stampfen — aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind; es war nur das böse Gewissen der Entente, das aus allen diesen Besorgnissen sprach.

VI.

Eine hochgestellte russische Persönlichkeit sagte in einer Anwandlung von Offenheit: wenn die Mittelmächte siegen, haben die Polen alles zu erwarten, wenn wir, nichts. Und das allein ist reine Wahrheit, trotz aller nebelhaften Vertröstungen auf die nahe Zukunft, trotz aller Versprechungen — die russischen sind bekanntlich nicht das Papier wert, auf dem sie geschrieben sind, nur russische Drohungen sind stets ernst zu nehmen, zumal sie in der Ausführung weit über das Angedrohte hinausgehen.

Mit dem Manifest des Großfürsten verhält es sich ebenso, zumal es gar nicht russischer Initiative entsprungen ist, mochte es auch Herr von Wielopolski im Grodnoer Hauptquartier aufgesetzt haben. Es ist französische Arbeit. Die Franzosen haben nicht nur ihre Milliarden russischen Rüstungszwecken geopfert, nicht nur die geschlagenen russischen Armeen 1915 und 1916 reorganisiert; Delcassé als Gesandter in Petersburg hat auch die russisch-polnische Versöhnungsaktion eingeleitet; ging es doch nicht, im nächsten Krieg den Zar als Slawenbefreier auftreten zu lassen, bevor er nicht seine Hausslawen „befreite", die dies am notwendigsten hätten. Nur liegt eine Befreiung der Polen durchaus nicht in wohlverstandenem Interesse der Russen, denn Rußlands Tendenz ist ganz offenkundig auf die vollständige, abschließende Nationalisierung und Vereinheitlichung des ganzen Staates gerichtet. Sie schwebte

schon lange als Ideal der Autokratie vor; noch vor achtzig Jahren formulierte sie der Minister Uwarow in der Weise, die auf jeden Russen unwiderstehlich wirkt (seit 1861 wird allerdings die Leibeigenschaft, auf der Uwarow seinen einen Gott, einen Zaren, eine Sprache gründete, weggelassen). Heute ist man diesem Ziel erheblich näher gerückt; was zu Uwarows Zeit bloß Überhebung scheinen konnte, nimmt bereits greifbare Formen an.

Allerdings pflegen in Deutschland sogenannte Kenner Rußlands diesen Staat als Nationalitätenstaat zu bezeichnen und daraus seine angebliche Schwäche in Augenblicken der Gefahr zu begründen. Nichts wäre falscher. Wir kennen ja Nationalitätenstaaten zu Genüge, zum Beispiel die Schweiz, Belgien, Österreich, Ungarn, das sich allerdings Nationalstaat zu werden vergeblich abmüht. Gewiß, Rußland zählt hundertvierzig Nationen sogar, doch wie sind sie verteilt? Die allein herrschende Nation macht über zwei Drittel des Gesamtbestandes aus, konfessionell völlig geeint (bis auf die vier Millionen russischer Juden, die sich nationalpolitisch nur als Russen fühlen), sonst mit dialektischen und anderen Variationen, wie sie überall vorkommen. Dieser erdrückenden Majorität steht nun keinerlei kompakte Minorität gegenüber, sondern über hundertdreißig Völker, meist bloße Volkssplitter, die sich absolut fremd sind, die wohl gemeinsam klagen, aber niemals gemeinsam handeln, die kein einziges Moment, auch nicht der Russenhaß, vereint. Die furchtbare Prüfung, die Rußland jetzt schon im dritten Jahre besteht, hat bewiesen, daß Rußland kein nur zu leicht zerfallender „Nationalitätenstaat" ist. Was hat man nicht alles zu Kriegsanfang prophezeit, wie entscheidende Niederlagen das Reich auflösen würden, wie die unterdrückten „Nationalitäten", von Torneo bis zum Kaukasus, Polen und Kleinrussen allen voran, nur des günstigen Augenblickes harren, sich auf ihren Peiniger zu stürzen. In Wahrheit haben die Niederlagen Rußland nur fester zusammengeschmiedet, und alle Nationalitäten kämpfen mit der größten Todesverachtung in den Reihen ihrer Unterdrücker — wer hat je von Verrat, Abfall, Empörung gehört? Das wissen die Russen, nur wird dies ihre Politik gegen die „Fremdvölker" nicht ändern. Wohin diese Politik geht, sehen wir an der Behandlung der finnländischen Autonomie und an der Entlohnung der baltischen Loyalität. Gerade auf seine Grenzmarken will sich Rußland unbedingt verlassen können, möchte sie daher am liebsten mit Kernrussen besiedeln — noch vor dem Kriege sprach man von einer nahe geplanten Besiedlung des Domänengebietes in Kurland usw. mit dreihunderttausend russischen Bauern; andere sprachen schon von einer Enteignung des deutschen Großgrundbesitzes — in derselben Absicht; alles übertraf, was 1915 wirklich ausgeführt wurde: die Wegtreibung von Millionen polnischer und litauisch-russischer Bauern, um nach dem Kriege sie durch Kernrussen zu ersetzen.

Zu diesen Grenzmarken gehört nun Polen. Es gab Stimmen, die diesen „lästigen" Besitz los zu werden rieten (einmal dachte sogar Samarin so), nur waren dies bloße Anwandlungen böser Laune. Was der Russe fest in Händen

hat, wird er sicher nicht preisgeben, und als Symbol dessen, was er mit Polen vor hat, hat er die imposanteste orthodoxe Kirche auf dem schönsten Platz von Warschau hingepflanzt, vom Lande feierlich für immer Besitz genommen. Wenn sich Nikolaus der Zweite mit dem Ruhm, Finnland und den baltischen Provinzen ihre Eigenart genommen, sie auf den russischen Tiefstand herab gedrückt zu haben, begnügen sollte, so könnte vielleicht sein Thronfolger dasselbe für Polen erstreben wollen und Alexei Nikolajewitsch vollenden, was vor drei Jahrhunderten Alexei Michailowitsch begonnen hatte, die Auflösung Polens im russischen Meere. Keine noch so feierlich beschworene Autonomie würde ihn daran hindern; es wäre ja schon die vierte, die der Russe — nicht gehalten hat.

Und dies ist das ausschlaggebende Moment. Eine Abtrennung Polens — wie wäre sie möglich, da es zwischen Polen und Rußland auf der weiten Ebene keinerlei natürliche Grenzen gibt und auch die ethnographischen so ineinander verzahnt sind, daß nur ein gewaltsamer Schnitt Entscheidung brächte. Polens Forderungen zu genügen, ohne Rußlands Interessen zu schädigen — ebenso leicht könnte die Quadratur des Kreises gefunden werden. So bleibt es denn bei der Durchdringung Polens durch Rußland, und von dieser, nicht eingestandenen, aber stillschweigenden Voraussetzung sind alle Lösungsversuche der polnischen Frage in Rußland zu beurteilen. Denn gerade wie in Deutschland regnen sie momentan auch in Rußland vom Himmel herab, mit dem Unterschied, daß es in Rußland illustrere Namen sind (Ministerpräsidenten und Minister, Milukow und Burzew — der Exrevolutionär, Wielopolski usw.), unter denen sie herauskommen. Sie im einzelnen aufzuzählen, wäre überflüssig; auch sie bewegen sich zwischen zwei Extremen, einer reinen Personalunion des befreiten und geeinten Polen mit Rußland und einer beschränkten Provinzautonomie. Keines der russischen Projekte befriedigt heute die Polen, am wenigsten das Milukows und der Kadetten; es reserviert so viel dem Eingreifen der russischen Bureaukratie, daß die Polen verwundert fragen, wo denn eigentlich ihre Autonomie bliebe? Allerdings wären die Kadetten unter einer Voraussetzung zu größerem Nachgeben bereit: falls es gelingt, alle Polen, das ist die preußischen und österreichischen, zu „befreien"; dann hätten sie (weil dies heute aussichtsloser scheint als je) gegen eine Selbständigkeit dieses Gesamtpolens (dem sie die ethnographischen Grenzen diktieren würden) nichts einzuwenden; gelingt das nicht, dann darf Russisch-Polen allein niemals auf Selbständigkeit rechnen.

Immer unfreundlicher wird der Grundton; schon jetzt können die Russen den Polen nicht verzeihen, daß sie die von Deutschland gebotenen Konzessionen freudig aufgenommen haben. Sazonow warnte ja die Polen in jener Dumarede vor diesem Köder, den die Deutschen auswerfen würden; heute sprechen die russischen Zeitungen schon davon, daß die Polen viel zu weit gegangen wären in der Annahme dieser „Geschenke der deutschen Danaer", der polnischen Universität in Warschau, der Wiederherstellung des polnischen Schulvereins, des polnischen Gemeinderates in Warschau, „der sich nationale

Repräsentation anmaßt, ohne in Wirklichkeit die Majorität des polnischen Volkes zu repräsentieren". Aber ganz offen sprechen sich nur die russischen Konservativen oder Reaktionäre aus: in der Resolution einer Versammlung ihrer Vertrauensmänner heißt es (nach einer Indiskretion des französischen Genfer Journals): Dieser polnische Abfall gibt für uns Grund ab, daß wir Polen als eine aufrührerische Provinz behandeln und es erdrücken. Das sind unverfälscht russische Naturlaute, wogegen jene akademischen Erörterungen über Autonomie und dergleichen desjenigen Polens, das Rußland gar nicht besitzt, nicht in Anschlag kommen. Und auch sonst haben die Russen nur zu viel Grund zu schlecht verhehltem Ingrimm: daß auf russischer Seite keine Polen freiwillig kämpfen, wohl aber gegen Russen Tausende russischer Polen zu den Waffen griffen, obwohl ihnen bei der Gefangennahme der Galgen winkte; daß die Polen schließlich über das Manifest zur Tagesordnung schritten (was die Russen längst vor ihnen getan hatten), dies und anderes würde bei einer russischen Abrechnung mit Polen gar sehr ins Gewicht fallen.

So löste den leichten Anbrüderungsrausch schlimmer Katzenjammer ab; das fühlt namentlich die Presse der Entente, und um alle Polen nicht endgültig entgleiten zu sehen, versteigt sie sich zu Beteuerungen (das Papier ist ja geduldig), daß, wenn auch Rußland jetzt nicht nachgibt, nach dem Kriege Frankreich, England und Italien ihm die Unabhängigkeit Polens als eine europäische Sache abzwingen werden — doch wer fiele auf derlei von der Not eingegebene Ausstreuungen herein?

„Lasciate ogni speranza voi ch'entrate steht für uns Polen auf dem russischen Gefängnistor angeschrieben, dem wir eben entronnen sind — mit Gewalt werden wir uns denen widersetzen, die uns wieder hineinzwingen wollten." Mit diesen Worten schloß der Führer der polnischen Delegation seine mit tosendem Beifall auf dem Kongreß der unterdrückten Völker zu Lausanne aufgenommene Rede, auf jenem Kongreß, den Franzosen einberufen hatten, um die Mittelmächte zu verwünschen, und der, ein neuer Bileam, durch die Polen zu einer flammenden Anklage Rußlands wurde. „Herr, vor der Rückkehr der Moskalen bewahre uns, errette uns," betet das Volk allsonntäglich in den Warschauer Kirchen.

Das ist das Schlußergebnis eines vierhundertjährigen Prozesses: recht eingeleitet wurde er 1514 in jener Schlacht bei Orscha, wo ein kleines, aber europäisches polnisch-litauisches Heer die Massen der tatarischen Russen in die Flucht schlug; ausgetragen wurde er, hoffentlich für immer, als 1915 die Russen in ihrem echt tatarischen Stil Polens Land planmäßig zerstörten und Polens Leute dem Untergange entgegentrieben. Als Symbol der neuen Zeit ist die orthodoxe Kirche, die der Russe als ein geistiges Zwinguri auf dem schönsten Platz im Herzen Warschaus aufrichtete, zu einer katholischen neu geweiht worden und damit ist endgültig Warschau und Polen dem Westen, dem man es schließlich entfremden zu wollen schien, wohin es stets gehört hat, wiedergegeben.

(Weitere Abhandlungen folgen.)

Anarchie oder Revolution.

Ein Kapitel russischer Zukunft.

Von

* * *

Die Frage, ob in Rußland, bei der seit 1906 immer schärfer einsetzenden Reaktion und den während des Krieges hinter der Front offenbar gewordenen schweren Mißständen, in nächster Zukunft eine gegen den Zarismus gerichtete Volkserhebung erwartet werden muß, ist in Deutschland an verantwortlichen und nichtverantwortlichen Stellen in den letzten zwei Jahren lebhaft erörtert worden. Zu einem abschließenden Urteil haben diese Erörterungen nicht führen können, weil — bei der ungenügenden oder meist ganz fehlenden Kenntnis der politischen Stimmungen im russischen Volke — jede festere Grundlage für die Entscheidung dieser gerade jetzt ungemein wichtigen Frage vermißt wurde. In den mehr oder weniger umfangreichen Werken über Rußland aus neuester Zeit, die in bezug auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zum Teil als mustergültig bezeichnet werden können, sind die bedeutsamen politischen Wandlungen der Neuzeit mehr nach ihrer äußeren Form als nach ihrem inneren Gehalt und den eigentlich treibenden Kräften bewertet worden. Eine eingehendere Beschäftigung mit dem sogenannten „unterirdischen" Rußland, das bei der zukünftigen politischen Gestaltung des Landes voraussichtlich eine noch weit bedeutsamere Rolle spielen wird als vor zehn Jahren, ist in Deutschland allzusehr vernachlässigt worden, obschon eine bereits recht umfangreiche, in Rußland natürlich streng verpönte Literatur über dieses recht interessante Gebiet in russischer, französischer, englischer und italienischer Sprache vorliegt.

Schon zu Beginn des Krieges haben die besten Kenner Rußlands wiederholt auf den angeblich sehr scharfen Unterschied in der russischen Volksstimmung während des russisch-japanischen und des gegenwärtigen Krieges aufmerksam gemacht. Damals war ohne Zweifel der Krieg in ganz Rußland im höchsten Grade unpopulär und wurde von der ungeheuren Mehrheit des Volkes nur als ein sehr willkommenes Mittel angesehen, um nach der sehnlichst erhofften Niederlage eine radikale politische Umwälzung herbeizuführen. Gegenwärtig aber soll, wenigstens während des ersten Jahres, der Krieg in allen Schichten der Bevölkerung im Gegenteil so populär gewesen sein, wie noch nie zuvor, zumal da man den in patriotischen Dingen ganz indifferenten, aber ewig

* * *

landhungerigen Muschik durch die Aussicht auf großen Landerwerb in Deutschland sehr geschickt zu ködern wußte. Bei einer genauen Prüfung aller bisher bekannt gewordenen Tatsachen dürfte diese Anschauung in ihrer allgemeinen Fassung jedoch kaum zutreffend sein. Denn schon die dreißig Millionen Ukrainer haben gegenüber dem Russentum, namentlich seit 1905, eine immer schroffer ablehnende Haltung eingenommen, die durch einige höchst ungeschickte Maßnahmen der Regierung[1]) noch zu Beginn des Jahres 1914 wesentlich gesteigert wurde, so daß sie mit dem Kriege nur die Hoffnung auf eine Befreiung vom russischen Joche verknüpfen konnten. Das gleiche gilt von den etwa fünfzig Millionen zählenden übrigen Fremdvölkern, denen nur eine Niederlage Rußlands die Erlösung bringen kann. Bei einer so buntscheckigen und in so unerhörter Weise geknechteten Bevölkerung kann ein Krieg überhaupt niemals wirklich populär sein, auch nicht bei dem großrussischen Muschik, den man schon 1904 mit schwindelhaften Landversprechungen in der Mandschurei betrogen hatte, diesem Muschik, dem nach den Worten Leo Tolstois[2]) „kein Gedanke ferner liegt, als dem Deutschen, der ihm gute Sensen und Sicheln liefert, den Schädel einzuschlagen".

Nun haben aber außerdem fast alle russischen Arbeiter, soweit sie zur sozialdemokratischen Partei gehören, schon Anfang August 1914 energisch gegen den Krieg Front gemacht, diese erst seit einigen Jahren organisierte Arbeiterschaft, die damals nachweislich die deutschen Flüchtlinge aus ihren Streikkassen unterstützt hat. Was die extrem-konservative Partei betrifft, so konnte ihr Hauptorgan, die „Semschtschina", bereits Ende August 1914, also noch zur Zeit der höchsten leidenschaftlichen Erregung, es wagen, offen seine Mißbilligung des Krieges auszusprechen, von dem es eine wesentliche Stärkung der demokratischen Tendenzen befürchtete. Deshalb dürfte der Exminister Maklakow mit seiner kürzlich erschienenen Denkschrift wohl recht haben, welche die angebliche Kriegsbegeisterung der russischen Liberalen stark anzweifelt, da alle linksstehenden Parteien in Rußland in dem jetzigen Kriege lediglich ein Mittel zur Erreichung ihrer innerpolitischen Ziele sähen. Zu dem wilden Geschrei der Liberalen nach den Dardanellen, zu dem bereits vor einigen Jahren ihr Führer Miljukow die Parole ausgegeben hatte, werden wir uns daher in der Tat etwas skeptisch verhalten müssen, um so mehr, als einige hervorragende Vertreter der Kadettenpartei zu Beginn des Krieges es ganz offen aussprachen, daß eine Niederlage Rußlands den Freiheitsbestrebungen des russischen Volkes vielleicht noch förderlicher sein dürfte als der Sieg. Die von der Regierung anfangs sehr geschickt hervorgerufene Illusion, von Deutschland überfallen zu sein, ist gegenwärtig sowohl in der russischen Intelligenz wie in den niederen Volksschichten schon völlig geschwunden, und

[1]) So zum Beispiel die am 14. März 1914 mit Kosakenknuten und Bajonetten verhinderte Schewtschenko-Feier in Kiew.

[2]) In einer Flugschrift „Christentum und Patriotismus".

wenn im Sommer dieses Jahres überhaupt noch etwas von ihr zu spüren war, so haben die recht ungeschickten Fanfaronaden des verflossenen Ministers Ssasonow endgültig damit aufgeräumt. Aber auch die Fata Morgana des eigentlichen Kriegszieles, das Rußland seit Jahrhunderten wie hypnotisiert im Auge behält, hat trotz ihrer ehrwürdigen Tradition und ihrer lockenden Perspektive heute für viele Russen ihre Anziehungskraft verloren; so erklärten die Leiter der Arbeiterpartei noch im Frühling dieses Jahres, daß die Eroberung Konstantinopels durchaus nicht wünschenswert erscheine, da sie nur neue Verwickelungen und endlose Kriege zur Folge haben würde.

Zur kritischen Prüfung der Frage, die uns hier beschäftigt, und zum besseren Verständnis der gegenwärtig im russischen Volke herrschenden Stimmungen müssen wir vor allem die Persönlichkeit und die Regierungsmethoden des Zaren Nikolaus des Zweiten, sowie die entsprechende Gegenaktion der Revolutionäre und die bedeutsamen Wandlungen der russischen Volkspsyche in neuerer Zeit etwas näher beleuchten, als dies in Deutschland in den letzten beiden Jahrzehnten meist zu geschehen pflegte. Nikolaus der Zweite, dieser in bezug auf seine Intelligenz meist unterschätzte, in ethischer Beziehung ebenso häufig überschätzte Monarch, ist kaum drei Monate, nämlich bis zum 17. Januar 1895, populär gewesen, das heißt solange er noch niemandem etwas Böses hatte zufügen können, solange man noch nichts von ihm wußte und deshalb ganz unbegründete Hoffnungen an den Regierungswechsel knüpfte. In seiner berüchtigten, an die Vertreter der ländlichen Selbstverwaltungen gerichteten Ansprache vom 17. Januar, in der er alle Gedanken der russischen Intelligenz an eine freiere Selbstbetätigung als „törichte Träumereien" bezeichnete, hat der Zar dann alle auf ihn gesetzten Hoffnungen ein jähes Ende bereitet. Ein russischer Staatsbeamter, der später Minister wurde, sagte mir kurz nachher mit vielsagendem Lächeln: „Populär kann der Zar nach dieser Rede niemals werden!"

Nach dem am 17. Januar entwickelten Programm betätigte sich die neue Regierung dann schon im März 1895 in einem blutigen Gemetzel unter den streikenden Arbeitern in Jaroslaw. Hier, wie bei jeder späteren Unterdrückung von Unruhen, wurden die am Gemetzel beteiligten Polizeibeamten und Militärs, wenn es viele Todesopfer gegeben hatte, vom Zaren persönlich belohnt, befördert und mit Orden ausgezeichnet, bei einem milden und humanen Vorgehen gegen das unglückliche, unwissende Volk dagegen oft mit scharfen Worten getadelt. Im ersten Regierungsjahr wurde auch das Komitee für Volksbildung, das für besonders gefährlich galt, vom Zaren aufgehoben. Er hat hiermit, *wie überhaupt bei allem, was er tat*, vom Standpunkt des Absolutismus durchaus folgerichtig und zweckentsprechend gehandelt. Als unter den geknechteten, in der furchtbarsten Weise ausgebeuteten Fabrikarbeitern im Laufe des Jahres 1896 die Ausstandsbewegung einen immer größeren Umfang annahm, begann bei der Regierung allmählich doch der

* * *

Gedanke aufzudämmern, daß man mit Kosakenknuten, Kugeln und Bajonetten allein die Bewegung nicht mehr meistern könne. So kam schließlich das Arbeiterschutzgesetz vom 2. Juni 1897 zustande, das sich zunächst in recht bescheidenen Grenzen hielt. Da die Arbeiter sehr bald einsahen, daß die an sich schon recht dürftigen Zugeständnisse des Gesetzes durch die Willkür der Beamten fast völlig lahmgelegt wurden und sie demgemäß auf Selbsthilfe angewiesen waren, so wurde 1898 die sozialdemokratische Partei begründet, die anfangs recht mangelhaft organisiert war und bis 1905 ohne eine wirkliche Parteileitung blieb. In dieser Zeit teilten sich die Sozialdemokraten in zwei Richtungen, die sogenannten „Ökonomisten" oder Wirtschaftsfriedlichen, die nur die Befriedigung der notwendigsten materiellen Bedürfnisse im Auge behielt, und die Sozialrevolutionäre, die hauptsächlich für rein politische Ideale kämpften. Wohl nicht unabhängig von ihrer Tätigkeit kam es 1899 zu Studentenunruhen in Petersburg, deren blutige Unterdrückung damals in ganz Westeuropa berechtigtes Aufsehen und großen Unwillen erregte. Den an der Unterdrückung beteiligten Polizeibeamten übermittelte der Stadthauptmann den persönlichen Dank des Zaren, während der Unterrichtsminister Bogolepow infolge dieser und anderer Repressalien am 14. Februar 1901 vom Studenten Karpowitsch erschossen wurde.

In diesem Jahre begann auch die seltsame Komödie der sogenannten „Subatowschtschina", die unter der Leitung des ehemaligen Chefs der Moskauer Geheimpolizei Subatow stehende Bildung von sozialistischen Arbeiterverbänden, die mit der Geheimpolizei in engster Fühlung blieben, um — unter recht schonungslosem Vorgehen gegen die Arbeitgeber — von politischen auf rein wirtschaftliche Ziele abgelenkt zu werden. Obschon der Zar seinen mächtigen Schutz dieser sonderbaren Allianz angedeihen ließ, zogen sich doch bald alle anständigen Personen von ihr zurück, so daß sie bereits 1902 in Vergessenheit geriet. Charakteristisch für das intime Verhältnis des Zaren zur politischen Polizei ist übrigens eine kleine Episode, die sich am 6. Dezember 1901 abspielte. An diesem Tage empfing der Zar die Vertreter der Petersburger Gendarmerie, um ihnen seinen Dank abzustatten, und sagte dabei wörtlich: „Ich hoffe, daß der Bund zwischen mir und der Gendarmerie, der sich heute gebildet hat, mit jedem Jahre mehr erstarken wird." Da die Gendarmerie wegen ihrer Hauptaufgabe, der politischen Spionage, in Rußland allgemein verhaßt und gefürchtet ist, so läßt sich leicht ermessen, wie diese Liebeserklärung des Zaren wirken mußte. — Im März 1902 kam es in ausgedehnten Gebieten Kleinrußlands und im Gouvernement Saratow zu schweren Bauernunruhen. Die barbarische Grausamkeit, mit der diese Hungerrevolte unterdrückt wurde — namentlich im Gouvernement Poltawa wurden viele Bauern zu Tode geknutet —, hatte schon am 1. April dieses Jahres die Ermordung des Ministers des Innern Sipjagin zur Folge, eines selbst nach russischen Begriffen ungewöhnlich brutalen „Bojaren". Als 1903 ein Riesen-

ausstand der Arbeiter sich über Rußland, Sibirien und den Kaukasus ausdehnte, kam die geängstigte Regierung zuerst auf den Gedanken, nach machiavellistischem Rezept zu verfahren und die Unzufriedenheit und Erregung der arbeitenden Klassen in Pogroms zur Entladung zu bringen. So kam es zu Ostern 1903 zuerst in Kischinew zu einer furchtbaren Judenhetze, während zwei Jahre später die wiederholten Überfälle des niedrigsten, von der Polizei geleiteten und bezahlten Pöbels sich bekanntlich auch gegen russische Gymnasiasten und Eisenbahner richteten.

Als im Laufe des Jahres 1904 sich der Konflikt zwischen Volk und Regierung immer mehr zuspitzte, kam es schließlich zur ersten großen Lebensäußerung des russischen Proletariats. Der Zug der vom Priester Gapon geführten Arbeiter zum Winterpalast am 9./22. Januar 1905, das darauf folgende, vom Großfürsten Wladimir angeratene, furchtbare Gemetzel auf den Straßen Petersburgs, sowie der weitere Verlauf der Revolution sind so bekannt, daß wir hier nicht darauf einzugehen brauchen[1]). Es ist in Deutschland wohl zu wenig beachtet worden, daß bei den russischen Arbeitern und Bauern, die bis zu diesem Tage im allgemeinen immer noch monarchisch gesinnt waren, immer noch in dem von schlechten Ratgebern umgebenen Zaren die Personifizierung der höchsten irdischen Gerechtigkeit erblickten, das Vertrauen zu diesem Zaren mit dem 9. Januar eine Erschütterung erfahren hat, die bei der immer schärferen Reaktion natürlich bis heute nicht hat verschwinden können. Nur wer die furchtbare Enttäuschung und Erbitterung im einfachen Volke nach diesem Tage selbst gesehen, wer die flammenden Aufrufe zur Revolution, die damals in Millionen von Exemplaren über ganz Rußland verstreut und begierig aufgegriffen wurden, gelesen hat, kann es ganz verstehen, was damals im russischen Volke vor sich ging. Bis zu welchem Grade das Vertrauen zum Zaren beim russischen gemeinen Manne nach dem 9. Januar geschwunden war, das wird durch die nachfolgende kleine Statistik recht drastisch beleuchtet. Der Zar hatte nämlich, um den schlimmen Eindruck des entsetzlichen Blutbades in Rußland, wie überhaupt in der Welt, nach Möglichkeit zu verwischen, für die Hinterbliebenen der unglücklichen Opfer persönlich 50000 Rubel gespendet, während die städtische Duma und der Verband der russischen Ingenieure gleichzeitig Geldsammlungen zu diesem Zweck veranstalteten. Bis zum Frühling des Jahres wandten sich nun mit der Bitte um Unterstützung 1650 Familien an den Verband der Ingenieure, 830 an die Stadtverwaltung und nur 7 (!) an den Stadthauptmann Trepow, der die kaiserlichen Gelder zu verteilen hatte! Selbst die ärmsten Arbeiterfrauen ver-

[1]) Eine wissenschaftlich exakte Darstellung der Tätigkeit des unglücklichen Schwärmers Gapon sowie des Geheimpolizisten Subatow findet sich in der Schrift „Die Erziehung der St. Petersburger Arbeiterschaft zur Revolution" von R. von Ungern-Sternberg, Berlin 1909. — Ein interessantes zeitgeschichtliches Dokument ist auch das Buch „Father George Gapon. The story of my life". London 1905.

* * *

schmähten es also, von denen Unterstützungen anzunehmen, die sie für die Mörder hielten. In Deutschland herrschen bis heute über den angeblich in tiefster geistiger Finsternis dahin vegetierenden Muschik und sein Verhältnis zum Zaren ganz irrige Vorstellungen, die einer um Jahrzehnte zurückliegenden Zeit ihren Ursprung verdanken. Als ich vor einigen Jahren durch Zarskoje Sselo fuhr, wies der Droschkenkutscher mit der Peitsche nach dem kaiserlichen Schloß und sagte: „Katharina die Große hat diesen Palast erbaut — Nikolai der Kleine scheint dort keinen Platz zu finden!" Unter den furchtbaren Majestätsbeleidigungen, die ich in Rußland auf Schritt und Tritt im einfachen Volke gehört habe und hier nicht wiederholen will, war die launige Bemerkung dieses Droschkenkutschers, der wohl kaum dem gewohnten Bilde vom „stumpfsinnig ergebenen Muschik" entspricht, jedenfalls die harmloseste. Einen sehr niederdrückenden Eindruck machte es auch, daß der Zar beim Empfang des „Russischen Volksverbandes" am 23. Dezember 1905 die Ehrenmitgliedschaft in dieser mehr als zweifelhaften Gesellschaft annahm, da es im Volke recht gut bekannt war, daß zum „Schwarzen Hundert" auch notorische Zuchthäusler und Schwerverbrecher gehörten.

In den Reihen der russischen Sozialisten hatten die gemäßigten Ökonomisten, entsprechend dem radikalen Charakter der Russen, bereits vor 1904 jeden Boden verloren und allen Einfluß den Sozialrevolutionären überlassen müssen. Die letzteren entfalteten in den letzten zwei Jahren von 1904 bis zur Einberufung der ersten Duma eine sehr lebhafte terroristische Tätigkeit. Abgesehen von den politischen Morden in Finnland und im Kaukasus, wurden von ihnen in dieser Zeit der Minister des Innern v. Plehwe, der Kriegsminister Sacharow, die Gouverneure Bogdanowitsch, Alexandrowsky, Lushenowsky, Abramow, Shdanow und viele Vizegouverneure, Polizeimeister und niedere Polizeibeamte ermordet. An den genannten Ministern und Gouverneuren wurde „das Todesurteil" vollstreckt, weil sie die im einzelnen von der Polizei organisierten und geleiteten Pogroms veranlaßt hatten. Die Teilnehmer an diesen Pogroms, bei denen im ganzen in 638 Ortschaften 158000 Opfer gezählt werden, zog man später zwar zur gerichtlichen Verantwortung, doch wurden sie bekanntlich vom Zaren in Bausch und Bogen begnadigt (!). — Als 1906 die erste Duma einberufen war, hörten in ganz Rußland alle Attentate auf. Die sogenannte Kampfesorganisation (Bojewoja Organisazia) der Sozialrevolutionäre nahm bis zur völligen Klärung der Beziehungen zwischen Regierung und Volksvertretung zunächst eine abwartende Haltung ein. Dieser bisher wenig beachtete Umstand zeigt den scharfen Unterschied zwischen ihrer terroristischen Tätigkeit und der sinnlosen Zerstörungswut der russischen Anarchisten des vorigen Jahrhunderts, die ganz in den von Bakunin und Netschajew vorgezeichneten Bahnen wandelten. Die heutigen Sozialrevolutionäre haben nicht allein eine straffe Disziplin, sie verfolgen auch festumrissene politische Ziele (den republikanischen Föderativstaat); ihre Opfer

haben sie sich stets richtig zu wählen gewußt — einen „Justizmord" kann man ihnen, von ihrem Standpunkt aus, nicht zum Vorwurf machen. Wie sehr übrigens ihre terroristische Tätigkeit dem allgemeinen Volksempfinden zu entsprechen schien, das konnte ich in Rußland gelegentlich der Ermordung des allerdings furchtbar verhaßten Großfürsten Sergei beobachten. So sagte mir unter anderm ein einfacher, schlichter Landgeistlicher in freudiger Erregung: „Als russischer Priester dürfte ich eigentlich nicht so reden, aber man muß doch Gott von ganzem Herzen danken, daß man diesen Hund erschlagen hat!" — Als die erste Duma, die sogenannte Bauernduma, aufgelöst und ihre Mitglieder nach dem Wiborger Aufruf zum großen Teil gerichtlich verfolgt wurden, da begannen auch wieder die Attentate. So wurden im Dezember 1906 die Generalgouverneure Litwinow in Stowropol, Ignatjew in Kiew, der Stadthauptmann von Petersburg, von der Launitz, und der berüchtigte Militärprokureur Pawlow, im Laufe von zwei Wochen ermordet.

Durch die Auflösung der ersten und zweiten Duma, den Staatsstreich von 1907, die Wahlreform, die die dritte sogenannte Volksvertretung, die „Herrenduma" schuf, vor allem aber durch die rohe Willkür der zahllosen, mit fast unumschränkten Vollmachten ausgestatteten Generalgouverneure mußte die Erbitterung des um seine Hoffnungen betrogenen Volkes ständig wachsen, worauf die Regierung mit immer rücksichtsloseren Repressalien antwortete. Die nachstehenden Ziffern veranschaulichen die nach 1905 einsetzende Reaktion. Abgesehen von 683 feldgerichtlichen Hinrichtungen wurden auf Grund kriegsgerichtlicher Todesurteile

1905	hingerichtet	72	Personen
1906	„	450	„
1907	„	1056	„
1908	„	1741	„

Schon diese kurze Statistik zeigt, daß der Kampf zwischen Volk und Regierung namentlich seit 1907 an Schärfe zunahm. Erst dem klugen und umsichtigen Stolypin, der auch mit seiner großangelegten Agrarreform nicht allein wirtschaftliche, sondern vor allem wohlerwogene politische Ziele verfolgte, gelang es schließlich bis zu einem gewissen Grade, die erregte Volksstimmung in ein mehr nationalistisches Fahrwasser zu lenken, doch wurde seiner Tätigkeit 1911 durch seine Ermordung ein Ende gesetzt. Die Lage verschlimmerte sich wieder, und eine furchtbare Empörung bemächtigte sich nicht allein der Arbeiterkreise, sondern aller denkenden und fühlenden Menschen in ganz Rußland nach dem entsetzlichen Blutbade in den Goldwäschereien von Bodaibo, das im April 1912 bekanntlich veranstaltet wurde, weil die „aufständischen" Arbeiter den ihnen gesetzlich zustehenden, aber vorenthaltenen Lohn energisch zu fordern wagten[1]). Dieses Gemetzel, das den Revolutionären natürlich einen will-

[1]) Bei der späteren gerichtlichen Untersuchung wurde die Bergwerksverwaltung zur Auszahlung von 60 000 Rubeln an die überlebenden Arbeiter verurteilt.

* * *

kommenen Agitationsstoff bot, ist bis zum Kriegsbeginn in Rußland nicht vergessen worden. Als im Herbst 1913 der Versuch des Justizministers Schtscheglowitow, durch den geplanten Justizmord an dem Juden Beilis die wachsende Erregung in einem großen Judenpogrom abzulenken, an dem gesunden Sinn der bäuerlichen Geschworenen in Kiew scheiterte, als im Frühling 1914 auch die an die Regierung gerichtete warnende Stimme des Reichsratsmitgliedes Baron Rosen wirkungslos verhallt war, da mußte es der Regierung schließlich durchaus wünschenswert erscheinen, den revolutionären Geist im Volke in der patriotischen Begeisterung eines großen nationalen Krieges zu ersticken.

Die vorstehend kurz skizzierten Beziehungen zwischen Regierung und Volk bis zum Ausbruch des Krieges muß man im Auge behalten, um die Stimmung während des Krieges und den in weiten Kreisen in der Bevölkerung auffällig rasch eintretenden Stimmungswechsel in ihrer vollen Bedeutung richtig einzuschätzen. Der Versuch der Regierung, durch Aufpeitschung der Volksleidenschaften die im Innern drohenden Gefahren zu beschwören, schien zunächst durchaus von Erfolg gekrönt zu sein. Aber bei einem von Anfang an mit wenig Glück geführten und mit ungeheuerlichen Mißständen verknüpften Kriege konnte die patriotische Erregung natürlich nicht lange vorhalten, ein so gewaltiger Apparat von Täuschung, Lüge und Verleumdung auch in Bewegung gesetzt wurde. So war nach den übereinstimmenden Aussagen deutscher Zivilgefangener schon nach vier Monaten ein starkes Abflauen der patriotischen Begeisterung wahrzunehmen; so verlangten schon im Dezember 1914 drohende Volksansammlungen unter lautem Geschrei die Wahrheit zu hören. Unter den von den Masurischen Seen zurückkehrenden Soldaten war schon im Oktober die Stimmung eine sehr niedergedrückte, wie damals den Mitteilungen zuverlässiger Beobachter aus Riga zu entnehmen war. Die weitere Entwicklung der inneren Zustände während des ersten Kriegsjahres, das immer schwieriger sich gestaltende Problem der Volksverpflegung hinter der Front, die schweren Verkehrsstockungen, die ungeheuerliche Korruption der Beamten, die häufigen Revolten, die wachsende Unzufriedenheit der Soldaten, das immer häufiger auftretende Abschießen der eigenen Offiziere sind schon vor einem Jahre von Professor Schiemann zusammenfassend geschildert worden[1]). — Im zweiten Kriegsjahr haben sich diese Mißstände ganz wesentlich gesteigert; namentlich trat der sich immer mehr zuspitzende Konflikt zwischen Volk und Regierung immer schärfer hervor. Im allgemeinen läßt sich die Lage in dem anfangs von einem Willen und dem einigenden Gefühl des Deutschenhasses durchglühten Rußland so kennzeichnen, daß unter der Diktatur des geistig unbedeutenden, aber brutal energischen Stürmer die Regierung immer ausgesprochener nach rechts, die gebildeten Schichten des

[1]) „Rußland auf dem Wege zur Revolution." Von Dr. Theodor Schiemann. Berlin 1915. Verlag von Georg Reimer.

Volkes aber immer mehr nach links abschwenkten. Nachdem der Versuch, ein parlamentarisches Koalitionsministerium zu bilden, kläglich gescheitert war, nachdem man Minister wie Schtscherbatow und später Naumow, die nur im geringsten liberale Anwandlungen zeigten, entfernt hatte, entbrannte der bis dahin heimlich, aber beiderseits mit zäher Energie geführte Kampf zwischen Volk und Regierung immer offener und unverhüllter wieder ganz im alten Umfange, wie von einem guten Kenner der Verhältnisse im Frühling dieses Jahres anschaulich geschildert wurde[1]). Den zahlreichen Revolten, die von streikenden Arbeitern und hungernden Soldatenfrauen veranstaltet wurden, ist vorläufig natürlich keine Bedeutung beizulegen. Aber schon der im Mai 1915 von der Polizei und dem Stadthaupt Adrianow organisierte Pogrom in Moskau, bei dem mehrere russische Staatsangehörige getötet und schließlich die Stadt an fünfundzwanzig Stellen angezündet wurde, läßt erkennen, wessen man sich unter Umständen vom russischen Pöbel zu gewärtigen hat.

Die russische Sozialdemokratie, die manche Nichtrussen, wie Tscheidse, Tschenkeli und Axelrod, zu ihren begabtesten Führern zählt, ist bekanntlich nicht auf nationalem Boden erwachsen. Sie hängt mit einer fast religiösen Inbrunst an ihren Heiligen, als welche ihnen auch heute noch die drei Deutschen Marx, Engels und Bebel gelten. Ein Haß gegen das Deutschtum als solches ist bei den Sozialdemokraten, wie auch bei den meisten Liberalen, kaum zu finden, um so größer aber ist ihre Feindschaft gegen das Deutsche Reich als politische Macht. Sie hassen es — nicht weil sie glauben, daß es Rußland bedrohe, sondern im Gegenteil, weil sie es für eine der stärksten Stützen des Zarismus halten. Durch die langjährige Tätigkeit russischer Geheimpolizisten in Berlin, unter anderem auch durch die in ganz Rußland für bare Münze genommene Legende, der deutsche Kaiser habe 1905 bei der Zusammenkunft in Björkösund dem Zaren rücksichtslose Grausamkeit bei der Unterdrückung der Volkserhebung angeraten, hat sich diese Anschauung in den Köpfen der russischen Demokraten festgesetzt. So ist es erklärlich, daß neben Maxim Gorki auch Burzew, Plechanow und andere führende Geister der Revolution, die im Auslande fast jede Fühlung mit der russischen Arbeiterschaft verloren hatten, von patriotischer Kriegsbegeisterung erfaßt wurden. Diesen unter dem Einfluß der französischen Phraseologie stehenden doktrinären Wirrköpfen, die gegen das Schreckgespenst der „preußischen Militärdespotie" zu Felde zogen, sind durch die auf Betreiben der russischen Regierung erfolgte gewaltsame Einreihung in die französische und britische Armee mittlerweile endgültig die Augen aufgegangen.

Im Gegensatz zu diesen mehr vereinzelten Erscheinungen haben die revolutionären Zentren schon zu Beginn des Krieges, von der Schweiz aus, aus-

[1]) „Sturmzeichen in Rußland." Von Orestes Daskaljuk-Berlin. Nr. 26 der „Stimmen aus dem Osten".

* * *

drücklich erklärt, daß ihr Kampf gegen den Zarismus durch den Krieg keine Unterbrechung erleiden würde. Durch den Umstand, daß alle politisch unzuverlässigen Elemente, soweit sie nicht eingekerkert waren, sich in den Schützengräben zusammenfanden, wurde die revolutionäre Propaganda im Heere natürlich wesentlich erleichtert. So waren bereits im Dezember 1914 nach zuverlässigen Angaben 20 bis 25 v. H. der Armee für die Ideen der Umstürzler gewonnen. Erst später gingen die Revolutionäre zur „Propaganda der Tat" über. Die zahlreichen Brände und Explosionen in Petersburg, Moskau, Odessa, bei denen zum Beispiel an einem Tage siebzehn für den Kriegsbedarf arbeitende Fabriken zerstört wurden, und die unaufhörlichen Verhaftungen in allen größeren Städten lassen das deutlich erkennen. Noch gefährlicher erscheint es, daß die Ausbreitung revolutionärer Ideen im Heere augenscheinlich schon einen gewaltigen Umfang angenommen hat. Mir liegen vom 12. Juni dieses Jahres datierte Mitteilungen aus Moskau und die Aussagen vieler deutschen Flüchtlinge vor, nach welchen alle Soldaten bereits eine auffällig drohende Sprache gegen die Regierung führen. Vielfach hört man aus dem Munde der Soldaten und Unteroffiziere sogar die gröbsten Beschimpfungen des Zaren. Von großer Bedeutung erscheint natürlich auch die Frage, in welcher Stimmung die ungeheure Menge der russischen Kriegsgefangenen nach dem Friedensschluß in die Heimat zurückkehren wird. Der polnische Schriftsteller Rzymowski, der einige Monate in einem Gefangenenlager in Deutschland interniert war, gibt uns über diese voraussichtlich eintretende Umwandlung in der Psyche des einfachen Russen einigen Aufschluß [1]). Er meint auf Grund seiner Beobachtungen, der russische Mann aus dem Volke habe in der Gefangenschaft angefangen zu denken, obschon er noch im Finstern tappe. Mit einem vertieften Gefühl des eignen Elends, mit dem niederdrückenden Bewußtsein, ein Opfer seines Staates und seiner Offiziere zu sein, werde er heimkehren. Der in der Gefangenschaft deutlich wahrnehmbare, durch Neid hervorgerufene Haß gegen die Franzosen und Engländer werde sich nach seiner Heimkehr aller Wahrscheinlichkeit nach gegen die Urheber seines Elends, gegen die eigene Regierung richten. Die Möglichkeit, daß er auf Grund der in Deutschland gesammelten Erfahrungen den Keim zu einer auf ernster Arbeit beruhenden fortschrittlichen Entwicklung in die Hütten seines Dorfes tragen wird, erscheint jedenfalls ganz ausgeschlossen. — Der Umstand, daß im jetzigen Weltbrande nicht Armeen, sondern ganze Völker miteinander ringen, dürfte für Rußland in nächster Zukunft ganz besonders verhängnisvoll werden. Denn wo die Grenzen zwischen Volk und Armee sich völlig verwischen, erscheint die Möglichkeit der Unterdrückung von Volksunruhen mit bewaffneter Gewalt für Rußland recht problematisch. Das zeigen schon die wiederholt vorgekommenen Gehorsamsverweigerungen des

[1]) „Deutschland und die Koalition." Von Vincent Rzymowski. Berlin 1916. Verlag von Georg Stilke.

Militärs gerade bei der Unterdrückung von Aufständen, so namentlich bei dem letzten blutigen Zusammenstoß zwischen Militär und Polizei in Moskau.

Bei einer solchen Sachlage kann es eigentlich nur noch zweifelhaft erscheinen, ob der Friedensschluß Rußland ein vollständiges Chaos der Anarchie oder eine wohlorganisierte und gut geleitete Revolution bringen wird. An die dritte Möglichkeit, eine friedliche Evolution, wird wohl kaum jemand glauben können, der den brutalen Absolutismus der Regierung und den radikalen, zum Extremen und Sprunghaften neigenden Charakter des Russen richtig einschätzt. Vor zwanzig Jahren sagte mir ein russischer Hochschullehrer: „In Rußland gibt es nur drei Stände: den Zaren, die Gendarmen und Arrestanten — oder solche, die es jeden Augenblick werden können." Zustände, bei welchen eine solche sarkastische Bemerkung kaum noch als Übertreibung erscheint, müssen ein großes, reich mit lebendigen Kräften ausgestattetes Volk naturgemäß so lange zur Revolution treiben, bis es sich die volle Freiheit erkämpft hat. Die schon lange bestehende Unzufriedenheit im Volke wächst lawinenartig mit der Dauer des Krieges, das reaktionäre Treiben der Regierung aber erinnert gerade jetzt wieder an das Wort, das der Graf Alexander Keyserling vor Jahrzehnten mit Bezug auf Rußland in seinen Tagebuchblättern vermerkte: „Die Monarchie in ihrer Übertreibung nähert sich der Anarchie." Was den Zeitpunkt der Revolution betrifft, deren Ausbruch jetzt in allen Kreisen der Bevölkerung als sicher bevorstehend angesehen wird, so hat man sie aller Wahrscheinlichkeit nach wohl in der Zeit nach dem Friedensschlusse zu erwarten, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit wieder ausschließlich auf den Zusammenbruch im Innern gerichtet ist. Allerdings wird in der eingangs erwähnten, von konservativen Kreisen ausgehenden Denkschrift auf die Notwendigkeit eines rechtzeitigen Friedensschlusses hingewiesen, um den Ausbruch einer Revolution während des Krieges zu verhüten. Diese Befürchtung der dem Frieden geneigten Konservativen erscheint indessen doch wohl übertrieben — wenigstens solange die deutschen Truppen nicht vor Petersburg angelangt sind. Vielleicht soll mit diesem Passus auch nur ein Druck auf die öffentliche Meinung in Rußland ausgeübt werden — vielleicht auch in England. Denn der russisch-englische Vertrag soll ja eine Klausel enthalten, die Rußland beim Ausbruch einer Revolution zum Abschluß eines Separatfriedens ermächtigt.

Jedenfalls haben wir nach diesem gewaltigsten aller Kriege in Rußland eine gewaltige Umwälzung in politischer und sozialer Beziehung zu erwarten. Wenn Macaulay mit seiner Bemerkung recht hat, daß die Geschichte Englands im Jahre 1215 mit der Magna Charta beginnt, dann dürfte die Geschichte Rußlands, als eines europäischen Staates, erst nach diesem Kriege beginnen. Denn das Manifest vom 17. Oktober 1905 war keine Magna Charta, sondern — entsprechend dem Charakter des Zaren Nikolaus des Zweiten — nur ein wertloser Fetzen Papier.

Griechenland.

Von

Otto Freiherrn von Dungern.

Im Jahre 1204 wurde Konstantinopel zum erstenmal erobert. Das Goldene Horn war damals der Mittelpunkt griechischen Lebens und Welthandels, griechischer Kultur und Sprache, Politik und Regierung. Mit dem Fall der Hauptstadt verloren die Griechenherrschaft und das Reich ihren Halt.

Das war allerdings nicht, was die Eroberer gewollt. Sie hofften, die Leitung der östlichen Welt selbst in die Hand zu nehmen und für sich die Länder und Völker auszubeuten, wie es bisher der byzantische Kaiser und seine Beamten und Magnaten, sein Klerus und seine Kaufherren getan. Sie dünkten sich kulturell ebenso hochstehend wie die Byzantiner und hielten sich sogar für bessere Christen, waren sie doch glaubenseifrige Katholiken! Türken hämmerten damals erst gegen die östlichsten Pforten des Griechenreiches, drinnen in Asien; die Byzanz 1204 bezwangen, waren Ritter aus Westeuropa. Ihr ideeller Führer war der Papst, und ihr Krieg gegen die Griechen war ein Kreuzzug.

Leider hatten diese romantisch begeisterten Ritter, die nach den Plänen des Heiligen Vaters Jerusalem erlösen sollten, ihren Zug unternommen, ohne sich von vornherein die nötigen Bankkredite zu sichern. Für die Verknüpfung: Tapferkeit — Geld hatten die kreuzgeweihten Edelleute jener Zeit, die fast alle germanischen Blutes waren, keinen Sinn und jedenfalls gar kein Talent. Da die sonst verläßlichen päpstlichen Finanzquellen gerade durch näherliegende römische Ansprüche aufgesaugt wurden, hatte Venedigs lauernder Kaufmannsgeist die Gelegenheit wahrnehmen und einspringen können mit Transportschiffen, Verpflegung und Sold, aber um den Preis der Leitung des ganzen Unternehmens. Die Araber im Heiligen Land waren den skrupellos klugen Venetianern damals weniger im Wege als die Byzantiner, die sich gegen fremdstammige Handelsbeflissene systematisch abschlossen. So kam es, daß der Eifer der Heldenschar, die ausgezogen war, das Grab Christi zu befreien, statt dessen im Dienst einer keck gigantischen venetianischen Handelsspekulation die Mauern von Konstantinopel brach.

Die Stadt der orthodoxen „Ketzer" wurde geplündert wie ein Heidennest. Es ging dabei nach dem Berichte der Chronisten unterschiedlich zu. Die

Franzosen fielen über die schönen Griechinnen her, schwelgten in allen Greueln ungehemmter Vergewaltigungslust und priesen in hochtönenden Worten den weltumwälzenden Sieg des wahren Christentums. Die Italiener stimmten laut ein in das Geschrei, töteten aber dabei planmäßig die griechischen Kaufherren und stahlen und raubten an Schätzen zusammen, was sie konnten. Die Deutschen wiederum brachen in die riesigen Waren- und Weinlager ein und praßten und sangen.

Noch ein Unterschied war zwischen den drei Nationen. Das kleine Häuflein Deutscher unter dem rheinfränkischen Grafen Berthold von Katzenellenbogen zog bald mißmutig und enttäuscht wieder heimwärts. Die Italiener ließen sich im besten Viertel von Konstantinopel häuslich nieder und bildeten dort und in anderen wirtschaftlich wichtigen Zentren autonome Kaufmannskolonien. Die Franzosen aber formten aus den Trümmern des gewaltigen Reiches Fürstentümer und Herrschaften und setzten sich überall hin, einer als offizieller Kaiser und Oberhaupt des Ganzen, die anderen als Lehnsträger. In ungezählten Burgen, Grafschaften und Königreichen haben seitdem von den Grenzen der syrischen Wüste bis zum Schwarzen Meere, vom Peloponnes bis Mazedonien französische Edelleute und Abenteurer jahrhundertelang sich des ungezügelten morgenländischen Lebens gefreut und den alten christlichen Orient regiert. Vereinzelt sind sie später durch byzantinische und italienische Konkurrenten abgelöst worden, bis die Türkenzeit sie alle ausgelöscht hat. Vom Griechentum blieb im östlichen Reich das abhängige namenlose Volk übrig.

Am traurigsten war das Los der Bevölkerung im eigentlichen Griechenland, wo zur Zeit des Kreuzzuges gegen Byzanz trotz vieler slawischen und albanischen Einbrüche und Überschichtungen immer noch griechische Kultur gehütet wurde, wo der weiße Tempel der jungfräulichen Athene noch unversehrt von der Akropolis auf das Meer hinausleuchtete, griechische Gelehrte vor gebildeten Hörern die Traditionen der Athener Schule fortsetzten und kleine Provinzstädte, wie Theben, Korinth, Argos, Patras, in leidlichem Wohlstand blühten. Die Verbindungen mit dem Westen, die von den neuen westländischen Lehnsbaronen gepflegt wurden, wirkten zunächst belebend. Aber die Herrschaften der burgundischen und fränkischen Dynasten von Champlitte, La Roche, Villeharduin, Brienne, Enghien auf dem Peloponnes und in Mittelgriechenland wurden bald angegriffen und vernichtet; zuerst von Norden her durch einen Bastardzweig des früheren byzantinischen Kaiserhauses, der sich im Epirus selbständig machte, und durch neue byzantinische Kaiserdynastien von Nikäa und Thessalonich; dann durch das wiedererstandene Kaisertum der Paläologen in Konstantinopel. Über Durazzo, das Heiratsgut seiner Gemahlin, versuchte König Manfred von Neapel südwärts durch Griechenland vorzudringen, um die traditionelle Orientpolitik der Hohenstaufen aufzunehmen.

Seinen Zielen und Wegen folgte sein ehrgeiziger Mörder Karl von Anjou. Von Süden her kamen venetianische, genuesische und süditalienische Glücksritter, nahmen die Inseln um Korfu und im Ägäischen Meer, griffen auf das Festland über und besetzten schließlich Athen. Dazu kamen die Erben der Enghien und Brienne, die Grafen von Savoyen und die Herzöge von Andria aus dem Geschlechte der Baux. Auch der deutsche Orden stellte sich ein, und schließlich eine ganze Truppe spanischer Abenteurer, die unter dem Namen der großen katalanischen Kompanie zuerst das Land verwüstete, um sich dann lange in einer selbständigen Herrschaft zu halten. Gegen 1350 brachen von Norden für kurze Zeit die Serben ein, die unter ihrem ersten Kaiser Duschan Thessalien unterwarfen, und seit dem vierzehnten Jahrhundert die Türken, die sich in Albanien Mitkämpfer warben und große geschlossene albanische Kolonien besonders in Attika ansiedelten. Um 1800 rechnete man für Griechenland neben 800 000 griechisch sprechenden Bewohnern 200 000 Albaner, und heute noch ist die Sprache des Volkes dicht vor den Toren von Athen albanisch, wie auch die alte, noch immer gepflegte nationale Kriegertracht der Griechen albanischen Ursprungs ist.

Alle diese Fremdlinge prallten in verheerenden Kleinkriegen aufeinander, so daß nicht viel mehr als ein gequältes Hirtenvolk und ein paar verarmte Kaufleute übrig waren, als kurz vor der zweiten, der türkischen Eroberung von Konstantinopel ein Zweig des letzten byzantinischen Kaiserhauses nochmals in Athen zur Herrschaft kam. Eine Tochter des letzten Paläologen von Athen, Thomas, war jene Sophie, die ihren Vater auf der Flucht nach Rom begleitete, als 1460 die Türken auch Griechenland besetzten, und die der moskowitische Großfürst Iwan sich dort zur Gattin gewann, um durch sie byzantinische Legitimität auf sein Haus zu vererben.

Die Türkenzeit brachte zur inneren Unterdrückung in Griechenland nicht einmal, wie in anderen Gebieten des osmanischen Reiches, äußere Ruhe. Gerade hier auf den Inseln ging der Kampf des Westens gegen die Türken in aufreibenden kleinen Unternehmungen weiter. 1699 bis 1718 war der ganze Peloponnes venetianisch und 1769 landeten gar russische Befreier, um einen Aufstand anzuzetteln. Die Folge war nur neue Unterdrückung — nach damaliger türkischer Sitte — durch Mord, Raub und Zerstörung. Die Konzession, die Rußland im Frieden von Kutschuk Kainardschi durchsetzte, daß griechische Schiffe unter russischer Flagge segeln dürften, nützte nur den reichen Konstantinopler und Insel-Griechen.

Deshalb ist auch die griechische Befreiung nicht vom griechischen Festland ausgegangen, sondern von Konstantinopel und den Inseln und dem durch den Glauben verwandten Rumänien: griechische Familien von dort und romantisch begeisterte Westeuropäer waren die ersten Führer im griechischen Unabhängigkeitskampfe, der unter dem Banner der französischen Revolutionsideen für die elenden griechischen Bauern gleichzeitig Freiheit und nationales

Selbstbestimmungsrecht forderte. In demselben Jahre, in dem Rußland, Frankreich, England der Pforte das unabhängige Königreich Griechenland abrangen (1829), vollendete ein deutscher Priester, Fallmerayer, sein berühmtes Werk, in welchem er nachwies, daß auf dem Festland kaum ein altes Griechengeschlecht alle jene zersetzenden Jahrhunderte überdauert haben könne; sogar schon vor dem Einbruch der fremden Herren und Heere aus allen Windrichtungen glaubte er die alten Griechen im Land aufgezehrt durch slawische und albanische Einwanderung, so daß Slawen und Albaner dem Volksstamm nach die Bevölkerung des modernen Griechenland ausmachen müßten. Ein anderer deutscher Forscher, Hopf, hat dies später eingeschränkt. Aber im wesentlichen waren es doch wohl nur Sprache und Glauben und übernommene Traditionen, die das Griechentum in Griechenland darstellten, als 1832 der bayrische Prinz Otto, der Erwählte der Großmächte, in Athen einzog und sich König der Hellenen nannte. Er kam mit bayrischen Soldaten und bayrischen Würdenträgern und Gelehrten und Künstlern.

Trotzdem sah von da ab die ganze griechische Welt in der neuen Wiege unabhängigen Griechentums ihr Mutterland, und langsam wurde Athen wieder der Mittelpunkt griechischer Bildung und allgriechischer Politik. Während der Romantiker Otto mit seinen Bayern über sein Hirten- und Bauernvolk ein absolutistisches Regiment führte, arbeiteten die Schulen und der Klerus mit dem Geld griechischer Handelsleute überall, wo Griechen lebten, an dem intellektuellen Wiederaufbau ihres Volkstums. Dadurch wurde auch der Nationalismus in Griechenland wach erhalten und wallte sogar 1843 in einer „nationalen" Militärrevolte auf, die König Otto zur Entlassung seiner Bayern zwang und die erste Verfassung durchsetzte.

Die Schöpfer der äußeren Unabhängigkeit Griechenlands: Rußland, Frankreich, Großbritannien, wachten als Garantiemächte so gründlich und so eigennützig über ihren Schützling, daß sie in Athen untereinander in Eifersuchtsfehden gerieten. Das Land hatte darunter zu leiden. 1847 benutzte England einen Vorwand, um den Piräus zu blockieren und von Griechenland einen demütigenden Schadenersatz zu erpressen. Während des Krimkrieges, in dem das griechische Volk mit den Vorkämpfern der Orthodoxie liebäugelte, besetzten die sorgsamen Franzosen den Hafen. 1862 traten die drei Schutzmächte wieder scheinbar einhellig auf, als eine neue nationale Militärrevolte den König Otto absetzte; aber England benutzte die Gelegenheit, sich einen Vorsprung in den Sympathien des Hellenentums zu sichern: es schlug den Griechen einen ihm ergebenen Prinzen von Holstein als Herrscher vor und lieferte dem Königreich gewissermaßen als Mitgift des neuen Königs die sieben jonischen Inseln aus, die seit 1815 ein englisches Protektorat gebildet hatten.

Dieser Gebietszuwachs hat den Gedanken einer Angliederung aller

griechisch redenden Länder an das Königreich sehr gefördert. Der großgriechische Traum ist seitdem der erste Programmpunkt jeder Opposition in Athen geworden. Damit hatte aber auch der Konflikt begonnen, der bis heute in Griechenland fortdauert: auf der einen Seite im Staate selbst und überall, wo Griechen leben, die nationalistisch begeisterten Elemente, die alle, ohne viel zu fragen, ob es geht, ein größeres Griechenland verlangen. Auf der anderen Seite die Regierung, die dasselbe will und doch die nationalen Wünsche zurückdrängen muß, weil sie weiß, daß Gebietszuwachs nur durch blutige und teure Kriege oder Aufstände erreicht werden kann. Immer wieder ist die Regierung, wenn sie einsichtig genug war, den Waffengang zu meiden, weil ein Erfolg nicht ganz sicher schien, von einer leidenschaftlichen Opposition als unpatriotisch angegriffen worden.

Wie überall, wo das Volk in nationalem Freiheitsdrang der Regierung seinen Willen vorschreiben will, war in Griechenland jene völkische Opposition ultrademokratisch. 1864 wurde dem neuen König Georg zunächst eine parlamentarisch-demokratische Verfassung aufgezwungen, die ihm so gut wie gar keinen Einfluß auf die Regierung ließ. Ein ordnungsmäßiger Parlamentarismus wirkt nun in der Regel so, daß die jeweils herrschende Partei die einträglichen Staatsstellen möglichst lange mit ihren Anhängern besetzt hält, bis die andere Partei endlich auch einmal die öffentlichen Mittel genießen will und irgendeinen inneren oder äußeren, persönlichen oder sachlichen Anlaß benutzt, um gewappnet mit patriotischem Pathos die bisherigen Nutznießer der Staatskrippe als Räuber oder Vaterlandsverräter zu brandmarken und abzusetzen. In der Opposition ist stets die Partei, die gerade nicht regiert. Daraus entwickelt sich ein gewisser normaler Turnus. Indirekt ergeben sich aber aus der demokratisch-parlamentarischen Regierungsform weitere Folgen. Wenn es einem Parteileiter irgendwie gelingt, sehr populär zu werden, so kann er mit seinen Leuten, über die ihm das egoistische Parteiinteresse strenge Disziplinargewalt gibt, ein durchaus autokratisches Regiment führen. Ist er ein persönlich uneigennütziger Charakter und ein Mann mit Weitblick und Verantwortungsgefühl, so mag er dadurch sogar ohne altgeschulten Beamtenapparat Großes leisten und ein politisch oder wirtschaftlich oder moralisch darniederliegendes Volksleben erstaunlich schnell entwickeln und fördern. Ist er aber eine Gaunernatur oder ein Blender, so kann er durch Verschwendung öffentlicher Mittel oder durch politische Maßlosigkeit ebenso sicher und schnell sein Volk in den Abgrund stürzen. Griechenland hat seit 1875 in dem Minister Trikupis einen Diktator im besten Sinne gehabt, einen wirklichen Staatsmann, der, unbekümmert um ideale aber vorläufig unvernünftige äußere Ausdehnungswünsche, vor allem auf innere Ordnung und Entwicklung sah. Schulwesen, Handel und Gewerbe haben unter seiner Fürsorge große Fortschritte gemacht. Auch die Finanzen versuchte er zu regeln und durch Sparsamkeit und vorsichtige Steuerpolitik dem Staate die Mittel zu sichern,

die eine Regierung mit großen Zielen braucht. Daran ist er gescheitert. In Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel, in Odessa, Marseille, Paris, London saßen damals schon die vielen griechischen Großkaufleute und Reeder und Bankiers mit den fabelhaften Riesenvermögen — Griechenland selbst war arm, Steuern drückten und waren noch mehr verhaßt als anderswo. Trikupis ward, obwohl er vor seiner Ministerzeit wegen eines Angriffs auf die Krone im Gefängnis gesessen hatte, als Konservativer verdächtigt und sein demokratischer Gegner Delyannis, der später Ermordete, brachte die Opposition zur Herrschaft, die lieber Geld ausgab, ohne sich ernstlich um die Deckung zu kümmern. 1893 brach der Staatsbankrott herein. Damals haben manche Deutschen gelernt, sich um modern-griechische Dinge ein wenig zu kümmern; denn das deutsche Publikum verlor am meisten. Die harten Schritte, die Bismarck zum Schutz seiner leidtragenden Landsleute gegen Griechenland unternahm, konnten wenig retten. Als schwere und kränkende, wenn auch sehr heilsame Last wurde dem Königreich eine internationale Staatsschuldenkontrolle aufgezwungen. Das Hellenentum aber hat unter dem fremden Druck trotzig begeistert seine nationalen Pläne nur noch energischer in Angriff genommen. Privater Opfersinn trat für den Staat ein. In die Jahre des tiefsten Mißkredits der Athener Regierung fällt die Gründung einer großgriechischen Gesellschaft zur Vereinigung aller griechischen Lande mit dem Königreich.

Während des russisch-rumänischen Befreiungskrieges 1877 hatte die Regierung ihre Nationalisten mit Mühe zurückgehalten, und die Großmächte hatten diese Weisheit belohnt durch einen Gebietszuwachs in Thessalien, der dem Königreich dreihunderttausend neue Einwohner zubrachte. Aber dann kamen die aufhetzenden Unterdrückungen Abdul Hamids in Mazedonien und Kreta. Nach dem Muster des alten griechischen Befreiungsbundes, der 1814 in Rumänien entstanden war und einst die ganze christliche Welt für die Erlösung der Griechen begeistert hatte, bildeten 1894 Offiziere eine neue Ethnike Hetairia zur Ausdehnung des Königreichs auf alle Gebiete, die von Griechen bewohnt waren. Aber diesesmal stellte sich Europa auf die Seite der Türken. In Mazedonien blieb die Bewegung in der Hand von Banden, die von der Regierung offiziell verleugnet werden mußten. Auf Kreta war allerdings das Verlangen nach Vereinigung mit dem Königreich so gebieterisch, daß die griechische Regierung schließlich den Großmächten zum Trotz eingriff: im Februar 1897 landete dort Oberst Vassos mit einer Schar von Freiwilligen und erklärte die Insel besetzt für seinen König. Unter denen, die ihm zujubelten, war der Advokat und streitbare Bandenführer Venizelos.

Die kleine Schar kam aber nicht vorwärts; denn die Großmächte traten ihr entgegen; sie waren beleidigt und schützten die türkische Herrschaft. In Griechenland geriet man darüber außer sich. Man wollte nicht glauben, daß den Mächten dies Verfahren ernst sei, und rechnete damit, Europa werde,

wenn man es vor eine noch deutlichere Tatsache stelle, doch für das christliche Volk eintreten, wie einst. In Mazedonien hoffte man die Entscheidung auch für Kreta zu erkämpfen. So ließ sich 1897 das kleine Königreich zu einem wahnwitzigen Krieg gegen den Sultan hinreißen.

In Thessalien ist Griechenland vor allzu bösen Folgen seiner traurigen Niederlage damals durch die Großmächte bewahrt worden, weil die englischen, französischen und russischen Staatsmänner noch der Theorie huldigten, daß kein vom Christentum dem Islam einmal abgerungenes Gebiet je wieder mohammedanischer Herrschaft verfallen dürfe. Über Kreta dagegen wurden die Mächte nicht einig. Deutschland und Österreich-Ungarn, die türkenfreundlichsten, zogen sich schließlich zurück und überließen es den anderen, auch dort eine autonome griechische Regierung, wenngleich unter der Oberhoheit des Sultans, einzurichten. Seitdem sind Kreta und Mazedonien brodelnde Agitationsherde für die großgriechische Bewegung geblieben; jahrelang kam die Athener Regierung nicht aus der Not heraus, vernünftig-geduldig mit den Großmächten halten zu müssen, während alle Patrioten von ihr unentwegt rücksichtsloses Zugreifen verlangten. Daß die Ordnung im Lande hierunter ebenso litt, wie die diplomatische Lage, störte die Nationalisten gar nicht. Selbst der diplomatische Bruch mit Rumänien und Bulgarien wegen der mazedonischen Bandenkämpfe war diesen unverantwortlichen Kreisen ganz gleichgültig.

Auch die innere Revolution, die 1909 die neueste Periode der griechischen Politik eingeleitet hat, stand unter der Führung einer vorwärtsdrängenden Militärpartei. Diese glücklicherweise unblutige Revolution vom Jahre 1909 hat den Mann an das Ruder gebracht, der es heute wagt, mit seinem König um die Leitung Griechenlands zu ringen: den Kreter Venizelos.

König Georg von Griechenland war ein Mann, der für militärische Dinge weniger Sinn hatte, als andere Monarchen, und der sich leichter in Zivil als in Uniform bewegte. Dafür hatten alle seine Söhne, an der Spitze der damalige Kronprinz Konstantin, hohe militärische Stellungen inne. Aber die Offiziere in der Umgebung der Prinzen waren der griechischen Nationalistenpartei, die unter dem Eindruck der Niederlage von 1897 blieb, nur militärische Rüstungen verlangte, zu nüchtern, zu wenig politisch rührig. Der König versuchte, durch Nachgeben den Konflikt auszugleichen. Theotokis, der seit 1906 Ministerpräsident gewesen, trat zurück und überließ die Regierung Rhallis, der sich zu Reformen verpflichtete. Umsonst: unter Führung der Obersten Zorbas und Labathiotis bildete sich eine Liga politisierender Offiziere, die mit dem Deckmantel eines Kampfes gegen Korruption und dynastische Protektion die Regierung an sich reißen wollte, und eines Tages, am 28. August 1909, mit der ganzen Athener Garnison die Hauptstadt verließ, sich vor den Toren auf dem Übungsplatz von Gudi sammelte und von dort aus mit Gewalt der Kammer und der Ministerien bemächtigte. Absetzung des

Königs, Entfernung der Prinzen war das Ziel der Liga; Reformen unter Leitung ihrer eigenen Männer ihr offizielles Programm. Sie diktierte dem Parlament eine Reihe von Notgesetzen. Der Kronprinz mußte seine militärischen Ämter niederlegen und ging außer Landes. Die übrigen Prinzen wurden aus der Armee ausgeschlossen. Ein Mann der Liga, Mauromichalis, wurde Ministerpräsident.

Dreierlei hat damals den griechischen Staat gerettet. Vor allem Uneinigkeit innerhalb der Liga. Schon im Oktober 1909 kam es im Hafen von Salamis bei der Marine zu einem kurzen Kampf zwischen Anhängern und Gegnern der herrschenden Männer. Dazu kam das Eingreifen von Venizelos. Die Liga hatte ihn als rücksichtslosen Nationalisten gerufen und um Rat gebeten. Er nahm, intelligent und überlegen, die Leitung der Bewegung in die Hand, bewahrte sich dabei vollste Selbständigkeit und benutzte sofort den Zwiespalt der Ligisten, um sie zurückzudrängen und an ihre rein militärischen Pflichten zu erinnern. Daß aber diese Kompromisse ohne offene Revolution durchgeführt werden konnten, war in erster Linie das Verdienst des Königs, der sich dazu verstand, mit dem Revolutionär Venizelos zusammen zu arbeiten, und der dadurch nicht nur dem Lande eine schwere Erschütterung ersparte, sondern auch auf den vorläufig klug vorsichtigen Kreter mäßigend einzuwirken vermochte. Leicht ist dies dem König damals nicht geworden. Denn Venizelos persönlich war seit einem bewaffneten Verrat gegen den Prinzen Georg auf Kreta dem königlichen Hause im höchsten Grade unangenehm.

Auf Wunsch des Venizelos ersetzte der König Mauromichalis im Ministerpräsidium durch Dragumis, dem der Kreter umfassende Reformen inspirierte. Vor allem drang er darauf, daß die öffentlichen Zustände durch eine Konstituante wieder auf gesetzliche Basis gestellt würden. Dann zog er sich nach Kreta zurück, um erst nach den nächsten allgemeinen Wahlen, gestützt auf eine erdrückende Majorität, als anerkannter Mann des Volkes wieder zu erscheinen und die Regierung selbst zu übernehmen.

Der Tätigkeit des neuen Ministerpräsidenten während der nächsten Jahre hat Griechenland ungemein viel zu danken. Er bewährte sich als Mann der Ordnung im besten Sinne. Um nicht durch unüberlegte Hitzköpfe der Nationalistenpartei behindert zu werden, behielt er selbst das Kriegs- und Marineministerium und wählte sich den Hauptmann Mataxas von der Prinzenpartei zu seinem Adjutanten. Dann begann er mit großer Energie eine innere Erneuerung. Die Wahlen wurden dadurch unabhängiger gestaltet, daß man die Wahlprüfung der Kammer entzog und einer ausgelosten Kommission von Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes übertrug; die Wahlen sollten rein politischen Charakter haben, anstatt, wie oft in früheren Jahren, einer bestimmten Clique dazu zu dienen, die Kammer mit ihren Leuten zu füllen. Dazu kam eine energische Verwaltungsreform. 1911 wurde auch eine Universitätsreform durchgeführt: die wissenschaftlichen Anforderungen wurden er-

höht. Im gleichen Jahre rief Venizelos den Kronprinzen zurück und übertrug ihm, den empörten Ligisten zum Trotz, wieder formell eine militärische Führerstellung als Generalinspektor der Armee.

Venizelos brauchte den Kronprinzen, weil er einen nationalen Oberfeldherrn in dem großen Kampf haben mußte, dem er die Griechen entgegenführte, und den er sofort begonnen hatte nach allen Richtungen vorzubereiten, aber ganz in der Stille: den Krieg für das größere Griechenland. Schon 1910 hatte er mit der Heeresreform begonnen. Seine eigene juristische Ausbildung war französisch. Deutschland kannte er nicht. Die Prinzenpartei galt als deutschfreundlich. Deshalb setzte Venizelos gegen den Willen des Kronprinzen die Berufung einer französischen Militärmission durch. Im Januar bis März 1911 trafen vierzehn französische Offiziere unter dem General Eydoux im Piräus ein. Eydoux wurde offizieller Divisionskommandant, Inspektor der Schulen, der verschiedenen Waffengattungen und -Dienste; mit anderen Worten oberster Herr des ganzen Heeres. Ähnliche Gewalten bekam eine englische Marinemission unter Admiral Kerr, die 1913 berufen wurde.

Aber während es General Eydoux schnell gelang, populär zu werden, und während er durch seine ernste, aufopferungsvolle und streng-soldatische Tätigkeit für Griechenland viel geleistet hat, machte sich Admiral Kerr unbeliebt. Der Engländer verlangte von vornherein, daß alle Materialkäufe an englische Firmen vergeben würden, während Eydoux in den gefährlichen Tagen des Balkankrieges, als es an allem fehlte und Eile dringend not tat, die Bestände durch Käufe ergänzte, ohne zu fragen, welchem Lieferanten sie zugute kamen.

Admiral Kerr gab allerdings vor, daß er nur das englische Material kenne und deshalb nur dafür die Verantwortung übernehmen könne. Aber auch anderes gefiel bei der englischen Mission nicht. Es stellte sich heraus, daß die übrigen Offiziere lauter Leutnants waren, die man eigens für ihre griechische Mission befördert hatte und die so in Griechenland Vorgesetzte viel älterer Offiziere wurden. Außerdem fehlte den jugendlichen englischen Lehrern jede Kriegskenntnis, während die griechische Marine inzwischen im ersten Balkankriege gegen die Türkei reiche und ruhmvolle Erfahrungen gesammelt hatte.

Venizelos als Ministerpräsident hatte nicht nur ein inneres Reformprogramm bedeutet: er war auch die persönliche Gewähr für eine kräftige Aufnahme der nationalen Vergrößerungstendenzen gewesen. Als er aus Kreta ankam, waren die Kreter dem Namen nach immer noch türkisch, ob sie auch noch so oft ihre Vereinigung mit Griechenland proklamierten. Venizelos aber war einer der rücksichtslosesten Führer gerade der kretischen Vereinigungspartei gewesen. In der Tat hat er neben seinen Verfassungs-, Verwaltungs- und Militärreformen eine auswärtige Politik eingeleitet, die, nicht minder

kühn, aber besser durchdacht, als das unbesonnene Draufgängertum der Hetairie, durch Bündnisse den Grund zu territorialer Ausdehnung des Königreichs legte. Vor allem wurden mit Rumänien und Bulgarien die diplomatischen Beziehungen wieder hergestellt. Dazu kamen, als 1912 im türkisch-italienischen Krieg die antitürkische Gärung in Mazedonien wuchs, jene geheimen Verträge, die den ersten Balkankrieg möglich gemacht haben. Die von Rußland diktierten Klauseln des Balkanbundes, die gegen Österreich-Ungarn und Rumänien gerichtet waren, hat Venizelos dabei ausgeschieden, wie man sagt, auf Befehl seines Königs.

Schon im Herbst 1912 war die Frucht reif. Die griechischen Abgeordneten, die auf Kreta den Großmächten zum Trotz für die Athener Kammer gewählt worden waren, denen aber der bedächtige Venizelos schweren Herzens, um die Großmächte nicht zu verletzen, das Parlament verschlossen hatte, wurden feierlich aufgenommen. Die Zeit der Rücksicht war vorüber.

Während Eydoux und seine Offiziere zurücktraten, aber in Zivilkleidern in Athen die Aufstellung und Ausrüstung neuer Armeen und die Ausbildung neuer Soldaten besorgten (statt einer planmäßigen Zahl von 115000 hat Griechenland damals 260000 Mann ins Feld gestellt, davon 75000, die ohne jede militärische Schulung waren und für die weder Uniformen noch Waffen bereit waren), übernahm König Konstantin mit den Generälen Danglis und Dusmanis als erstem und zweitem Chef des Generalstabes den Oberbefehl im Feld. Tapferkeit, Geschick und Glück ließen ihn als umjubelten Sieger heimkehren und zeigten ihn, der nach dem tragischen Attentat auf seinen Vater in Saloniki nun die Krone trug, dem erstaunten Europa als Herrn eines wirklichen Großgriechenland: Kreta, die Inseln, Saloniki und Janina hatte er seinem Reich gewonnen.

Aber auch Venizelos hatte seinen Namen über Griechenland hinausgetragen. In den ersten Friedensverhandlungen mit der Türkei, die im Winter 1912/13 in London begannen, war er als Vertreter Griechenlands erschienen und hatte sich durch sein ruhiges, maßvolles Auftreten, seine sparsamen, sachlichen Reden und seine persönlich sehr sympathische, einfache Art, die von dem Gehaben mancher anderen Balkandiplomaten höchst vorteilhaft abstach, bei den Engländern bewundernde Anerkennung und aufrichtiges Vertrauen gesichert, die Paris und auch das übrige Europa offen teilten.

Schon vor dem zweiten Balkankrieg stießen der König und sein gefeierter Minister aufeinander. Der König verlangte Entlassung der Franzosen. Venizelos weigerte sich, drang auch durch, konnte aber nur erreichen, daß Eydoux in der untergeordneten Stellung eines Chefs des Athener Korps mit Instruktionsaufgaben betraut blieb, ohne jede Fühlung mit dem Generalstab.

Im zweiten Balkankrieg entfernte sich König Konstantin wieder energisch von Venizelos. Der König ließ diesmal den General Danglis als Oberbefehlshaber in Altgriechenland zurück und umgab sich mit einem Stabe, der

ganz aus Mitgliedern der ehemaligen Prinzenpartei zusammengesetzt war: außer Dusmanis die Obersten Metaxas und Strategos und Hauptmann Pallis, und diese Offiziere behielten nach dem Frieden ihre Stellungen.

Dennoch hat Venizelos im zweiten Balkankriege noch mehr als im ersten Gelegenheit gefunden, seinem Vaterland zu nützen. Als ob er die Gefahr, die drohte, geahnt hätte, schickte er schon am 13. Juni an den damaligen rumänischen Minister Take Jonescu, den er bei den Londoner Friedensverhandlungen persönlich kennen gelernt hatte, ein bedeutsames Telegramm, einen Hinweis darauf, Rumänien könne bei dem Kriege, der drohte, nicht gleichgültig zuschauen; es könne durch feste Sprache in Sofia wohl den Frieden erhalten und dadurch außerordentlich an Prestige gewinnen; es könne aber auch sich mit Serbien und Griechenland verbinden und dadurch den Krieg gegen Bulgarien zur Entscheidung bringen; so werde die drohende bulgarische Hegemonie ersetzt werden durch ein gesundes Gleichgewicht der Balkanstaaten. Durch diese Mitteilung hat Rumänien die Gewißheit bekommen, daß seine eigene Basis bei dem Eingreifen in den Krieg, der Gedanke des Gleichgewichts, von Rumänien voll anerkannt wurde.

Diese Übereinstimmung hat die Griechen dann gerettet. Es ist heute bekannt, daß der energische glänzende Vorstoß des Königs Konstantin gegen die Bulgaren die griechischen Truppen schließlich in die Enge des Strumadurchbruchs verstrickt hat und daß sie dort, wie in einer Schlinge, von den Bulgaren umzingelt und einer Niederlage von unberechenbarer Wirkung verfallen waren, als die Rumänen, die dicht vor Sofia standen, gebieterisch Einstellung der Feindseligkeiten diktierten. Mehr als der rumänische Angriff selbst hat gerade dieses Entreißen eines sicheren Sieges den bulgarischen Haß gegen Rumänien entfacht.

Auf der Bukarester Konferenz war Venizelos wieder der Vertreter seines Landes. Er selbst hatte den Rumänen diese Konferenz vorgeschlagen, dringend vorgeschlagen, als der griechischen Armee Gefahr drohte. Er war es, der Bukarest zuerst als Versammlungsort genannt hatte. Erst später hat man in Rumänien von neutraler Seite authentisches darüber erfahren, wie sehr diese griechische Initiative, die den Rumänen höchst erwünscht kam, damals im eigenen Interesse der Griechen lag.

Dennoch hat die Bukarester Konferenz dem Ansehen des mächtigen Ministers in Griechenland den ersten Stoß gegeben. Venizelos traf in Bukarest mit strengen Anweisungen seines Königs ein. Er selbst hätte aus Gründen politischen Weitblicks den Bulgaren Kawalla um eines dauernden Friedens willen ruhig wieder ausgeliefert. Die anderen Häfen am ägäischen Meer, die Bulgarien behielt, sind minderwertig und können nur mit erheblichen Kosten einigermaßen für einen großen Verkehr eingerichtet werden, während Kawalla ein natürlicher Hafen ersten Ranges ist, der keine bedeutenden Summen zur Instandsetzung erfordert hätte. Auch war ja für

Griechenland, das Saloniki besaß, Kawalla viel eher entbehrlich. Aber der König bestand darauf, unter keinen Umständen Kawalla herauszugeben, und er mußte dies tun, denn die Siege der griechischen Armee hatten im Volk nicht nur ein förmliches Delirium von Begeisterung, sondern ein intransigentes Selbstbewußtsein ausgelöst; der Gedanke, eine eroberte Stadt, in der Griechen wohnten, preiszugeben, brachte die öffentliche Meinung in Griechenland zur Raserei, und als die Griechen erfuhren, daß Venizelos hierin weniger unnachgiebig war, als sie, waren sie nahe daran, Verrat zu rufen, und scharten sich mit neuen Huldigungen um ihren König. Aber Kawalla blieb schließlich dank der Vermittelung des deutschen Kaisers griechisch, und der Konflikt zwischen König und Minister war noch einmal vermieden.

Die schnell entflammten redefreudigen Griechen, die so gern dem Geschick für schönen Gewinn dankbar sind und die kein höheres Glück kennen, als den Stolz auf eigenen Erfolg, hatten nach dem Bukarester Friedensschluß gewiß allen Grund, sich in einem Taumel von Selbstzufriedenheit gehen zu lassen. Von 65000 Quadratkilometern war das Gebiet des Königreichs auf 116000 Quadratkilometer gewachsen, die Einwohnerschaft von 2,63 auf 4,26 Millionen. Dies war erreicht mit einem Verlust von höchstens 10 Prozent der mobilisierten Soldaten, Tote und Verwundete zusammengerechnet; eine sehr viel geringere Zahl als der Prozentsatz der bulgarischen, serbischen, und türkischen Verluste (höhere griechische Verlustzahlen wurden durch die griechische Presse verbreitet, aber nur, weil die Presse der ehemaligen Verbündeten den geringen wirklichen Ziffern entsprechend den Wert der griechischen Waffenhilfe herabsetzte). Jedenfalls hatte die Flotte viel geleistet. Die Griechen hätten also wohl ein wenig nach dem Worte vom Ruhen auf Lorbeeren sich im Glanz ihrer Fortschritte zufrieden sonnen können. Aber während Türken, Rumänen, Serben und sogar die Bulgaren nach dem Frieden wenigstens offiziell sich zu einer Politik inneren Ausbaus bekannten, herrschte in Griechenland eine Stimmung, als ob vorläufig nur Ruhm und Größe geerntet und die Hauptsache noch zu leisten sei. Man fand neue Sorgen vor sich, spielte auch wohl ein wenig mit den Schwierigkeiten, die von der griechischen Politik noch nicht erledigt waren. Die Erfolge hatten eben das nationale Selbstgefühl ins Maßlose gesteigert. Das Volk blickte jetzt nicht mehr sehnsüchtig verlangend, sondern gebieterisch fordernd über die Grenzen hinaus, dorthin, wo noch Griechen unter fremder Herrschaft wohnten. Immerhin gab es auch für die kühlere Regierung unerledigte aktuelle Streitfragen. Der Dodekanes mit seiner rein griechischen Bevölkerung war sicherlich ganz zu unrecht noch in den Händen der Italiener, die diese mephistopheliſch festgehaltene Beute sich durch kein Zureden der Mächte entwinden ließen. Über den albanischen Epirus hielt außer Italien auch noch Österreich-Ungarn, wenigstens in gelinden Mahnungen, eine schützende Hand. Die Verständigung mit Albanien, die im Mai 1914 in Korfu zustande kam, genügte den Griechen nicht; der griechische Aus-

dehnungsdrang wußte hier unter der rücksichtslosen Führung des früheren griechischen Ministers Zographos, der selbst albanischer Abstammung war, auf diplomatischen Schleichwegen unter beständigen Protesten Europas und sogar der amerikanischen Öffentlichkeit seine Ansprüche in einem wüsten, grausamen Bandenkrieg durchzusetzen, unter Vertreibung und Ausrottung der albanischen Bevölkerung, die gerade hier im Epirus durchaus friedlich war. Amerikanische Berichte haben allein die Zahl der Frauen und Kinder, denen es gelang, halb verhungert sich auf der Flucht bis Valona zu schleppen, mit 80000 berechnet — vor dem Weltkrieg eine eindrucksvolle Ziffer. In das verödete Land wurden griechische Kolonisten geschickt aus der Masse der griechischen Flüchtlinge, die vor Bulgaren, Serben und Türken im Königreich Schutz gesucht hatten. Die jammervollen Klagen thrazischer und kleinasiatischer Griechen, die in der damaligen gewaltsamen Anpassung der Rassen an die neuen Staatsgrenzen vertrieben worden waren, regten Presse und Volk in Athen auf, zumal diese ruinierten Bauern und Kaufleute durch ihre kostspielige Gegenwart einen lebendigen Ruf nach Rache und Vergeltung darstellten.

Diese Vergeltung war unangenehm. Die Regierung hätte gern die mohammedanische fleißige und zuverlässige Bevölkerung in Neugriechenland festgehalten und erließ deshalb entgegenkommende Weisungen, die allerdings von den untergeordneten Ausführungsorganen, wie es scheint, gern in das Gegenteil umgedeutet worden sind. Übrigens war der große Schlag, mit dem man durch Vertreibungen gegen die Türkei hätte vorgehen können, längst geschehen; türkische Quellen zählten schon im Mai 1913 über 160000 Mohammedaner auf, die aus griechischen Gebieten ausgewiesen und nach Kleinasien befördert worden seien. Dazu hatte das Griechentum bei dem Bevölkerungsaustausch den größeren Verlust zu buchen, denn der griechische Besitzstand in der Türkei war weitaus wertvoller als der mohammedanische in Mazedonien und Kreta.

Der Frieden zwischen Griechenland und der Türkei ist wegen dieser verschiedenen Differenzen erst im November 1913 mühsam genug und nur dank der diplomatischen Hilfe Rumäniens zustande gekommen, auch nur so, daß er das böse Problem des direkten oder indirekten Auswanderungszwanges wie auch die Frage der Inseln in der Schwebe ließ. Das war eben die diplomatische Taktik, zu der Rumänien geraten hatte: formell Frieden schließen und die normalen Beziehungen aufnehmen, um über die Gegensätze, die unausgeglichen blieben, friedlich weiter zu verhandeln. Aber bald kam ein neuer Streitpunkt hinzu: die Frage der staatlichen Zugehörigkeit der Inseln Chios und Mitylene brachte im Frühjahr 1914 die Aufregung in Athen schon wieder zur Siedehitze. Venizelos hat später erklärt, wenn er damals in Presse und Kammer eine äußerst scharfe Sprache gegen die Türkei zugelassen habe, so sei dies nicht voller Ernst der Regierung gewesen, die nur dem

empfindlichen griechischen Volk seine Minister eifrig an der Arbeit zeigen und zugleich die Türkei einschüchtern wollte. Jedenfalls begannen im Juni 1914 neue Drangsalierungen der Griechen bei Smyrna und so scharfe Drohungen Griechenlands, daß man im Londoner Kabinett schon bestimmt mit einem neuen Krieg rechnete, als am 19. Juni die Pforte nachgab, Talaat persönlich zur Kontrolle nach Smyrna schickte und sich bereit fand, auf einer Konferenz alle griechisch-türkischen Differenzen endgültig zu erledigen. Ende Juli sollten die Besprechungen in Brüssel stattfinden. Venizelos kam auf der Reise dorthin bis Triest. Als er an Land ging, hielt man ihm das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien entgegen. Er war völlig überrascht, war ehrlich erstaunt, und kehrte um; er hatte begriffen, daß damit jedes Land der Welt vor wichtigere Dinge gestellt war, als Hausstreitigkeiten mit dem bösen Nachbar. Jedenfalls hatten die Nöte mit der Türkei, die dann der Weltkrieg — nicht auslöschte, aber als ein Nichts erscheinen ließ, die Kriegsrufer in Griechenland in Atem gehalten.

Mit den Bulgaren stand man womöglich noch schlechter. Bulgarien hatte den Bukarester Frieden ratifiziert, aber mit einer Art öffentlichem Protest begleitet. Die Welt fand dies eigenartig, dachte aber an keine bulgarische Unaufrichtigkeit, sondern sah darin eine Beruhigungsmaßregel dem enttäuschten Bulgarenvolk gegenüber. Nur Griechenland wandte sich mit einer scharfen Entgegnung durch Zirkularnote an die Mächte. Auch blieb in Griechenland, anders als in Rumänien und selbst in Serbien, die Sprache der Presse gegen Bulgarien aggressiv-feindselig. Der Rassenaustausch gab hier den Griechen bessere Gelegenheit zu Repressalien, als gegenüber der Türkei; der religiöse Zwiespalt wirkte mit, weil der Grieche die Bulgaren Mazedoniens, die kirchlich dem Exarchen gehorchen, statt dem Patriarchen, als Heretiker ansieht. Man zählte bald in Bulgarien 145 000 mazedonische Flüchtlinge, durchweg Frauen und Kinder; die Männer waren getötet. Wenn sich hieraus doch nur Zeitungsfehden und gelegentliche Straßendemonstrationen, aber keine diplomatischen Schwierigkeiten entwickelten, so lag dies an einer besonderen Klausel des Bukarester Vertrages, der weise bestimmt hatte, daß unter allen Vertragschließenden ein Ersatz des wirklichen oder angeblichen Schadens, den sie sich gegenseitig zugefügt hatten, ausgeschlossen sein sollte. Auf dieser Basis sündigte man ruhig noch ein wenig weiter gegeneinander, ohne daß die Regierungen gleich an Krieg hätten denken müssen.

Immerhin war es den Griechen klar, daß Bulgariens Rachedurst in erster Linie gegen Griechisch-Mazedonien gerichtet war, und jeder Grieche schwor, daß er zehnmal lieber sterben werde, als sich den Hauptzankapfel, Kawalla, jemals entreißen zu lassen.

Diese äußeren Sorgen, dieser Zwang zur Kriegsbereitschaft auch nach dem Bukarester Frieden, wurden kompliziert durch die schlimme Finanzlage des Staates. Im Herbst 1913 gab es niemand in Griechenland, der nicht

die glänzende großgriechische Politik hätte fortsetzen wollen. Man phantasierte ganz offen mit einem neuen griechischen Kaiserreich, von einem neuen Byzanz unter dem Zepter Konstantins als des Nachfolgers der alten Kaiser in der Stadt Konstantins. Man fühlte sich als Erbe aller klassischen und aller byzantinischen Traditionen zugleich. Darum brauchte und wollte man gewaltige Heeres- und Flottenrüstungen. So umfaßte das neue Flottenprogramm nach einigen Streitereien mit dem englischen Admiral Kerr, der schon eifersüchtig wurde: drei Dreadnoughts zu je 60 Millionen Franks Anschaffungskosten, dazu drei Panzerkreuzer von etwa 15 000 Tonnen, drei kleinere zu 5 500 Tonnen, 36 Torpedozerstörer, 24 Unterseeboote; außerdem wurden, um türkische Schiffskäufe sofort wett zu machen, zwei kleine amerikanische Dreadnoughts zu je 13 000 Tonnen fertig gekauft. Und das Land war doch arm.

Im Jahre 1913 hatte Griechenland mit einem Defizit abschließen müssen, das einem Viertel des Staatshaushaltes gleichkam. Die Staatsschuld hatte am 31. Dezember 1913 eine Milliarde fast erreicht und hätte bei planmäßiger Durchführung der Rüstungen ab 1917 2½ Milliarden betragen, eine schwindelnd hohe Summe für griechische Einkommensverhältnisse. Dazu gestaltete sich im eroberten Mazedonien gerade die wirtschaftliche Lage zunächst sehr ungünstig. Saloniki war durch die neuen Zollschranken von seinem bisherigen Hinterland abgeschlossen. Sein Handel ging kläglich zurück. Dazu hatte die Kriegsspekulation den Markt deroutiert, alle Preise waren ungeheuerlich gestiegen, und das Volk litt Not. Trotzdem sah sich die Athener Regierung gezwungen, die Zollabgaben in Saloniki von 11 auf 16½ Prozent vom Wert zu erhöhen und dazu noch drückende Verbrauchssteuern einzuführen. Kein Wunder, daß sogar die Griechen in Saloniki — die Mehrzahl der alten Einwohner bestand aus Juden — unzufrieden waren und daß viele Reiche abwanderten. Aber auch im übrigen Mazedonien merkte gerade die griechische Bevölkerung den Unterschied gegen früher und dachte sehnsüchtig an die unruhige, aber billige Türkenzeit. Dazu kam für diese Neugriechen die Erkenntnis, daß sie nun nicht mehr die verzogenen Schützlinge des griechischen Patriotismus, sondern Staatsbürger geworden waren wie alle anderen, abhängig vom fernen Athen, in mancher Hinsicht weniger selbständig, als unter dem türkischen Regiment, das wenigstens für die Schulen und Kirchen und das christliche Gemeindeleben viel Freiheit gelassen hatte. Alles dies hätte natürlich bald ausgelöscht werden können, aber als der Weltkrieg begann, war jedenfalls auf beiden Seiten Unzufriedenheit, bei den Neugriechen über ihre scheinbare Zurücksetzung, bei den Altgriechen über die unbefriedigenden Einkünfte im neuen Gebiet.

Übrigens machte sich für Saloniki auch schon der Druck bemerkbar, durch den Österreich-Ungarn seinen Handelsinteressen den altgewohnten Weg zum ägäischen Meer sicher stellte. Aus politischen Gründen war Griechenland bereit, dem österreichisch-ungarischen Transitverkehr in Saloniki eine derartige

Ausnahmestellung einzuräumen, daß der Stadt davon wohl nur geringer Nutzen geblieben wäre; der alte Stapelplatz für den ganzen mittleren Balkan wurde zur Durchgangsstation und mußte das noch mehr werden, wenn erst der Bahnverkehr nach Larissa-Piräus hergestellt war.

Diese ganze diplomatische und innerpolitische Last nahm Venizelos auf sich. Mit England stand er ausgezeichnet — Sir Edward Grey war in der Inselfrage sogar für Griechenland eingetreten; mit den Regierungen in Rußland, Rumänien, Serbien kam Venizelos wenigstens persönlich sehr gut aus. Auch Frankreich war den Griechen wohlgeneigt, obwohl der französische Missionsgeneral Villaret, der im März 1914 Eydoux in Athen ersetzte, sich weniger beliebt zu machen verstand, als sein Vorgänger, und vom König Konstantin trotz aller Befürwortung durch Venizelos scharf abseits von der Heeresleitung gehalten wurde. Frankreich blieb die Hoffnung Griechenlands, weil dort allein der Marktkredit für die ungeheuren Anleihen gesucht werden konnte, die das größere Griechenland so dringend und schnell brauchte. Da mußte das Echo der griechischen Franzosenfreundlichkeit, die nach wie vor die Pariser umschmeichelte, gepflegt werden. Deshalb schuf man zum Beispiel in Saloniki, während man französische Firmenschilder rücksichtslos durch griechische ersetzte, eine französische Zeitung mit dem edlen Namen „Liberté" und schickte sie gratis an Völkerrechtslehrer und Politiker in der ganzen Welt. Die alten Freiheits- und Gleichheitsformeln und Nationalitätstheorien der französischen Revolutionszeit sind auch in Griechenland bis heute eine unglaublich feste Grundlage für die Hinneigung der Griechen zu Frankreich geblieben.

Im Deutschen Reich bestanden lange nicht so bedeutende Handelsbeziehungen zu Griechenland und nicht die reichen griechischen Kaufmannskolonien, wie in Frankreich, England, Rußland. Die Beziehungen waren hier auch weniger geistiger Art, obgleich eine immerhin erhebliche Anzahl moderner Griechen von deutschen Universitäten viel Hochachtung vor deutscher Bildung und Kultur mitgebracht hatte. Wirksamer war hier das dynastische Band, das in der dankbaren, offenen, dem orientalischen Intrigengeist unzugänglichen Persönlichkeit des Königs Konstantin eines festen Haltes sicher sein konnte. Keinen Augenblick hätte der König gezögert, trotz der ganz überwiegenden Zuneigung seines Volkes zu England und Frankreich im August 1914 sich mit seinem treuen Heer auf Deutschlands Seite zu stellen, wenn das möglich und nützlich gewesen wäre.

Anfänglich konnte sich Griechenland im Weltkriege hoher Frachtgewinne seiner starken Handelsflotte freuen. Aber schon die Sperrung der Dardanellen schränkte den Nutzen ein. Auch floß dieser Nutzen zum großen Teil in die Taschen von Auslandgriechen, die von jeher ihre Schiffe patriotisch unter griechischer Flagge segeln ließen. Als dann allmählich der Druck der Entente

einsetzte, zuerst wirtschaftlich, dann politisch, wurde das griechische Großmachtsgefühl trübe gedämpft. Verständiger als die Rumänen haben die Griechen die Sprache der deutschen Siege und der englischen Heuchelei begriffen. Die Sympathien der gebildeten Kreise für uns sind gewachsen. Das ist schon in den immer besseren Beziehungen zur Türkei, später auch zu Bulgarien zutage getreten. Gegen England und Frankreich aber, und vor allem gegen Italien hat sich eine ohnmächtig knirschende Wut angesammelt, die vielleicht nicht ganz unserem Gefühl von rückhaltloser Feindschaft entspricht; die immer noch Entschuldigungen für den Unterdrücker findet und nicht ganz den Glauben an seine geistige und auch materielle Überlegenheit verloren hat; die aber, wenn wir ausgehen von dem geringen Nimbus, den das Deutschtum vor dem Weltkriege im Orient hatte, jedenfalls einen erstaunlichen Umschwung der Anschauungen bedeutet.

Dies hat dem König Konstantin geholfen, daß er die schwere Probe des offenen Konflikts mit Venizelos, dem abgöttisch Verehrten, dem Großgriechen sondergleichen, dem „Bismarck des Balkan", vor seinem Volke bestehen konnte. Gewiß war die Popularität des siegreichen Feldherrn hierbei die beste Stütze in seinem demokratisch regierten Lande. Aber darüber hinaus ist der Konflikt zwischen König und Minister zu einem Kampf der Charaktere geworden. Im Sturm des Weltkrieges hat eine harte Schule die Griechen gelehrt, den gesunden Sinn für Wirklichkeit, für Ehrlichkeit und Treue zu schätzen, mit dem ihr König frei die Intrige, die Phrase, die sanguinische Verblendung zurückgewiesen hat, während Venizelos, der einst selbst durch seine Offenheit und Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit den Grund seines Ansehens legte, den Lockungen eines irrealen Gaukelspiels verfallen ist. Er hat sich verleiten lassen, unredlich eigenmächtig und in Heimlichkeit zu arbeiten. Das hat ihm viele Bewunderer entfremdet. Denn so schlau und kaufmännisch vorsichtig die modernen Griechen sind, gerade ihre nationale Ausdehnungspolitik haben sie am liebsten temperamentvoll in ungehemmter Offenheit verfolgt.

Noch tobt der innere Kampf, der die Anhänger der beiden großen Männer im neuen Griechenland nun schon mit den Waffen gegeneinander zu treiben scheint. Eins aber wissen wir heute: sollte der König unterliegen, so wird nicht er, nicht sein Volk sich in freiem Entschluß gegen uns wenden. Mit Venizelos steht gegen den König die gewalttätige englische Flotte, die ungestört alle größeren Griechenstädte zu Staub zerschießen und das Land rettungslos zu Hunger und Elend verdammen kann, wenn sie will. Der brutal enthüllte Zwang der Übermacht gegen den Schwachen ist das einzige Mittel, in das sich für England und Frankreich den Griechen gegenüber das berühmte System der Sorge für die kleinen Völker praktisch auflöst. Nur dieses Mittel kann heute vielleicht die Griechen dahin treiben, daß sie einen anderen Weg gehen, als den, der ihnen selbst richtig scheint.

Türkische Fragen.

Von

Ewald Banse.

(Fortsetzung.)

4. Die Wirtschaft.

Zwei Dinge sind es vor allem, welche ein Land für fremde Staaten begehrenswert machen, das sind eine beherrschende Weltlage und wirtschaftlicher Reichtum. Die Gunst der Lage ist es, die England und Rußland auf den Plan gelockt hat und die als unverschiebbares Moment diese beiden Mächte zu dauernden Feinden der Türkei stempelt. Die Aussicht auf Belebung des Wirtschaftslebens dagegen hat Deutschland veranlaßt, sich politisch mit dem Sultanat zu beschäftigen. Das gänzliche Fehlen von eigenem Besitz im näheren und ferneren Umkreis der Türkei sowie unser Ausschluß vom Mittelmeer bewahrt uns davor, hier als Feind aufzutreten. Das Austragen dieser beiden Gegensätze, des militärpolitischen seitens unserer Feinde sowie unseres eigenen wirtschaftspolitischen, hat zu der heutigen Weltkriegslage geführt.

Der deutsche Standpunkt und seine Parteinahme für das ottomanische Kaiserreich läuft, soviel man erkennen kann, darauf hinaus, dieses vor fremder Willkür zu schützen und ihm seinen Charakter als offener, jedermann zugänglicher Weltmarkt zu bewahren. Einem an eigenen Kolonien armen Staate, wie unserem, muß ja daran liegen, daß die wenigen noch unentwickelten Eingeborenenreiche der Erde als neutrale Betätigungsfelder des Wettbewerbes erhalten bleiben und nicht auch noch, wie so viele andere, in fremde Hände fallen. Unser freundliches politisches Verhältnis zur Türkei wird deshalb, grundsätzlich, von durchaus richtigen Erwägungen bestimmt — doch scheint es uns, als ob man sich bei uns zu Lande einigen falschen, weil übertriebenen, Hoffnungen hingibt. Und zwar dünkt uns der Fehler in diesen beiden Richtungen zu liegen. Die deutsche Erwartung trügt einmal darin, daß die Türkei ein Paradies sei oder es doch werden könne, und zum anderen darin, daß der Türke nur darauf gewartet hätte, seine Scholle gerade durch uns von tausendjährigem Schlaf erwecken zu lassen. Zur Berichtigung des ersteren Punktes wollen wir durch Beleuchtung des Wirtschaftslebens der türkischen Länder in diesem Abschnitt einiges beisteuern.

Ackerbau.

Unserem, Ende 1915 bei George Westermann in Braunschweig erschienenen Buche über die Türkei haben wir eine Karte beigegeben, die zum erstenmal die Verteilung des Kultur- und Waldlandes, des Steppen- und

Wüstengebietes der Türkei beibringt, und auf die wir hier zu näherem Studium hinweisen müssen. Auf Grund ihrer Darstellung zeigt sich, daß das bebaute Land vorwiegend im zerschnittenen und regenreicheren nördlichen Teile des Sultanats liegt und daß es hier wieder die Ebenen und Talböden der Gebirgsumwallungen bevorzugt. Die flachen Senken südlich des Marmarameeres und namentlich die breiten Grabenebenen der westanatolischen Abdachung, langschmale Talzüge im Gebirgslande des nördlichen Kleinasiens sowie am Nordfuß der südanatolischen Ketten, die kilikische Tiefebene und schließlich noch einige Hochebenen am Nordsaum des Armenischen Taurus: das sind dort die wichtigsten Schauplätze des Ackerbaues. Während in diesen Gebieten stets mehrere ausgedehnte Schollenstriche nahe beieinander lagern, so daß sie stets gemeinschaftlich durch Bahnlinien aufgeschlossen werden können und sie diese voraussichtlich gut rentabel machen werden — ist zwischen ihnen verstreut eine bedeutende Anzahl von kleineren, untereinander gewöhnlich nicht zusammenhängenden Ackerbauinseln, deren Anschluß an den modernen Verkehr, soweit sie nicht zufällig in seinem Zuge liegen, mit Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte.

Im südlichen Teil der Türkei ist das Bild der Verteilung der Ackerländereien viel dürftiger. Die angebauten Striche finden sich vornehmlich auf Ebenen, welche von benachbarten Gebirgen ober- oder unterirdisch bewässert werden. Sie bilden deshalb in einem, allerdings sehr losen Zusammenhang ein zu zwei Dritteln geschlossenes Eirund am Saume der großarabischen Steppen und Wüsten. Aus ihrem Kranze heben sich besonders deutlich ab: die Terrassen und Hochmulden von Jemen und die Talböden des Hinterlandes von Asir, das Küstenland Syriens und die Nukra-Ebene vor dem Hauran nebst der Damaszene, das Hochtal der Bikaa und seine Fortsetzungen über Homs, Hama und Idlib bis nach Aleppo, die Senkungsebenen von Serudsch und Harran im nordwestlichen, ebenso wie die des Vorlands des Tur Abdin und die assyrischen Ebenen jenseits von Mossul im nordöstlichen Mesopotamien, schließlich noch die babylonische Ebene oberhalb von Bagdad und unterhalb Kerbelas sowie das Uferland des Schatt el Arab. Die riesengroßen Flächen zwischen diesen Kulturböden aber, Gebiete von der doppelten Ausdehnung Deutschlands, sind nahezu entblößt von Ackerscholle, und nur hier und da findet sich ein verlorenes Stückchen Acker und Garten. Der Anschluß aller Teile eines so weitmaschigen Netzes von Produktionsgebieten an den modernen Verkehr erscheint sehr kostspielig und dürfte wesentlich weniger lohnen als in dem auch hierin günstiger gestellten Norden.

Zusammengerechnet kann man den Inhalt der gegenwärtig bebauten Landflächen in der Türkei vielleicht auf 175 000 Quadratkilometer veranschlagen, die von rund 17 Millionen Menschen bewohnt werden. Außerdem mögen weitere 120 000 Quadratkilometer unbenutzten Bodens anbaufähig sein, so daß eine Gesamtsteigerung der seßhaften Bevölkerung auf rund 35 Millionen Köpfe denkbar erscheint.

Dieser Grundbesitz ist eigentlich durchweg korporatives Eigentum und gehört dem Privatmann nur vorübergehend, denn in einem despotisch regierten Staate ist eben der Herrscher Herr über lebende und tote Dinge, und der einzelne empfängt sein Stück Land gewissermaßen nur leihweise. Hierdurch entsteht eine bedenkliche Unsicherheit des Grundeigentums, die auch von Fremden bei dem Plan einer Ansiedlung auf ottomanischem Boden zu berücksichtigen bleibt. Am sichersten vor staatlichen Eingriffen ist noch das Wakf-Land, die Ländereien der frommen, mildtätigen Stiftungen und der unverkäuflichen Fideikommisse, für deren Verwaltung sogar ein besonderes Ministerium eingesetzt ist; ihre Zahl und ihr Umfang ist außerordentlich, so daß sie, ohne ein persönliches Interesse und also meist nur mäßig bewirtschaftet, der Entwicklung des Landbaues nicht förderlich sind. Alle anderen Arten des Grundbesitzes sind leichter konfiszierbar. Das gilt sowohl vom Metruke oder Gemeindeland — wie vom Mülk oder unabhängigen Land, das mit dem Erlöschen der Familie an den Staat zurückfällt — wie vom Miri, dem eroberten und gegen eine Abgabe verliehenen Land — wie auch endlich vom Mewat oder Ödland, auf das derjenige, der es urbar macht, gewisse Anrechte erwirbt. Ganz für sich stehen die dem Sultan selber gehörigen Ländereien, gewöhnlich ausgezeichnete Farmen und Mustergüter in allen Teilen des Reiches. —

Der Ackerbau in der Türkei unterscheidet sich nun, infolge seiner völlig anderen klimatischen Bedingungen, nach Betrieb und Aussichten durchaus von demjenigen unserer Breiten. In Mitteleuropa erledigt sich die ländliche Arbeit durch Säen (Düngen) und Ernten, zwei zeitlich voneinander getrennte Tätigkeiten, zwischen denen der Bauer die Befruchtung der Ernte durch die meist regelmäßig einsetzenden Regen abwartet. In der Türkei dagegen schiebt sich zwischen die beiden Phasen des Vorbereitens und Vollendens noch eine dritte, und das ist die an Arbeit mühsamste, an Enttäuschungen reichste, nämlich die künstliche Bewässerung zum Ersatz der gewöhnlich fehlenden Niederschläge. Dabei ist es, wenigstens in den bergigen Strichen, durchaus nicht eine an sich zu geringe Menge der Regenmassen, deren Lücke ausgefüllt werden muß, sondern der Fehler liegt in der ungünstigen Verteilung der Niederschläge über das Jahr. Die Durchfeuchtung des Bodens tritt in einer fest abgegrenzten Regenperiode ein, im Winter oder Frühling, wenn die Saat noch sehr jung oder überhaupt noch nicht gelegt ist — die nun folgenden Monate des Wachsens und Reifens aber fallen unglücklicherweise mit der Trockenzeit zusammen, während deren nur in wenigen Teilen der nördlichen Türkei (Lasistan) und in den Gebirgstälern des schon tropischen Jemen Wasser in die Krume kommt. Deshalb darf man die Niederschlagsziffern gleichmäßig feuchter Länder nicht mit denen des Orients vergleichen, wo eine Jahressumme von 500 Millimetern noch längst nicht so viel bedeutet wie bei uns.

Natürlich machen sich merkliche Unterschiede geltend zwischen den klimatischen Bedingungen des Ackerbaus der nördlichen und südlichen Provinzen.

In den Randgebirgen des Nordens greifen die Lenzregen vielfach noch weit in spätere Monate hinein, so daß manche Gewächse, wie besonders Korn, Rebe und Obstbäume, von selber gedeihen und nur der Zucht gewisser Pflanzen, wie Baumwolle und Reis, durch Berieselung unter die Arme gegriffen werden muß. Bewässerungsanlagen werden hier nur bei Aussicht auf besondere Gewinne hergestellt und bestehen gewöhnlich in einer Ableitung von Flußwasser auf die Plantagen, wobei man sich zum Emporheben des Wassers aus der Flußtiefe häufig riesiger Wasserräder bedient. Je weiter man sich im Norden vom Meere entfernt und je tiefer man überhaupt nach Süden vordringt, um so öfter stößt man auf Berieselungswerke, die den Ausfall an Himmelsregen ersetzen müssen, bis man, schließlich an den Rand der Steppe gelangt, in welcher Beduinen gelegentlich an irgend einer verlassenen Stelle ein wenig Gerste ausgestreut haben, es Allahs Fürsorge überlassend, ob sie hochkommt oder unter der Sonne verdorrt.

In der Hauptsache trägt der südliche Ackerbau Oasencharakter, denn während es im Norden wichtig ist, die Gunst der Regenmengen über möglichst große Strecken Landes hin auszunützen, muß man im Süden darauf sehen, eine mühsam an Ort und Stelle geleitete und durch Arbeitsaufwand ebenso beschränkte wie verteuerte Wassermenge auf einem möglichst kleinen Raume auszunutzen. Deshalb ist hier die Fläche bestellten Bodens bedeutend kleiner als dort, aber ihre ganze Erscheinung ist üppiger, „tropischer" möchte man sagen. Auf ein und demselben Stück Land werden häufig drei Vegetationsschichten gezogen: Feldpflanzen, Fruchtbäume und Dattelpalmen. Aber man darf sich durch die äußere Erscheinung nicht verführen lassen; bleibt die Berieselung, etwa infolge feindlicher Einfälle, aus, so tritt sehr bald an Stelle der künstlichen Schöpfung des Oasenparadieses Wildnis und Wüste. Die südliche Bewässerung baut sich entweder auf der Zuleitung von Flußwasser oder auf der Hebung des Grundwassers auf. Das Flußwasser wird durch verschiedene Schöpfvorrichtungen herbeigeschafft, namentlich Riesenräder, die von der Strömung in Bewegung gesetzt werden, oder Hebewerke, in welchen durch tierische Kraft Wasser in Lederbehältern heraufgezogen wird. In Babylonien, wo die Frühlingshochflut des Euphrat und Tigris zwischen künstlich aufgeschütteten Dämmen streckenweise über dem Niveau der umgebenden Tiefebene fließt, leitet man es auch einfach durch große Seitenkanäle ab, von denen sich immer kleiner werdende Adern zu den Äckern abzweigen. Außerdem gibt es Aquädukte, die aus oft meilenweit entfernten Gebirgen und mitten durch wüste Gebiete das wertvolle Naß herbeiführen; doch scheinen im Altertum derart kostspielige Bauten häufiger gewesen zu sein als heutzutage. Das Grundwasser hebt der Bauer in Schöpfbrunnen, ebenfalls mit Hilfe von Tieren, zur Höhe seiner Äcker empor. Die Verteilung über die Ländereien geht in kleinen Kanälen vor sich, mit denen die Felder netzförmig überzogen sind.

Ist der orientalische Bauer dem unsern gegenüber schon durch die Notwendigkeit der künstlichen Bewässerung im Nachteil, so treten ihm noch

mancherlei andere Hindernisse in den Weg. An Dung fehlt es fast vollkommen, da Viehzucht größeren Maßstabes nur in Gebieten betrieben wird, die fern von der Scholle liegen. Einer Erschöpfung des Bodens sucht man durch öftere Brache entgegen zu wirken, zur Beschaffung künstlicher Düngemittel fehlt es an Geld. Eine gefährliche Plage des Landmanns sind, außer den, besonders im Norden, gefürchteten Dürreperioden, die Heuschrecken, deren Millionenschwärme alljährlich weite Länderstrecken durch Abfressen der Saat heimsuchen. Daß sie haufenweise gesammelt und verzehrt werden, ist schließlich nur ein magerer Ersatz für die von ihnen verursachten Verluste.

Nicht geringen Schaden erleidet schließlich der Bauer durch den Gebrauch seiner primitiven Ackergeräte. Allerdings muß man gerade hier sehr vorsichtig sein mit der Einführung grundsätzlicher Neuerungen. So hat man, beispielsweise, viel gespottet über den seit uralter Zeit gebrauchten, etwas zwergenhaft anmutenden Pflug, der die lockere Scholle nur ritzt, statt sie aufzureißen. Beim Gebrauch europäischer Pflüge hat sich aber inzwischen oft herausgestellt, daß diese in sandigem Oasenboden das Erdreich so tief aufreißen, daß die versalzte Unterschicht zu Tage kommt und die Kulturen verkümmern. Im Gebiet der Anatolischen Bahn sind in den neunziger Jahren größere Mengen moderner Pflüge verteilt worden, aber die Bauern kehrten nach einigen Versuchen damit zu ihrem alten Gerät zurück. Es kann sich (und dieser Satz gilt für alle Saiten der Metamorphose) nicht darum handeln, in diesem vieltausendjährigen Kulturlande etwas von Grund auf Neues zu schaffen, sondern nur um die Verbesserung des Vorhandenen, das sich in Anpassung an die dortigen Grundbedingungen allmählich entwickelt hat. Das Ausdreschen des Korns allerdings, das durch Stampfen von darüber getriebenen Tieren oder durch den steinbewehrten Dreschschlitten erfolgt, das Dreschen würde durch Einführung von Maschinen wohl wesentlich gewinnen.

Die Ackerböden bestehen häufig aus dem Schwemmland der Täler, das gewöhnlich in nur geringer Ausdehnung entwickelt und leicht zu bewässern ist, und dem Alluvium der Ebenen, welche im Norden sehr häufig als die trocken gelegten Böden ehemaliger Binnenseen, mehrmals aber auch in der Form erweiterter Flußtäler auftreten. Die nördlichen Ebenen sind im Naturzustande nichts als versumpfte Kraut- und Buschflächen, in denen das Wildschwein wühlt und Tausende von Wasservögeln brüten. Die Siedlungen liegen vielfach an ihren Rändern auf den Flanken der Berge, um die Bewohner vor den bösartigen Fiebern zu schützen. Die Kultivierung erfordert weitgehende Anlagen zur Entsumpfung, ehe der Mensch mit seinen Nutzpflanzen dort Wurzel schlagen kann; im gegenwärtig noch vorwiegenden Wildzustande wird allerdings die Kultur des wasserliebenden Reises oft sehr regsam betrieben. Die breiten Flußebenen sind infolge ihrer Ausdehnung nicht allein der Versumpfung, sondern auch der Trockenversandung und Versalzung ausgesetzt, was man besonders bei der babylonischen Tiefebene mit ihrem

manchmal wüstenhaften Aspekt beobachten kann. Hier handelt es sich mehr um Verteilung als um Entziehung von Wasser. Andere sehr fruchtbare Böden finden sich in den weit verbreiteten vulkanischen Gebieten als dunkle oder rotbraune Verwitterungskrume, so in der wein- und obstreichen Tiefebene von Kaisari, am Fuße des ausgebrannten Schneedomes des Erdschias Dag, oder in der basaltischen Hochebene Nukra am Hauran, wo ausgezeichneter Weizen und Mais gedeihen. Auch der dürre Kalkstein, die meistverbreitete Felsart des Orients, erzeugt in vereinzelten Wannen und Kesseln oder auf vorgelagerten Ebenen feiner Gebirge eine hervorragend fruchtbare, rotfarbige Ackererde, die Ard hamra der Araber (Terra rossa), deren Kulturflecke fast stets von kahlen weißen Felshöhen umgürtet wird. Eine andere Art anbaufähiger Kalkkrume findet sich unter der sogenannten Narikruste, einer papierdünnen Kieselschicht, die von aufsteigendem, kalkhaltigem Grundwasser abgesetzt worden ist. Die Oberfläche der Kalkkruste sieht vollkommen steinig und wüst aus und muß zur Anlage von Kulturen erst zertrümmert werden. Zur Aufnahme von Ackerfrüchten wenig geeignet, bietet sich unter der Kalkkruste ein ausgezeichneter Boden dar für Fruchtbäume und Weinrebe, welche in der vor Verdunstung geschützten Lehmschicht meist nicht einmal der Bewässerung bedürfen.

Je nach der geographischen Breite und dem Klima, je nach der Lage zur See und der Bodenart ist die Kultur der Nutzpflanzen in der Türkei verschieden. Im Bereich des milden, gleichmäßigen Mittelmeerklimas gedeihen manche Gewächse, die in den gegensätzlich kalt-heißen Räumen des Innern nicht mehr fortkommen; in der tropischen Südecke des Reiches erscheinen ganz andere Formen als in der dauernd regennassen Laubwaldregion der Alpen von Trapezunt. Durch diesen außerordentlichen Wechsel der Bedingungen entsteht eine ganze Reihe von Wirtschaftsgebieten, in deren jedem eine gewisse Anzahl von Elementen vorherrscht und ihren Wirtschaftscharakter bestimmt. Da aber wegen der unerschöpflichen Durchdringung dieses Länderraumes mit den verschiedensten Einflüssen und wegen des künstlichen Ersatzes von Klimamängeln durch Berieselung eine schematische Scheidung der Wirtschaftsgebiete nicht angängig ist, so wollen wir, unter Verzicht auf umständliche Untersuchungen dieser Art, uns auf eine kurze Würdigung der wichtigsten Gegenstände des ottomanischen Landbaues beschränken.

Dabei sei vorbemerkt, daß die eigentlichen Tropengewächse nur im südlichsten Arabien, in Jemen, vorkommen. Hier wird an den 400—1300 Meter hohen Talterrassen, auf künstlich durchfeuchteter und mit Asche gedüngter Lehm-, Ton- oder Trappkrume, ein ausgezeichneter Kaffee gebaut, der über Hodeda (jährlich für vier bis sechs Millionen Mark) und Aden zur Ausfuhr kommt. Außerdem wird hier im Bereich der Küstenebene und der Vorhügel des Gebirges in großem Umfange Indigo kultiviert, dessen Farbe die dort einheimische Volkskleidung fast durchweg trägt, und auch die in den Gärten vielfach angepflanzte Banane zeugt von dem warmfeuchten Charakter des jemenischen Klimas.

In den übrigen Ländern der Türkei aber werden nur wetterfestere Nutzpflanzen gezüchtet, Nutzpflanzen, die glühende Tageshitze, wie tiefe Nachtkälte auszuhalten vermögen. Vielleicht kann man dort, roh gesagt, drei umfangreiche und einander vielfach durchdringende Hauptgebiete unterscheiden: die heiße Trockenzone des arabischen Südens, den milden Regengürtel des Mittelmeerklimas und die heißkalte Halbtrockenellipse des Nordens. Jede dieser Regionen hat, außer einer größeren Anzahl von gemeinschaftlichen Vertretern, mehrere Kulturpflanzen, die in ihr herrschend auftreten, ohne aber den anderen Strichen ganz fremd zu sein. So findet sich die Olive fern vom Bereich der immergrünen Mittelmeerküste auch im östlichen Mesopotamien — die Dattelpalme, entrückt dem Süden, in der kilikischen Ebene — Pappel und Walnuß, getrennt von Armenien, auch in Syrien.

Im Antlitz des Mittelmeers gedeiht vor allem der Ölbaum, dessen knorrige Stämme nicht einmal einen besonders guten Boden verlangen, sondern ihre dunkelschattigen, graumelierten Laubkronen ebenso gern über magerem Sand- und kahlem Felsboden ausbreiten. Auf den Simsen der syrischen und anatolischen Küsten (hier aber mit Ausnahme des feuchten ostpontischen Rhododendronlandes) sowie im Norden Syriens und im Osten Mesopotamiens bildet die Olive weite Haine, deren grüne und schwarze Früchte eine beliebte Zukost darstellen und ansehnliche Mengen von Öl zur Speisenbereitung wie zur industriellen Verwertung (namentlich in der Seifenfabrikation) liefern, wovon größere Mengen über die Mittelmeerhäfen zur Ausfuhr gelangen. Auch Feige und Weinstock, Orange und Limone gedeihen wohl am besten in allen der Küste nahen Landschaften. Der Feigenbaum wird besonders in den ausgedehnten Flußebenen der westanatolischen Abdachung in umfangreichen Plantagen gepflegt und steuert hier gewaltige Massen zur Ausfuhr bei; so versendet allein Smyrna jährlich mehr als 50000 Säcke getrockneter Feigen und wird hierdurch zum Hauptweltmarkt derselben. Die Weintraube bildet in frischem wie gedörrtem Zustande während des Sommers einen begehrten Handelsartikel im Lande selber; außerdem aber gehen bedeutende Mengen Rosinen, vor allem eben in der Mittelmeerzone, außer Landes; der größte Rosinenmarkt der Türkei ist Magnesia, der Mittelpunkt der mit Rebenfeldern bedeckten Hermosebene. Die Orange gelangt nur aus den südanatolischen und besonders aus den syrischen Hafenorten zur Ausfuhr, wo Jafa alljährlich für fünf Millionen Mark seiner dicken, goldgelben Früchte versendet.

Beschränkter in ihrer Verbreitung sind ein paar andere, sehr wichtige Nutzpflanzen. Vor allem der Maulbeerbaum, der die Talebenen der bergigen Übergangsgebiete bevorzugt und, außer am Westfuß des Libanon, am meisten in der kleinphrygischen Nachbarschaft des Marmarameeres sowie in der Gegend von Amassia angebaut wird. Mit seinen Blättern füttert man die höchst empfindliche Seidenraupe; deren Kokons spinnen die Seidenfaser, welche in rohem und gewebtem Zustande vorzüglich nach Frankreich ausgeführt wird.

Die ausgedehnteste Seidenspinnerei der Türkei besitzt die alte, verträumte Türkenstadt Brussa, aber auch im Libanon beruht das Wirtschaftsleben heutzutage in der Hauptsache auf dieser Kultur. Mohn wird vornehmlich im Westen und Norden sowie in der Mitte Kleinasiens angebaut, wo ziemlich viel Opium und Öl aus seinem Samen gewonnen werden, so daß man den Jahreswert der Opiumausfuhr, allerdings sehr unsicher, auf vielleicht fünfzig Millionen Mark veranschlagen kann. Vollkommen auf ein ganz kleines Gebiet, die im Balkankriege griechisch gewordene Insel Chios, beschränkt ist die Kultur des Mastixstrauches, dem die Sandsteine und Mergel des Eilandes besonders zusagen. Sein opalklares Harz dient zur Bereitung des Mástikaschnapses, des Nationalgetränks der Hellenen. Hauptsächlich in den Ebenen und Tälern des südlichen Kleinasiens findet sich der Johannisbrotstrauch, dessen getrocknete braune Schoten in den Handel kommen.

Die heißen südlichen Länder der Türkei besitzen ebenfalls ein paar charakteristische Vertreter, die nur in ihrem Bereich zu gedeihen vermögen. Wie die Kulturlandschaft des Mittelmeergürtels ihre eigene Note durch den Ölbaum erhält, so tritt in jener des ausgesprochenen Trockenraumes die Dattelpalme beherrschend auf. Sie bildet den Hauptschmuck und, über den andern Vegetationsschichten schwebend, die Krönung der Oasen — keine echte Oase denkbar ohne den Dattelbaum. Seine Wurzeln gehen in ansehnliche Tiefe hinab und wissen aus dem dürren Sande noch immer ein paar Wassertropfen heraus zu schlürfen, wo alle andern Bäume ratlos verschmachten. Die nördlichsten Palmoasen in der Türkei, in denen die Dattel noch reift, sind: Gasa an der Mittelmeerküste, Palmyra in der syrischen Steppe, Ana am mittleren Euphrat, Beled am Tigris und die Orte am Fuß des Zagrosgebirges. Das Holz des Stammes wird, so unvollkommen es gegenüber dem Pappelholz der nördlichen Länder des Sultanats erscheinen mag, zu Bauzwecken aller Art benutzt, und die im Herbst reifende Frucht bildet einen gar nicht zu missenden Bestandteil der Nahrung der Bewohner von Stadt und Land. Zur Ausfuhr eignen sich allerdings nur wenige Arten, und in der Hauptsache ist es lediglich das Uferland des Schatt el Arab in Babylonien mit seinen zehn Millionen Palmen, wo ein bedeutender Ausfuhrhandel mit Datteln betrieben wird. Alljährlich werden von Basra etwa 65000 Tonnen im Werte von rund zehn Millionen Mark, vorwiegend nach Amerika, versandt. Bei der Erweiterung der südlichen Anbauflächen auf Kosten der Steppe wird auf Vermehrung des Dattelpalmbestandes besonders zu achten sein. Neben der Dattelpalme kommt der Durrha oder Negerhirse sowie der Kichererbse als Nahrungsmittel einige Bedeutung in den Oasen zu.

Während das Mittelmeergebiet und der Süden infolge ihres klar ausgeprägten Eigenklimas eine Reihe von nur ihnen angehörenden Kulturpflanzen entwickelt haben, ist der gemäßigtere, klimatisch gemischtere und deshalb etwas charakterlosere Norden arm an solchen und bescheidet sich mit dem Besitz der

auch den anderen Gebieten gemeinsamen Formen. Hanfbau und Hanfindustrie in verschiedenen Teilen Kleinasiens und Armeniens, Kirschenzucht und Krokuskultur mit Safranerzeugung und -Ausfuhr, namentlich im nördlichen Anatolien, Pflege des Walnußbaumes in den Gärten und Export von Walnüssen, Anpflanzung der hohen schmalhüftigen Pappel an den Wasserläufen zur Gewinnung von Bauholz — das ist wohl alles, was die nördliche Region vor den andern einigermaßen auszeichnet. —

Eine um so größere Fülle von Kulturpflanzen aber ist sämtlichen Ländern der Türkei gemeinsam, und diese grundlegende Übereinstimmung, die nur durch den Schleier einer mehr äußerlichen Verschiedenheit oberflächlich verdeckt wird, übt höchst bedeutsame wirtschaftliche Einflüsse aus. Sie nähert gegenseitig den ackerbaulichen Charakter dieser in so vielen Dingen voneinander verschiedenen Gebiete und bewirkt hierdurch, daß ein Austausch der Bodenfrüchte zwischen den einzelnen Provinzen nur wenig stattfindet. Hierdurch entfällt ein wertvolles Moment zum Ausgleich der Selbständigkeitsbestrebungen der Provinzen, deren jede in ihren eigenen Produkten ein Genüge findet. In der Hauptsache mögen es nur Olive und Dattel sein, die von einzelnen Teilen aus durch den Binnenhandel in alle Gegenden geführt werden. Die überall verbreiteten Pflanzen stammen teilweise aus ganz fremden Erdgegenden, aber sie passen sich vorzüglich in alle Stufen des orientalischen Klimas ein, sofern ihnen nur Wasser genug geboten wird, um nicht zu verschmachten.

Die Grundlage des Ackerbaues bilden durchaus die verschiedenen Getreidearten, vor allem Gerste, die hauptsächlichste Futterpflanze, Weizen, die wichtigste Brot- und Speisepflanze, und Mais, während der Roggen eine geringere Rolle spielt. Da das Korn schon vor Beginn der großen Sommerdürre eingeerntet wird, so braucht es in den klimatisch begünstigteren Gegenden nicht bewässert zu werden (wenngleich dort beim Ausbleiben der Lenzspätregen gelegentlich mit Mißernten gerechnet werden muß), in den Palmoasen jedoch bedarf es der Berieselung. Die bedeutendsten Getreidegegenden der Türkei sind die breiten westanatolischen Flußtäler, die kilikische Tiefebene und die mittelsyrische Ebene Nukra mit ihrer Roterde zu Füßen des Hauran, also alluviale und vulkanische Aufschüttungsgebiete. Außerdem bringen alle anderen Anbauebenen ansehnliche Mengen Korn hervor. Die Korn- und Mehlausfuhr der Türkei muß ziemlich bedeutend sein und ist in den letzten Jahrzehnten durch die anatolischen und syrischen Bahnbauten stark gestiegen, denn dieses Erzeugnis verlangt einen billigen Weg, um in die Kanäle des Welthandels einmünden zu können. Trotzdem aber werden große Mengen vom Auslande eingeführt, so daß Getreide mit in der ersten Reihe der Einfuhrliste steht. Die Hülsenfrüchte und Gemüse, Kartoffel, Zwiebel und Melone kommen nur wenig zum Export und bilden im Lande selber wichtige Bestandteile der Volksernährung. Dasselbe gilt vom Obst und den Südfrüchten, von Apfel und Birne, von Pflaume und Quitte, sowie von den zahlreichen kultivierten

Aprikosen und Pfirsichen, Granatäpfeln und Mandeln; frisch und gedörrt, sind sie aus dem Lokalhandel der Städte, Flecken und Dörfer gar nicht fortzudenken.

Innerhalb des ganzen ottomanischen Länderraumes finden sich nun außerdem einige wertvollere Kulturgewächse, die aber gewöhnlich nur in gewissen Gegenden in größerem Umfange und mit der Aussicht auf eine bedeutende Zukunft angebaut werden. Da ist besonders der Tabak, der wohl nirgends ganz fehlt, am besten aber in den wohlbewässerten kleinen Ebenen Nordanatoliens und im Libanon gedeiht. Die Baumwolle wird in wesentlich weiter verbreiteten Bezirken und namentlich in den Ebenen West- und Südanatoliens mit Erfolg gepflegt und fehlt nur in wenigen Ackerbaustrichen von geringerer Meereshöhe; allerdings kann ihre Güte mit jener der ägyptischen Baumwolle nicht wetteifern. Beschränkt auf sehr reichlich bewässerte, schon mehr sumpfige und dann natürlich stets fieberreiche Flecke ist die Kultur des Reises, dessen Qualität ebenfalls ziemlich minderwertig und dessen Menge nicht so bedeutend ist, als daß nicht von Ägypten her eine große Reiseinfuhr stattfinden müßte. Sesam findet sich zur Ölgewinnung überall, das Zuckerrohr ist mehr in Syrien und in den heißfeuchten Ebenen Pamphyliens und Kilikiens verbreitet und hat es nicht verhindern können, daß Zucker eine der wichtigsten Einfuhrwaren ist. Erwähnen wir noch geringer Kulturen von Krapp zur Farbstoffgewinnung, von Rosen zur Essenzenerzeugung und von Süßholzbüschen zur Lakritzenherstellung — so haben wir die wesentlichsten Merkmale des ottomanischen Landbaues erschöpft.

Steppenwirtschaft und Viehzucht.

Der Ackerbau ist die Grundlage des ottomanischen Wirtschaftslebens, dessen andere Bestandteile ihm gegenüber zurücktreten. Immerhin nimmt die Viehzucht eine ganz beachtenswerte Stellung ein, aber lediglich infolge des ihr von der Natur zur Verfügung gestellten Riesenraumes, nicht etwa wegen einer ihr besonders zugewandten Mühe. Das Bereich der Steppen und Weiden übertrifft dasjenige des bestellten Landes um mindestens das Sechsfache und dürfte wohl 1,1 Millionen Quadratkilometer umfassen. Es erstreckt sich über ganz West- und Nordarabien, über Mesopotamien und Ostsyrien und füllt Armenien sowie das Innere Kleinasiens aus; ferner fehlt die Steppe auch innerhalb des Anbaugebiets nirgends ganz.

Ein großer wirtschaftlicher Nachteil der Steppe ist es, daß sie im Wechsel der Jahreszeiten nicht von gleichbleibender Ausdehnung und von gleicher Güte des Weidegebiets ist. Im regnerischen Frühling mag wohl der ganze Umfang der oben genannten 1,1 Millionen Quadratkilometer zur Viehweide benutzbar sein; während der dann folgenden Zeit aber schrumpft das dem Vieh zugängliche Gebiet unter den Strahlen der Sonne immer mehr zusammen. Die Weideplätze ändern sich mithin ununterbrochen und wandern sozusagen. Außerdem steht das Kraut der Steppe meist ziemlich dünn, und die Zahl der

Wasserlöcher ist so gering, daß jedes von ihnen gewöhnlich auf die Entfernung vieler Stunden im Umkreise die einzige Quelle ist. Aus diesen Gründen kann die Steppe nur mit Hilfe einer steten Verlegung der Hausstätten bewohnt werden, und ihre Kinder haben den Lebenstypus des Nomadentums entwickelt. Jeder Nomadenstamm, sei es von den Turkmenen Kleinasiens, von den Kurden Armeniens oder von den Arabern der Südländer, jeder Nomadenstamm hat eine Reihe fester Stützpunkte mit unversieglichen Wasserstellen und guter Weide, wo er die ungünstigste Jahreszeit zubringt und von denen aus er sich im Vorfrühling über weite, meist seit alters ihm gehörige Weidedistrikte zerstreut. Haben die Herden einer Abteilung (arabisch Gabila) eine Strecke kahl gefressen, so wird weiter gewandert, und so immer fort, bis sich der Kreislauf im Ausgangspunkte wieder schließt. In den Gebirgen Armeniens und Kleinasiens hat sich vielfach ein halbnomadischer Typus entwickelt. Im Winterhalbjahr wohnt eine Gemeinschaft im Tale und treibt neben der Viehzucht Ackerbau. Zum Sommer aber zieht sie sich mit den Herden auf die schneefrei gewordenen Almen (türkisch Jaïla) und wandert dort umher.

Es ist klar, daß bei so geringen Ausnutzungsmöglichkeiten der Steppe die Zahl ihrer Bewohner, im Verhältnis zur Ausdehnung des Schauplatzes, sehr gering ist. Wir glauben, sie in der Türkei auf höchstens eine Million Köpfe veranschlagen zu dürfen. Ihre Zahl scheint nicht vermehrungsfähig zu sein; denn der bei Nomaden übliche Geburtenüberschuß wird ausgeglichen durch die zweifellos nicht geringe Sterblichkeit, welche eine Folge der ununterbrochenen Räubereien und Fehden ist, sowie durch die seit einem halben Jahrhundert von der Pforte geförderte Ansiedlung von Nomaden im Grenzgebiet des Ackerbau- und Weidelandes.

Die wirtschaftliche Wirksamkeit der Nomaden ist recht vielseitig und gibt den festen Siedlungen mehr, als sie von diesen empfängt. Während die Söhne der Steppe, deren Weiber nahezu alle Lebensnotdurft selber anfertigen, nur einiges Metallgerät und Waffen, Putz und Mehl, Zucker und Kaffee (oder Tee) in den Ortschaften kaufen, liefern sie dorthin bedeutende Mengen von Viehzuchterzeugnissen aus ihren Schaf- und Ziegen-, Kamel- und Pferdeherden, die großenteils zur Ausfuhr kommen. Außer Lebendvieh sind es besonders Wolle und Wollgewebe (darunter Teppiche, Decken und Mäntel), Felle und Häute, Schafbutter, Fleisch und Käse, welche im Wirtschaftsleben eine Rolle spielen und das Handelsbild mancher Städte stark beeinflussen. Im Innern Anatoliens, zumal im alten Galaterlande, hat sich auf einigermaßen feuchtem, mergelig-sandigem Weideboden die Zucht der Angoraziege entwickelt — deren Herden liegen, aus der Ferne gesehen, wie silberne Zirruswölkchen auf der blaugrünen Steppe. Das weiße, langhaarige Seidenvlies ergibt vom Tier bei jeder Schur zwei bis drei Pfund Kämelwolle (türkisch Tiftik), die nach der Reinigung zu Kämelgarn oder Mohär verarbeitet und durch armenische Kaufleute in einer Jahresmenge von ungefähr $1^1/_2$ Millionen

Kilogramm nach Europa ausgeführt wird. Seit einiger Zeit ist dem türkischen Mohärhandel von seiten Nordamerikas ein ernsthafter Wettbewerb erwachsen. Von zwei anderen eigenartigen Zweigen der Viehzucht ist der eine, die Bereitung von luftgedörrtem Rindfleisch, ebenfalls auf das Innere Kleinasiens beschränkt, während die Abrichtung des Falken zu Jagdzwecken mehr bei den arabischen Nomaden und türkischen Stämmen geübt wird.

Außer den Wandervölkern treiben aber auch die Seßhaften neben dem Ackerbau ein wenig Viehzucht, und zwar zu Arbeits-, Reit- und Schlachtzwecken. In sämtlichen Ackerbau- und Oasengebieten werden, außer den schon genannten Tieren, Rinder gehalten, im wasserreicheren Norden daneben der riesige schwarze Büffel, in Babylonien das schon an Indien erinnernde Buckelrind — sie alle liefern Arbeitskraft zur Bewässerung und zum Karrenziehen, sowie Felle zur Ledererzeugung, Fleisch und Butter.

Zur Steppenwirtschaft in ottomanischen Landen gehört, neben der Viehzucht, auch noch die Gewinnung einiger pflanzlicher Erzeugnisse. Aus einigen Kräutern, besonders von der anatolischen und armenischen Gelbbeere, werden Farbstoffe bereitet, die zur Entwicklung der Teppichweberei viel beigetragen haben. Der Tragantstrauch der trockneren Gebirge der nördlichen und mittleren Länder sowie die Akazie der südlichen Steppen liefert in ihrer harzigen Absonderung das wertvolle Gummi arabicum, das ausgeführt wird. Mekkabalsam und Kapern sind ein paar andere, in geringeren Mengen zum Export kommende Produkte der Steppe.

Waldwirtschaft, Jagd und Fischerei.

Infolge der ausschließlichen klimatischen Bevorzugung der nördlichsten Gebirgszüge beschränkt sich der Wald auf diese und ist auch hier durch eine namentlich in verkehrsreichen Gegenden rücksichtslose Verwüstung und Abholzung stets auf einzelne Stücke beschränkt. Und in diesen selber tritt die Form des eigentlichen Hochwaldes weit hinter der niedrigen Fläche eines lockeren Buschbestandes zurück, der zwar Holz zum Brennen von Holzkohle, nicht aber gutes Bauholz liefert. In diesem Sinne findet sich Wald besonders im Norden und Nordwesten Kleinasiens sowie in den hohen Ketten um den Golf von Adalia und im Gebirgshintergrund der Kilikischen Ebene. In den mittägigen Ketten Armeniens, auf einzelnen meernahen Höhen Syriens und im tropischfeuchten Alpenlande Jemens nimmt er schon die Gestalt schütterer Buschflecke an. Der Umfang des ganzen Wald- und Buschbestandes im Sultanat mag ein Areal von 170 000 bis 180 000 Quadratkilometern umfassen. Durch geeignete Maßnahmen wäre er zweifellos nicht unbeträchtlich zu vergrößern, um so mehr, als er in früheren, in manchen Gegenden gar nicht weit zurückliegenden Zeiten ausgedehnter gewesen ist.

In der Hauptsache setzt er sich aus Eichen verschiedenster Art und Fichten, aus Kiefern und Baumwachholder, aus Kastanien und Platanen, aus

Zedern und Mittelmeerpinien zusammen. Die Wälder Kleinasiens liefern, auch zur Ausfuhr, ziemlich viel Bau- und Kohlenholz, womit sich in einigen Gegenden sogar besondere kleine Splittervölkchen, wie die Tachtadschi Lykiens und Kilikiens, beschäftigen. Die Walloneiche besitzt in ihren Knospen ein wertvolles, zahlreich ausgeführtes Mittel zur Bereitung von Gerbstoffen. Die Zwergeiche der südarmenischen Berge bietet Gelegenheit zu einem starken Galläpfelexport. Die Haselnußstaude der, bis 600 Meter aufsteigenden, Buschhöhen zu Füßen der ostpontischen Alpen wirft eine der Hauptgrundlagen im Ausfuhrhandel der Küstenorte jener Gegend ab, in Trapezunt allein mit jährlich $2^1/_2$ Millionen Mark Exportwert. Terpentin wird aus den Fichtenwäldern Phrygiens und Kilikiens gewonnen und Balsam von den Storaxbäumen Südanatoliens. Im südlichen Teile der Türkei ist unter dem spärlichen, freiwachsenden Baumwuchs nur die Brennholz liefernde Tamariske bemerkenswert, die einzeln oder in lichten buschigen Beständen auf den Böden der Trockentäler vorkommt.

Während der Holzreichtum der orientalischen Wälder seit alters eifrig, zu eifrig ausgenutzt worden ist, hat sich ihr Tierleben stets einiger Nichtachtung erfreuen können. Die Mühseligkeiten der Jagd in jenen durch Hitze und Quellenarmut ausgezeichneten Gegenden lassen ihre Ausübung immer nur wenigen begehrenswert erscheinen, und religiöse Einschränkungen mögen diese Abneigung verstärkt haben. Am meisten wird vielleicht von den Beduinen gejagt, die der Gazelle einzeln nachstellen oder sie in festlichen Gesellschaften, und dann gewöhnlich unter Zuhilfenahme des Falken, zur Strecke bringen. Die Jagd anderer Tiere aber ist überall höchst selten, so in den Waldbergen Kleinasiens (Paphlagonien) und Armeniens auf Bär und Wildziege, Bezoar und Steinbock, in allen Sumpf- und Dschangelgegenden auf die zahlreichen Rudel der Wildschweine, in den Beduinensteppen auf Wildesel und Strauß, anderswo auf das rotfüßige Rebhuhn und die Trappe, auf Reiher und Wachtel. Der spitzschwänzige Biber, dessen Vorkommen noch aus einigen Flüßchen des Amanusgebirges und aus dem Kuuekbache Aleppos, aus dem Chabur und dem südlichen Euphrat bekannt ist, geht dem gänzlichen Aussterben entgegen, da er seines Duftbeutels wegen gern gejagt wird.

Beschränkt sich die Waldwirtschaft fast ganz auf die nördlichsten Länder des Sultanats, um den größeren Süden zu meiden, so ist die Fischerei nur an den Küsten von Bedeutung und spielt in dem flußarmen Binnenlande eine ganz untergeordnete Bedeutung, die ausschließlich in den Seen Armeniens und Kleinasiens etwas ansehnlicher wird. Aber auch in den Küstengewässern beeinflussen ihre Erträge nur örtlich die Ernährung der Bevölkerung, und zur Ausfuhr gelangen wenige Erzeugnisse. Im Persergolf wird an der arabischen Küste eifrig nach Perlen gefischt, aber dieser Wirtschaftszweig entzieht sich nahezu vollkommen dem Einfluß der Pforte und steht mit dem Mittelpunkt Bachren, das eine Jahresausfuhr von 10 bis 20 Millionen Mark hat, unter englischer Oberhoheit. Auch die sehr ergiebige Schwammfischerei an den

Gestaden Südwest- und Südkleinasiens sowie Nord- und Mittelsyriens kommt weniger der Türkei als der griechischen Seemannsbevölkerung der Sporaden zugute, wo namentlich die Inseln Kalymnos, Leros und Symi, dieses mit einer Flotte von etwa 250 Segelbarken und einer Jahresausfuhr von $1^1/_2$ Millionen Mark, ganz von der Schwämmerei leben. Vor den Deltamündungen des Iris in Nordanatolien liegen griechische und eingewanderte russische Fischer dem Störfang ob, was zur Entwicklung einer bescheidenen Konservenbereitung in den benachbarten Städten Anlaß gegeben hat.

Bergbau.

Während die vorhergehenden Teile des Wirtschaftslebens in ihren wesentlichen Zügen vom Klima abhängen, ist die Ausnutzung der Mineralvorkommen nahezu ausschließlich von den Bodenarten bedingt. Und in gleicher Weise, wie sich Niederschläge und Flora gegen Mittag abschwächen, sinkt die Zahl und Bedeutung der bergbaulichen Möglichkeiten. Im Bergland des Nordens, wo Störungen mannigfacher Art die Eingeweide der Erdrinde aufgewühlt und bloßgelegt haben, ist der Mineralreichtum größer als im glatteren Süden, dessen Gesteinsschichten auf weite Strecken gleich bleiben. Aber man muß, gegenüber manchen oberflächlichen Darstellungen, betonen, daß es den Anschein hat, als ob der Bergbau in keinem einzigen Teile der Türkei Aussicht hat, jemals eine außerordentliche Bedeutung zu erlangen. Erstaunliche Überraschungen sind in so alten Kulturländern, die schon in der Vorzeit Bergbau trieben und manche Fundstelle längst erschöpft haben, nicht so leicht zu erwarten. Doch ist nicht zu leugnen, daß durch Anwendung wissenschaftlicher Förderungsweise und durch Transporterleichterung mit Bahnen manchenorts noch schöne Gewinne erzielt werden können. Die größte Mannigfaltigkeit an Mineralien besitzt das ostpontische Waldland, doch scheinen diese Vorkommen nirgends bedeutend zu sein.

Am besten entwickelt sind seit jeher die Meerschaumgruben am Südgehänge des Bos Dag in Phrygien. Das lockere weiße Gestein ist in Form von Knollen an eine Serpentinschicht gebunden und wird über Eskischehir und Konstantinopel meist nach Wien ausgeführt. Der Meerschaumhandel ist allerdings sehr von der Mode abhängig, und sein Jahreswert beträgt gegenwärtig nur noch um 400 000 Mark. Nahezu ganz auf Mesopotamien und Syrien ist eine Reihe von Asphalt- und Naphtavorkommen beschränkt, von denen manche schon im Altertum ausgebeutet wurden und deren Asphalt- und Petroleumgewinnung sich wohl ausbauen ließe, wenngleich keinerlei Anzeichen vorhanden sind, die auf einen ähnlichen Reichtum wie in Transkaukasien schließen lassen. An der Spitze dieses Handels steht wohl das Städtchen Hit am mittleren Euphrat mit einer Abfuhr von jährlich 1200 bis 1300 Tonnen. Im Osten Mesopotamiens zieht sich eine lange Reihe von Fundstätten hin, von dem Badeorte Hammam Ali (südlich von Mossul) angefangen über

Tell Gajara und El Fatha, die alle drei für den Handel günstig am Tigris gelegen sind, sowie über Tus Churmati bis nach Mendeli. Die syrischen Vorkommen scheinen weniger bedeutend zu sein, denn von ihnen bringt es nur die Grube von Suk el Chan bei Hasbeja im südlichen Libanon auf eine Jahresproduktion von 380 Tonnen, diese freilich von allerbester Güte, während von dem Asphalt des Toten Meeres nicht mehr als 2 Tonnen jährlich in den Handel kommen.

Verhältnismäßig zahlreich sind die Kupfervorkommen der Türkei, doch ist die Förderung in allen recht bescheiden. Das altbekannte Bergwerk und Schmelzhütte von Argana Maden am Quellauf des Tigris, dessen Erzkörper am Kontakt von Serpentin- und Nummulitenkalk einen 28prozentigen Kupfergehalt besitzt, hat jährlich gegen 1000 Tonnen ergeben, mußte aber vor einigen Jahren aus Mangel an Brennmaterial aufgegeben werden. Dies ist jenes Bergwerk, das in den Zeitungen gelegentlich eine so glänzende Rolle spielt, aber in Wirklichkeit ist es nicht weit her mit ihm. Recht häufig sind die Fundorte von Kupfer im ostpontischen Waldlande, namentlich an der Südseite der Lasischen Alpen, wo vielfach Spuren sehr alten Bergbaues anzutreffen sind. In Paphlagonien liegt die jüngst aufgegebene, aber gleichwohl nicht erschöpfte Kupfermine von Küre; auch in verschiedenen Teilen der Tauruszüge hat man Kupfer nachgewiesen. Der Silberbergbau dürfte etwas mehr entwickelt sein, denn silberhaltiger Bleiglanz wird aus vielen Gegenden gemeldet. Am ergiebigsten sind anscheinend die Minen von Balia Maden in Mysien und von Bulghar Maden im Kilikischen Taurus. Die Erzerde der letzteren, die schon im Altertum abgebaut wurde, enthält 30 Prozent Blei mit 0,6 Prozent Silber, und ihre Ausbeute beläuft sich jährlich auf 188 Tonnen Blei und 15 Tonnen Silber. Tätig sind heute ferner noch Gümüsch Maden an der Südseite der ostpontischen Alpenberge und Keban Maden nahe der Vereinigung der beiden Euphratquellarme, während Ak Dag Maden und Denek Maden in Kappadokien im vorigen Jahrhundert verlassen wurden.

Empfindlicher als der geringe Reichtum all dieser Vorkommen ist zweifellos der unbefriedigende Besitz an den beiden wichtigsten Rohprodukten der modernen Technik, dem täglichen Brot unserer Zivilisation — an Kohle und Eisen. Nur an drei Stellen des weiten Reiches wird Steinkohle abgebaut, und bloß an einer einzigen ist die gewonnene Menge von mehr als lokalem Belang. Dies ist das an Kreidegebirge gebundene Kohlenlager von Eregli und Songuldak in Paphlagonien, dessen Jahresausfuhr sich auf 800 000 Tonnen beziffert, wogegen die Vorkommen von Selhije bei Kifri in Ostmesopotamien und bei Sana in Südarabien gänzlich in den Hintergrund treten. Von den uns bekannt gewordenen Braunkohlenflözen ergeben nur Siban Maden im Armenischen Taurus und Manschilik in Mysien einige Ausbeute, während die übrigen ganz unbedeutend zu sein scheinen. Auch von den Ergebnissen der Eisenvorkommen ist kein besonderes Aufheben zu machen. Im ostpontischen Gebirge sind zahlreiche uralte Eisenminen bekannt; das Eisenerz liegt dort im

Bergland oberhalb des Hafenstädtchens Ünije in Knollen offen auf der Erde herum und wird von herumziehenden Eisensammlern in den Schmelzen abgeliefert. Im Armenischen Taurus wird bei Palu, bei Siban Maden und bei Talori Eisen ausgeschmolzen, im Antitaurus ist der Inek Tepessi geradezu ein Berg von Eisen, und im Norden Lykiens wird im Rahat Dag Eisen gewonnen.

Es würde zu weit führen, die noch unbedeutenderen Mineralien näher zu behandeln. Der Chromit, Pandermit und Smirgel Kleinasiens, der Phosphat des Ostjordanlandes, Schwefel und Salpeter, Speckstein und Zinnober, Auripigment und Soda, Zink und Zinn, Edelsteine und Gold — das alles sieht zwar nach viel aus, ist aber wirtschaftlich von geringer oder gar keiner Bedeutung, da die Schwierigkeiten des Abbaues und Abtransportes die bescheidenen Mengen unlohnend machen.

Industrie.

Die orientalische Industrie ist durchaus bodenständig und hat sich in Jahrtausenden zu einem Niveau entwickelt, das mit den von der dortigen Natur gebotenen Hilfsmitteln kaum noch verbesserungsfähig war. Sie erzeugte sämtliche Gegenstände des täglichen Gebrauchs in einer zweckmäßig schönen Form, welche durch die Einfachheit der Werkzeuge, durch die zur Kunstfertigkeit vervollkommnete Geschicklichkeit der Handwerker und durch die Echtheit des Materials bestimmt wird. Leider können sich viele Zweige dieser Industrie nicht gegen die Einfuhr massenweise hergestellter europäischer Fabrikwaren behaupten, da diese stets billiger, oft praktischer und immer „moderner" sind. Deshalb ist es heutzutage meist keine reine Freude mehr, durch die Basare der Städte zu wandern, denn aus allen Gewölben und Ständen starren einem die infamen, aber von den Eingeborenen sehr begehrten Scheußlichkeiten des europäischen Plunders entgegen.

Immerhin hat sich noch eine Reihe von Gewerbszweigen lebenskräftig erhalten, ja, mehrere haben sich sogar zu neuem Aufblühen bestimmen lassen. Vor allem ist hier der Teppichindustrie zu gedenken. Die weite Verbreitung intensiv betriebener Viehzucht mit ihrem Wollreichtum und die Gewinnung verschiedenartiger Naturfarben aus Erden und Pflanzen haben unter den Nomaden und dann auch unter den Bewohnern gewisser Orte eine staunenswerte Fertigkeit in der Weberei und Knüpferei schöner Teppiche hervorgebracht, deren Muster sich an den Blütentinten der Frühlingssteppe gebildet haben. Die schönsten Teppiche allerdings, die Woll- und Farbwunder Persiens, gehen nur im Durchgangshandel, meist von Täbris über Trapezunt (jährlich für 1 bis $1^1/_2$ Millionen Mark) und Konstantinopel, in und durch die Türkei; aber auch in dieser selber gibt es einige Gegenden (gewöhnlich halbtrockene Gebirgsstriche), welche mehr als gewöhnliche Ware hervorbringen. Da ist vor allem das phrygische Übergangsgebiet zwischen West- und Zentralanatolien mit den Teppichorten Kula und Demirdschi, Uschak und Akhissar, Kutahia

u. a., deren Erzeugung großenteils über Smyrna ins Ausland geht (jährlich um 7 Millionen Mark Ausfuhrwert), und ferner die Zeltweiden und Dorftäler Kurdistans, aus denen die glatten, zackenmustrig gewebten Kilims kommen. Leider hat der Wert der neueren Teppiche sehr durch die zunehmende Verwendung der bequemen und billigen, aber nicht waschechten Anilinfarben verloren.

Aus den übrigen Industrien heben sich besonders heraus die Metallbearbeitung, die sehr schönes Kupfer- und Messinggerät hervorbringt, und die immer mehr aussterbende, nur noch bei den eingewanderten Tscherkessen blühende Schwertfegerei; die Lederindustrie und Töpferei, die beide noch nach alten echten Mustern arbeiten; die Mohärweberei Zentralanatoliens und die Wollweberei; die Färberei und Gerberei; die Filzverarbeitung und die Seifenfabrikation; die Goldschmiedekunst und Spitzenklöppelei; die Andenken- und Amulettindustrie und die Müllerei.

Verkehr und Handel.

Wie dereinst eine Verkehrsumwälzung das Wirtschaftsleben der Türkei schwer getroffen hat, so verzögert heute die rückständige Art des Verkehrs das Tempo der wirtschaftlichen Entwickelung. Der Verkehr vollzieht sich in den meisten Teilen des Reiches noch genau so wie vor tausend und mehr Jahren. Im Trockenraum ausschließlich mit Kamelen, im Übergangs- und Regengebiet mit Maultier, Pferd und Kamel, in ebenen Strichen mit regelmäßigen Tränkstellen auch mit Planwagen. Diese Verkehrsmittel sind sehr langsam, bei Packtieren kann man nur 4 bis $5\frac{1}{2}$ Kilometer in der Stunde rechnen, und erleiden durch Überanstrengung und Krankheit leicht Verluste, weshalb ihre Verwendung die Transportkosten der Waren sehr hoch stellt, so hoch, daß oft nur sehr wertvolle Lasten den Versand mit Karawane ertragen. Hieraus ergibt sich aber die einschneidende Tatsache, daß entlegenere Gegenden vom Welthandel beinahe völlig abgeschlossen sind. Und daraus folgt wieder, daß deren Bewohner kaum mehr anbauen und erzeugen, als sie selber verbrauchen. Die einzelnen Teile der Türkei leiden unter den schwierigen Bedingungen des Verkehrs unter einander — so gelangt, beispielsweise, eine Ware billiger von Bagdad nach Hamburg als nach Damaskus, da sie dort ausschließlich den Wasserweg, hier den Landweg nehmen muß.

Erst die Verbesserung der Verkehrsmittel, durch Beschleunigung der Zeit und durch Verbilligung der Spesen, gibt den Ansporn zu einer Steigerung der Produktion. Gewiß hat in verschiedenen Gebirgsgegenden schon die Anlage fahrbarer Straßen anregend gewirkt, so auf den Linien Trapezunt—Erserum—Wan, von Eregli nach Tarsus durch den Kilikischen Taurus, Samsun—Siwas, zwischen Meseri und Djarbekr über den Armenischen Taurus, von Berut nach Damaskus über den Libanon, von Iskenderun über den Amanus nach Aleppo, von Ineboli nach Kastamuni. Aber ein vollkommener Anschluß an den Weltverkehr erfolgt doch erst durch Eisenbahnen oder Fluß-

dampfer. Bisher sind im Sultanat mit Schienenwegen zwei größere Gebietsteile einigermaßen beglückt worden, und ihr Wirtschaftsleben hat sich dadurch in höchst anerkennenswerter Weise gehoben — das sind Westanatolien (von 1866 an) und Syrien (von 1892 an), wo der moderne Verkehr allerdings in einer gekünstelten und auf die Dauer nicht zu haltenden Weise nach den beiden Zentralhäfen der Küste gelenkt worden ist. Ein Flußdampferdienst ist in der stromarmen Türkei überhaupt nur in bescheidenem Umfange denkbar, und bis jetzt findet er bloß auf dem unteren Tigris, zwischen Basra und Bagdad, statt. Während des Krieges ist von deutscher Seite auf dem mittleren Euphrat ein regelmäßiger Dienst zwischen Feludscha und der Eisenbahnbrücke von Dscherablus eingerichtet worden, der im Dienste des Heeres steht.

Die neuzeitlichen Verkehrsunternehmungen sind nahezu in ihrem ganzen Umfange von Europäern gegründet worden und bilden in deren Programm der politischen oder wirtschaftlichen Eroberung der Türkei eines der überzeugendsten Machtmittel. Während in Syrien das französische Kapital und in Westanatolien das englische und französische überwiegen, hat sich das deutsche erst seit 1888 durch Übernahme der türkischen Bahnstrecke Konstantinopel—Ismid und den daran anschließenden Bauplan der Anatolischen und Bagdadbahn betätigt. Gegenüber den fremden Einzelbahnen ist das deutsche Einheitsunternehmen dadurch benachteiligt, daß es nicht nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgebaut wird, sondern, außer auf Rentabilität, auch auf das politisch-militärische Interesse der Pforte Rücksicht nehmen muß. Die anderen bauen eine Bahn nur dort, wo ein vollkommen sicherer Gewinn in Aussicht steht; wir müssen auch tote Strecken mit in Kauf nehmen, um dem Grundgedanken der türkischen Regierung entgegenzukommen, der auf eine Zentralisierung sämtlicher Provinzinteressen in Konstantinopel hinausläuft. Das einheimische Kapital selber hat sich in Bahnbauten bisher nur in Nordwestarabien versucht, wo es, mit Unterstützung der Mohammedaner aller Länder, die Hedschasbahn von Damaskus nach Medina, nebst einem Anschluß ans Meer bei Haifa gebaut hat.

Der diplomatische Kampf der europäischen Mächte findet seinen sichtbarsten Ausdruck in den Eisenbahnen und in der Erlangung von Konzessionen zur Anlage neuer Linien. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind immer und immer wieder Pläne zu modernen Verkehrswegen entworfen und, infolge feindlicher Intrigen, beiseite gelegt worden. Englische Wünsche richteten sich vornehmlich auf Bahnen in Arabien und Babylonien, russische auf solche in Armenien und Ostkleinasien, italienische auf Routen in Südanatolien, amerikanische auf andere in Nordanatolien; französische Begierde schließlich glaubte nirgends fehlen zu dürfen. Ein jeder suchte sein politisches Interesse zu verfolgen und bemäntelte dasselbe nur dürftig mit dem wirtschaftlichen — dem gegenüber muß es anerkannt werden, daß der Deutsche, in treuer Befolgung seiner friedlichen Politik, stets auf die türkischen Wünsche Rücksicht genommen hat, ja, wir glauben es aussprechen zu dürfen, manchmal vielleicht etwas zu sehr. —

Die Summe der einzelnen Elemente im Wirtschaftsleben eines Landes findet ihren klarsten Ausdruck in seiner Handelsbewegung — und es wird, nach den voraufgegangenen Erörterungen, niemand erwarten, daß der Außenhandel der Türkei eine glänzende Höhe erreicht hat. Dieses Reich ist, nach dem Mittel seiner Produktionswerte, in der Hauptsache Agrarland — und führt trotzdem bedeutende Mengen von Ackerbauerzeugnissen ein, denn Getreide und Mehl stehen in der Einfuhrliste an zweiter, Kolonialwaren an dritter Stelle. Es besitzt eine große Zahl von Mineralvorkommen — aber Mineralien und Mineralöle kommen in der Importstatistik schon in vierter Reihe. Die Industrie versagt natürlich vollkommen zur Versorgung der Bevölkerung, und industrielle Produkte marschieren an erster Stelle in der Einfuhr, namentlich Woll- und Baumwollwaren, Wagen und Maschinen. Nur die Viehzucht vermag, infolge ihrer weiten Verbreitung, dem Bedarf einigermaßen zu genügen.

So ist die Handelslage des Sultanats, mit einem Ausfuhrwert von nur der Hälfte des Einfuhrwertes, durchaus passiv, und die Bevölkerung bezahlt den Überschuß an empfangenen Waren großenteils, indem sie Kapital angreift, soll heißen, daß sie feste Werte in Form von Privilegien und Konzessionen verpfändet, daß sie in der Gegenwart von der Zukunft lebt. Hierdurch wird die Stellung der Fremden von Jahr zu Jahr mehr gefestigt, verstrickt den Eingeborenen durch Bevorschussung in eine immer engere Abhängigkeit — und das Ende wird die vollkommene Fremdherrschaft in jeder Form sein.

Dem ottomanischen Außenhandel fehlt es vor allem an einem Posten von überragender Bedeutung, wie ihn Ägypten in seiner Baumwolle, Tunisien in Phosphaten, Algerien im Rotwein besitzt. Bei der großen Verschiedenheit der klimatischen Landschaften ist die Entwicklung eines solchen ausschlaggebenden Faktors auch kaum zu erwarten. Durch eingehende Pflege wird sich die Kultur einer ganzen Anzahl von Kulturpflanzen wesentlich heben lassen, und man wird ein allgemeines Niveau von ansehnlicher Mittelhöhe, nicht aber überragende Gipfel erreichen. Wir glauben beispielsweise nicht, daß Weizen und Gerste auch bei äußerster Ausdehnung ihrer Anbauflächen den Eigenverbrauch einer bis aufs Doppelte vermehrten Einwohnerzahl so weit übersteigen werden, daß Riesenmengen zur Ausfuhr überbleiben. Eher halten wir das bei der Baumwolle für möglich, die in verhältnismäßig vielen Gegenden angebaut wird, bis jetzt allerdings nirgends eine besondere Güte erreicht hat. Eher auch von der Oliven- und Dattelkultur, dem Opiummohn- und Orangen-, sowie dem Tabakbau. In der Viehzucht glauben wir von der Mohär- und Wollausfuhr eine Steigerung erwarten zu dürfen, während wir dem Bergbau keine bedeutendere Zukunft voraussagen können, wohl selbst der Petroleumproduktion nicht, denn auch von diesen Naphtaquellen gilt der allgemeine Satz des ottomanischen Naturalienschatzes: multa, non multum.

(Fortsetzung folgt.)

Deutſcher und weſteuropäiſcher Staatsbegriff in verfaſſungsgeſchichtlicher Entwicklung.

Von

Heinrich Otto Meisner.

(Schluß.)

Die juriſtiſche Betrachtungsweiſe zeigt alſo, daß in dem deutſchen Verfaſſungsſyſtem eine Syntheſe des herrſchaftlichen und des genoſſenſchaftlichen Faktors vollzogen iſt, die beiden Teilen ihr Recht läßt. Politiſch-tatſächlich liegen die Dinge allerdings noch anders. Wir erinnern an das, was wir über die Interpretation der Verfaſſung durch das praktiſch-politiſche Leben ſagten. Gewiß muß den hiſtoriſchen Mächten unſerer ſtaatlichen Größe auch in der Gegenwart der gebührende Platz werden, aber die Epoche des Konſtitutionalismus hat neue, bis dahin ſchlummernde Kräfte auf die Bahn gebracht, die ebenfalls Berückſichtigung verlangen, wenn die politiſche Energie ausgenutzt werden ſoll. Und da läßt ſich nicht verkennen, daß bei uns das genoſſenſchaftliche Leben noch nicht ſo erſtarkt iſt, wie es im Sinne der konſtitutionellen Idee liegt, daß unſere öffentlichen Einrichtungen noch immer überwiegend nach dem herrſchaftlichen Pol hin neigen.

Es iſt bezeichnend für unſere Zuſtände, daß auf den Kathedern der Staatsrechtswiſſenſchaft immer noch eine andere Lehre zu hören iſt, die den Staat mit dem Herrſcher oder der Obrigkeit gleichſetzt und das „Volk" als Objekt der Herrſchaft betrachtet. (Sogar an parlamentariſcher Stelle konnte bei uns dieſe Anſicht laut werden!) So etwas wäre unmöglich, wenn die politiſche Wirklichkeit nicht ſolche Deutungen zuließe. Der ſtraff organiſierte monarchiſche Militär- und Beamtenſtaat, das unvergleichliche Inſtrument unſerer politiſchen Größe, überragte und überſchattete die jüngere Bildung genoſſenſchaftlichen Geiſtes, wie ſie ſich ſeit den Zeiten Steins zu regen begann. Er war ihr Schutz und Halt, wie ein ſtarker Baum dem heranwachſenden jungen. Aber es beſteht die Gefahr, daß er den zum Lichte drängenden überwölbt und an der Entfaltung hindert. Die Straffheit des Syſtems kann zur Starrheit werden. Es braucht das nicht allein an den bevormundenden Allüren der Bureaukratie zu liegen, die von der altangeſtammten Macht nicht laſſen will. Hugo Preuß zeigt in ſeinem vor Jahresfriſt erſchienenen, wegen ſeiner einſeitigen Beurteilung übrigens anfechtbaren Buche über „Das deutſche Volk und die Politik", wie große Schuld der mangelnde politiſche Sinn unſeres Volkes an der Geſtaltung der herrſchenden Zuſtände trägt. Er betrachtet als „weſent-

lich entscheidende Ursache das Fehlen einer anderen regierungsfähigen Potenz, die sich durch Selbstorganisation aus dem Volke heraushöbe“ [1]). (Ein Blick auf unser Parteiwesen genügt, um diese Tatsache zu veranschaulichen.) Infolgedessen blieben die angestammten Gewalten im Besitze der Macht. Hierdurch erklärt sich die Gleichsetzung der Begriffe Staat und Obrigkeitsregierung, wie sie jene oben zitierte Staatslehre zur Basis ihrer Theorie macht. Treitschke, den unsere Feinde mit Vorliebe als einen der geistigen Väter des Militarismus und des „preußischen“ Systems, als den Herold der absoluten Monarchie brandmarken, definiert zu Beginn seiner „Politik“ den Staat als „das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk“. Diese Definition ist juristisch zu beanstanden, aber sie bringt die Wahrheit zum Ausdruck, daß der Staat eine Angelegenheit des ganzen Volkes sein muß, daß es mithin nicht sogenannte „staatserhaltende Parteien“ geben darf, sofern damit etwas anderes als der Gegensatz zum Republikanismus ausgesprochen sein soll.

Haben wir so vor dem Fehlerhaften und Ungesunden im eigenen Hause die Augen nicht geschlossen, so wollen wir sie ebenso offen halten, wenn es gilt, die positiven Werte der heimischen Institutionen gegenüber denen unserer westlichen Nachbarn zu erkennen. Wir wiederholen jetzt die Frage nach der Verwirklichung der „Freiheit“ hüben und drüben.

Offenbar sind hierbei zwei Fälle zu unterscheiden: einmal, welche Stellung hat der einzelne Volksgenosse äußerlich im Staate, wie ist sein inneres Verhältnis zu diesem Staate? Und dann, welchen Einfluß hat das Volk als Ganzes im politischen Leben?

Was zunächst die zweite Frage betrifft, so war es bislang für viele eine Selbstverständlichkeit, daß in England und Frankreich der Volkswille unvergleichlich reiner und stärker zur Wirksamkeit gelange als bei uns. Dort die Regierung durch Parlamentarier, hier ein ewiges Paktieren zwischen Parlament und Regierung. Und doch trügt auch hier der Schein. Noch vor Ausbruch des Krieges erschien ein Buch Hans Delbrücks „Regierung und Volkswille“, der literarische Niederschlag einer Vorlesung, worin, was dem Gegenstande Nahestehende schon wußten, die Dinge einmal beim rechten Namen genannt werden. Nachdem der Verfasser auf den Unterschied zwischen den Begriffen Volk im idealen und im politischen Sinne aufmerksam gemacht und festgestellt hat, daß ersterer staatsrechtlich nicht zu formulieren, daß ferner der Begriff „Volksvertretung“ eine optische Täuschung ist, weil das „Volk“ die Abgeordneten gar nicht gewählt hat, zeigt er an der Hand der Literatur die wahre Natur des englischen Parlaments als einer sich selbst ergänzenden Oligarchie (in Frankreich liegen die Dinge ähnlich). Eine Gegenüberstellung der praktischen Gesetzesarbeit der parlamentarischen Körperschaften ergebe in Wahrheit für die unsrigen einen ebenbürtigen Anteil; eine

[1]) Hugo Preuß, „Das deutsche Volk und die Politik“. S. 160. Jena 1915, Eugen Diederichs.

Tatsache, die nur durch das im Vergleich zu unserem straffen Aufbau lockerere Gefüge des ganzen Staatsorganismus in England verdunkelt werde[1]).

Das englische Unterhaus (vom Oberhause natürlich zu schweigen) geht auch nach der dritten Reform vom Jahre 1884/85 nicht aus dem allgemeinen Wahlrecht hervor wie unser Reichstag, ist also weniger „demokratisch". Derselbe Charakter zeigt sich in seiner Zusammensetzung, welche dank der vom Cliquengeiste beherrschten Wahlorganisation, dem sogenannten Kaukusverfahren, ein durchaus plutokratisches Gepräge trägt. Es ist also schon ein recht eigentümlich gestalteter „Volkswille", der in dieser „Volksvertretung" zum Ausdruck kommt. Aber dieser Verfälschungsprozeß wiederholt sich noch einmal in engerem Kreise. Denn bekanntlich „regiert" dies Parlament durch einen Ausschuß, das sogenannte Kabinett, das zwar durch den Willen der Majorität bestimmt wird, aber eine ähnliche Oligarchie gegenüber dem Parlamente darstellt, wie dieses gegenüber dem Volke. Kant hat einmal im Anschluß an Montesquieu die Verfassung, in der regierende und gesetzgebende Gewalt zusammenfallen, despotisch genannt; für ihn war deshalb die Demokratie eine despotische Staatsform. Das Verhältnis des heutigen englischen Kabinetts zum Parlament beweist die Richtigkeit dieses Satzes. Das Kabinett, genau genommen: bestimmte Mitglieder desselben mit dem Premier an der Spitze, leiten namentlich die auswärtige Politik nach ihrem Gutdünken über die Köpfe des Parlaments und der übrigen Ministerkollegen hinweg. Über dieses Faktum ist sich das neutrale Ausland und die objektiv urteilende englische Staatsrechtslehre mit der unsrigen einig. Ich verweise hier nur auf das außerordentlich unterrichtende Buch von Sidney Low, The governance of England[2]), und auf das neueste Urteil eines gründlichen Kenners der englischen Demokratie, des Schweden Gustaf F. Steffen[3]), daß „der Einfluß des Parlaments (in der Auslandspolitik) in der Praxis gleich Null sei". Das Verfahren der Grey und Asquith bis zum Weltkriege gibt davon ein untrügliches Zeugnis. Schon vor hundert Jahren schrieb Görres im „Rheinischen Merkur" von der „drückenden Ministerialaristokratie in England". Mutatis mutandis liegen die Dinge heute genau so.

Auch in Frankreich wollen die Klagen nicht verstummen, daß das Parlament eine einseitige Interessenvertretung bestimmter Cliquen sei. Noch in allerneuester Zeit konnte man trotz des Krieges diesen Standpunkt in der Literatur vertreten finden. Aber, da es zugleich im Gegensatz zu England an geschlossenen Parteien fehlt, so ist die Stabilität der Regierung dauernd gefährdet. Die Stellung des Kabinetts zum Parlament ist hier gerade umgekehrt. Die Majorität betrachtet das Kabinett als ihren abhängigen Diener, und da bei

[1]) Hans Delbrück, „Regierung und Volkswille". Berlin 1914, Georg Stilke.

[2]) In vortrefflicher Übersetzung von Hoops unter dem Titel: „Die Regierung Englands" von Sidney Low, Tübingen 1908, uns zugänglich.

[3]) „Krieg und Kultur." Jena 1915, Eugen Diederichs. S. 81.

der Zerklüftung des Parteiwesens diese Majorität alle Augenblicke wechselt, so ändert sich durchschnittlich alle sieben Monate das Ministerium. Ähnliche Unvollkommenheiten zeigen sich bei allen Nachahmungen und Verpflanzungen des englischen Systems, auf dem Kontinent (Belgien, Italien) ebenso wie in den australischen Kolonien. In diesen Kehraus werden aber jedesmal eine große Anzahl von sonstigen Ämtern hinein verwickelt, deren Inhaber sich der gerade am Ruder befindlichen Regierung auf Gedeihen und Verderben verschrieben haben. Auch in England kennt man sie unter dem Namen der sogenannten „parlamentarischen". In Frankreich verlangt man von den Beamten überhaupt ein einheitliches politisches Bekenntnis; es sei hier nur an die berühmte „purification" des Richterstandes erinnert. Wenn die Staatsmaschine trotz dieser Ablenkungen im allgemeinen zuverlässig arbeitet, so dankt das Land dies der bureaukratisch-zentralistischen Verwaltungsorganisation, die ihm sein erster Kaiser schenkte.

So also sieht es in Westeuropa mit „Regierung und Volkswille" aus. Die Schlußfolgerung ist daher wohl berechtigt, daß in Wirklichkeit der Unterschied zwischen unserm „dualistischen" System und dem angeblich monistischen in England und Frankreich gar nicht so groß ist, wie er auf den ersten Blick und in den Augen der Verehrer dieser Einrichtungen erscheint. Diese Völker regieren sich nicht selbst, sondern *werden* ebenfalls *regiert*. Daß es dort durch den parlamentarischen, bei uns durch den monarchisch zentralisierten Apparat geschieht, ist letzten Endes das Resultat verschieden verlaufener historischer Entwicklung. Der Begriff „Obrigkeitsregierung" ist vieldeutig und durchaus nicht auf monarchisch regierte Staaten beschränkt. Anders ausgedrückt: Volksfreiheit und parlamentarische Regierungsform sind keineswegs Korrelate. Englische und russische Staatsform haben sogar nach dem Urteil des Amerikaners Burgeß miteinander mehr Berührungspunkte, als man für gewöhnlich glaubt.

Doch gibt es noch einen anderen Gradmesser für die „Freiheit" eines Volkes. Ihn sieht man nicht in den Parlamentsgebäuden, wo der Wille der Gemeinschaft in geschlossener Form zum Ausdruck gelangen soll, sondern draußen im Lande bei den einzelnen Individuen dieser Gemeinschaft, an ihrer Lebenshaltung; es ist — wie der Schwede Kjellén es in seinem neuesten Buche [1]) ausdrückt — „der Grad, in dem die materiellen und geistigen Früchte der Kultur auf sämtliche Einwohner des Staates verteilt werden". Und hier ist es keine Frage, daß unsere Feinde auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung uns nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen haben. Namentlich England bleibt da weit hinter Deutschland zurück. Verpflichtung der Besitzenden gegen

[1]) „Die politischen Probleme des Weltkrieges." Leipzig 1916, B. G. Teubner. Wie alles aus der Feder Kjelléns unserem Volke zur eindringlichen Beachtung empfohlen. Kjelléns Standpunkt ist jedoch von *Benthams* „Greatest happiness principle" (vgl. weiter unten) streng zu unterscheiden.

die Gesamtheit erscheint dort ein ungewohnter Gedanke; nur mit starkem Widerstande ist 1908 eine Alters- und Invaliditätsversicherung nach deutschem Muster durchgeführt worden. Jene Plutokratie, die dem Parlament sein charakteristisches Gepräge gibt, ist ein Kennzeichen des englischen Gemeinlebens überhaupt, weswegen sich der Pauperismus des Proletariats so erschreckend von dem Luxus der oberen Zehntausend abhebt. „Das Ideal der individuellen schrankenlosen Bewegungsfreiheit, das das gesamte englische Leben beherrscht, bedeutet tatsächlich die Herrschaft des Kapitalismus und der materiellen Interessen der besitzenden Klassen“ [1]).

Dem gegenüber bezeichnet der Amerikaner Burgeß Deutschlands nationalökonomisches System als „das unvergleichlich wirkungsvollste und in Wahrheit demokratischste, das gegenwärtig auf der Erde besteht, ja jemals bestanden hat“ [2]). Diese „Demokratie des Handelns“ [3]) beruht auf der Stärke des Verantwortlichkeitsgefühls, das die Bürger eines Staates gegenüber den wirtschaftlich Schwächeren erfüllt, auf der opferbereiten Gesinnung aller gegen alle im Dienste des Staatsganzen. Hier liegt die Wurzel des deutschen Staatsgedankens und der in ihm liegenden Idee der bürgerlichen Freiheit [4]). Es ist bezeichnend, daß bei uns der Gedanke der sozialen Verpflichtung, aus dem sich die wahre sozialbürgerliche Freiheit ergibt, vom Staate aufgenommen und auf dem Wege der Gesetzgebung zu segensreicher Verwirklichung geführt wurde. „Staatssozialismus“ ist ein typisch deutscher Begriff [5]), gleichsam die moderne Erscheinung jenes fürsorglichen, bevormundenden Polizeistaates in dem guten, alten Sinne, der diesem Worte von Haus aus innewohnt, der von den Individuen höchste Verpflichtung und Anspannung ihrer Kräfte in seinem Dienste forderte, der aber wohl wußte, daß er dieses Ziel nur unter sorgfältiger Schonung und Förderung der allgemeinen Wohlfahrt erreichen konnte. Auf diese bürgerlich-soziale Freiheit gründete Fichte [6]) die Staatsverfassung und unterschied von ihr die politische Freiheit, die sich aus der Regierungsverfassung herleite. Es ist der deutsche Freiheitsgedanke der Pflicht [7]) im Gegensatz zu dem westländischen der Rechte, wie er in Frankreich schon der Seele des Kindes eingeimpft wird, indem man ihm die „déclaration des droits de l'homme et du citoyen“ auf den Um-

[1]) Eduard Meyer, „England“. Volksausgabe, 1915, S. 45.

[2]) Vgl. Kjellén a. a. O. 132.

[3]) Diesen Ausdruck gebrauchte jüngst eine schwedische Zeitung im Hinblick auf unsere mustergültige Arbeiterschutzgesetzgebung.

[4]) Vgl. Siegfried Marck, „Deutsche Staatsgesinnung“. S. 25. — Troeltsch, Die deutsche Idee von der Freiheit, Neue Rundschau, Januar 1916.

[5]) Die gleichen sprachlichen Elemente finden wir in Frankreich und England als société politique (beziehungsweise political society). Äußerlich scheinbar nur eine Umgruppierung, innerlich ein völlig gewandelter Sinn, wie später zu zeigen sein wird.

[6]) Vgl. Marck a. a. O., S. 26.

[7]) Wahre Freiheit entsteht nur im Durchgang durch höchste Gesetzmäßigkeit (Fichte).

schlag seines Schulheftes druckt. Wie wir bereits sahen, ist es auch mit der „politischen" Freiheit bei uns nicht so schlecht und bei unseren Feinden nicht so glänzend bestellt, wie Propaganda und landläufige Phrase es lehren wollen. Jetzt zeigt sich, daß „in Ländern politischer Freiheit der Staatsgedanke und die bürgerliche Freiheit noch auf einer tiefen Stufe der Verwirklichung stehen"[1]) können.

Die soziale Gesetzgebung, die das äußere Verhältnis des Individuums zum Staate schützend und fördernd bestimmt, ist ja nur der Reflex einer innerlichen Beziehung, die wir eben schon als den Gedanken der „bürgerlichen" Freiheit, dieses eigentlichen Exponenten deutscher Staatsgesinnung, berührten. Hier liegt das letzte, das zentrale Problem unserer Untersuchung.

Nach einer „Staatsgesinnung" dürfen wir eigentlich in England und Frankreich nicht fragen. Ein solcher Begriff würde dort als ganz fremd empfunden werden. Man sieht in unserer Auffassung einer Unterwerfung des Individuums unter den Staat als höheres sittliches Wesen entweder Mystizismus oder verkleidete Machtorganisation. Dies läßt sich nur historisch erklären.

Von England kann man sagen, daß es dort den Begriff des Staates, wie wir ihn haben, überhaupt nicht gibt. Es ist dies das Resultat einer langen Entwicklung, die wir hier nur andeuten können. Entscheidend für den fundamentalen Unterschied in der Staatsgesinnung ist die Tatsache, daß das den kontinentalen Machtkämpfen entrückte England nicht durch die Schule des Absolutismus (die Ansätze der Tudorzeit sind verkümmert) und des Obrigkeitstaates zu gehen brauchte. Der Zwang, das Letzte aus den Machtmitteln des Staates herauszuholen, und der sich daraus ergebende Geist einer alles reglementierenden und bevormundenden Verwaltung, dem vor allem das alte Preußen unterlag, fiel für das England jener Tage fort, das sich den Luxus eines möglichst unbelästigten Privat- und Wirtschaftslebens leisten konnte. Hier kennt man bis ins neunzehnte Jahrhundert bezeichnenderweise eine eigentlich innere Verwaltung überhaupt nicht[2]). Das führt zu jener „Nachtwächteridee" vom Staate (wie es Lassalle genannt hat), der im wesentlichen dazu gut genug ist, die Gewähr äußerer und innerer Sicherheit zu schaffen, damit sich auf dieser Grundlage das schrankenlose Wirken der Individualität nach dem Grundsatze des größtmöglichen Glückes der größtmöglichen Zahl (Bentham) frei entfalten kann. Man hatte den großen Präzeptor Staat nicht nötig gehabt, und weil man ihn nicht näher kannte, erschien er immer unter dem Bilde der Fuchtel und des Eingriffs in die persönliche Freiheit, wie das ja auch der preußische Absolutismus von sich hat sagen lassen müssen; aber darum entbehrte man auch der großen erzieherischen Wirkung, die von diesem Lehrer ausging, und hat nie ein inneres Verhältnis der Dankbarkeit zu ihm gefunden.

[1]) Vgl. Marck, a. a. O., S. 27.

[2]) Hintze, „Machtpolitik und Regierungsverfassung", a. a. O. I, Sp. 1081.

Glaubte man übrigens, durch diese Degradierung des Staatlichen sich von allem Zwange befreit zu haben, so war das eine arge Täuschung. An die Stelle der Obrigkeit trat die Tyrannei der „öffentlichen Meinung", der Sitte und des Herkommens, die in England bekanntlich eine so große Rolle spielen. Den kontinentalen Ediktenüberfluß vermied der Engländer; aber, auch ohne daß es in seinem statute law zum formalen Ausdruck gelangte, war er in unzähligen Fällen durch Präzedenzfälle und Konventionalregeln gebunden — unsichtbare Fesseln, die schon oft fester gehalten haben.

Auch in Frankreich ist der „Staat" nicht der zentrale Begriff wie bei uns. Noch neuestens hat es ein französischer Autor ausgesprochen, daß man sich drüben in der Verachtung des Staates einig wäre, vom Anarchisten bis zum Universitätsprofessor. Das hat offenbar zum Teil seine Ursache in der das politische Leben beherrschenden Korruption. Es haftet ein Odium an dem ganzen Regierungsapparat, dessen Handhabung und Betrieb, ähnlich wie in Amerika, bei dem Unbeteiligten keine Sympathien zu wecken vermag. Dieses Gefühl überträgt sich dann in naheliegender Verwechslung von dem System und den Personen auf die Dinge selbst.

Zum Teil jedoch liegen die Ursachen dieser „Staatsverachtung" in der historischen Entwicklung. Zwar der Ausgangspunkt läßt solches nicht vermuten; dankt doch Frankreich gleich Preußen seiner absolutistischen Epoche — von Richelieu bis Napoleon — die staatliche Einheit und das feste Rückgrat einer militärisch-bureaukratischen Organisation. Es gehörte ja im Gegensatze zu England jenem Typus kontinentaler Machtstaaten an, die durch die harte Schule straffster Zentralisation hindurchgehen mußten. Aber die Entwicklung war hier keine kontinuierliche wie bei uns. Die Überspannung des Herrschaftsgedankens, die Tatsache, daß der französische Absolutismus nie (oder doch zu spät — in Napoleon —) die höhere Form des aufgeklärten wie in Preußen erreichte, löste eine katastrophale Reaktion der Genossenschaft aus. Gerade weil auf der Nation der omnipotente Anstaltsstaat ohne jede innerliche Hemmung und sittliche Rechtfertigung gelastet hatte, schüttelte sie das drückende Joch ab und setzte an seine Stelle einen ebenso schrankenlosen Individualismus, dem alles „Staatliche" nur als Reminiszenz trüber autokratischer Zeiten galt. Hatte bisher der Staat als eine Herrschaftseinrichtung alles Gesellschaftliche gleichsam in sich verschlungen, so vollzog sich jetzt der umgekehrte Prozeß: die Gesellschaft absorbierte den Staat. „Staat" und „Gesellschaft" sind uns in diesem Falle zunächst die Exponenten herrschaftlicher beziehungsweise genossenschaftlicher Auffassung ein und desselben Gemeinschaftsverhältnisses. Der vieldeutige Ausdruck „Gesellschaft" wird hier also weder als höherer Artbegriff des Staates noch als sein konträrer oder kontradiktorischer Gegensatz, sondern als seine Antithese im dialektischen Sinne gebraucht. Das Ziel ist in jedem Falle die Synthese der beiden widerstreitenden Elemente, aber selbst in ihr wird das eine oder das andere kenn-

zeichnend bleiben. So reden Franzosen und Engländer gern von einer société politique beziehungsweise political society. Wir hätten Mühe, diesen Ausdruck richtig zu übersetzen, denn es liegt etwas Fremdes für unsere Auffassung darin. Jene wiederum stehen unserem „Staats"begriff teilnahmslos und kalt gegenüber, obwohl er schon längst die organische Verbindung mit dem der Gesellschaft gefunden hat. Ein Blick auf die terminologische Entwicklung enthüllt zugleich Volkspsyche und Volksschicksal.

Die Revolutionsverfassung von 1789/91, die Magna Charta genossenschaftlicher Emanzipation, hebt die „Gesellschaft" auf den Thron, den bisher der „Staat" eingenommen hatte. Die „société" verlangt Rechnung über die Administration der Beamten, die keine „Staatsdiener" mehr sind; die société, nicht mehr der „Staat", hat eine Verfassung (constitution) mit bestimmten Paragraphen und Forderungen; die „membres de la société" genießen die Rechte, welche in späterer Zeit unseren „Staatsbürgern" zuerkannt werden. Noch zwar begegnet man wiederholt dem Wort „État"; ist ja doch das Königtum, der Erbe des obrigkeitlichen ancien régime, ebenfalls erhalten geblieben. Aber schon in der Jakobinerverfassung, zwei Jahre später, findet er sich bezeichnenderweise durch den Ausdruck „république" ersetzt. Hier, auf dem Gipfelpunkte gesellschaftlich-demokratischen Einflusses, ist jede Erinnerung an den obrigkeitlichen „Staats"zwang ausgelöscht. Mit dem Erstarken des gouvernementalen Faktors, sei es im Direktorium, bei Napoleon oder in der Restauration, stellt sich auch wieder das alte Wort ein, und zwar synonym mit dem Begriff der société; aber wenn man die bunte Reihe der französischen Verfassungen dieser Zeit im Hinblick auf diese Terminologie mustert, stets wird man finden, im einen Falle redet der Geist der Genossenschaft, im anderen der herrschaftliche. Und es lag in der Entwicklung begründet, daß schließlich beide Bezeichnungen antithetisch auseinanderfielen. Das Wort „État" trug nun einmal das Stigma der Obrigkeit und ihres Zwanges, und bereits ein Proudhon bekam es unter dem Einfluß der sozialistischen Gesellschaftslehre fertig, den Staat im Gegensatz zur société als das Unterdrückung übende gouvernement zu bezeichnen[1]).

Freiheit vom Staate, das ist der Ruf, unter dem sich so am Ende französische und englische Doktrin trotz verschiedenen Ausgangspunktes zusammenfinden.

Ihm tritt die deutsche Freiheit im Staate gegenüber[2]). Eine Notwendigkeit, dieser Begriff. Wie könnte, wäre sie nicht verwirklicht, von „Staatsgesinnung", einem zentralen „Staatsgedanken" geredet werden. Auch bei uns war „Staat" einmal einseitig und vorwiegend Zwang, heischender Zwang gegenüber der Gesellschaft, deren genossenschaftlichen Rechten er hart entgegentrat. Aber der preußisch-deutsche Absolutismus hat im Gegensatz zum französischen sich

[1]) Jellinek, „Allgemeine Staatslehre", S. 85.
[2]) Vgl. Treitschke, „Politik", I, S. 157.

fortentwickelt zur Höhe eines aufgeklärten, der sich selbst Begrenzung und Bindung seines unbeschränkten Willens schuf und damit den Begriff des „Staatlichen" innerlich wandelte. Denn nun war der Staat nicht mehr das bloße Machtinstrument in der Hand des Fürsten, sondern Ziel und Endzweck auch seiner Arbeit, schon auf dieser Stufe etwas ganz Unpersönliches, eine Idee, in deren Dienste auch der Monarch sein Bestes gab. Wir wissen, daß zunächst die gefährdete politische Lage die äußerste Anspannung der inneren Machtmittel erforderte, was nicht ohne Zurückdrängung, ja Verletzung der gesellschaftlichen Interessen abging; trotzdem ist schon in jenen Zeiten, wo der Fürst und wenige seiner Diener noch allein Hüter und Träger des Staatsgedankens waren[1]), der Grund gelegt zu jener Staatsgesinnung, wie sie sich, nachdem der Ausgleich mit den berechtigten Forderungen der Gesellschaft vollzogen war, den breiten Massen des Volkes mitteilen konnte.

Wie umschrieb doch die Revolution den Staatszweck? 1789 hieß es: „Le but de toute association politique est la conservation des droits naturels et imprescriptibles de l'homme", was der Konvent lakonisch so formulierte: „Le but de la société est le bonheur commun". Das ist die eudämonistische Staatsauffassung von jenseits des Kanals, Benthams Utilitarismus![2]) Fast um die gleiche Zeit erschien in Preußen das Allgemeine Landrecht, das nach Suarez' Wort „in einem Staate ohne Grundverfassung die letztere gewissermaßen zu ersetzen" bestimmt war. Hier finden wir den Satz: „Ein jedes Mitglied des Staates ist das Wohl und die Sicherheit des gemeinen Wesens nach dem Verhältnisse seines Standes und Vermögens zu unterstützen verpflichtet. Einzelne Rechte und Vorteile der Mitglieder des Staates müssen den Rechten und Pflichten zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohles . . . nachstehen." Kann etwas wohl eindringlicher den Unterschied deutscher und westeuropäischer Staatsauffassung predigen als diese Zeugnisse aus dem achtzehnten Jahrhundert? Gewiß, das Allgemeine Landrecht zeigt noch die Züge der absolutistischen Epoche, es konserviert die alten Standesunterschiede; aber wenn wir den stattlichen Band durchblättern, umweht uns da nicht der Geist des großen Königs, der ein Diener seines Staates sein wollte, spricht nicht fast jede Seite von der „Ehrfurcht gegen den Staat", wie es einmal in einer Abschnittsüberschrift heißt, diesem Namen, der gleich einem gewaltigen Orgelpunkte die Melodie des Ganzen trägt? Die Männer der Reaktion, ein Haller oder Adam Müller, wußten wohl, warum sie gegen dies Werk eiferten, das schon von „Staatsbürgern" redete anstatt von „Unter-

[1]) Charakteristisch die Worte, die Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" dem Laertes und Philinen über Staat und Staatsleute in den Mund gelegt hat!

[2]) Zum mindesten die Folge seines „Greatest happiness principle", für die er allerdings nach Kraus in seiner Einleitung zu J. Benthams „Principles of international law", übersetzt von Klatscher (Halle 1915), nicht verantwortlich gemacht werden dürfte.

tanen", das Oberhaupt des Staates von ihm selbst unterschied und überhaupt von diesem „abstrakten Gedankenwesen" soviel hermachte.

„Abstraktes Gedankenwesen", — da haben wir die Ansicht der Franzosen von unserer Staatsgesinnung, die ihnen eine ungeheuerliche Zumutung dünkt. Eine Veranstaltung der Individuen zum Zwecke ihrer Sicherheit und Glückseligkeit[1]), herstellbar durch einen „Vertrag", der also einen vorhergehenden staatlosen Zustand voraussetzte, das ist die Formel, die sich der westeuropäische Eudämonismus und Individualismus für seinen „Staat" zurecht gemacht hat. Diese demokratisch-utilitarische Fiktion hat der deutsche Staatsidealismus (wie vor alters schon der hellenische) zerstört. Staat ist für ihn namentlich seit Hegel etwas Überindividuelles[2]), eine Lebensgemeinschaft, in die der Mensch von vornherein gestellt ist, in der nicht von den Rechten des Einzelnen, sondern von ihrer Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit ausgegangen wird. Wenn Ranke von den „moralischen Energien" im Leben der Staaten redet, wenn die jüngere deutsche Geschichtsschreibung eines Sybel, eines Treitschke mit noch heißerem Atem im Stile der alten Reichspubliziſten die Rechte des Staates gegenüber aller Privatmoral verteidigt, so sehen wir die Linie, die zu unserer heutigen Auffassung des Staates als eines höheren sittlichen Wesens, eines Organismus, einer über Fürst und Volk sich erhebenden juristischen Persönlichkeit — oder wie immer das Absolute an ihm zum Ausdruck gebracht werden mag — hinführt. Daß sie zum Gemeingut unseres Volkes (gleichgültig ob in bewußter Formulierung oder instinktivem Gefühl) werden konnte, ist die Arbeit eines Jahrhunderts, in dessen Verlauf sich die organische Verbindung staatlicher und gesellschaftlicher Interessen erst durch die Stein-Hardenbergschen Reformen und später durch Einführung der Verfassung vollzog. Aber auch dann blieb der Staat im Gegensatz zur Auffassung der westlichen Länder etwas Höheres als die Gesellschaft.

Wir sahen die historische Bedingtheit dieses Satzes, aber es ist doch nicht nur das verschiedene Schicksal der verglichenen Nationen, sondern letzten Endes ein Artunterschied ihres Denkens über die Grundfragen des menschlichen Seins. *Deutscher und westeuropäischer Staatsbegriff in ihrer Verschiedenheit beruhen auf der verschiedenen Auffassung des Freiheitsbegriffs hüben und drüben.*

Es gibt eine Freiheit der Willkür, der ungezügelten Forderungen, die das Individuum rechteheischend an die Gesellschaft herantreten läßt, das ist die Freiheitsidee von 1789, wie sie die Erklärungen der Menschen- und Bürgerrechte an der Spitze der Revolutionsverfassungen verkünden. Ihr hat schon

[1]) Wie es Herr von Schlözer in seinem „Allgemeinen Staatsrecht" einst auch bei uns verkündet hat.

[2]) Höchst bezeichnend, daß dem Franzosen Victor Hugo, wenn er pathetisch von dem Großen, Überindividuellen im ethnischen Zusammenleben sprechen will, sich die „Herrscherin Gesellschaft" heischend und spendend vor dem dienenden Individuum erhebt.

damals Kant die Freiheit der Autonomie gegenübergestellt, die aus der Pflichterfüllung fließt, im Durchgange durch höchste Gesetzmäßigkeit, wie wir Fichte sagen hörten, im Dienste an der Gesamtheit. Dort die Freiheit des äußeren, hier die des inneren Menschen. Auf der einen Seite die Frage[1]): Was hast du, Leben, mir zu geben? und die Antwort: Das größtmögliche Glück der größtmöglichen Masse! Auf der anderen Seite die Selbstbesinnung: Was habe ich dir, Leben, zu geben, im Geiste des Zarathustrawortes: „Was liegt am Glücke — ich trachte nach meinem Werke." Der Kantische kategorische Imperativ, der dem Menschen befiehlt, so zu handeln, daß die Maxime seiner Handlung allgemeines Gesetz werden könne gegenüber der „Maxime": „Ne fais pas à un autre ce que tu ne veux pas, qui te soit fait", wie sie die Jakobinerverfassung von 1793 als „moralische Grenze" ihres Freiheitsbegriffs aufstellt, der dementsprechend denn auch „est le pouvoir, qui appartient à l'homme de faire tout ce, qui ne nuit pas aux droits d'autrui". Nur nicht „Rechten" zu nahe treten. Was der deutsche Philosoph verkündet, ist daher in französischen Augen eine „unverschämte Zumutung, eine Kriegserklärung an die ganze Umwelt. Der Willkür jedes einzelnen ist Tor und Tür geöffnet. Die staatliche und gesellschaftliche Duldung, noch mehr: Sanktion solcher Prinzipien heißt Kindern geladene Revolver in die Hand drücken. Kant, das Symbol Deutschlands! Wir stehen tatsächlich gegen Kant im Feld!".[2])

So schreiten germanisches und nichtgermanisches Lebens-, Freiheits- und Staatenideal durch die Geschichte, wobei das letztere weit mehr als das erstere Wirklichkeit geworden ist, zum Schaden der Gemeinschaft, wie der Schweizer Behrens urteilt. Hören wir seine Zukunftsprophezeiung: „Das Germanische wird vielleicht immer der Erfüllung harren: Vollkommenheit ist das höchste, unerreichbare Ziel, Vervollkommnung ins Unendliche aber seine Bestimmung! Doch trägt es den Keim der Unfruchtbarkeit, des starren Doktrinarismus nicht in sich. Jeder einsichtige Deutsche weiß, daß der gegenwärtige deutsche Staat noch voller Mängel ist. Aber das diesem Staate eingeborene Prinzip ist mehr als alle anderen reichster Entwicklung fähig. Es erzieht den Menschen zur Selbstüberwindung, zum Selbstbewußtsein. Nur der Sieg über sich selbst verleiht Selbstbewußtsein. Bewußtsein aber ist Freiheit, ist germanischer Individualismus. Ein selbstbewußtes Volk — höchstes Menschheitsziel! Solchem Volk allerdings gehört die Weltherrschaft[3])." Lassen wir den französischen Philosophen Boutroux staunen, daß „der deutsche Genius Gott in sich selbst entdeckt", lassen wir ihn über unseren Staatsbegriff als die „suprême réalisation du divin" kalt und darum doppelt bitter höhnen. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie!

[1]) Vgl. Sombart, „Händler und Helden".

[2]) Behrens, „Das kriegerische Frankreich". 2. Auflage. S. 111. München 1915, Rosenlaui-Verlag.

[3]) Behrens, a. a. O., S. 117.

Es lag im Wesen dieser Ausführungen, das Trennende zu betonen. Aber der Krieg hat ungeahnte Lebenskräfte auch bei unseren Gegnern freigemacht, namentlich in Frankreich, und es wäre kleinlich und vor allem wäre es undeutsch, dies verkennen zu wollen. Es ist „eine romanische Untugend, den Gegensatz von germanischem und romanischem Geiste zu logischer Ausschließlichkeit hinaufzutreiben" und „germanische Art, von Einheit im Zwiespalte und von Verwandtschaft im Gegensatze zu reden", weil der germanische Geist „ärmer ist an bindenden Formen des Denkens und Grenzen des Handelns, weil er reicher ist an kosmischem Allgefühl". Zu diesem Ergebnis gelangt Friedrich Meinecke in einer schönen Studie, die sich in Rankeschem Sinne mit der Einheit der romanisch-germanischen Kulturgemeinschaft beschäftigt und dieses Gut trotz aller trüben Erfahrungen des Krieges in weitschauend kühler Objektivität zu wahren sucht[1]).

Auf der anderen Seite hat auch das deutsche Staatsbewußtsein, so wie wir es soeben empfanden, seine tiefste Läuterung erst in dieser furchtbaren Probe erfahren; handelt es sich doch bei ihm um einen steten Idealisierungsprozeß, bei dem die Wirklichkeit immer wieder hinter der sittlichen Forderung zurückbleibt.

Und blicken wir auf England, so kann man auch hier eine Wandlung bemerken. Den Militarismus wollte man ausrotten und sieht sich nun genötigt, ihn im eigenen Lande anzuerkennen. Der „industrielle" Staatstypus im Sinne jener Manchesterlehre möglichst schrankenloser Freiheit der Individuen, wie ihn Herbert Spencer, lange Zeit „der" Philosoph Englands, als höchste Blüte der Zivilisation gepriesen, wird auch in seinem Ursprungslande bedrängt durch die neu auftauchenden Forderungen des „militärischen" Staatstypus, den man als überlebt und rückständig anzusehen gewohnt ist[2]).

So mag eine synthetische Betrachtung auch in unserer Zeit die Hoffnung nicht aufgeben, daß eine Klärung in Zukunft möglich, daß die Einheit europäischer Kultur wiederherstellbar sei. Fallen aber in den läuternden Gluten des Völkerringens die Schlacken eines überspannten Individualismus und trügerischen Kosmopolitismus zu Boden, so wird die Auffassung vom Staate, wie sie der deutsche Geist in seinen besten Tagen gewann und festhielt, Führer sein auf den neuen Wegen der abendländischen Menschheit. Er trägt die „Bürde des weißen Mannes" in einem höheren Sinne, als er diesem in Wirklichkeit von einem heuchlerisch verhüllten Kommerzialismus geprägten Worte von Haus aus eigen ist. An Widerständen wird es nicht fehlen, aber vertrauen wir der alten Wahrheit: Volentem fata ducunt, nolentem trahunt.

[1]) Festvortrag in der Akademie der Wissenschaften am 27. Januar 1916, gedruckt Historische Zeitschrift, Band 115.

[2]) Halb mitleidig, halb vorwurfsvoll sagte der genannte Soziologe von ihm: es herrsche dort der Glaube, daß alle Angehörigen des Staates nur zum Nutzen der Gemeinschaft dienen, Rechte der Individuen seien in solchem Gemeinwesen unbekannt.

Kreuz- und Quer-Züge

von

Auguſt Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in engliſchen Dienſten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von ſeinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Erſte Fortſetzung.)

Im Sommer pflegten wir, zuweilen auch im Winter, nach dem Vorwerk Ricklingen zu fahren, welches eigentlich meinem Couſin Bünemann, der ſolches meinen Großeltern ad dies vitae überlaſſen hatte, gehörte. Auf dieſem Vorwerke ſind von unſerer Familie unzählige Schmäuſe, Gaſtereien, Illuminationen, auch Hochzeiten, Geburtstage uſw. gefeiert, auch dort mancher Spaß paſſiert und ausgeführt worden. Auch meines Vaters Hochzeit mit meiner zweiten Mutter, geborenen Wöltje, iſt ebendaſelbſt gehalten worden. Die obere Etage dieſes Vorwerks war gewöhnlich an Offiziere von der Gardeducorps, als Schenk von Winterſtedt, von Maydell uſw. vermietet. Unſer ſonntägliches Herausrücken nach Ricklingen war für mich jedesmal ein Feſttag. Schon des Sonnabends konnte ich vor Freude nichts eſſen und die Nacht nicht ſchlafen. Wir fuhren gewöhnlich im Sommer früh hinaus. An Bachsmanns Ecke in Linden wurde ſtill gehalten und die Wagentaſchen oder Strickbeutel mit Krengel und Zwieback gefüllt. Sowie wir das Haus ins Geſicht bekamen, lief uns der Hund meiner Großeltern, genannt Barnabas, denn in unſerer Familie war alles ſonderbar, ſogar die Hunde- und Katzennamen, ſchon entgegen und bewillkommnete uns mit freudigem Gebell, welches unſer Hund namens Hegewald freudig erwiderte. Weiter vor der Haustür ſtand mein Großvater, meine Großmutter, Tante Fritzchen und mein Couſin, der Kanzleiſekretär Bünemann, der gewöhnlich ſchon frühmorgens hinausgegangen war; der Wagen hielt, und wir wurden mit einem herzlichen Willkommen im Grünen! empfangen. Mehrere Freunde aus der Stadt kamen nun ebenfalls an, nämlich der Geheime Kanzleirat Unger mit ſeinem Sohn Chriſtel und der Advokat Bünemann, von uns

der König von Polen genannt, warum, ist mir entfallen; ferner mein Onkel Justus und andere. — In der Küche ging klappernd der Bratenwender, die Glastüren des Gartenzimmers waren offen geworfen, die Gänge des Gartens frisch geharkt, alles stand in voller Blüte, und alles hatte ein festliches Ansehen. Der Tisch war auf einem Grasplatze unter den Linden serviert. Man ging nun bis Essenszeit spazieren. Nach Tisch rauchten die Herren ihr Pfeifchen, und wir Jungens badeten uns im Bach oder saßen in den Johannis- und Stachelbeerbüschen und taten uns bon, oder wir trieben uns sonst wo herum. Kurz, wir lebten den ganzen Tag wie im Paradiese, besonders ich armer Teufel, der immer in der Stadt zu Hause sitzen mußte; für mich war ein solcher Sonntag ein Tag des Heils, daher kommt es auch, daß Ricklingen mir noch jetzt wie ein lichter Punkt, wie eine paradiesische Insel im Stillen Ozean im Andenken lebt; doch keine Rosen ohne Dornen. Einstens wurde mir und meiner Großmutter durch eine Botschaft aus der Seilwinderstraße notifiziert, daß wir uns zu einem Geburtstagsfeste und einer lustigen Ausfahrt nach Ricklingen auf nächsten Sonntag fertig halten möchten. Meine Freude hierüber wurde noch und zwar dadurch erhöht, daß man mir aus der Garderobe meines seligen Großvaters eine kaneelfarbene Pumphose und Habit mit großen Knöpfen hatte machen lassen, so daß ich vor Wonne den Sonnabend nicht essen und die Nacht nicht schlafen konnte. Der Sonntagmorgen erschien endlich im vollen Glanz der Sonne und versprach einen der schönsten Sommertage. Ich war schon früh aus den Federn, denn um acht Uhr war der Wagen bestellt. Singend und in meinem Gott vergnügt stieg ich die Treppe hinunter, um von der Jungfer Platen mich anziehen zu lassen. Indem ich aber eine dunkle Ecke der Treppe passiere, hängt sich mein Nachtrock an etwas, welches umstürzt, mich mit feurigen Kohlen bedeckt und zugleich eine Flut kochenden Wassers mir über die Beine gießt. Die Jungfer Platen nämlich hatte ein Feuerbecken mit kochendem Teewasser dorthin gesetzt und nicht weiter daran gedacht. Diese unvermutete Begrüßung, sowie der torturmäßige Schmerz machten, daß ich die Treppe in einem Satz herunter und in die Küche sprang und ein jämmerliches Geschrei erhob. Nun war Holland in Not. Ein drohendes Gesicht der Jungfer Platen machte mich vorerst schweigen, dann hielt sie mir die Beine in einen Eimer kaltes Wasser, was mir unsägliche Schmerzen verursachte, legte nachher eine Salbe von Eiweiß mit Kreide darauf und zog mir enge baumwollene Strümpfe darüber her; dann hieß es: „Nun, Junge, sagst du das Geringste an die Großmutter, so weißt du, was passiert, kommst auch nicht mit nach Ricklingen.“ Dies letztere war genug, um mich sub silentio zu halten. Ich litt und schwieg. Meine Großmutter war unterdessen aufgestanden und rief mich herauf. Ich schlich ins Zimmer, küßte ihr die Hand und versuchte zu lachen, obgleich mir die Tränen in den Augen standen; ich kam mir vor, wie ein Höfling, der Senf fressen muß, aber keine Miene dabei verziehen darf. Ich las den

Morgensegen wie gewöhnlich stehend mit wahrer spartanischer Verachtung der Schmerzen bis nahe zu Ende, dann behauptete meine moderne Leibeskonstitution ihr Recht, ich wurde nämlich gelb und grün vor den Augen und fiel in Ohnmacht. Von dem, was nun weiter passierte, weiß ich nichts. Man brachte mich wieder ins Leben. Die Jungfer Platen hatte unterdessen gebeichtet, und es wurde ein alter Chirurgus namens Mühry gerufen. Wie er mir die Strümpfe abzog, blieb die Haut von den Beinen darin sitzen. Erschrocken hierüber sagte er zu meiner Großmutter, daß, wenn ich noch eine Stunde länger in diesem Zustande geblieben wäre, so würde der kalte Brand dazu geschlagen und ich ohne Rettung verloren gewesen sein. Alles fuhr nun weg nach Ricklingen, und ich blieb dahinten. Meine Trauer oder vielmehr grenzenlose Verzweiflung hierüber kann man sich denken. Hätte ich damals den Siegfried von Lindenberg gelesen, so würde mir die Szene eingefallen sein, wie die sanfte Frau Brigitte Schwalbe das verwundete Bein des Ludimagisters verbindet und ihm dabei wegen seines Unmutes mit einem Pantoffel das Hinterkastell gerbt. So ungefähr war meine Lage. Die Jungfer Platen war nämlich ergrimmt, daß sie meinetwegen zu Hause bleiben mußte und in Ungnade gefallen war. Bei jedem Umschlag, den sie um meine Beine machte, äußerte sie ihre böse Laune auf alle mögliche Weise. Ich lag sechs Wochen darnieder. Des Abends ging die Jungfer Platen wieder wie gewöhnlich aus und ließ mich allein. — Einstmals war meine Großmutter zu einem Souper eingeladen und beorderte das Mädchen, erst um zwölf Uhr mit der Laterne zu kommen. Diese hatte mich schon seit neun Uhr allein gelassen. Ich lag in einem kleinen Bett dicht am Fenster und mochte wohl bis zwölf Uhr geschlafen haben, als ich erwachte. Aber welch ein Schreck! — ich sah auf dem Tische ein blaues Licht brennen, vor meinem Bette saßen zwei Personen, ganz wie in Weiß gekleidet, die sich mit dem Betrachten meiner Person zu beschäftigen schienen. Besonders erinnere ich mich lebhaft der einen, die sich über mich bog und deren Profil vom Monde beleuchtet mir noch gegenwärtig ist. Ich lag ganz still, indem ich erst glaubte, es sei meine Großmutter; ich wollte sprechen, allein eine ungewöhnliche Angst hielt mich ab. In diesem Augenblick hörte ich das mir bekannte Geräusch des Hausschlüssels im Schloß der Haustür, welches mir immer zum Signal der Zuhausekunft meiner Großmutter diente. Die Erscheinung verschwand, und man kam herein. Meine Großmutter fand mich schwitzend und in großer Angst; ich erzählte ihr jenes Gesicht, welches mir, sei es nun Illusion oder Phantasie gewesen, nie wieder aus dem Gedächtnisse entschwunden ist, obgleich ich andere dergleichen Träume aus meiner Jugend längst vergessen habe; allein sie behauptete, ich habe nur geträumt, und suchte mich zu beruhigen. Ich protestierte nun gegen das Alleinzuhausesitzen, worauf der Jungfer Platen unordentliches Leben besonders durch folgenden Zufall sich entdeckte: Meine Großmutter war nämlich eines Tages nach der Madame Kummen gebeten und die Platen wie gewöhnlich ausgegangen.

Unter anderen Spielereien fiel es mir plötzlich ein, den Leuten auf der Straße eine Probe meiner Kühnheit zu geben. Gedacht, getan; ich öffnete eine Treppe hoch ein Fenster, setzte mich auf die Fensterbank, ließ die Beine nach dem Kirchhofe hinaus hängen und trommelte mit den Füßen an die Wand. In dem Augenblick geht der Sekretär von Lüntzel, der auch bei Kummens gewesen war, vorüber, sah mich, blieb vor Schreck erstarrt stehen, ermannte sich aber, redete mich freundlich und behutsam an und versuchte, mich mit glatten Worten zu bewegen, das Fenster zu verlassen. Ich lachte ihn was aus. Nun rannte Lüntzel zu Kummens, gleich hinter dem Kirchhofe, jetzt Spediteur Cruses Haus, und avertierte meine Großmutter. Der größte Spaß war aber, daß man nicht ins Haus kommen konnte, denn die Platen hatte den Schlüssel mitgenommen. Ich habe vergessen, auf welche Art man mich vom Fenster weggebracht hat. Da ich nun überdem bei dieser Gelegenheit alle an mir ausgeübten Rippenstöße usw. ans Licht brachte, und besonders, da sie sich einige Diebereien hatte zu Schulden kommen lassen, so wurde sie zum Hause hinaustransportiert. Vorher hatte meine Großmutter ein ebenso schlimmes Mädchen, eine Jungfer Listen, gehabt, die, wo sie konnte, betrog. Dies ging so weit, daß sie die Knospen irgendeines Strauches in Essig legte und solche meiner Großmutter für Kapern unterschob, auch mit den Resten von Bier ganze Bouteillen anfüllte und dieses schale und saure Zeug für Bier ausgab, welches sie eben geholt usw. Durch meinen Vater, der einmal von diesem Biere im Durst einen guten Zug tat, aber gleich absetzte und sich schüttelte, wurde diese Schummelei entdeckt. — Besagte Jungfer Listen heiratete nachher den Kammerschreiber Richter, der aber bald von ihr getrennt, sie mit den Kindern in Hannover, er in London bei der deutschen Kanzlei lebte. Zwei ihrer Söhne sind in England Offiziere geworden; der älteste ist, glaube ich, diesen Augenblick noch in Ceylon. Sie hießen hier die Patent-Richters. — Um meine Gesundheit, die durch das Imbettliegen gelitten, wieder herzustellen, wurde ich wieder nach Ricklingen geschickt. Hier blieb ich ungefähr acht Monate, welche die glücklichsten meines Lebens gewesen sind. Freie Luft, Bewegung, dies alles war mir neu. Ich fing an aufzuleben, und mein Gemüt, das sich schon sehr dem Stillen und Melancholischen genähert hatte, erheiterte sich wieder. Da war keine Jungfer Platen, kein Morgen- und Abendsegen, kein Alleinzuhausesitzen, keine Prostituierungen im Mädchenanzuge und keine Gespenster. Unten am Fuße des Gartens floß die silberne Ihme, an deren schattigen Ufern ich mich lustig umhertrieb. Links lag Hannover mit seinen vier hohen, gleich weit voneinander stehenden Türmen und roten und blauen Dächern. Weiter die weiße Mauer des gräflich Platenschen[1]) Gartens mit dem Lindener Berge, an den sich das azurblaue Deistergebirge anschloß, welches den Horizont umkreisend sich wieder an unser

[1]) Jetzt Graf v. Alten-Linsingen.

Dörfchen anzuschließen schien. Die Söhne des Pfluges und der Hirten waren damals meine Gefährten, deren Gesundheit, frische Wangen und wilder Witz immer mit neuen Erfindungen abwechselte. Fröhlich und sorgenlos spielte ich des Tages, denn ich hatte keine Idee von den Übeln des menschlichen Lebens, die einem im reiferen Alter warten, und nachdem mich die Tante abends zu Bett gebracht und ich mein Abendgebet hergesagt, wiegten mich Nachtigallen, Heimchengezirpe und entferntes Froschgequirke vermischt mit den harmonischen Glocken der weidenden Herden in einen festen Schlummer, der erst mit Anbruch des Tages von meinen Wimpern entfloh. — Meine Phantasie war damals sehr lebendig, jedoch unter der Hülle eines stillen Wesens verborgen, welches verbunden mit einer ungemeinen Gutherzigkeit, die noch jetzt sich erhalten hat, mich allenthalben gern gelitten machte. Ich war der Favorit meiner Großeltern und meiner Tanten Jette und Fritzchen, nachmalige verehelichte Raschen und Spannaus, die mich beinahe verzogen. Aber auch hier hatte die Freude bald ein Ende. Ich wurde nämlich nach der Stadt geholt und wieder bei meiner Großmutter Lüde einquartiert. Es war um diese Zeit, daß sich meine Vorliebe zur Malerei und zum Zeichnen äußerte, die mich seitdem nie verlassen hat. Ich war damals in einer ordentlichen Begeisterung für diese Kunst. Mein Cousin Unger, dem ein Zeichenmeister Unterricht gab und der schon ziemlich gut malte, ließ mich seine Arbeiten sehen und berührte dadurch eine Passion, die noch geschlummert hatte. Besonders waren seine Pastellfarben ein Gegenstand meiner innigsten Bewunderung, und ich träumte von nichts anderem. Alle Kupferstiche aus dem Nachlasse meines Großvaters, deren eine Menge vorhanden waren, wurden illuminiert; tagelang konnte ich mich damit beschäftigen, nichts war geschickter, mich ruhig zu halten. Meine größte Passion aber war, eine geweißte Wand entweder mit Fratzen zu verzieren oder auch grüne Kräuter, gelbe Wurzeln usw. daran fest abzudrücken, ein Verfahren, welches ich vermittelst einer roten Rübe, die ich zufällig an der Wand rieb, selbst entdeckte, so daß durch den Saft die Umrisse sowie die Lokalfarbe gleichsam al fresco daran sitzen blieb und worüber ich dann trotz dem Keifen meiner Großmutter eine kindische Freude hatte. Schade, daß man es nicht der Mühe wert achtete, dieses Talent bei mir auszubilden; vielleicht wäre ein besserer Maler aus mir geworden, als ich jetzt bin. Die Reizbarkeit meiner Nerven, meine ideenreiche und beständig über tausenderlei Sachen brütende Phantasie, meine Brüder nannten solches nachher: „Clamüsere", meine Ergötzlichkeit an buntem Farbenspiel sowie meine an Einsamkeit gewöhnte Geduld und viele andere Dinge, die ich alle fühle, aber nicht gut zu nennen weiß, hätten mich als Dilettant gewiß weit in dieser Kunst bringen lassen; aber unbekannt mit den Geheimnissen des Technischen wollte ich eher fliegen, als ich Flügel hatte, stieß auf Hindernisse, verlor Zeitraum und Geduld und ließ die Sache oft liegen. Von dieser Zeit an bis jetzt bin ich immer wie elektrisiert, wenn ich in ein Zimmer trete, worin schöne Gemälde

hängen[1]). Ich glaube, daß, wenn ich zum lebenslänglichen Gefängnis verdammt wäre, ich meine Lage vergessen, ja selbst mich amüsieren würde, wenn man mir einige prächtige Gemälde von berühmten Meistern sowie einen Malapparat mit hineintäte. — Die Stelle der Jungfer Platen war unterdessen durch eine andere, genannt Luise, besetzt worden, welche dann endlich einmal gut einschlug. — Um diese Zeit beschloß mein Vater, eine Reise nach dem Harzgebirge zu unternehmen, um seine dortigen Verwandten zu besuchen. Mein Onkel, der Leutnant im zehnten Regiment, und meine Mutter, sowie auch mein Cousin Bünemann, damals Student, waren von der Partie. Von dieser Reise an datiere ich das Ende der glücklichen Kinder- und den Anfang meiner Flügeljahre. — Ich war für den Soldatenstand bestimmt, teils weil ich selbigen als Kind liebte, teils weil ich, obgleich sehr weich von Gemüt, doch gern von Schlachten erzählen hören mochte, auch viel Trotz und Ehrgeiz zeigte, namentlich aber die Franzosen mit einer solchen Geringschätzung beehrte, daß ich damals mich keinen Augenblick besonnen haben würde, fünfzig derselben bona fide mit einem Kindersäbel von Blech anzugreifen. Man hat damals über diese Ausbrüche meiner Kühnheit und meines Franzosenhasses viel gelacht, denn wenn ich auf dieses Kapitel kam, so war ich wie begeistert. Mein Onkel hatte die sublime Idee, mir zu jener Reise eine volle Dragoneruniform des 4. Regiments machen zu lassen, um damit meinen Onkel in Nordheim, den Dragonerkapitän von Sothen, zu überraschen. Ich konnte nie und kann es auch noch diese Stunde nicht begreifen, worin dieses Überraschen bestehen oder wozu es dienen sollte. Mich inkommodierte, prostituierte und hinderte diese steife Montur auf eine schmähliche Weise. Alle Leute sahen mich auf der Straße an oder blieben stehen, um über den kleinen, mädchenhaft aussehenden Dragoner laut zu lachen, und die Jungens schrien: „Seh einmal einer! he! so 'nen Laufejunge bildet sich wohl ordentlich ein, er sei ein Dragoner?" Ein anderer rief: „Du, Dragoner, wo hast du dein Pferd?" Ein dritter: „Ja, er hat ein Pferd, aber es ist ein Wiegenpferd!" usw. Dabei kam mir der lange Degen immer zwischen die Beine, oder ich stolperte über die Sporen. Um das Maß dieses Unsinns voll zu machen, schärfte man mir überdem noch ernsthaft ein, mich nie mehr mit Knaben meines Alters, ich war sechs Jahre alt, abzugeben, keine kindischen Spiele zu treiben, sondern wie ein Soldat mich zu betragen. Den Eklat, welchen ich machte, wenn ich in eine Gesellschaft kam, das Lächeln der Jugend, die brav herumsprang und sich lustig machte, während ich mit meinem langen Degen wie ein Hund, der einen Knüppel zwischen den Beinen hängen hat, steif und mich genierend zwischen alten Leuten da saß, brachten mich zur Verzweiflung. Wir reisten endlich ab. In Nordheim nahm mich mein Onkel, der Hauptmann Sothen, aus Spaß mit zum Rapport zum General von Schmied-

[1]) Hat eine große Gemäldesammlung, meist vortreffliche Kopien alter Meister, hinterlassen, die in der ganzen Familie der Nachkommen verteilt sind.

chen. Der General sah auf mich mit Hohnlächeln wie Goliath auf David herab und sagte dann mit einer barbarischen Miene: „Junger Herr! daß ich nicht erfahre, daß Sie sich mit Jungens abgeben oder kindische Spiele treiben, sondern lernen Sie den Dienst, sonst setzt es Schmiere!" Diese Anrede, welche Spaß sein sollte, von mir aber für Ernst genommen wurde, hat mich lange geängstigt. In Nordheim legte ich übrigens eine Probe meiner Empfindlichkeit sowie meines Mutes ab. Ein Schwein nämlich kam mir aus einer engen Straße entgegen, wo ich hinein mußte. Es stutzte, grunzte und wollte nicht aus dem Wege gehen. Ich auch nicht, wir waren beide in Verlegenheit. Einige Damen, die in einem Fenster lagen, lachten darüber. Eine rief: Na, kleiner Dragoner, vorwärts! Jetzt wurde ich desperat, zog vom Leder, ging wütend auf das Schwein los, stach es durch und durch und nahm dann Reißaus. Für diese Heldentat erhielt ich nachher Ohrfeigen, denn mein Vater mußte zahlen.

In Einbeck hielten wir uns einen Tag auf. Wir besuchten auch den Major Weber[1]), einen Oncle in Echte, ein großer Antiquar und ein sehr interessanter Mann, in dessen Hause wir acht Tage blieben und allwo es mir sehr wohl gefiel.

Wir kamen glücklich wieder nach Hause zurück. Hier hatte der Spaß noch kein Ende, sondern wenn meine Großmutter mit den beiden Französinnen ausging, so mußte ich zu meiner größten Mortifikation in voller Montierung mit spazieren gehen. Gewöhnlich zogen wir nach Herrenhausen und Monbrillant[2]), damals sehr besuchte Gärten, wo man Kaffee trank. Ach! wie beneidete ich dann die Jungens, die sich auf dem Grase wälzten. Nach unserem Hause kam ich selten hin, da der Kirchhof das Ziel meiner großen Wanderung war. Einstmals kam mein Bruder und fing an mich zu bereden, mit ihm nach unserem Hause zu gehen; ich weigerte mich gewaltig, endlich gewann seine Beredsamkeit die Oberhand, und ich ging. Wider mein Erwarten fand ich alles daselbst sehr amüsant. Jetzt wurde mein Vater auf mich aufmerksam und fand, daß es Zeit sei, mich von den Weibern wegzunehmen. Ich mußte demnach bald darauf und zwar zum größten Leidwesen meiner Großmutter, die sich sehr an mich gewöhnt zu haben schien, zu Hause kommen. Obgleich nun letztere mich mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit ihrer Meinung gemäß behandelte, so hat doch der Aufenthalt bei ihr wahrscheinlich einen großen Einfluß auf meinen Charakter gehabt, denn ich wurde erstens verzogen, zweitens verweichlicht, indem man mich wie ein Mädchen behandelte und mich mit Näschereien und Leckerbissen nudelte; drittens wurde ich durch das ewige Zuhausesitzen, wenige Bewegung, wenig Umgang mit Knaben meines Alters und durch die Einsamkeit träumerisch, melancholisch, still,

[1]) Zweiter Mann der Schwester des Großvaters, Charlotte Schaumann, verwitwete Bünemann, geboren 1741

[2]) Jetzt Welfengarten.

menschenscheu und blöde; viertens wurde ich ein Heuchler und ein Schadenfroh und mochte gern andere Kinder, besonders meinen Bruder Karl, verachten hören, welches daher rührte, daß die Domestiken mich oft und zwar in meiner Gegenwart den guten, artigen, sittsamen und gesetzten August, dagegen meinen Bruder den wilden, gottlosen, ungezogenen, wütenden Bösewicht Karl nannten, und welche Schmeicheleien daher nicht verfehlten, auf mein jugendliches Gemüt einen bösen Eindruck zu hinterlassen.

Nachdem ich einige Zeit zu Hause gewesen, wurde ich in die öffentliche Schule des Küsters Wuth an der Ägidienkirche getan. Dieser Mann hieß Wuth, war aber auch ein Wüterich. Den ersten Morgen zeigten mir die Jungens erstlich ein Lineal, um damit auf die Fingerspitzen, einen dünnen Stock, um damit ins Flache der Hand zu schlagen, eine lederne Peitsche und ein Stück Tau, um damit unbeugsame Gemüter geschmeidig zu machen, zwei Beutel mit harten Erbsen, um darauf zu knien, und zuletzt ein Brett mit einem schwarzen Esel darauf gemalt, der den Delinquenten umgehangen wurde, um damit hinterm Ofen auf der Eselsbank zu paradieren. Auch zeigten sie mir vor der Stubentür den Fleck, wo der Herr Küster meinen Bruder Karl einstens windelweich durchgeprügelt habe. Die Haare standen mir zu Berge. Jetzt tönten schwere Tritte die Treppe hinauf. — „Husch! er kommt," hieß es, und der Küster oder Kantor, ein starker Mann, trat gravitätisch und mit allem Pomp eines Schulmonarchen, nämlich in Schlafrock und gewalkter Nachtmütze, herein, und nun ging das liebe Leben los. In dieser Schule habe ich vor Angst nichts lernen können. Einstens kam die Reihe an mich, ein Donat weiter zu übersetzen; ich hatte noch gar keinen Unterricht im Lateinischen gehabt, wurde bestürzt und schwieg. Der Küster rief wütend: „Weiter, du Schlingel!" Ich schwieg. Nun, so will ich dir's Maul öffnen. Hiermit nahm er die Peitsche, ich aber kroch unter die Bank. Die ganze Schule wurde aufgefordert, Jagd auf mich zu machen. Man fand mich endlich; zwei große Flegels mußten mich über eine Bank legen und halten; dann nahm er die Peitsche und haute über meine posteriora. Jetzt schrie er: „Willst du nun?" „Ach, Herr Küster, ich habe ja noch nie Latein gelernt!" — „Was," rief er lachend, „warum hast du denn das nicht gleich gesagt!" — Ich wurde losgelassen.

Wir mußten jeden Tag lange Lektionen aufsagen, und bei der geringsten Stockung setzte es Prügel oder wir mußten nachsitzen, oder, auf Erbsen kniend, unter Heulen und Zähneklappen Lateinisch übersetzen. Unzählig sind die Ohrfeigen, Rippenstöße, Nasenschneller und Handschläge, die hier ausgeteilt wurden. Es war dieses daher ein Grund mehr, warum ich den Soldatenstand liebte, weil ich zum wenigsten hoffen konnte, in meinem zwölften Jahre von allem Latein und den diese Sprache damals stets begleitenden Prügeln frei zu kommen. Mein Ehrgeiz und mein feines Gefühl waren gar nicht dazu gemacht, eine solche rohe Behandlung ohne Eindruck zu ertragen. Ich wurde

erst traurig, blöde und verblüfft, dann empfindlich und gleichsam in meinem Innersten verwundet, zuletzt abgehärtet und verstockt.

Während ich diese Schule frequentierte, passierte in der Familie manches, welches mir erinnerlich geblieben. Zum Beispiel eine Gräfin von Platen, die öfters nach unserem Hause kam und meine Mutter besuchte und mir viele adlige Siegel zu einer Siegelsammlung schenkte. Ferner die glänzende Hochzeit, welche mein Onkel, der Rittmeister Georg Schumann, der eine Mamsell Unger heiratete, auf dem „neuen Hause" gab und wo jedermann sehr lustig war, ausgenommen ich, weil ich bei dieser Gelegenheit nachmittags in der Eilenriede einen meiner Sporen verlor und aus Furcht, von meinem Vater darüber bestraft zu werden, Musik und Bankett zum Teufel wünschte.

Eines Abends saßen wir in der sogenannten kleinen Stube beim Abendessen eine Treppe hoch, als jemand plötzlich anklopfte, und als ein armer reisender Schustergesell um Gottes willen ein Almosen sich erbat. Mein Vater, böse, daß sich des Abends ein Bettler ins Haus geschlichen haben sollte, riß beinahe die Schelle entzwei, mochte aber so viel schellen, als er wollte, kein Domestik erschien. Als nun aber der Bettler ungestümer wurde und sogar darauf bestand, wir möchten doch erlauben, daß er sich mit an unsern Tisch setze, denn er wäre hungrig, da griff mein Vater wütend nach einem Stock — aber in demselben Augenblick öffnete der vermeintliche Bettler die Tür ganz, und siehe, es trat ein Mann herein, bis an die Augen in einen weißen Mantel verhüllt; der Mantel fiel, und es stand vor uns mein Onkel Viktor Schaumann in voller Offiziersuniform und mit einer Ehrenmedaille im Knopfloch. Er kam soeben von der Belagerung von Gibraltar (1783) zurück und war zehn Jahre abwesend gewesen; ich hatte ihn daher noch nie gesehen. Ich brauche nicht zu sagen, welche Freude diese Überraschung uns allen gewährte.

Um diese Zeit errichtete ich auch eine sehr intime Freundschaft mit einem jungen Menschen, der mit bei Herrn Wuth die Schule frequentierte und Belleville hieß. Dieser war ein Genie, konnte allerhand Sächelchen verfertigen und exzellierte besonders in der edlen Feuerwerkkunst, war auch in der Schule bei jedem Schelmenstreich, Ersinnung eines Kunststücks oder sonstigem Zug eines sich bäumenden Genies à la tête. Ich hing daher sehr an ihm und rühmte seine Geschicklichkeit, wo ich nur konnte. Wollte ich etwas behaupten oder beweisen, so hieß es immer, Belleville hat's gesagt, Belleville macht's auch so, Belleville weiß es am besten. Über diesen meinen Freundschaftseifer lachte man denn zu Hause gewaltig und nannte mich von der Zeit an nie anders als Monsieur Belleville, welchen Namen ich, wie ich glaube, noch diese Stunde trage. Machte ich irgendeinen Streich, so hieß es: der war wieder à la Belleville.

Mein Onkel Viktor bekam bald nachher den Auftrag — ich glaube er hatte mit einem Offizier getauscht —, einen Transport Rekruten nach Ostindien zu führen, woselbst damals ein Kontingent hannöversche Truppen in

englischem Solde stand. Er nahm es vorläufig an. Seine Bagage wurde in Ordnung gebracht, und da er wußte, daß ich zum Soldaten bestimmt war, tat er meinem Vater den Vorschlag, mich als Kadett mit nach Ostindien zu nehmen; mein Vater willigte ein. Auch für mich war dies ein gefundener Schatz, denn einer meiner süßesten Jugendträume war, zu reisen und fremde Länder zu sehen. An meine Equipage wurde daher auch gedacht und viel darüber gesprochen. Stolz und aufgeblasen kam ich daher eines Nachmittags in meiner vollen Dragoneruniform in die Schule, und wie an mich die Reihe kam, weiter zu lesen, stand ich auf und sagte: „Herr Wuth, was kann's helfen, daß ich hier noch lese, ich gehe in acht Tagen nach Ostindien." — Grauenvolle Stille. — Alle Jungens sehen meine Uniform mit Bewunderung an und rissen die Augen auf; der Küster selbst etwas verdutzt fragte: „Was ich damit meine?" Ich erklärte ihm dann alles. „Wohl, wohl!" sagte er trocken und sarkastisch, „du willst also dem Kalbsfell folgen? Wohl bekomm's!" Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's! Wenn die Freude den höchsten Gipfel erreicht hat, so wird sie gewöhnlich ebenso geschwind zu Wasser; so hatte auch die Reise nach Ostindien bald ein Ende. Mein Onkel nämlich war nach Stade gereist, ich glaube, um die Schiffe zu besehen, muß aber das ganze Unternehmen nicht profitabel befunden haben, denn, aus welchem eigentlichen Grunde habe ich vergessen, er lehnte die Sache ab; damit war's aus. Ich war acht Tage untröstlich, aber was half's? Noch erinnere ich mich mit Schrecken, wenn des Morgens die Ägidienuhr neun schlug und mich statt nach Ostindien nach Herrn Wuth rief; jeder Schlag schnitt mir durch Mark und Bein, und mein Herz war beklommen. Von der Zeit an ist mir der Ton jener Glocke unausstehlich gewesen. — War ich Sonntags auf dem Lande, so deuchte mir jede Minute kostbar, denn dieser schöne Tag ging bald vorüber, und sechs saure und prügelvolle Tage folgten bei Herrn Wuth nach. Endlich und zu meiner größten Freude durfte ich die Schule des Herrn Wuth verlassen und in Quinta der hohen Schule eintreten.

Etwa um diese Zeit (1789) starb meine Schwester Dorette, ein wunderschönes Mädchen, sieben bis acht Jahre alt, an zurückgetretenen Blattern. Ihr langes, lockiges, kastanienbraunes Haar, eine wunderschön geformte Nase, sanft gerötete Wangen, eine blendend weiße Haut, große, dunkelblaue Augen wurden von jedermann bewundert. Sie hatte den Verstand und das Gemüt eines Engels. Außer anderen für ein Mädchen ihres Alters ungewöhnlichen Talenten sprach sie sogar schon französisch; sie wurde daher auch von mehreren adligen Familien als Gespielin für deren Töchter sehr gesucht und jedesmal mit der Equipage abgeholt. Eines Tages aus einer damals am Walle, dicht bei dem Hause des Rats Kaufmann, gehaltenen Töchterschule zu Hause angekommen, klagte sie über Kopfweh und Frösteln; es war Winter. Sie legte sich, die Blattern erschienen, traten aber, wahrscheinlich durch Erkältung auf

dem Schulwege, wieder zurück. Wir saßen eines Abends um ihr Bett; es war still, 11 Uhr und die Haustür verschlossen. Plötzlich sahen wir die äußere grüne Tür aufgehen, so daß die Dielenleuchte durchs Stubenfenster schien, und es wurde stark angeklopft; mein Vater rief: „Herein!" Niemand kam, die grüne Tür fiel langsam wieder zu. Ich mußte hinaus und zusehen, wer da sei, und als ich niemand fand, auch die Domestiken fragen, ob jemand von ihnen geklopft habe; aber sie hatten es nicht getan, auch niemanden gesehen. Schreck und Erstaunen malte sich in den Gesichtern meiner Eltern; meine Mutter weinte bitterlich. Nach einer halben Stunde fing meine Schwester an zu phantasieren: sie sähe einen mit Blumen bekränzten Sarg in der Mitte des Zimmers auf einem Tische stehen, um welchen ein weißer Umhang festonartig befestigt wäre. Zwei Uhr nachts wurde der Leibmedikus Wiechmann noch einmal gerufen; aber seine Kunst war zu Ende. Meine Schwester starb, und mit ihr brach das Herz meiner Mutter, welche diesen Verlust nie wieder überwunden hat. Zufällig lag Dorette auf einem mit Festons geschmückten Tische auf derselben Stelle im Sarge ganz so, wie sie phantasiert hatte, welches wir uns nachher erst wieder erinnerten. Ihr Profil war so schön, daß der Hofkupferstecher Ganz es im Sarge zeichnete; ihre Wangen gerötet, dazu die schönen braunen Locken, das weiße Gewand mit himmelblauen Schleifen mit Orangenblüten- und Rosmarinbuketts überstreut; ich habe nie eine schönere Leiche wieder gesehen. Sie wurde auf dem St. Nikolaikirchhofe vor dem Steintor begraben. Sanft ruhe ihre Asche!

In Quinta war ein gewisser Herr Müller Lehrer. Hier wurde ich besser behandelt, allein die Klasse war zu voll, so daß es unmöglich war, daß auf eines jeden Fähigkeiten reflektiert werden konnte, und man lernte hier eigentlich wenig. Das Beste war das jährliche Examen, nach welchem Rosinen, Feigen und Mandeln in Menge verteilt, und das Martinifest, welches auch solenniter begangen wurde. Die Gänse, die das Glück hatten, zum Präsent an den Lehrer als Schlachtopfer überreicht zu werden, wurden mit Bändern verziert, auch deren Schnabel und Pfoten vergoldet. Dann zog die ganze Klasse in Prozession, die Gänse à la tête, nach dem Hause des Lehrers, dessen Frau Gemahlin solche schmunzelnd in Empfang nahm. Hier wurden wir mit Äpfeln, Wein und Kuchen regaliert, worauf wir dann aus dem Tore ins Feld zogen, um Krieg zu spielen; Festungen wurden gebaut, mit Erdklößen beschossen, zuletzt gestürmt. Da uns aber der Wein in den Kopf gestiegen war, so wurden wir bald im Ernst streitig und eine Generalbataille entstand, von der wir mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern, erhitzten und zerkratzten Gesichtern zu Haus kamen.

Nichts Erhebliches passierte während dieser Zeit, das einer ferneren Aufnotierung wert wäre. Ausgenommen, daß ich und mein Bruder nacheinander mehrere Informatoren erhielten. Einer namens Hüttich war ein außerordentlich guter und geschickter Mensch, der besonders in den Religionsstunden einen

sehr rührenden Vortrag hatte. Meine selige Mutter kam jedesmal herein, ihm zuzuhören. Er starb an den Blattern. Wir erhielten hierauf Unterricht von mehreren Primanern, sogenannten Schulfüchsen, denen wir aber leider auf der Nase spielten. Unser letzter Lehrer war der Kandidat Meyer, nachher Pastor zu Limmer.

Nachdem ich meine Studien in Quinta beendigt, trat ich in Quarta ein, woselbst Herr Eisenhard, ein starker Mann in großer Perücke mit schwarzbuschigen Augenbrauen, Schulmonarch war. Hier wurden wir schon mehr mit Latein gehudelt; ich begann mit Langers Colloquia, die sich anfingen: Heus, heus Christiane, tempus est usw. — Ich fing darauf den Cornelius Nepos an, der mir noch am besten gefiel. — In dieser Zeit war ein fürchterlicher Brand im Wolfshorn, in einer engen Straße dicht an der unsrigen. Es war Winter und zwar einer der härtesten, der je in Hannover erlebt worden ist. Sobald der Wind in das brennende Torfmagazin blies, war die ganze Stadt mit Funken bedeckt. Unsere Diele war voll Sachen der Nachbarn und der unsrigen, die gepackt fertig standen, und da alles oben im Hause beschäftigt war, stellte man mich unten auf Schildwache. Hier stand ich in der bitterlichsten Kälte von sieben Uhr abends bis zwei Uhr nachts. — Ich amüsierte mich, das Feuer mit einer brennenden Festung, mich aber mit einem Soldaten zu vergleichen; ich hielt daher aus.

Da ich unterdessen zum Studieren nicht bestimmt war, nahm mein Vater mich aus Quarta und schickte mich zu einem Kandidaten namens Hoffmann, nachher Pastor in Rosdorf bei Göttingen, woselbst fünf oder sechs andere junge Leute morgens und nachmittags Unterricht im Latein, im Französischen, in der Geschichte, Rechnen und Mathematik, Geographie, Religion usw. hatten. Dieser Kandidat war ein verschmitzter Mann und wußte uns so ziemlich im Zügel zu halten; auch habe ich bei ihm noch am meisten gelernt.

Etwa in dieser Periode war es, daß meines Vaters aufbrausendes Wesen mir auffiel. Er war so hitzig wie Schießpulver. Knall und Fall war eins. Gnade Gott dem, der ihm in den Weg trat, wenn er aufgebracht war! Seine Klienten, besonders Bauern, die ihm den Kopf warm machten, schmiß er die Treppe herunter, daß die Beine in die Höhe kehrten, oder sie wurden furchtbar angeschnoben. Alle Juden, selbst die reichsten und vornehmsten, redete er mit: Guten Morgen, Spitzbube, nun, was hast du nun wieder eingebrockt! an. Diese waren aber dergleichen Redensarten von meinem Vater schon so gewohnt, daß sie darüber lachten. Meiner seligen Mutter hatte aber die Hitze und das brüske Benehmen meines Vaters manche Träne gekostet. — Bei einem solchen Temperamente war es natürlich, daß auch wir unseren Teil, nämlich viele Prügel und Ohrfeigen, erhielten. Wir fürchteten ihn daher fast sklavisch und verkrochen uns, wenn wir seine Tritte hörten. Ich erinnere mich sogar, daß, wie ich einst meinem älteren Bruder als eine besondere Merkwürdigkeit erzählte, der Vater habe freundlich und zutraulich mit mir

geredet, er dieses unglaublich fand. — Es ist die Erziehung ein eigenes Ding. Prügel allein tun es freilich nicht. Mein Vater hätte es anders angreifen sollen und sich vielen Ärger ersparen mögen. Mein ältester Bruder lernte Klavier und Violine, auch Zeichnen, ich aus Ökonomie aber nichts, obwohl ich Musik und Malerei, diese das Leben verschönernden Künste, sehr liebte. Ich habe zwar das Versäumte in älteren Jahren nachzuholen mich sehr bemüht, aber leider gefunden, daß man als Hans diese Sachen nicht so leicht lernt, als wenn man noch ein Hänschen ist.

Was nun meine übrige Erziehung sowie meinen sittlichen Charakter anbetrifft, so hat mein Bruder Karl darauf einen großen Einfluß gehabt. Die Raschheit seines Charakters riß mich unwiderstehlich mit fort; ich wurde in alle seine Unarten mitverwickelt und öfters veranlaßt, durch seine Vorschläge an Dingen teilzunehmen, an die ich allein nie würde gedacht haben. Wie oft über seine Kühnheit erstaunt habe ich nicht gebeten, von diesem oder jenem, welches er eben vorhatte, abzustehen, weil es der Vater verboten habe. Allein sobald er mich eine feige Memme nannte und dadurch einen falschen Ehrgeiz in mir erweckte, so glaubte ich, ich dürfe nicht zurückstehen. Verfuhr nun mein Vater hierüber entrüstet hart mit uns, so hat meines Bruders Karl unbezähmbare Wildheit und Unbändigkeit gerechten Anstoß dazu gegeben, und da ich stets mit hineingezogen wurde, so hieß es dann mit gefangen, mit gehangen. Meines Bruders Genie half ihm übrigens, das Versäumte leicht nachzuholen; er war eins von den seltenen Wesen, die unter Toben, Lärmen, Schulversäumen usw. ebensoviel lernen wie die fleißigsten; ich aber, der ich schon schwerer lernte und begriff, für mich war die übel angewandte Zeit unwiederbringlich verloren. Ach, wäre ich doch in bessere Hände und in eine andere Umgebung gefallen! Hätte ich einen Führer gehabt, der mich nahm, wie man mich nach meinem Charakter hatte nehmen müssen, der vertraulich, sanft, aufmunternd und meinen Ehrgeiz aufregend, mir ratend und leitend zur Seite gestanden hätte, dann würde aus mir sicher ein tüchtiger, guter Mensch geworden sein. Aber ich war ein schüchternes, sonderbares, verkanntes Wesen, ein Stück Wachs, welches je nachdem es in die Hand eines Canova oder eines Pfuschers fiel, sich demgemäß bildete. Ein hartes Wort, ein bitterer Spott, eine unverdiente Härte, ein ungerechter Vorwurf über Mangel an Geistes- oder Körpervollkommenheiten, Sachen, die als von der Natur mir versagt ich mir doch nicht selbst geben konnte, machten, daß ich mich wie eine unsanft berührte Schnecke rasch in mein Innerstes zurückzog und für jedermann auf lange Zeit verschlossen blieb. Seit dem Tode meiner Mutter und bis zur abermaligen Verheiratung meines Vaters waren wir überdem uns selbst überlassen, und man kann sich leicht denken, welche Folgen unsere sehr vernachlässigte Erziehung haben mußte. Wir hielten uns gewöhnlich in der Bedientenstube auf, wo wir denn keine guten Sitten lernen konnten, und außer den Schulstunden, wenn nicht Baden oder Schlittschuh-

laufen uns beschäftigte, trieben wir uns auf dem Boden, im Holzstalle oder im Keller herum, allwo wir Festungen bauten, stürmten und andere dergleichen lärmende Spiele trieben. Besonders hatten unsere Bedienten, einer davon war Bruder des Artillerie-Hauptmanns Jasper, meistens Originale, viel von uns auszustehen. Schlossen sie ihre Stube zu, so wurde solche als eine Festung betrachtet, in Blockadezustand erklärt, belagert und mit Sturm eingenommen. Auch mit Feuerwerkerei machten wir vielen Spuk, bei welcher Gelegenheit einst ein Glas mit Pulver aufflog und uns sämtlich betäubt und verbrannt mit Tisch und Stühlen auf Gottes Erdboden warf. Der Knall wurde in der ganzen Straße gehört.

Was nun übrigens meinen Vater betrifft, so blieben ihm, der den ganzen Tag an den Schreibtisch gefesselt war, die meisten unserer Unarten unbekannt. Mein Vater hatte, eben von der Universität gekommen, sich gleich als Advokat besetzt und geheiratet. Umgang hatte er außer nahen Verwandten und einer Whistpartie fast gar nicht; die Welt kannte er daher fast gar nicht, und sie blieb ihm fremd, und dadurch blieben wir in Bildung zurück. Er war übrigens höchst rechtlich und so besonders arbeitsam und fleißig, daß er, so lange ich denken kann, von des Morgens neun Uhr bis eins und von vier Uhr bis acht bis neun Uhr abends, ohne einen Tag überzuschlagen, Sonntag und Alltag und wie angeschmiedet auf seiner Studierstube arbeitete. Er soll auch jährlich zweitausend Reichstaler verdient haben. Selbst des Sonntags arbeitete er von neun Uhr morgens bis ein Uhr mittags und erlaubte sich nur nachmittags das Vergnügen, Ricklingen oder einen öffentlichen Garten zu besuchen und dort Kaffee zu trinken. Des Abends nach Tisch ging er hierauf zu meiner Großmutter, spielte Toccategli oder Tarock, rauchte sein Pfeifchen und schien froh zu sein, wenn er uns weder hörte noch sah. Nur des Mittags examinierte er uns sehr scharf, tadelte in schneidend kalten, bittren, sarkastischen Ausdrücken alles, rüffelte uns, teilte Ohrfeigen und noch mehr aus, so daß wir Gott dankten, wenn der Tisch zu Ende war. In Gesellschaft, die ihm gefiel und wo er sich nicht genierte, war er freundlich, gesprächig, zuvorkommend, ja bisweilen ordentlich ausgelassen und dann höchst komisch. Während des Zeitraumes von 1785 bis 1791 wurden auch meine anderen Geschwister, nämlich Wilhelm, Eduard, Otto und Lotte, geboren, deren Kindtaufen mit Zeremonien begangen wurden, und ich fand es damals sehr hart, daß die bei dieser Gelegenheit spendierten Kuchen, Biskuit, Schokolade, Malaga usw. nach dumm hergebrachtem Brauch an Vettern, Basen, Bekannte und an alle Kaffeeschwestern meiner Großmutter, als da waren die verwitwete Spediteurin Kumme, die verwitwete Wagenmeisterin Schlothuber, die verwitwete Kantorin Winter, die verwitwete Madame Menadier, von Reiche, Nölten usw., verteilt und verschenkt werden mußten, ich und mein Bruder aber nichts als höchstens ein Paar neue Pumphosen erhielten.

Die Ökonomie war in unserem Hause zwar auf einem honorigen Fuß,

aber zugleich auch sehr sparsam eingerichtet. Wir Kinder erhielten täglich unsere bestimmte Portion, nämlich morgens ein Zweipfennigbrod und zwei Tassen Milch, mittags ein Uhr Suppe, ein Stück Brot, ein kleines Stückchen Fleisch und zwei kleine Portiönchen Gemüse, nachmittags vier Uhr ein Zweipfennigbrod, nie mehr, selbst wie wir älter wurden; dazu konnten wir so viel Wasser trinken, als wir wollten. Daß nun obengenannte Ration für unsere Straußenmägen bei unserer Beweglichkeit nicht hinreichend war, beweist, daß ich mich nie erinnern kann, gesättigt vom Tische aufgestanden zu sein. Wir waren beständig hungrig und gierig wie die Wölfe, und gnade Gott, wenn man vergessen hatte den Speiseschrank zuzuschließen; er wurde sofort spoliiert. Wollten wir uns indessen einmal eine Güte tun, so sparten wir ein paar Pfennige auf, kauften Milch, Weizenmehl, Butter, Zucker und Kaneel, blieben des Abends in der Bedientenstube, bis meine Eltern zu Bette gegangen waren, kochten dann im Ofen einen dicken Milchbrei, den wir reichlich mit brauner Butter und Zucker garnierten, bei welchem unser Bedienter Haverkamp mit von der Partie war.

Unsere Spiele und Beschäftigungen waren, wie gesagt, meistenteils unartig, zeitverderbend und halsbrechend, allein zuweilen doch auch originell und anständig. So lernten wir von unserem Cousin Unger den Bau, die Beschaffenheit und Wirkung einer Elektrisiermaschine, wir verfertigten sehr artige Ombres chinoises, Marionetten-Theater oder andere Chosen der Art und zeigten dann, daß es uns an Genie nicht gebrach. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Abende, die wir so beschäftigt hinbrachten. Nur wenn Cousin Christel auf dem Garten zu Ricklingen es sich einfallen ließ, unsere Voltigierkünste, Soldaten- und Räuberspiel mitmachen zu wollen, dann kam er mit seiner Gelehrsamkeit zu kurz, und seine pedantische Unbehilflichkeit und Furchtsamkeit gaben uns immer Anstoß zu Spott und Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm von Humboldt und Frau von Stael.

Von

Albert Leitzmann.

(Fortsetzung.)

III.

Wenige Wochen nach Frau von Staels im Mai 1800 erfolgter Abreise aus Paris nach Coppet setzen im Juni Humboldts Briefe ein, der sich nach der spanischen Reise in Paris rasch wieder eingelebt hatte. Von den Antworten der Frau von Stael hat sich bedauerlicherweise nicht ein einziges Blatt erhalten.

Madame,

Je suis honteux, Madame, de ce que Votre billet m'a prévenu. Mais voilà ce que c'est que de ne pas suivre ses premières impulsions. Si je l'avais fait, je vous aurais écrit dans les premiers jours après Votre départ. Mais n'osant jamais espérer que mes lettres puissent inspirer quelqu'intérèt, j'avais remis d'un jour à l'autre le projet de Vous donner de mes nouvelles, et à présent j'ai rougi de ma timidité en lisant votre billet. Mais aussi l'avez Vous bannie pour toujours de mon esprit, Madame, et je puis vous promettre avec sureté que Vous n'aurez plus de reproches à me faire à ce sujèt.

Ma femme est accouchée d'une fille, il y a cinq semaines. Mais il ne fallut que bien peu que cet enfant ne m'eût couté très cher. Sa pauvre mère a horriblement souffert, et son étât m'a inspiré pendant une demi-journée à peu près les craintes les plus vives et les plus fondées pour sa vie. Votre ame sensible, Madame, imaginera facilement, combien j'ai souffert dans le cours de ces heures cruelles. Cependant le danger passa bientôt et les couches ont été aussi tolérables que nous pouvions le desirer. Madame de Humboldt est infiniment sensible à la part touchante que Vous voulez bien prendre à elle et Vous prie de lui conserver Votre souvenir.

Je Vous avais demandé la permission, Madame, de Vous entretenir encore quelquefois de Votre ouvrage et la richesse de son sujèt et la manière dont Vous l'avez traité, forceront tous ceux qui s'en seront une fois occupé sérieusement, d'y revenir souvent. Je l'ai lû et relû plusieurs fois depuis votre départ, je l'ai médité et il m'a donné beaucoup de nouvelles vues sur la litérature, le génie du siècle, et sur le caractère de Votre nation.

Vous nous y offrez, Madame, en même tems l'exemple et la définition de cette éloquence que Vous nommez l'éloquence de la pensée et dont Vous avez

si bien deviné le secrèt. Car tous les traits qui appartiennent de plus près à l'ame et qui Vous échappent si heureusement dans Vos écrits, découvrent toujours de vastes régions que Votre génie a parcourues, et ressemblent à des éclairs à la lumière desquels on croit appercevoir un instant la profondeur de la pensée et du sentiment, d'où ils sont provenûs.

Vous appartiendrez toujours, Madame, à la classe des auteurs qui montrent davantage leur ame que leur objet. Ce n'est pas que Vous ne donniez à ce dernier tout le développement et toute la clarté dont il soit susceptible, mais c'est que l'intérèt qu'inspire Votre individu nuira toujours à celui que l'on prendra au sujèt que Vous traitez. C'est l'appanage des ames grandes et élevées de donner leur teinte à tout ce dont elles s'occupent, et si les têtes purement méthodiques sont propres pour avancer les sciences, il n'y a que les auteurs de la classe dont je viens de parler qui puissent reculer les limites de la pensée et du sentiment et faire faire des progrès au génie de leur siècle.

C'est là, Madame, ce qui rendra l'étude de Vos ouvrages pour toujours chere aux hommes justes et impartiaux. Il n'en puiseront pas seulement des connaissances précieuses, des idées frappantes à la fois par leur justesse et leur beauté; ils y découvriront encore un génie qui s'élève au dessus de sa nation et de son siècle; ils en rapporteront de quoi étendre et perfectionner l'idée qu'ils s'étaient formés jusques-là de l'homme et de sa manière de penser et d'agir; idée à laquelle doit pourtant, ce me semble, aboutir tout ce dont nous nous occupons.

Car quel est enfin le but de nos pensées, de nos sentiments et de nos actions, de nos recherches et de nos travaux, de notre vie privée et de nos institutions publiques? Cette grande question serait importante à résoudre; Vous mîme, Madame, l'avez souvent indiquée, elle contient, si je ne me trompe, le secret de Votre ouvrage sur les passions, où Vous avez si bien peint ce qui trouble la paix de l'ame, mais où, je l'avoue avec franchise, Vous ne réussissez pas également à nous faire voir les ressources auxquelles nous devons recourir.

Ne serait-ce pas encore l'incertitude qui regne sur la réponse qu'il y aurait à faire à cette question, qui imprime à notre siècle le caractère d'inconséquence qu'il perte évidemment? ne serait-ce pas cette même incertitude qui a fait que les hommes les plus éclairés n'ont pas trouvé de système social qui convienne à tous nos besoins? que le courage le plus sublime n'a pas mis en mouvement les ressorts nécessaires pour l'exécuter?

Le défaut caractéristique de notre siècle est l'impatience jointe au doute. Notre esprit ne repose nulle part; nous reculons tous les termes auxquels s'arrêta la paresse ou la modération des siècles passés; tout sous nos mains ne devient qu'un moyen pour arriver à quelque chose de plus éloigné, et sans nous faire une illusion quelconque, nous proposons la question dont je viens de parler, dans toute son étendue. Mais ce n'est pas tout. Libres de préjugés, mais n'ayant pas trouvé encore les formules des principes qui pourraient nous guider dans tous les cas avec sureté, et dénués de sentimens qui en tiendraient lieu, nous sommes environnés de doutes, nous reculons à chaque pas, et il y aura peu d'hommes parmi ceux qui ont agi sur la scène pendant ces dernières dix années, qui en choisissant un parti n'en eussent pas vû avec une clarté à peu près égale les avantages et les inconvéniens, ce qui coupe toujours le nerf aux actions, et rallentit le courage surtout de l'homme juste et vertueux. Nous manquons à la fois de point de départ et d'arrivée; le premier ne nous est pas indiqué par notre sentiment, le second ne nous est pas prescrit par notre raison.

C'est ce que Vous avez très-bien senti, Madame, en Vous plaignant plusieurs fois dans Votre ouvrage du manque d'enthousiasme que l'on remarque aujourd'hui. Car la raison et le sentiment peuvent également nous conduire à cette élévation sublime; et quoiqu'en disent la plupart de nos métaphysiciens, il n'y a que l'esprit purement analytique qui nous en éloigne. C'est un beau passage de Votre livre, Madame, où Vous nommez «la nature humaine toujours plus aride, tous les jours plus à plaindre, brisant chaque jour quelques uns des liens formés par la délicatesse des affections et des sentimens».

Toutefois l'importante question dont il s'agit, n'est pas résolue encore, ou si elle l'est pas aux yeux de tout le monde; elle ne l'est pas pour notre sentiment et notre cœur; sa solution n'est pas proposée comme elle devrait l'être incontestablement, comme la norme de toutes nos pensées, nos sentimens et nos actions.

Je n'entreprendrai point à la résoudre, Madame, cette question difficile. Mais je croirais que quiconque voudrait l'approfondir, devrait étudier surtout le caractère des hommes, l'empreinte qu'ils donnent et qu'ils reçoivent des objets qui les environnent. Voila au moins le chemin que j'ai choisi moi-même. Ne m'ayant jamais senti un grand penchant vers l'action, je me suis presque constamment occupé d'idées. Mais ce n'est pas l'idee détachée de l'individu qui jamais a eû beaucoup d'attraits pour moi; je n'en ai été frappé que lorsque je l'ai vû sortir d'un mouvement énergique et spontané de l'ame et quand j'ai crû découvrir en même tems en elle une partie de l'étât de cette dernière. Et c'est dans l'intimité de cette alliance de l'idée avec l'ame, c'est dans la force que nous possédons d'enrichir notre existence par les objèts de la nature et d'influer réciproquement sur eux par la seule élévation que nous portons dans l'ame, que nous devons chercher le principe qui servirait à la fois de norme à notre raison et d'impulsion à notre volonté, pour diriger nos pas vers un but général et élevé, mais déterminé avec clarté et précision. Il serait d'autant plus nécessaire d'en faire la recherche, qu'après avoir détruit tout ce qui appartient à l'empire des préjugés, nous devons mettre quelquechose à leur place qui inspire la même sorte de conviction et d'enthousiasme sans que la raison puisse y trouver à redire.

Mais il est tems de finir. Pardonnez, Madame, si j'ai abusé de Votre patience. Mais il est impossible de s'occuper de Vous, sans en venir à une suite d'idées qui entraine l'esprit malgré lui.

J'ai trouvé il y a à peu près quinze jours une occasion pour faire passer Votre ouvrage à Göthe. J'en attends en quelque tems la réponse et ne manquerai pas de Vous la faire parvenir.

J'ai reçu il y a trois jours une lettre de mon frère. Il était alors au Caracas, et avait fait plusieurs voyages intéressans dans l'intérieur du païs, qui lui avaient valû un grand nombre d'observations nouvelles tant sur la nature physique, que sur quelques peuplades sauvages. Ses recherches l'absorbent entièrement. Mais dans quelle ignorance il vit de ce qui se passe en Europe! Imaginez, Madame, qu'à la fin de Pluviose il ne savait pas encore rien du 18. Brumaire et croyait la Prusse en guerre avec la Russie.

Daignez ne pas m'oublier, Madame, et m'en donner bientôt l'assurance par quelques lignes de Votre main. Vous ajouterez par là une jouissance bien douce à la vie de celui à qui Vous avez inspiré pour toujours les sentimens de l'estime la plus vraie et du dévouement le plus pur.

à Paris, rue et boulevard de Bondy, nr. 42. 3. Messidor, an 8. [22. Juni 1800.]

Humboldt.

J'apprens dans ce moment la bataille que Buonaparte vient de livrer aux Autrichiens et qui le rend maître de l'Italie. Je ne puis vous exprimer la joie que j'en ressens. Je tiens par beaucoup de liens à la France et mes vœux accompagnent encore plus volontiers ses armées depuis que l'espérance de la paix, la renaissance de l'ordre, de l'industrie et du bonheur de l'Europe s'attache à ses victoires.

Die Tochter, von deren vor fünf Wochen erfolgter Geburt Humboldt berichtet, ist die am 17. Mai geborene Adelheid, die spätere Frau von Hedemann, die zur Erinnerung an die glücklich vollendete spanische Reise und eine liebenswürdige Spanierin noch den spanischen Namen Rafaela und den französischen, von Schlabrendorf, dem Freunde des Humboldtschen Paares, gewählten Namen Aurore erhielt, weil sie mit Anbruch des Tages geboren war. — Das Werk der Frau von Stael, dessen Lektüre zu der Charakteristik der Verfasserin Anlaß gibt, die den Hauptteil des Briefes füllt, ist die Schrift „De la litérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales", über die ich schon im vorhergehenden Abschnitt genauere Mitteilungen gegeben habe. Die wörtlich zitierte Stelle über die moderne Trockenheit der menschlichen Natur findet sich dort im Kapitel über Ossian. An Goethe hatte Humboldt das Buch am 1. Juni durch die Vermittlung einiger Dänen abgeschickt, die in der Nähe von Weimar durchzureisen die Absicht hatten: am 9. Juli erwähnt es der Dichter in seinem Tagebuche. Frau von Staels Begleitbriefchen vom 28. April ist mit der falschen Jahreszahl 1799 im Goethejahrbuch 5, 112 gedruckt. — Alexander von Humboldts Brief an seinen Bruder aus Caracas vom Ende Pluviose, das heißt von Mitte Februar, ist nicht erhalten: er stand damals unmittelbar vor dem Antritt einer großen fünfmonatlichen Fahrt auf den Flüssen Apure, Orinoco, Atabapo, Rio Negro, Cassiquiare und wieder Orinoco. Die Nachricht von den Ereignissen des 18. Brumaire, das heißt des 9. November 1799, dem Sturz der Direktorialregierung und dem Konsulat Bonapartes, war in dem seitdem verflossenen Vierteljahr noch nicht bis zu ihm nach Venezuela durchgedrungen. — Die am Schluß erwähnte Schlacht ist Bonapartes am 14. Juni erfochtener Sieg bei Marengo, der die Österreicher zur Räumung Oberitaliens nötigte.

Madame,

Je ne saurais Vous exprimer, Madame, combien Vous m'avez causé de plaisir par la lettre que Vous avez bien voulû m'adresser. J'ai été étonné de voir que la mienne ait pû Vous inspirer quelqu'intérêt; mais Vous avez tant d'indulgence pour ceux que Vous honorez de Votre bienveillance.

Vous savez, Madame, que j'avais toujours le desir le plus vif de passer encore l'hiver ici. Quelques obstacles s'y opposaient. J'ai sû les vaincre et je ne retournerai chez moi qu'au printems. Pardonnez, Madame, l'empressement que je mets à Vous l'annoncer; mais l'intérêt que Vous témoignez y prendre, le justifie peut-être. Je jouirai donc encore pendant quelques mois du bonheur de Vous voir et de Vous écouter; je me préparerai des souvenirs de plus,

dont je gouterai encore longtems la douceur alors que je serai forcé de vivre loin de Vous et de la France.

Vous avez raison de supposer, Madame, que je m'intéresse à Votre réputation; je m'intéresse surtout aussi au succès de ces idées qui, en portant entièrement Votre cachet, se retrouvent partout dans Vos écrits et qui tendent nécessairement à donner une direction plus juste et plus élevée à l'esprit du siècle. Je ne suis pas d'avis, si Vous me permettez de Vous le dire, que Vous répondiez à Fontanes de quelque manière que cela soit. Je crois que Vous avez raison dans les trois points que Vous citez, mais il n'y en a aucun, qui ne Vous puisse être contesté, et si l'on s'en tient davantage à la lettre qu'à la vérité des choses, Vous pouvez même paraître avoir tort.

Les premiers essais de la litérature Romaine furent en vérité des poésies, mais ces essais étaient si informes, si dénués d'esprit et de gout qu'ils ne firent point d'effèt, et qu'ils n'eurent pas même une grande influence sur le perfectionnement de la langue latine. Vous avez donc raison de dire que les véritables commencemens de la litérature Romaine étaient la prose et la philosophie. On pourrait aller même jusqu'à dire que toute la poésie latine n'est point le fruit d'un mouvement spontané de l'imagination, mais seulement le résultat des efforts de l'art. Dans les Grecs au contraire tout est nature, et l'art commence à peine aux tems d'Euripide, d'Agathon, de Ménandre et cet. — Je crois encore avec Vous que l'histoire Romaine n'a jamais fourni beaucoup de sujèts au théatre tragique des Romains, cependant Vous connaissez Vous-même cette pièce d'Octavie que l'on attribue à Sénèque. Quant au troisième point il est bien ridicule de dire que les anciens peuples du Nord n'aient pas pû imiter Ossian, puisqu'ils n'ont pas connû la traduction de Macpherson. Mais je ne saurais Vous dire en vérité, quelle peut avoir été l'influence qu'a eu cette poésie-là. C'est là une des nombreuses études qu'il me reste encore à faire.

Mais que gagneriez-Vous, Madame, en montrant même jusqu'à l'évidence que ces trois points sont exacts? Ils ne sont que des prétextes légers dont Fontanes s'est servi pour donner quelqu'apparence de vérité à sa critique générale. Or Vous ne voulez point répondre à celle-là et avec raison. Il me semble donc que Vous ferez mieux de garder entièrement le silence. Il n'y a personne qui n'ait trouvé la critique de Fontanes injuste et partiale. Vous ferez infailliblement en peu de tems une seconde édition de Votre ouvrage. C'est alors, ce me semble, le moment des Vous expliquer sur quelques objections qu'on Vous a faites et il Vous sera facile alors d'indiquer en peu de mots dans la préface, pourquoi Vous n'avez pas fait telle ou telle correction qu'on Vous avait proposée. Aprésent il me parait tout à fait contre Votre dignité de prendre notice d'une critique qui visiblement n'est produite que par l'esprit de parti.

Je me réjouis de ce qu'on ait reconnû le mérite de Votre ouvrage en Allemagne, Madame, quoique cela ne pouvait guère manquer. Quant aux articles des différentes litératures il sera toujours aisé de Vous faire quelques légers reproches. Les Italiens se plaignent surtout et, si j'ose le dire, avec raison. Il y a encore peu de jours que je fis connaissance avec un de leurs meilleurs poètes actuels, Monsieur Monti, dont l'Aristodème, tragédie qu'il a composée il y a quelques années à Rome, mériterait bien de Vous être connû. Mais le moyen d'embrasser avec une connaissance également exacte toutes les litératures à la fois? L'érudition la plus vaste y aurait succombé. On ne doit

chercher dans Votre ouvrage que des vues générales, des critiques judicieuses, des observations pleines de finesse et de génie; mais on ne doit pas Vous tenir comptes des omissions légères que l'on pourra y remarquer.

Une femme qui m'écrivit dernièrement d'Allemagne, alla même jusqu'à Vous faire le reproche de n'avoir pas parlé de la litérature Indienne. Sans trouver ce chef d'accusation fort important, je désirerais pourtant de savoir, si Vous connaissez, Madame, une charmante production Indienne, qui s'appelle Sacontala? On en a une traduction Anglaise et une autre Allemande; et il faut avouer que le petit ouvrage respire une naïveté, une douceur, et surtout une mélancolie ravissantes. La traduction Allemande est faite par le malheureux Forster et est un chef d'œuvre de stile.

Je Vous félicite, Madame, de Vos progrès dans la langue Allemande. Mais pourquoi lisez-vous cet éternel la Fontaine? Dites-moi sincèrement, je vous prie, si Vous lui trouvez du talent. Quand Vous serez arrivée ici, je Vous engagerai à lire des morceaux de la traduction que nous avons d'Homère. C'est le seul ouvrage qui puisse Vous faire apprécier entièrement l'aptitude de notre langue pour une diction vraîment poétique et une belle versification et j'ose le dire la seule traduction qui puisse Vous dédommager de ne pas lire l'original.

Vous me demandez des nouvelles de la paix, Madame. Je Vous avoue que je n'en sai pas grande chose. Après mon voyage d'Espagne l'étude a eû un attrait si puissant pour moi que je n'ai presque vû personne. Cependant je crois que quant à la guerre et à la paix, personne en France n'est guère plus savant que moi. Le fait me parait qu'on attend une réponse de Vienne. Je crois que le résultat en sera que l'on voudra entamer des négociations. Mais le cabinet de Vienne sera-t-il bien sincère? Voudra-t-il vraîment la paix? ou cherchera-t-il seulement d'obtenir des délais? Voilà ce qu'il est impossible de dire sans connaître à fond les personnes et la situation du moment. La coalition du Nord ne me parait pas probable. Mais je crois que la Prusse et le Danne-marc desirent sincèrement et vivement la paix.

Que je m'estimerais heureux, Madame, si au printems je pouvais voir Monsieur Necker à Paris. C'est toujours un spectacle ravissant que de voir un grand homme; mais ce spectacle devient d'un tout autre intérêt encore quand c'est en même tems l'homme le plus vertueux et le plus juste de son siècle dont nous approchons. Je Vous prie, Madame, de lui exprimer ces sentimens en mon nom, puisqu'une fois Vous avez eû la bonté de me nommer à lui.

Ma femme se porte aussi bien que sa petite enfant, qu'elle nourrit elle-même, et les chaleurs, dont nous sommes accablés, le lui permettent. Elle me charge de Vous dire ses amitiés et de Vous exprimer, combien elle se rejouit de l'espoir de Vous revoir ici.

Veuillez recevoir, Madame, l'assurance sincère de mon respectueux attachement.

Humboldt.

à Paris (rue et boulevard de Bondy, nr. 42) le 2. Fructidor, an 8. [20. Auguſt 1800.]

Göthe ne m'a pas écrit depuis que je suis de retour de l'Espagne — chose qui m'est inconcevable et qui ne laisse pas de m'inquiéter.

Mr. Schweighäuser Vous remercie infiniment, Madame, de la lettre que Vous lui avez écrite et de la permission que Vous lui accordez de profiter quelquefois de votre société l'hiver prochain. Il est à la campagne près de Rouen dans ce moment.

Louis Marquis de Fontanes, der klassische Elegiker der Franzosen, der Freund der Frau von Beaumont, der erste entschiedene Bewunderer Chateaubriands, der als Kritiker und Redner unter dem Kaiserreich und noch unter den zurückgekehrten Bourbonen glänzen sollte, hatte in dem von ihm redigierten Mercure français Frau von Staels Buch über die Literatur abfällig und nicht ohne satirische Seitenblicke auf die Verfasserin besprochen, ließ sich dann aber, nachdem diese in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ihres Werks sich bitter über die Schärfe der an ihr geübten polemischen Kritik beschwert hatte, zu einer mildernden Abschwächung seines früheren Urteils herbei. — Vincenzo Monti, dessen Tragödie „Aristodemo“ 1782 erschienen war, war im Jahre 1799, als die Österreicher in Italien einrückten, nach Paris geflohen: der spätere Dichter und Historiograph des Königreichs Italien trat dann Frau von Stael selbst freundschaftlich nahe, als sie Ende 1804 nach Italien kam, wo er seit Ende 1800 wieder als Paduaner Professor der Beredsamkeit lebte. — Welche deutsche Freundin sich gegen Humboldt über die Vernachlässigung der indischen Literatur in Frau von Staels Buch tadelnd aussprach, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Man könnte an Therese Huber denken, deren erster Gatte Forster seinerzeit 1791 Kalidasas Sakuntala nach Jones' englischer Übersetzung zuerst ins Deutsche übertragen und dadurch Goethes und Herders Entzücken über das Drama erweckt hatte: doch vermag ich diese Vermutung nicht gegen Zweifel sicher zu stellen. — Daß damals jedermann die Romane des Feldpredigers Lafontaine, die auch Königin Luise so liebte, wenigstens einmal mit Vergnügen las, wenn auch die Einzelheiten in ihnen gelungener seien als die Erfindungskraft, sagt Frau von Stael auch in dem späteren Buche über Deutschland. Vossens Homerübersetzung, die ihr Humboldt statt ihrer vorschlägt, war freilich gesündere und wertvollere Kost. — Der ersehnte Friede wurde erst am 9. Februar 1801 in Luneville geschlossen. — Daß Frau von Stael an ihrem Vater Necker mit einer Art religiöser Verehrung hing, ist aus mannigfachen Zeugnissen bekannt. Sein geplanter Besuch in Paris kam nicht zustande, und Humboldt hat ihn nicht kennen gelernt. — Goethe hatte Humboldt zuletzt am 4. Januar nach Spanien geschrieben; sein nächster Brief vom Anfang August, der Frau von Staels Buch besprach, blieb bis zum 15. September liegen: leider ist gerade jene ältere Hälfte verloren gegangen. — Gottfried Schweighäuser, der Sohn des bekannten Straßburger Professors der griechischen Literatur, war früher eine Zeitlang Erzieher der Humboldtschen Kinder gewesen: jetzt war er Hauslehrer in der Familie Cabanon in Coquetot bei Rouen.

In der zweiten Hälfte April 1801 verließ Humboldt Paris, um, diesmal ohne Begleitung seiner Frau und seiner Kinder, eine zweite, kürzere Reise nach Spanien, speziell nach den baskischen Provinzen Guipuzcoa, Alava und Vizcaya anzutreten, deren Zweck war, Sprache und Sitten der Basken eingehend zu studieren, deren wissenschaftliche Behandlung er schon damals ins

Auge gefaßt hatte. Auf der Heimreise ist, kurz ehe am 14. Juni Paris wieder erreicht wurde, der folgende Brief in Bordeaux geschrieben.

Madame,

Ne me croirez-Vous pas bien ingrat ou bien léger, Madame, de ne Vous pas avoir écrit depuis mon départ de Paris? A peine me le puis-je pardonner moi-même; mais j'ai été entouré pendant tout ce tems d'objets si peu ressemblans à ceux qui Vous intéressent, j'ai vécu dans un monde si différent, j'ai été même, courant de petit endroit en petit endroit, si peu au fait de ce qui se passait à Paris et en France qu'il m'eût été impossible de renouer une correspondance quelconque. Dans ce moment je m'achemine de nouveau vers Paris, je passerai de là en Allemagne, je verrai des personnes, avec qui Vous êtes liée, je m'occuperai d'ouvrages qui Vous ont inspiré de l'intérêt; je puis aprésent Vous demander hardiment la permission de Vous écrire souvent, puisque je sai que l'ayant obtenue, j'en ferai usage.

Mon voyage a parfaitement rempli mon but. J'y ai puisé l'instruction que j'y cherchais et ce qui plus est, j'ai passé quelques semaines bien douces dans un païs beau et pittoresque et parmi un peuple bon, loyal, hospitalier et plus éclairé qu'on ne le suppose ordinairement. J'ai presque constamment habité la campagne et cette solitude m'a fait du bien. Il me la faut de tems en tems, je Vous l'avoue. Il n'y a que Vous, Madame, qui puisiez dans le mouvement même de la société ce qui ne semble appartenir qu'au recueillement de la solitude. J'ai admiré souvent, comment au milieu des cercles les plus nombreux il Vous échappe de ces mots, de ces phrases qui partent directement du fond de l'ame. Le contraste des objèts qui Vous entourent, réveille en nous ce qu'il y a de plus profond dans les sentimens de l'homme et de plus élevé dans sa pensée, et le présente sous des formes qui étonnent et entraînent à la fois. C'est le génie du sentiment supporté par les élans de la pensée et revêtu des couleurs les plus brillantes de l'esprit.

Si la solitude m'a éloigné de l'activité bruyante des sociétés de Paris, elle ne m'en a que mieux ramené vers les personnes qui seules dans ces sociétés mêmes faisaient mon bonheur. Oui, Madame, je me suis beaucoup occupé de Vous en pensée, je me suis retracé ces jours que j'ai passé avec Vous, cette bonté si touchante, avec laquelle Vous m'avez accueilli, avec laquelle Vous m'avez permis de Vous voir presque journellement, avec laquelle enfin Vous m'avez laissé entrevoir quelquefois de ces mouvemens plus intimes et plus secrèts de l'ame. Je voudrais pouvoir Vous exprimer les sentimens que ces bontés m'ont inspirés, mais j'ai cru mieux encore Vous dire combien elles m'ont rendu heureux pour Vous donner plus de titres à ma reconnaissance et à mon attachement.

Je n'ai étendu mes courses en Espagne que jusqu'aux confins de la Castille, mais j'ai parcourû toute la Biscaye et tout le païs Basque de la France. Vous savez, Madame, que j'ajoute un grand prix à l'étude des nuances qu'il y a entre le caractère des différentes nations, et je crois pouvoir démontrer un jour qu'à moins de n'en venir jusque là, jusqu'à développer le caractère de chaque nation, je dirais même de chaque peuplade d'après ses nuances individuelles, on travaillera toujours envain tant en morale, qu'en politique. On s'occupe beaucoup trop peu de l'homme et beaucoup trop des ouvrages qu'il fait et des institutions qui doivent le diriger, et on néglige surtout de l'étudier dans l'ensemble de son individu. C'est là surtout ce qui rend, ce me semble, la

philosophie en France si vague et la poësie pour la plupart aussi froide et peu intéressante. Tout ce qui ne consiste qu'en généralités, toujours abstraites, ne saurait aller au cœur ni être appliqué avec fruit à la vie sociale. C'est encore la pourquoi le systême de la perfectibilité trouve plus d'adversaires en France que dans nul autre païs. Car ce systême, comme Vous l'avez si bien démontré, ne se fonde que sur ce que le développement des facultés de l'homme ne connait aucunes bornes que l'homme lui-même pût leur assigner. On ne peut le combattre qu'en s'attachant aux choses, aux ouvrages qu'il produit. On part de l'idée déterminée et circonscrite qu'on s'est formé de ces ouvrages et il est aisé de dire pour lors qu'il serait impossible d'aller plus loin. Il est si facile de voir les résultats heureux que produit la différence entre le génie et le caractère des individus comme des nations; on n'a qu'à comparer la litérature Française et Allemande pour s'en convaincre. Néanmoins on voudrait se priver de ces mêmes avantages et au lieu de cultiver, de développer et de purifier la société des caractères, on voudrait l'annuller, et n'établir partout qu'une même manière de voir, de penser et de s'énoncer. On ne voit donc point que la richesse de la pensée et de sentimens de l'homme est si immense, qu'il doit nécessairement chercher de nouveaux idiomes puisqu'il entrevoit toujours desidées que ceux qu'il connaît, n'expriment qu'imparfaitement.

La seule chose dont il s'agira, c'est de trouver des méthodes faciles et sûres de se procurer la connaissance de beaucoup de nations, et de leurs langues et de leurs litératures, sans perdre un tems précieux à une étude machinale et de mots et de regles. Je crois en appercevoir la possibilité en remontant celles sources et en jettant les fondemens d'une histoire analytique des nations et de leurs idiômes, et c'est là surtout dont je m'occupe depuis quelques années.

En parcourant la Biscaye dans ces mêmes vues j'ai été dédommagé de mes fatigues encore par d'autres phénomènes intéressans. Les Biscayens sont la seule nation qui au milieu de peuples tout à fait différens ont conservé leur originalité primitive. Dans nul autre païs si j'en excepte quelques cantons de la Suisse, j'ai trouvé un esprit aussi républicain. L'égalité est parfaite et les suites heureuses de ce commerce libre et ininterrompu de toutes les classes de la nation sont bien visibles. Dans le fonds de la Biscaye, dans des maisons isolées au milieu des bois, pour ne Vous citer que cet exemple seul, un simple païsan inocule lui-même la petite vérole à ses enfans. Et pourquoi? C'est qu'il a vû faire la même opération aux gens instruits de son canton, et que vivant journellement avec eux et ne mettant aucune défiance en leurs conseils, il les imite et profite de leurs lumières. On reproche aux Basques Français d'être superstitieux. Mais les Biscayens Espagnols sont bien moins dévots que leurs voisins dans la Castille et l'Aragon. Ils respectent leurs curés qu'ils consultent presque pour tout ce qui les intéresse, mais l'inquisition et les moines, dont il n'y a qu'un petit nombre chez eux, sont détestés. Ils veillent avec jalousie sur leurs privileges, s'énoncent très librement et avec beaucoup d'énergie dans leurs assemblées publiques, et si les personnes plus instruites et plus éclairées qui sont à la tête des affaires avaient la même énergie que le peuple, leurs privilèges seraient mieux conservés.

Leur langue mérite certainement de l'attention. La plupart de ses mots sont composés d'une manière très-ingénieuse et qui prouve à la fois l'imagination vive et l'esprit juste de la nation. Même dans l'expression des sentimens elle possède une délicatesse singulière. Le Langage de la familiarité a une autre expression quand il s'adresse à une personne du sexe que quand on parle à

un homme; le pronom même, le toi est différent dans l'un et dans l'autre cas et plus doux à l'oreille dans le premier. La sœur est appelée d'un autre nom par son frère que par sa sœur puisqu'on suppose différens les sentimens avec lesquels l'un et l'autre le prononcent. J'ai encore été asses heureux de découvrir un fragment d'une chanson composée apparemment peu de tems après qu'Auguste fit la guerre aux Cantabres. Malheureusement ce ne sont que peu de couplets, mais d'une tournure très-originale et frappante.

Mais en voilà peut-être déja trop sur une nation pour laquelle je tâche apparemment envain de Vous inspirer quelqu'intérèt. Veuillez présenter mes hommages respectueux à Monsieur Votre père, Madame, et agréez l'assurance des sentimens de l'attachement le plus sincère et le plus inviolable, que Vous avez si bien sû m'inspirer.

de Humboldt.

Bordeaux, 18 Prairial, an 9. [7. Juni 1801.]

Mille choses pour l'aimable Auguste. Puissiez-Vous un jour l'envoyer en Allemagne, et me confier le soin de diriger une partie de ses études. Que je me trouverais heureux de m'occuper d'un objet qui Vous est si cher. — Je ne resterai encore que peu de semaines à Paris. Veuillez faire, Madame, que j'y reçoive encore quelques lignes de Votre main. Vous n'avez pas oublié mon adresse. C'est Rue St. Honoré, hôtel de Vauban, nr 88. près la place Vendôme.

Dieſer kurze Bericht von den Eindrücken der baskiſchen Reiſe wird weſentlich ergänzt durch zwei ausführlichere Darſtellungen, die beide in künftigen Bänden der großen akademiſchen Humboldtausgabe hervortreten werden. Einmal beſitzen wir das Tagebuch der Reiſe ſelbſt, an Ort und Stelle Stück für Stück niedergeſchrieben, dann aber eine monographiſche Behandlung der Eindrücke von Land und Leuten, künſtleriſch abgerundet und ſtiliſtiſch meiſterhaft dargeſtellt, die im Jahre 1802 in Berlin begonnen und 1805 in Rom zu Ende geführt wurde. Kleinere Erlebniſſe von der Reiſe bringen dann noch die Briefe an die in Paris zurückgebliebene Karoline in oft launiger Weiſe zur Sprache. Von dem von Humboldt aufgefundenen Fragment eines altbaskiſchen Triumphliedes, das angeblich gleich nach dem kantabriſchen Feldzuge des Kaiſers Auguſtus verfaßt ſein ſoll, wiſſen wir heute freilich, daß er es in ſeinem Alter weſentlich überſchätzt hat. — Der in der Nachſchrift erwähnte Auguſt iſt Frau von Staels älteſter Sohn, damals faſt elf Jahre alt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schweizerreise.

Roman
von
Jakob Schaffner.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Gestirn verblaßt.

Zähnchen war daran gewöhnt, daß an schönen Sonntagen zwischen zehn und elf Uhr Fritz unten vor ihrem Fenster den Generalmarsch pfiff, damit sie sich anzog und zum Spazieren herunter kam. Als nun an jenem Sonntag das Basler Wetter in allen Bläuen strahlte, ohne daß Fritz erschien oder sich wenigstens Jakob sehen ließ, wunderte sie sich zuerst, und wie es schon gegen Mittag ging, fing sie an sich zu ärgern, denn der Verdruß saß bei ihr nur locker, und einiges Feuer war immer in ihrem Dach, weshalb auch keine Nachbarschaft sich bei ihr ganz sicher fühlen konnte. Zuerst hatte sie gute Lust, die Brüder nun auch mit ihrem Mittagessen sitzen zu lassen, zu dem man sie gestern eingeladen hatte; auch das war eine stehende Gewohnheit, aber Zähnchen beanspruchte, daß sie jedesmal ausdrücklich wieder gebeten wurde. Schließlich dachte sie aber richtig, es könnte etwas passiert sein, und nun doch beunruhigt machte sie sich, eine volle halbe Stunde zu früh, auf den Weg, um alles so zu finden, wie sie es bei den inzwischen eingetretenen Verhältnissen finden mußte. Das Haus war verschlossen; auf die Klingel erschien niemand. Irgend ein altes Weib, das die Nase immer auf der Straße hatte, behauptete, daß die Brüder in der Morgenfrühe mit den Handköfferchen den Rheinweg hinunter gegangen seien; bei Jakob hätten noch Hemdzipfel und Hosenbeine heraus gehangen. Da aber sonst niemand etwas dergleichen beobachtet hatte, und Zähnchen von irgend einer Reiseabsicht absolut nichts wußte, fand die Alte mit ihrer Geschichte keinen Glauben, worüber man sie noch lange nachher schimpfen hörte. Von einem plötzlichen militärischen Aufgebot wußte auch niemand etwas, und selbst in diesem Fall würde Fritz Zeit gefunden haben, Zähnchen wenigstens einen Gruß bestellen zu lassen, und wenn nicht Fritz, so doch Jakob, der niemals zugegeben hätte,

daß man so fort ging. Aber was halfen nun alle Voraussetzungen? Die Brüder waren nicht da, und niemand wußte etwas — außer jenem alten Weib, und das hatte keine Eideshelfer. Der Kahn lag an seinem Ort; ausgefahren waren sie also nicht. Die Fenster standen offen; in einem saß die Katze und spielte mit den Ohren; so hatte sich auch niemand auf eine längere Abwesenheit eingerichtet.

Zähnchen verlegte sich aufs Warten. Sie stellte einige Kinder als Wächter an, indem sie ihnen ein Trinkgeld versprach, wenn sie ihr Nachricht brächten, und ging nach Hause, um sich ein Ei und Kaffee zu kochen. Außerdem kochte sie ihrem Liebsten etwas, aber nicht auf Spiritus, sondern auf dem offenen Feuer ihres Verdrusses, und auch für Jakob brodelte ein Löffel voll oder zwei mit. Das solchermaßen angesetzte Essen hieß bei ihr zulande Brummelsuppe, und es war das Gericht, das sie von allen — außer Kaffeewasser — am besten konnte, denn im Kochen war ihr zurzeit Jakob bedeutend über; auch Fritz hatte es darin nicht sonderlich hoch gebracht, aber er konnte immer noch so viel als Zähnchen. Dafür verstand die freilich ein Seidenband zu weben, das sich überall sehen lassen konnte, und eine Handschrift schrieb sie wie ein Lehrer, weshalb sie auch manchmal aushilfsweise in der Registratur gebraucht wurde, wie zum Beispiel die vergangene Woche.

Nach einer Stunde hing sie aber schon wieder an der Tür der beiden Fischerburschen, und dann sah man sie den Nachmittag noch einigemal den Rheinweg herab kommen und zu den Fenstern hinauf sehen, mit den Leuten wahrsagen und das alte Weib aufregen, selber immer erregter und zu Heftigkeiten geneigt. Das letztemal kam sie mit einem Polizisten und einem Schlosser. Der Schlosser öffnete das Haus mit einem Dietrich, und unter allerlei Gefolge von der Straße stieg Zähnchen mit dem Landjäger nach der Wohnung hinauf. Bevor sie aber droben eintrat, bemerkte sie ihren Schwanz, und da sie nicht im geringsten wünschte, daß die ganze Nachbarschaft ihre Nase in den Kram der Brüder steckte, fuhr sie herum und schrie die Begleitschaft nicht unerheblich an. „Was habt denn ihr im Haus zu schaffen? Seid so gut und macht, daß ihr wieder hinaus kommt. Heißt sie gehen, Landjäger. Man weiß nie, was nach solchen Gelegenheiten in einer Wohnung nachher fehlt.“ Über diese scharfe Rede wollten manche von den Leuten aufmucken; andere lachten und einer rief: „Potz Donnerwetter, die hat nicht nur auf dem Kopf Haar!“ Aber dem Landjäger schien das Gefolge auch entbehrlich, und er trieb es mit aller demokratischen Courtoisie, doch unerbittlich hinaus; hinter dem letzten schloß er die Haustür.

In der Wohnung machte man trotzdem keine besonderen Entdeckungen. Der Herd war kalt. In der Wohnstube fand man die Schubladen der Kommode heraus gerissen und alles durcheinander gewühlt, aber da Zähnchen nicht sagen konnte, wo die Köfferchen gestanden hatten, so wußte man nicht, war da ein Einbrecher gewesen oder hatte man es mit zwei Ausbrechern zu

tun. Beim weiteren Nachsehen konnte Zähnchen im Küchenschrank ein Stück Fleisch feststellen — sie wußte nicht, war es Schweine- oder Kalbfleisch, und der Landjäger wußte es auch nicht, aber der Schlosser sagte, es sei Rindfleisch —, noch im Papier, dazu einen schönen großen Blumenkohl und einen Salatkopf samt den zugehörigen Schnecken, alles für den Sonntagmittag eingekauft, wie Zähnchen von Jakob wußte. Die Katze war nicht um den Weg. Zähnchen schloß voll Zorn und Sorge die Fenster, räumte die Schubladen etwas ein und stieß sie zu, und verließ, noch herzhaft gegen ihre Angst kämpfend, mit dem Landjäger und dem Schlosser das Haus. Draußen stellte der Landjäger mit den Nachbarsleuten ein kleines Verhör an, soviel von ihnen da waren. Als Neuigkeit erfuhr Zähnchen, daß man tief in der Nacht, wohl schon gegen Morgen, auf der Straße einen lauten Streit gehört habe; soviel der Zeuge, ein dicker, schweratmiger alter Mann, sagen konnte, waren es zwei Burschen gewesen, und zwar betrunken. Es sei die Rede gegangen von in den Rhein werfen; über den Ausgang des Streites wußte man dann wieder nichts. Später kam eine kleine blasse Frau dazu, die Zähnchen kannte; sie trug ein Kind auf den Armen und sagte, sie hätten um ein Mädchen gestritten, das aber nicht dabei gewesen sei. Das wisse sie, weil sie aus dem Fenster gesehen habe; ihre Brust habe sie die Nacht nicht schlafen lassen. Damit riß der Faden der Mitteilung wieder ab, und Zähnchen fing an, Angst zu bekommen.

Die Nacht brachte wenig Schlaf und sehr viele Gedanken, trübe und hochfahrende, wegwerfende und besorgte, auf jeden guten einen erbosten und viel mehr dunkle als helle. Wenn sie einmal einschlief, so träumte sie sofort von Leichen und Särgen, blutigen Händeln und mit dem Wasser ringenden Körpern, und als es endlich für sie Tag wurde, war sie so müde und hatte vor Angstschweiß so feuchtes Haar, als ob sie leiblich dazwischen gekämpft hätte. Noch nie war ihr ihre Bürde so schwer gefallen, wie heute; ihr war, als ob sie mit einem ganzen künftigen Volk gesegnet ginge. Sie trank rasch eine Tasse heißen und starken Kaffee, ganz ohne Zichorie, und ging wieder nach dem Häuschen am Rhein. Dort traf sie den Milchfuhrmann, der mit aller Gewalt durch die Finger pfiff, den Briefträger, der die Glocke beinahe herunter riß, und das Wäschermädchen, das die Hemden holen wollte, dazu wieder einige Nachbarn, eine ganze kleine Versammlung. Von den Brüdern hatte noch niemand etwas gesehen. Der Revierpolizist, dem sie nachher begegnete, derselbe, der ihr gestern die Gefolgschaft aus dem Haus getrieben hatte, versprach ihr, die Sache dienstlich zu melden. Mit trübem Herzen ging sie zur Arbeit.

Diese Woche war sie wieder im Fabriksaal an ihrer Maschine beschäftigt. Als sie ihre Kolleginnen erblickte, nahm sie sich zusammen, damit sie die Witze gut beantwortete, mit denen man sie begrüßte.

„Aha, die Emmy Plattner," rief die erste. „Auch schon ausgeschlafen?"

„Du ſcheinſt dir ja viel darauf einzubilden, daß du einmal wach biſt!"

„Hört die Emmy! Die iſt ſcheint's geſtern wieder hoch geſtiegen mit ihrem Luftballon."

„Gerade hoch genug, um dir auf den Kopf zu ſpucken!"

„Du biſt aber dabei nicht dünner geworden."

„Ich weiß nicht, wo du geſtern gelegen haſt; jedenfalls biſt du gelber geworden." Das ging die Lene Wardein an.

„Seitdem der Fritz Kuhny mit ihr gefiſcht hat, meint ſie, ſie ſei eine Rheinjungfer," erwiderte die anzüglich.

„Es iſt genug, daß du nicht meinſt, du ſeiſt eine reine Jungfer." Alles lachte. „Wer mit mir gefiſcht hat, das weiß man wenigſtens; aber wenn du einmal einen Vater zu einem Kind brauchſt, ſo mußt du hinter die Zäune gucken gehen."

„Du ſollteſt dich doch etwas in acht nehmen!"

„Wenn nur du dich in acht nimmſt!"

Lene lachte zornig auf. „Du ſiehſt dich vor. Geſtern haſt du wohl keinen Mut gehabt, mit Fritz auf das Waldfeſt zu kommen?"

„Ich wußte nicht, daß wir eingeladen waren. Aber wenn du mit mir anbändeln willſt, ſo brauch ich kein Waldfeſt dazu, um in Stimmung zu kommen."

„Ich wollte dir zeigen, daß ich mit dem Fritz angebändelt habe und mich vor dir nicht geniere. An mir hat's alſo nicht gefehlt."

„Vor mir nicht ſchämſt, wollteſt du wohl ſagen. Man weiß, daß es an dir nie fehlt."

„Es hat wohl an dir gefehlt? Hat die Trommel anhängen und führt ſtolze Reden."

„Ich will dir den Unterſchied zwiſchen dir und mir ſagen. Ich bin ehrlich und anſtändig aufgeboten; du biſt vorläufig erſt ausgeboten."

Die Fabrikſirene ſchrie und machte dem Diskurs ein Ende; ohnehin war es nicht mehr zweifelhaft, wer darin die Unterliegende und wer die Siegerin ſei, obwohl ſich die Mädchen in der Zornbläſſe voneinander nicht unterſchieden. Die Wardein fuhr wütend ins Tor voraus; Zähnchen folgte mit ihrem Anhang.

Im Saal, worin ſie arbeitete, war eine dunkle Ecke, die ohnehin zu nichts zu gebrauchen war, als eine Art von Garderobe eingerichtet; dort hatte man auch einen Schrank mit Fächern aufgeſchlagen, worin die Mädchen ihre Veſperbrote und was ſie ſonſt abzulegen hatten, aufheben konnten. Weil es immer einige Schweinemäße unter ihnen gab, die ihre ſchönen Webereien mit Butter oder Fett verſchmierten, war es verboten, an der Arbeitsſtelle zu eſſen oder auch nur etwas Eßbares dahin mitzunehmen. Die mit dem Fabrikſchreiner beſonders gut ſtanden, hatten ſich dann eine Schublade in ihr Fach machen laſſen, und unter dieſe klugen Jungfrauen gehörte auch Zähnchen, ja

sie war die Anführerin davon, denn ihr heller Kopf hatte die Kommodität erfunden. Aber die anderen kamen beim Schreiner nicht so billig zu ihrer Schublade wie sie; außer ihr verstand keine so die Kunst, eine Sache zu drehen, bis es eine Ehre wurde, daß einer etwas für sie tun durfte. Nun legte sie ihr Zehnuhrbrot in ihr Fach und ging an ihre Maschine, um sie zunächst zu putzen und herzurichten, und erschien dann beim Meister, um Seide zu fassen. Sie bekam dunkelblaues Garn und die Karten zu einem sehr schönen, satten, großgeblümten Band. Indem sie sich dann daran machte, den Webstuhl einzurichten und die Fäden zu ziehen, fiel ihr ihre Sorge wieder ein, und ihr Gesicht nahm einen stillen und ernsten Ausdruck an. Rings um sie herum klapperten und schwirrten die Maschinen und schwatzten die Mädchen — am Montagmorgen hatten sie einander immer am meisten mitzuteilen —; sie versah schweigend ihre Arbeit, und wenn sie jemand darum anulkte, so sagte sie kurz angebunden: „Ich habe hier aufzupassen." Da ließ man sie in Ruhe, ohnehin daran gewöhnt, daß sie bei der Arbeit keinen Spaß verstand.

Die Sonne schien durch die hohen Fenster zwischen Stangen, Rädern und Riemen hindurch und vergoldete den Staub, der bald wieder schwebend und tanzend die Luft zu erfüllen begann. Unter den Arbeiterinnen gab es einige Schwindsüchtige und andere, die bloß eine „schwache Brust" hatten und den Staub schlecht vertrugen. Zu denen gehörte die blasse Frau, die den nächtlichen Streit auf der Straße beobachtet hatte. Übrigens kam sie diesen Morgen zu spät und wurde aufgeschrieben; sie hatte wieder die halbe Nacht gehustet und sich schließlich, als sie gegen Morgen etwas Ruhe fand, verschlafen. Verschüchtert eilte sie den Gang hinunter, als schon alles in vollem Lauf war, und machte sich dann hastig über ihre Maschine her. Zu der Strafe, die sie erwartete, drückte sie noch das Bewußtsein, daß ihr ältestes Kind, ein siebenjähriges Mädchen, in der Schule ebenfalls eine Rüge wegen Verspätung bekommen werde, obwohl es ohne Frühstück weinend fortgelaufen war, um nur noch einige Minuten zu retten. Die anderen waren bei ihrer Milch halb angezogen zu Hause geblieben, und die Mutter wußte nun nicht, was in der Zeit alles passierte, ob sie ihre Milch verschütteten, ihre Tassen zerbrachen und sich an den Scherben verwundeten oder sich am Brot verschluckten, außer den regulären Ängsten, ob nicht gerade jetzt eins auf einem Stuhl zum Fenster stieg und hinaus fiel, und was der Möglichkeiten mehr war. Ihre Nebenarbeiterinnen empfingen sie mit spöttischen Mienen, da sie keine von den tüchtigeren war, und ihr der Meister ständig etwas anzuhängen hatte. Um sich vor Stichelreden zu schützen, besann sie sich auf den vermutlichen neuesten Klatsch. „Wißt ihr schon von der Emmy Plattner und den beiden Kuhny?" erkundigte sie sich bei ihren Nachbarinnen, als kaum der Meister den Rücken gewendet hatte. Als niemand etwas wußte, war sie für heute eine große Person, und an dem Aufsehen, das sie im folgenden mit

ihren Neuigkeiten erregte, erlebte sie reichlich soviel Befriedigung, als ihr der Morgen schon Schande gebracht hatte. „Weg sind sie. In der Samstagnacht hatten sie einander noch am Kragen wegen Gott weiß wem — einem Weibsbild — Ich hab alles gesehen und gehört — konnte wieder einmal nicht schlafen wegen meiner Brust — Ich sage nun, sie sind nach Amerika — Hatten das Leben hier satt — Wenn mich jemand mitnähme — lieber heut als morgen ich auch. Was ist denn das für ein Betrieb hier —!"

Aber es interessierte sich niemand dafür, was das für ein Betrieb sei, sondern jede wollte Einzelheiten von dem sonderbaren Vorfall, und nur davon. Die Nachricht flog von einem Bandstuhl zum anderen, und in einer Stunde kannte sie die ganze Fabrik. Der Fehler des kleinen, mageren Weibes war nicht eine besondere Bosheit, sondern wirtschaftliche Liederlichkeit. Darum brachte sie nichts vor sich und genoß kein Ansehen, und darum hatte sie ihren Mann verloren; er war ihr durch die Binsen gegangen, gerade auf die unrühmliche Weise, die sie jetzt zu ihrer schoflen Genugtuung den Brüdern Kuhny andichtete. Diese wie alle anderen Klatschereien veranstaltete sie zu dem Zweck, im Kurs zu bleiben oder wieder hinein zu kommen, wenn sie heraus gefallen war. Was ihr Verhältnis zu Zähnchen anging, so hatte sie von dem Mädchen nur Gutes erfahren. Ihre Kinder waren mehr als nur einmal von oben bis unten mit Schokolade beschmiert heimgekommen, die von dem hübschen Mädchen stammte. Auf ihre Klagen hin hatte Zähnchen ihr einen alten Rock von sich gegeben, mit zweiseitigem Tuch, um daraus für ihre Kinder Kleidchen machen zu lassen; sie waren nie gemacht worden, sondern das Weib hatte den Rock selber aufgetragen, „aufgeschlampt", sagte Zähnchen. Und einmal, aber nur einmal, hatte Zähnchen sich bewegen lassen, ihr etwas Geld zu leihen; das war sie ihr noch schuldig. Sie besaß also wirkliche Gründe, dem Mädchen etwas anzuhängen.

Inzwischen kam die Zehnuhrpause heran, und da Zähnchen nicht gefrühstückt hatte, war sie hungrig. Eßbegierig unter allem Kummer zog sie ihre Schublade heraus, worein sie ihr Brot getan hatte. Es lag noch darin, aber es roch widerlich nach Petroleum, und war feucht und ungenießbar wie ein Lampendocht. Zähnchen besah sich die Bescherung, dann schwang sie ihren Blick durch den Fabriksaal und suchte ihre Feindin, ertappte sie auch richtig dabei, daß sie unterm Stochern an ihrer Maschine, die dem Winkel am nächsten stand, her schielte, und ging mit dem Brot in der Hand langsam auf sie zu.

„Hast du mir Petroleum aufs Brot gegossen?" fragte sie, als sie bei ihr war. „Du kannst mir herzhaft die Wahrheit sagen."

„In Gänsefutter gieße ich kein Petroleum!" erwiderte die unwirsch. „Laß mich in Ruhe."

„Ich dachte, du genierst dich nicht vor mir?" wunderte sich Zähnchen. „Aber du bist nur mutig, wenn du denkst, es hilft dir jemand. Friß jetzt auch das Brot, das du Sau verwüstet hast."

Damit packte sie sie mit einem schnellen Griff am Schopf, hielt sie fest und stieß ihr das Brot ins Gesicht, bis ihr keine Krume mehr in der Hand blieb, und das geschah alles so zielsicher und gewandt, daß die andere gar keine Zeit fand, sich zu wehren. Nur einmal schrie sie wütend zwischenhinein: „Laß mich doch los, du Affending; ich war's ja gar nicht." Aber Zähnchen hörte nicht darauf. Als sie fertig war, gab sie ihr noch einen Stoß, daß sie gegen ihre Maschine taumelte, wandte ihr den Rücken und ging davon. „Das wirst du noch bereuen!" heulte die Ungarin. „Denk an mich!" Aber auch diese Drohung beachtete Zähnchen nicht. Hungrig und so schlechter Laune, als ein Mensch ihres Alters sein kann, kehrte sie zu ihrem Bandstuhl zurück und arbeitete weiter. Unter andern Umständen hätte sie eine ihrer Freundinnen gebeten, ihr etwas abzugeben, aber sie hatte bereits gemerkt, daß sie im Gerede war, und nicht geneigt, jemand das Wort zu geben, hungerte sie lieber, als daß sie etwas von ihrem Stolz nachließ.

Der Streit wegen des Brotes hatte Aufsehen erregt, zumal die Wardein sich nicht davon abhalten ließ, ihn vor den Meister zu bringen; daß sie so leidenschaftlich auf ihrer Unschuld bestand, fiel auf und gab mancher zu denken, auch Zähnchen. Die Sache wurde untersucht, und es fand sich bei einem unnützen jungen Ding eine kleine Flasche, die nach Petroleum roch; ob es die bekannte Feindschaft zu einem Privatvergnügen ausnützen oder sich einmal selber an dem berühmten Mädchen reiben wollte, war nicht aus ihm herauszubringen, aber seine Täterschaft gab es schließlich zu. Nun sollte Zähnchen der Ungarin abbitten; dazu war sie nicht zu bringen. Sie hatte die ganze Untersuchung schweigend geschehen lassen, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Dem Meister gab sie nicht einmal eine Antwort, und als er seine Forderungen auf das Aufwischen der Brotkrumen mäßigte, um nicht ganz ohne Ansehen aus dem Prozeß hervorzugehen, war auch das in den Wind gesprochen. Schließlich kommandierte er ein Lehrmädchen dazu, stellte jener jungen Verdorbenheit die Entlassung in Aussicht und schrie im Vorbeigehen die Wardein an, weil sie mit ihrer Zankleber an allem schuld sei. Und Zähnchen blieb noch einmal Siegerin.

Aber sie genoß diesmal ihren Triumph nicht. Schon die Mißhandlung ihrer Feindin, zu der sie sich hatte hinreißen lassen, war viel weniger ein Ausbruch ihrer Empörung über den Brotfrevel gewesen, als ihrer innerlichen Überspannung durch die Vorgänge, die sich um sie ereigneten und von deren Bedeutung und Tragweite sie zurzeit noch nicht den kleinsten Begriff hatte. Sie stand dazwischen wie mit verbundenen Augen. Zu den übrigen unlustigen Empfindungen kam noch das vage Gefühl, einem andern Unrecht getan zu haben, und zu eitel, ihm durch ein großherziges Zubekenntnis beizukommen, verstieg sie sich in ihrem beginnenden Unglück von vornherein in einen hochmütigen Trotz und wurde einsam, noch bevor ihr jemand darin untreu geworden war. Ihre lange Verwöhnung durch Menschen, die sich von ihr be-

herrschen ließen, hatte sie endlich so dünnhäutig und empfindlich gemacht, daß schon die Vorstellung eines Mißgeschicks sie beleidigte; nichts wird einem starken Menschen so gefährlich, wie Übermut. Sie lebte schon eine ganze Weile über ihre moralischen Verhältnisse; ihr Zustand verlangte eigentlich Bescheidenheit und Vorsicht von ihr, aber durch ein herausforderndes Auftreten und durch ihre schnelle Zunge brachte sie es fertig, auf ihrer Höhe zu bleiben und weiter zu herrschen, so daß ihr immer noch ungestraft hinging, was jeder andern die allgemeine Aufsässigkeit und genug bittere Stunden verschafft hätte.

Mittags warteten ihr ihre Freundinnen vor dem Tor ab. Sie waren erregt und aufgebracht, weil sie ihren Stern verdunkelt sahen, und begehrten zu wissen, was das mit den Brüdern Kuhny auf sich habe, warum sie davon nichts wüßten, sondern es erst durch den Klatsch erfahren müßten, und wie nun alles sei?

„Was soll denn da groß sein?" erwiderte Zähnchen mit einer übellaunigen Verwunderung. „Sie sind beide zur Unteroffiziersschule eingezogen; gestern haben sie den Stellungsbefehl bekommen."

Nun, es scheine nicht, daß Emmy Plattner gestern von der Sache viel gewußt habe. Warum sie denn mit dem Schlosser und dem Polizisten das Haus habe aufbrechen lassen, wenn die Brüder doch nur zur militärischen Übung eingezogen seien?

Zähnchen hörte deutlich den zänkischen und beleidigten Ton der Mädchen und ihre Furcht, nun im Wert zu sinken, abgesehen von der Mühe und Verdrießlichkeit, die es künftig kosten würde, zu ihr zu halten. „Ihr wißt ja alles; warum fragt ihr dann?" entgegnete sie. „Die Stellungsordre kam telegraphisch; es sind von den andern ein paar krank geworden und es mußte Ersatz her. Vorgemerkt waren sie schon lange; sie drückten sich nur, weil ich dagegen war. Fritzens Brief bekam ich erst heute früh. So, jetzt wißt ihr Bescheid. Wollt ihr lieber dem Klatsch glauben, so tut, was euch gefällt. Ich habe nicht nötig, daß sich jemand für mich wehrt; ich hab's allein soweit gebracht und werde auch allein weiter kommen."

„Nun ja, weit gebracht hast du's, das muß man sagen!" meinte die eine vielsagend.

„Wenn du so stolz bist —!" achselzuckte die andere.

„Wir wissen, daß du uns belügst," erklärte die dritte. „Du hast uns immer belogen, wenn es dir paßte." Noch öfter hatte sie zum Vorteil ihrer Freundinnen gelogen; aber davon war jetzt nicht die Rede.

„Vorläufig glauben wir dem Klatsch, Emmy," kündigte dann die zweite an. „Du kannst uns nicht weiß machen, daß dir die beiden erst lange einen Brief schreiben, wenn sie einrücken müssen, vorab der Jakob. Sie werden im Loch sitzen, und du bist zu hochmütig, um das zuzugeben."

Das Schlimmste an der ganzen Sache war, daß die Mädchen sie nach

Hause begleiteten und sie nicht einmal den Umweg an der Tür der Brüder vorbei nehmen durfte, obwohl sie doch inzwischen zurückgekehrt sein konnten. Stumm und leidend verabschiedete sie ihre Freundinnen, eilte geschwind die drei Treppen hinauf, um zu sehen, ob Post gekommen sei, stieg enttäuscht wieder hinunter, und nahm ohne an Essen zu denken den Weg nach dem Häuschen am Rhein. Die Fenster waren zu; die Tür regte sich nicht. Als sich Zähnchen langsam und müde abwandte, stand sie plötzlich ihrer Feindin gegenüber.

„Du hast dir Zeit genommen, um nach deinem Liebsten zu sehen," redete die Ungarin das bleiche Mädchen nach der ersten gegenseitigen Augenmusterung an. „Ich, siehst du, ich denke nicht zuerst an Essen und Trinken, wenn mein Liebster weg ist. Nun gut, man hat dir das Zehnuhrbrot verdorben, und vielleicht hattest du großen Hunger. Aber ich hab es dir nicht verdorben, Emmy Plattner. Du sollst wissen und es nie vergessen, daß du mir unrecht getan hast, mir, der so und so Lene Wardein, der Ungarin, der Kesselflickerin und so weiter. Aber um einem unrecht zu tun, dazu ist eins immer noch gut genug. Du hast heute gesagt, wenn ich einen Vater zu meinem Kind brauchen würde, so müsse ich ihn hinter dem Zaun suchen. Ich weiß nicht, ob Fritz Kuhny gegenwärtig hinter Zäunen liegt, aber wenn er's tut, dann bekommst du freilich Recht. Wir können dann miteinander suchen gehen, Emmy Plattner. Ich kann dir das alles ruhig anvertrauen; ich weiß, daß du es nicht weiter erzählen wirst. Aus deinem Aufgebot ist jetzt ein Abgebot geworden. Was aber die Mißhandlung von heute angeht, so besinne ich mich noch, ob ich mich dafür rächen werde oder ob ich's lieber auf dir sitzen lasse; du wirst dann schon merken, was ich tue. So, jetzt geh ich auch essen. Dir wünsche ich kurze Weile."

Nach diesen Worten ging sie davon, mit dem erhebenden Bewußtsein, das stolze Mädchen ins Herz getroffen zu haben. Damit freilich irrte sie sich; Zähnchen hatte zuviel Selbstachtung, als daß sie die düstern Prahlereien für bare Münze nahm. Betroffen war sie nur von dem Eindruck, den sie mit ihrer Ungerechtigkeit auf diese verachtete Seele gemacht hatte, und sie fühlte sich von diesen vierundzwanzig Stunden Einsamkeit und Trauer schon so marode, daß sie dem angekündigten Verhalten der Ungarin mit wirklicher Verzagtheit und sogar einer kleinen unwürdigen Einmischung von Feigheit entgegensah. Inzwischen hatten sich auch einige Nachbarn hergefunden, die hören und selber reden wollten. Verwirrt und beleidigt von ihren Blicken und Mienen wie von ihren Worten ging sie fort und nahm sich vor, nicht mehr herzukommen, bis die Brüder sich selber meldeten. Künftig spähte sie nur von der Brücke hinüber, mittags, ob nicht ein Fenster offen stehe, und abends, ob nicht vielleicht gerade ein Licht angezündet werde.

Inzwischen kam der amtliche Apparat in Tätigkeit. Sie wurde zu Polizeivernehmungen vorgeladen. Man versiegelte die Haustür der Brüder Kuhny.

Recherchen wurden angestellt und verliefen im Sand. Und der Revierpolizist hielt Zähnchen lange Vorträge, in denen er ihr seine Ansichten entwickelte, auf welche Weise die Brüder abhanden gekommen sein könnten; sie widersprachen durchaus und überall den amtlichen Auffassungen. Anfangs ging er noch etwas schonend vor; später stellte es sich heraus, daß er eine ziemlich gefährliche und blutrünstige Phantasie hatte. Trotzdem redete sie immer wieder mit ihm, weil er so oder so eine offizielle Persönlichkeit war und sie auf dem Laufenden hielt über alles, was die Oberen taten und nicht taten.

Eines Abends wurde Zähnchen zum Direktor der Fabrik gerufen. Eine unvermutete Schrankrevision durch den Meister hatte in ihrer Schublade drei oder vier Meter unterschlagenes Seidenband zutage gebracht. Es bedeutete, nach der allgemeinen Auffassung, schon anderes Wetter, daß der Meister sie überhaupt angezeigt hatte. Zähnchen zuckte die Achsel dazu. Wenn sie Seidenband stehlen wolle, dann lege sie es nicht in die Schublade. Das leuchtete ein, aber auf die Frage, wie sie denn glaube, daß es sonst hinein gekommen sei, schwieg sie. Sie spürte, daß man ihr eine Denunziation nahe legte, und da man gegenwärtig jede Gelegenheit benutzte, um mit passablem Grund Arbeiterinnen auf die Straße zu setzen, so widerte sie die Sache an, so klar sie sich sonst über deren Bedeutung war; die Ungarin hatte also doch die Rache vorgezogen, weil sie keinen sichtbaren Erfolg von ihren übrigen Mitteln bemerkte. Der Meister wollte ihr noch einhelfen, indem er dem Direktor von dem Streit der Mädchen erzählte; aber als Zähnchen nicht darauf einging, zuckte der schließlich die Achseln. In Anbetracht der bisherigen guten Führung wollte er ihrer Unschuldsbeteuerung diesmal noch glauben; wenn aber wieder etwas Ähnliches vorkomme, so würde unnachsichtlich eingeschritten werden, und beim nächsten Streit der Mädchen würden beide entlassen; Emmy Plattner solle sich das merken. Um die Feierabendzeit wußte die ganze Fabrik jedes Wort, das auf dem Büro gefallen war, und ein alter Ruhm war wieder um ein paar Scheine verblaßt.

Zweites Kapitel.

Fritz Kuhny kauft Brissago und findet seinen Meister.

Gegen Abend dieses Tages ging Fritz Kuhny aus, um Brissagos zu kaufen; sein Basler Vorrat war erschöpft, und er mußte zunächst einmal recherchieren, wo die Marke hier zu haben war. Zuerst stand er, wie immer, eine Zeit lang vor dem Asyl für verwundete deutsche Offiziere herum, die hier auf einer langen und für sie beschwerlichen Reise nach dem Hochgebirge Station machten, einen Tag oder auch eine halbe Woche, wenn die Fahrt sie zu sehr mitgenommen hatte; auch vor der Rückkehr ins Vaterland und in den Kampf sprachen sie als Genesende hier noch einmal ein. Da sah Fritz

viele gute Gestalten und intelligente, feste Gesichter, von Geschossen zerrissen, von Säbelhieben zerfetzt, von Krankheiten heimgesucht, aber gläubig und gottvertrauend und mit den ergreifend hellen und erleuchteten Augen, die diesen schicksalgeprüften Menschen fast allen eigen waren. So hatte er die Deutschen noch nie gesehen, und er glaubte nicht, daß diese die gleichen Leute seien, die vordem prahlerisch, vorlaut, ewig kritisierend, nach kleinen Vorteilen und guten Anstellungen jagend und mit vielen lächerlichen Eigenschaften behaftet in seinem Vaterlande umgegangen waren. Er erinnerte sich, daß man ihm gesagt hatte, er dürfe eine Nation nie nach jenen Individuen beurteilen, die sich manchmal unter sehr fadenscheinigen Wimpeln im Ausland herumtreiben; die Ausländer seien fast immer unruhige, windige und großspurige Elemente, mit Ausnahme der Schweizer, von denen stets einer so solide und gediegen sei, wie der andere. Er glaubte also, die schönen und würdigen Offiziere in Zivil seien echte Preußen aus Preußen, die man im Ausland nie zu sehen bekomme, und vermutete, daß man von diesem kühnen Schlag vielleicht doch zu wenig wisse und nicht die rechten Begriffe habe. Daraus entstand ihm eine geheime, unkontrollierte Lust, die Leute einmal in ihrem eigenen Reich aufzusuchen, ihre Städte und Länder zu sehen und auch ihre Mädchen und Frauen, von denen er ein so aufreizendes Exemplar kennen gelernt hatte und verfolgte. Nachdem es ihm geglückt war, wieder einige Männer mit geschienten Armen oder in Verbänden und an Stöcken gehend zu erblicken, auch einige bleiche Rekonvaleszenten, die eine Lungenentzündung, einen Flecktyphus oder gar einen Choleraanfall hinter sich hatten, und nachdem er wieder in Augen gesehen hatte, in denen noch jene entsetzlichen und furchtbar großen Bilder von letzten Kämpfen und Schlachtfeldern mit kaltem Licht glühten, ging er gedankenvoll weiter.

Indem er so gestanden und Maulaffen feil gehalten hatte, war es ihm nicht aufgefallen, daß ein ziemlich großer Herr mit einer Narbe auf der Stirn, einem starken, leidenschaftlichen Untergesicht und blassen, aber kühnen Zügen auf seiner Seite gegen ihn hergekommen und ihn aufmerksam, ja beinahe scharf betrachtend hinter ihm durchgegangen war. Nachher überholte er ihn seinerseits, während jener vor einem Schaufenster stand und Kinderkleidchen zu betrachten schien. Für die nächste Viertelstunde behielt er ihn dann wie einen Schatten, aber einen vornehmen, auf den Fersen.

Alle die nachdenklichen Dinge in den Montren, wie seine Landsmannschaft für Schaufenster sagte, die Jakobs Aufmerksamkeit erregt hatten, gaben auch ihm zu raten auf, und er hatte die Tage her ziemlich fleißig geraten. Nun besaß er den Glauben aller Eidgenossen, daß die Neutralität für einen Menschen der bekömmlichste und würdigste Zustand sei, obwohl er sich in seinem bürgerlichen Leben außerordentlich selten darin befand. Er verehrte zwar mit der landesüblichen besonnenen Freude die altnationalen Haudegen und Dreinschläger, denn sie hatten, ob sie nun geschichtlich beglaubigt waren oder

nicht, geholfen, sein Vaterland zusammenzubringen und beisammenzuhalten, und zu diesem Zweck war natürlich jedes Mittel recht gewesen. Nachdem das aber geschehen war, wollte er nicht gern zugeben, daß sich noch weiter etwas ereignete, und diesseits des letzten schweizerischen Verfassungskriegs hörte für ihn das berechtigte Blutvergießen auf. Was jetzt noch nachkam, das war Übermut, Militarismus, Mord und Brand. Weil die Deutschen gegenwärtig weltgeschichtlich an der Reihe waren, so traf sie natürlich diese Markierung am meisten, und das westeuropäische Evangelium, das bei Fritzens Landsleuten fleißig nachgesungen wurde, tat das Seine dazu, die Nasen richtig einzustellen. Mit ihren Gefühlen gegenüber den deutschen Verwandten verhielt es sich wie bei einem selbstgerechten und etwas übelnehmerischen Familienknirps, der seine Brüder und Vettern sich über den Kopf wachsen sieht und sich dadurch am Schicksal schadlos hält, daß er sich alle Familientugenden zuschreibt und den andern die Laster, und jedermann beweist, daß er durch jene klein und weise erhalten wird, während die andern durch ihre Ausschweifungen zu Größenwahn und Entartung getrieben werden und zu einem beklagenswerten frühen Untergang.

Das war aber nur eine Seite seines Wesens, das anerzogene gemeinbürgerliche Bewußtsein, die transparente Staatslaterne, die man der offenen Seelenflamme vorsorglich über den Kopf gestülpt hatte, damit sie keinen Waldbrand anrichte. So stand er und leuchtete unter seinesgleichen mit seinen drei Inschriften „Souveränität! Freiheit! Neutralität!" treu und ordnungsmäßig ins nationale Dämmerlicht der Spätzeit, indessen das lebendige Flämmchen stets heimlich bewegt nach dem Sauerstoff seiner wahren Freiheit züngelte und die anerschaffene Souveränität der Seele durch alle Risse und Löcher der Staatslaterne hindurch blitzte. Die gesunde Unbedenklichkeit seiner männlichen Natur erlaubte es, daß die erregenden Unternehmungen und Schicksale seiner Stammesbrüder in seinem Blut wieder Erregungen und Lust zu Unternehmungen bewirkten. Von Geburt war er so großmütig, wie es ein ganzer, gerade gewachsener Mann nur sein kann.

Die Schlachten und Leiden der Deutschen bewegten ihn also tief und nachwirkend; aber unter ihren Männern glaubte er eine strenge Musterung halten zu müssen. Auch jetzt, indem er seinen Brissagos nachging und die Montren visitierte, stellte er mit jedem Porträt, das ihm vor die Augen kam, ein unnachsichtliches demokratisches Examen an, immer mit seinem Schatten auf den Fersen. Wie alle Welt sah auch er in Hindenburg eine Art von Halb- oder Vizegott, der so ziemlich alles kann, was irgend möglich ist, und der ebensogut Meere und Berge vor sich hinzutreiben und Sternenheere zum Kampf anzuführen vermag, wenn er es darauf anlegt und sich einen Erfolg davon verspricht. Außerdem kam er ihm mit seiner aufrecht gekämmten Haarbürste, der breiten Stirn, dem vertrauenerweckenden Schnauz und der Warze beim Augenbogen ganz schweizerisch, das heißt gut demokratisch vor; nach

seinem Gefühl hätte der ruhmvolle Mann ebensogut ein eidgenössischer Bundesrat sein können. Diese völkische Verbeugung galt aber in Wahrheit seinem tiefen Lebensernst, der männlichen Güte und Großmut, die aus dem Gesicht neben aller Unerbittlichkeit und Strenge hindurchleuchteten und die ihm das absolute Vertrauen seinerzeit eingebracht hatten. Von andern, auch sehr berühmten deutschen Truppenführern wollte Fritz weniger wissen; diese durchgebildeten Höflingsköpfe blieben ihm unheimlich und völkisch verdächtig; an einem Hof wächst nun einmal für einen Republikaner kein Gras. Am Kronprinzen gefiel ihm die schiefgerückte Husarenmütze nicht; er hielt es für angemessen, eine Soldatenmütze gerade zu tragen. Zudem betrachtete ihn der frühgesottene Demokrat als eine Art von hübschem Götzenbild, zu dessen Füßen sich die geknechteten Völker in ihrer Niedrigkeit winden, wie er auch immer zur Anschauung zurückkehrte, daß die deutschen Stämme am letzten Ende ihr Blut nur für den Nutzen ihrer Herrscher vergössen. Zum deutschen allerhöchsten Zeichen wagte er schon gar nicht aufzusehen, oder dann nur bis zum gesträubten Schnurrbart; er fürchtete, sobald er dem Bild auf die Nasenspitze oder gar in die Augen blicke, werde eine monarchische Verzauberung mit ihm vorgehen, und das konnte er sich nur traurig und schmerzhaft vorstellen. Daneben ergriff ihn doch auch die furchtbare Gewissensnot und der tiefe männliche Ernst, die aus gewissen Bildnissen sahen, und machten ihn still und bescheiden, und das wollte bei diesem Rechthaber etwas heißen.

Aber im Vergleich mit den Konterfeis, welche die Franzosen, Engländer und so weiter, von den Japanern nicht zu reden, zur Zeitgalerie beisteuerten, muteten ihn auch diese mehr aus der Art geschlagenen Deutschen noch als nahe Verwandte an und kamen ihm als sonst sehr respektable Leute vor, die nur ein bißchen Besserung nötig hatten, um ihm sofort vollkommen zu gefallen, zumal ja das Herrscherhaus der Hohenzollern, wie geschichtlich nachgewiesen war, aus der Schweiz stammte; im zehnten Jahrhundert waren sie Herzoge in Alemannien gewesen. Joffre dagegen war ihm nur ein fremder dicker Mann in hoher Stellung; er schien einen guten Appetit und daneben viel Schlauheit und Brutalität zu besitzen; übrigens erregte er ihm keine abergläubischen Empfindungen und daher auch keine gläubigen. Was ihm dieser Feldherr zu dick war, das waren ihm andere zu mager. Am wenigsten gefiel ihm das britische Figurenkabinett. French sah ihm noch humoristisch und umgänglich aus, aber Kitcheners Kopf machte ihm einen geradezu unmenschlichen Eindruck, und er konnte sich schwer vorstellen, daß sich christliche Leute dazu hergegeben haben sollten, einen solchen mürrischen, bornierten und gotteslästerlichen Automaten zu erzeugen, und andere, ihn zu taufen und zu konfirmieren. Dieser Militär schien ihm der vollkommene Gegensatz zu Hindenburgs humaner Erscheinung zu sein, der Antihindenburg und Antichrist selber. Fritz wußte von seinen Burenmetzeleien und von seinem eisigen Lebenslauf, der eine fortlaufende Todesrechnung für andere Menschen gewesen war. „Und

da brüllen die über die Deutschen wegen Militarismus!" knurrte er. Was aber die Japaner anging, so meinte er, die hätten einfach noch nicht mit richtigem Militär zu schaffen gehabt; zwei schweizerische Armeekorps würden ihnen den Respekt vor der weißen Rasse schon wieder in Erinnerung rufen, besonders wenn Urner, Berner und Baselbieter dabei wären.

Inzwischen hatte er aber richtig einen Tabakladen gefunden, in welchem Brissagos ausgestellt waren. Da vergaß er die ganze Weltgeschichte und fuhr hinein. Wenig später kam ihm sein Schatten nach. Die Brissagos wurden ihm vorgelegt, und er fand sie teuer. Wenn das so weiter gehe, so werde man bald Nußbaumlaub rauchen müssen. Das sei eine Unverschämtheit, in einem Land, das keinen Krieg führe. Wozu sei man nun neutral, wenn man eine ebensolche Teuerung habe, wie die andern?

„Nun, wir sparen doch unsere Knochen," meinte der Verkäufer lachend.

„Bei manchem würden sie besser nicht gespart," murrte Fritz. „Es sind auch nicht alle Schweizerknochen aus Elfenbein, und so viel vornehmer als den Deutschen ihre werden unsere wohl nicht sein. Die werden kaput geschossen, daß es kracht."

„Wem seine jucken, der kann sie ja hintragen," mokierte sich der andere.

„Da wird sich jeder hüten," spottete Fritz. Er hatte lange nicht mehr mit Menschen gesprochen und war mitteilend. „Ich sehe jeden Tag verwundete deutsche Offiziere in Zivil; die sind nicht von Brotteig. Wenn ich dann unsere betrachte — ho! Es steckt doch etwas dahinter, hinter so einem Krieg! Ich will mir gleich eine anstecken."

„So darf man nicht reden. Hier sind Zündhölzer. — Was beliebt dem Herrn?" Das ging Fritzens Schatten an.

„Zigaretten," verlangte der. Dann wandte er sich an Fritz. „Es freut mich, daß Sie so viel von den deutschen Offizieren halten. Aber die schweizerischen machen ebenfalls keinen schlechten Eindruck."

„Ja — das ist auch ein tüchtiges Korps," gab Fritz ein bißchen kleinlaut zu und sog mächtig an seiner Brissago.

„Sie sind nicht aus dieser Gegend?" sagte der fremde Herr.

„Ich? Nein!" wunderte sich Fritz. „Ich bin —"

„Aus Basel," nickte der Fremde. „Ich höre es am Dialekt."

„Ja — dann kennen Sie aber die Dialekte gut."

Kronich merkte, daß Fritz ihn nicht erkannte. „Ich verstehe mich nicht bloß auf Dialekte," fuhr er fort. „Ich glaube, ich wollte mich beinahe anheischig machen, Ihren Beruf zu erraten. Sie arbeiten viel im Freien."

„Das stimmt auch. Aber man kann das vielleicht an der Haut sehen."

„Wie Sie eben Ihre Zigarren an sich nahmen, das war eine Bewegung, wie ich sie schon bei Fischern gesehen habe."

„Auch das ist richtig," lachte Fritz erstaunt. „Ich bin ein Fischer auf dem Rhein."

„Was tun Sie dann hier?" fragte Kronich, indem er eine Schachtel Zigaretten auswählte und aufmachte. „Sie können doch nicht mit Ihrem Kahn herumreisen."

„Nein, das kann ich auch nicht. Ich bin hier — zu Besuch. Meine Schwester will nämlich die Tage heiraten." Seine Augen wurden ganz dunkel.

„Ach?" wunderte sich Kronich. „Ist sie denn hübsch?"

„Es macht sich. Wie alle Basler Mädchen."

„Wen heiratet sie? Auch einen Fischer etwa?"

„Nein. Einen herrschaftlichen Chauffeur. Er ist auch zugleich Gärtner und hat eine gute Stelle. Im Deutschen." Er blinzelte gedankenreich.

„Geht sie denn gern nach Deutschland?"

„Wie man's nimmt. Ihr Mann ist früher auch Fischer gewesen. Der hat jetzt sein Glück gemacht. Gärtnerhaus und eigenen Gemüsegarten. Alles in Berlin."

„Wissen Sie, was für Herrschaften das sind?"

„Eine noble Dame. Jung und schön, sagt er. Meine Schwester ist gewaltig eifersüchtig. Sie heult halbe Nächte —" Er schwang mit einer ungelenken dichterischen Bewegung seine Zigarre durch die Luft.

„Obwohl sie selber so hübsch ist? Dann sollte sie doch lieber einen andern heiraten."

„Ja, das ist — merkwürdig," meinte Fritz und blies unruhig den Rauch aus. „Manches ist nicht so einfach. Sie — ist schon in anderen Umständen von ihm. Er ist manchmal auch halb verrückt — ich bin neugierig, wie das noch gehen wird." Er zog die Augenbrauen zusammen, ganz in seine eigenen Lügen und Zustände eingesponnen.

Kronich horchte auf. „Ist er denn verliebt in sie, ich meine, in — die noble Dame?"

„Das — sagt er nicht," schnappte Fritz ab. „Er weiß oft nicht, was er eigentlich will. Das Mädchen heißt Emmy; wir sagen ihm ‚Zähnchen', weil ihm die vorderen Zähne ein wenig voneinander stehen." Dann sah er verwirrt und verlegen um sich, wie ein Erwachender, der aus einem Traum auffährt, und lächelte betreten. „Ich — ich muß jetzt gehen. Adieu."

„Warten Sie, ich komme mit," sagte der Fremde. „Ich will Sie noch etwas fragen."

Verwundert wartete Fritz, während der Fremde bezahlte. Darauf verließ er mit ihm den Laden, neugierig, was es noch geben werde. Draußen schien die Sonne, und Fritz hob erregt die Nase in die Luft.

„Hören Sie, da Sie das von Ihrer Schwester erzählen," fing nach einer Weile Schweigens der Fremde wieder an: „Finden Sie nicht, daß man die

Dame vor einem solchen Chauffeur warnen sollte? Da Ihre Schwester nicht mehr zu warnen ist, so müßte man doch andere Leute vor Verdrießlichkeiten bewahren."

„Er wird ihr schon gut dienen, wie ich ihn kenne," erwiderte Fritz, auf die eigentliche Frage wartend.

„Merkwürdig, ich suche auch einen Chauffeur, oder vielmehr meine Frau sucht einen. Hätten nicht Sie vielleicht Lust, Ihr Glück bei ihr zu versuchen? Es ist möglicherweise nicht so übel, einen Kahn mit einem Automobil zu vertauschen —"

Fritz wandte jäh den Kopf nach dem Fremden und starrte ihn aus tief erregten Augen erschreckt und drohend an. „Ich — bleibe bei meinem Kahn!" sagte er mißtrauisch. „Mein Vater ist als Fischer gestorben auf dem offenen Rhein; so will ich auch sterben." Dann wurde er blaß, und ein Zittern lief über seinen Leib, denn plötzlich erkannte er den Fremden und wußte, daß er mit ihrem Gatten gesprochen hatte. Stumm sah er geradeaus und fing an, heftig auszuschreiten. Die ganze Luft um ihn war voll von ihrem Parfum. Nach zehn Schritten überfiel ihn aber eine Art von Schwindel, und er mäßigte seinen Schritt, weil er nicht mehr sah, wo er sich befand.

„Nun," hörte er den Fremden wie aus der Ferne sagen: „Wenn Sie meinen, Fritz Kuhny, daß der Dame gut gedient sein wird — dann warten Sie jetzt nicht länger; sie ist wieder angekommen." Die Stimme klang nun sehr ernst und auf eine Weise warnend, daß es ihm ganz eng ums Herz wurde. „Gehen Sie morgen zwischen neun und zehn ins Hotel. Ich verreise heute abend; Sie werden die Dame also allein treffen. Sie wird auch später viel allein sein. Es ist mir lieb, daß ich Sie gesprochen habe, so weiß ich künftig einen gemeinsamen Bekannten bei ihr. Sie sind phantasievoll und diskret; sehen Sie zu, daß die Dame Sie lieb gewinnt. Und vergessen Sie nie, daß ungetreue Handlungen an einsamen Menschen ganz besonders schwer gestraft werden. Sonst brauche ich Ihnen nichts zu sagen. Gehen Sie mit Gott, Fritz Kuhny."

Er griff leicht an seinen Hut und bog in eine Nebenstraße ein. Und Fritz stolperte weiter wie vom Donner gerührt. Er hatte etwas Rechtes geflunkert, und bei Licht besehen die ganze Zeit mit seinem künftigen Meister gesprochen, und nun mochte er's drehen wie er wollte, so konnte er die Deutschen wieder gar nicht leiden. Sein Gewissen war beschwert, und von seinen derben und gierigen Knochen hatte er bei weitem nicht mehr den rechten Genuß. Er fühlte sich moralisch eingeschüchtert. Seine großartige Einzigkeit war zum Teufel, und er hatte an dem ganzen dreisten Abenteuer auf einmal den Spaß verloren. Leise fluchend und die Fäuste ballend ging er seinen Weg weiter.

Auch der Konsul machte sich noch allerlei Gedanken. Der Bursche schien ihm phantastisch, sinnlich, begehrlich, gewissenlos und ziemlich gerissen, und dem neuen Verhältnis, wenn eins daraus werden sollte, sah er nicht ohne Be-

denken entgegen. Daß es werden würde, betrachtete er als wahrscheinlich. Als er nach Hause kam und seine Freundin daraufhin ansah, hielt er's beinahe für sicher. Ohne daß er darüber exakte Feststellungen machen konnte, schwebte in der Luft etwas wie schwermütige Bizarrerie, melancholische Laune, eine gespannte, außerordentliche Stimmung, für die die redliche Dreistigkeit dieses republikanischen kleinen Abenteurers vielleicht gerade die rechte Unterhaltung war. Jedes Wetter hat seine kleinen Vorzeichen. Als er packte, zerbrach sie ihm seinen Kamm, den er noch zu Hause gekauft hatte, weil er ihr mißfiel. Es war ein schöner, schwarzer Kautschukkamm gewesen mit weitstehenden Zähnen, wie es sich für seine Löwenmähne schickte; aber ihr war er zu spießig und Gott wußte was sonst noch gewesen. Dafür schenkte sie ihm ihren eigenen, und vielleicht hatte sie den ganzen Auftritt auch nur zu diesem Zweck angestellt. Aber er erblickte darin wie gesagt ein Sturmvorzeichen. Schließlich hatte sie doch entschieden aristokratische, ja feudale Neigungen, die im Glück sich zur Vornehmheit abklärten, in einem unzufriedenen Zeitlauf aber despotische Triebe ansetzen konnten, die dann allerlei wildschöne, doch bittere Blüten hervorbrachten. Nun, der Abenteurer war auf dem Weg zur Autokratin, und jetzt kam alles darauf an, was Gott zuließ. Dann streifte ihn noch ein Gedanke, über den er sich sofort heftig schämte. Dafür sagte er ihr auf dem Bahnhof mit offener und freundlicher Miene, daß er den Basler Burschen getroffen und ihn auf den nächsten Vormittag zwischen neun und zehn zu ihr bestellt habe. In ihrem Gesicht ging bei der Nachricht nicht das Mindeste vor sich, und in leidlicher Fassung trat er seine Reise an.

Drittes Kapitel.

Ein Eidgenoß vertut seine Freiheit. Der Aff wird montiert.

Ise Vossen blieb nicht ungern allein an dem angenehmen Fremdenort zurück. Sie war froh, daß sie ihren Freund die nächsten Tage nicht sehen mußte und ruhig sitzen konnte, um sich zu sammeln und ihrerseits auch einen Plan zu machen. Der seine mißfiel ihr, weil sie ihn dadurch endgültig verlor; doch hatte sie nichts dazu gesagt. Sie sah und hörte, daß Kronich ohne die geringste Hoffnung auf seine erneute Geschäftstour ging, ja sie glaubte zu fühlen, daß er nur aus Ratlosigkeit in der bisherigen Richtung weiterstieß. Aber wie die Dinge nun einmal standen, so konnte sie auch nicht mehr hoffen, durch seinen voll ausgebrochenen Bankrott etwas zu gewinnen, sondern sie fürchtete, daß er geradeaus auf den Selbstmord zutrieb.

Zunächst fand sie genug zu tun, sich selber vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Äußerlich sah ihr niemand etwas an. Sie bewegte sich wie sonst, und bei der Tafel erregte sie wie immer die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der Männer durch ihre Klugheit und Schlagfertigkeit und den Neid

der Weiber durch die selbstverständliche Freiheit, womit sie Opfer und Weihrauch anzunehmen oder abzulehnen geruhte. Jedermann fuhr fort, sie für eine verwöhnte Frau zu halten, die ihres Besitzes sicher ist und nie die Not kennen gelernt hat, sich den Weg zu einer Liebe zu bahnen oder sich ein armes Glück zu erhalten, denn sie hatte das begnadete Ansehen von Frauen, denen alles im Leben zufällt und die nicht gewöhnt sind, zu geben, ohne zuvor reichlich und in allerbester Qualität genommen zu haben. Nun war sie aber in Wirklichkeit innerlich so arm und einsam geworden, wie nur ein Mensch werden kann, der lebenslang an Reichtum und Herrschaft gewöhnt war. Indem sie sich zugestand, daß sie ihre Jugend an einen Traum verloren habe, war der Traum darum nicht weniger schön, aber auch der beste Teil ihres Weibtums nicht weniger fruchtlos verlaufen. Freilich, um weiter zu bestimmen, war alles noch zu schmerzensbunt, zu wild, blutig und unaufgeräumt. Sie ließ ihren Ruin vom kalten Strom, der ihn erfaßt hatte, tragen und führen, sah, daß alles zusammenblieb und sich erhielt, und wartete gefaßt, wenn auch noch so zerrissen, auf die Zeit, die ihr erlaubte, sich in einer neuen Gestalt aus dem treibenden Eisgang der Enttäuschten loszuwinden und wieder festes Land zu gewinnen, denn in diesem Zustand ins Meer des Gewesenen zu münden, war keineswegs ihr Wille.

Das Schicksal, das schöne Frauen nie ganz aus den Augen verliert, sandte ihr zur Ermunterung und Ablenkung nun rechtzeitig gerade den Spaßmacher, den sie nötig hatte und in Szene setzen konnte. Gleich am Nachmittag des ersten einsamen Tages, als sie aus dem Hotel trat, um sich ein wenig im Städtchen umzusehen, stand da auf der Straße die stämmige und optimistische Figur des Fritz Kuhny, stocksteif vor Verlegenheit, Schreck und Bewunderung, mit rechts aufwärts und links abwärts gewirbeltem Schnurrbart und glotzenden Karpfenaugen, denn er hatte so wütendes Herzklopfen, daß es ihm den Atem verschlug. Am Vormittag hatte er sich richtig nicht zu ihr hinauf getraut. Etwas später fiel es ihm ein, ein bißchen den Hut zu lüften; Verbeugungen waren hierlands nicht die Sitte. Im ersten Augenblick dachte sie: „Laß doch den törichten Menschen laufen!“ und wollte vorbeigehen, ohne ihn zu beachten. Aber dann reizte sie doch wieder die redliche Unverschämtheit, mit der dieser phantastische Bursche ihr nachstellte, und die völkisch-demokratische Würde, die er sich in allen Lebenslagen erhielt und auch jetzt in seinem so knappen als großartigen Gruß bekundete, und sie blieb stehen. „Da sind Sie ja wieder, Herr Kuhny,“ redete sie ihn an, ein wenig spöttisch, wie ihm schien. „Einen anhänglichen Charakter haben Sie. Wie ist es nun mit der Freiheit?“

Nun wußte er haarscharf, was er sich allezeit nicht hatte vorstellen können: nämlich wie eine feine Dame einen jungen Mann in dieser Lebenslage empfangen würde. Es tat ihm leid, daß es ihm nicht ein wenig begeisterter in die Ohren klang, und noch mehr, daß er um eine rechte wohl-

bediente Antwort verlegen war. Schließlich hob er einen Fuß von der Erde, so schwer er an seinen Beinen hing, setzte ihn um einen Schritt voraus und ließ ihm in gleicher Weise auch den andern folgen. Und da sie ihn mit ihren dunklen Augen gar so herrisch und stolz, auch, wie es schien, ein wenig erzürnt, anfunkelte, gab er etwas von seinem demokratischen Selbstgefühl ab und lüftete den Hut zum zweitenmal, indem er ihn mit der Hand ein bißchen in die Höhe hob und für den Rest mit dem Kopf darunter hervorging, denn auch der Arm war ihm schwer; wenn der ganze Bursche wog, wie es ihn erdwärts zog, so kamen nicht unter zwanzig Zentner auf der Wage heraus, bescheiden geschätzt. Dafür fiel ihm jetzt die richtige Antwort ein. Mit dem Hut vor der Brust und blaß vor Erregung und Entschlossenheit erwiderte er: „Ich habe keine Freiheit weiter verloren. Warum ich Ihnen nachgereist bin, das wissen Sie so gut wie ich."

Sie bekam rote Wangen. „Nun, Herr Kuhny, Sie scheinen mir hartnäckig," bemerkte sie kühl und ziemlich von oben. „Ich weiß nichts, als daß Sie eine Braut zu Hause haben."

Diese Antwort tat ihm noch mehr leid, aber er konnte da nicht mehr helfen. Er war einmal hier, ob er mochte oder nicht und ob es ihr gefiel oder mißfiel, und er wollte erlegen oder erlegt werden, wie es eben das Schicksal im Sinn hatte mit ihm. „Es hat keinen Zweck, jetzt von meiner Braut zu sprechen," erklärte er geplagt. „Sondern Sie sagten, daß gut gewachsene junge Leute manchmal ihr Glück machen könnten, und ich möchte hören, wie es zugehen kann."

In allem Kummer überkam sie eine kleine, mokante Heiterkeit. „Mein Gott, Herr Kuhny," wunderte sie sich. „Zu dergleichen ist Ihnen aber doch Ihre Souveränität zu viel wert."

„Diesem habe ich gleich nicht beigestimmt," kopfschüttelte Fritz. „Ich sagte, daß Schweizer auch Kellner und Portiers sind, ohne daß sie viel mehr dabei zu erwarten haben als das Trinkgeld. Geschweige, wenn es bei einer so noblen Dame sein kann."

„Nun, ich fürchte, das stellen Sie sich doch etwas zu ehrenhaft vor," meinte sie amüsiert.

„Ich stelle es mir gar nicht ehrenhaft vor," erklärte er aber düster. „Was soll da besonders ehrenhaft sein? Ich bin die Fischerei schon lang verleidet und will für den Chauffeur und Gärtner eintreten, der im Krieg ist."

„Das läßt sich hören. Verstehen Sie denn etwas von Automobilen?"

„Man kann alles lernen, wenn man will. Und dann gibt es ja jetzt gar keine Autos in Deutschland; die sind alle im Krieg, wie man liest."

„Haben Sie wenigstens einen Begriff von der Gärtnerei?"

„Ich habe immer das Grab von meinem Vater gepflegt, und es ist alles gut aufgegangen," behauptete er, aber es war eine Lüge, das Grab hatte

Jakob besorgt, wie alles, wenn etwas daraus werden sollte. „Und für das andere gibt es Gärtnerbücher," setzte er hinzu.

„Nun, Sie sehen ja leidlich intelligent und ehrlich aus, und wenn Sie sich gewisse Dummheiten aus dem Kopf schlagen, so weiß ich nicht, warum diesmal mein Gärtner kein Schweizer sein soll. In diesen Zeiten muß man ohnehin vorlieb nehmen. Stellen Sie sich also heute nachmittag um vier Uhr noch einmal vor; ich werde Ihnen dann alles Weitere mitteilen."

Derart endete die mit so romantischen Aussichten begonnene Unterredung ganz geschäftsmäßig, wie ein Gespräch bei der Dienstbotenvermittlung, und Fritz, indem er, immer noch mit dem Hut vor der Brust, der davongehenden schönen Dame nachsah, wußte nicht, war er geprellt oder sollte er's noch werden. „Nun," dachte er, „ich soll mich ja heute nachmittag noch einmal vorstellen. Da soll dann aber nichts an Deutlichkeit fehlen."

Indem er sich so seinerseits ebenfalls vom Platz weghob, fiel ihm jedoch noch ein Bedenken ein. „Was meint sie aber mit den Dummheiten, die ich mir aus dem Kopf schlagen soll?" dachte er, und blieb schon wieder stehen. „Vielleicht meine Heiraterei mit Zähnchen? Nun, davon ist jetzt sowieso nicht die Rede. Aber vielleicht will sie mir damit sagen, daß ich Schliff und Manieren annehmen soll. Ich rechne, die wird sie mir schon beibringen."

Im Weitergehen trat ihm, zum erstenmal auf seiner Reise, Zähnchens Gestalt vor die Augen, nicht eben zu seiner Beruhigung und Bequemlichkeit. Bis jetzt hatte er den Gedanken an sie, wenn ihn wirklich einer antreten wollte, mürrisch oder grob zurückgestellt. Es war nach seiner Meinung noch gar nichts passiert, und so viel Freiheit, gab er vor, werde er doch wohl noch haben, um eine Schweizerreise zu machen, wenn er dazu Lust bekam. Lieber wollte er die ganze Heiraterei an den Nagel hängen, als sich so beherrschen lassen. Wenn ihn sein Gewissen wirklich einmal schlug, so sagte er, verlegen Arme und Beine schlenkernd: „Ach was, Dummheit, aus der Sache da wird doch nichts. Ich will nur einmal sehen. Nachher komme ich ganz von selber zurück." Aber jetzt galt keine Ausrede mehr; das neue Verhältnis war eingeleitet, und aus der Sache wollte etwas werden.

Während er aber so an das hübsche Mädchen dachte, kam ihm viel mehr in den Sinn, als für seinen Gleichmut vorteilhaft war. Stimmungen und Vorgänge fielen ihm ein, die mit ihr zu tun hatten, in denen ihre hurtigen Augen herumgingen, aus denen ihre helle Stimme klang und ihr blonder Schopf leuchtete, und was er nicht sah und hörte, das roch und fühlte er. Und plötzlich *schmeckte* er auch, nämlich die frische Süßigkeit ihrer Küsse, und dann war an dem ganzen ungetreuen Fritz Kuhny kein Fleckchen und kein Härchen, das nicht mit Erinnerungen, Wehmut und Sehnsucht bis zur Schmerzhaftigkeit geladen gewesen wäre. Wie oft hatte sie gesagt: „Fritz, mach keinen Unsinn!" und es war immer neu und entzückend gewesen, so daß

er gerade immer wieder Lust bekommen hatte, Unsinn zu machen, und indem sie es sagte, wollte sie auch nichts anderes damit bezwecken, als daß er sich just auf eine neue Eselei oder Albernheit besann, denn sie kam sich immer gern als die Gescheitere und Gesetztere vor. Wie ehrbar hatte sie sich immer entsetzt, wenn er nachts mit ihr und Jakob aus einer Wirtschaft auf die Straße tretend den Rockkragen hochklappte, zu schwanken und zu stolpern begann und dazu gluckend das Lied sang: „Grad aus dem Wirtshaus, da komm' ich heraus!" Sie schalt und beschwor, kündigte ihm die Liebe und lachte sich halb tot, und einmal waren sie richtig alle drei wegen Ruhestörung aufgeschrieben worden. So hatte er sie noch nie schimpfen hören, wie nach ihrer Arretierung; aber dazwischen mußte sie immer noch lachen über die Antworten, die er den Polizisten auf der Wache gegeben hatte, und auch die Polizisten hatten gelacht, aber doch war Zähnchens Ärger über das Geld, das man zur Strafe bezahlen mußte, außerordentlich echt, und er bekam noch viel darüber zu hören, denn sie hatte ein langes Gedächtnis und war zähe und stets bei der Hand, wenn es darum ging, einem andern etwas auf die Nase zu geben, damit er nicht zu hoffärtig wurde.

Wie hatte er sie geneckt und aufgeregt, wenn sie miteinander spazieren gingen. Dort war sein Lieblingsspiel, daß er ihr auf die Füße sah und aufpaßte, wie sie so flink und hübsch unter dem Rocksaum hervorkamen. Er schwur, daß es keine feineren Füße gebe und keinen leichteren Gang in der ganzen Stadt, und redete zu ihrer Verzweiflung ein so Langes und Breites um ihre Füße herum, bis sie nicht mehr wußte, wie sie sie setzen sollte, und ihn erst einmal gründlich herunterkapiteln mußte, bis sie wieder mit sich selber eins wurde. Gelobt zu werden konnte sie überhaupt nicht vertragen, und nichts tat daher Fritz lieber, als ihren Charakter loben und ihre Vorzüge ans Licht stellen, auch ihre gute Gestalt und ihr hübsches Gesicht, so daß sie vor zorniger Verlegenheit die greulichsten Fratzen schnitt, um sich schlug und biß und sich endlich in einer unerschöpflichen Flut von nur halb ernsten, aber auch bloß halb spaßhaften Beschimpfungen Luft machte, in welchen Worte wie Esel und Affe die Ruhepausen darstellten, und dazwischen so wohlgezielte Schüsse auffuhren, daß es ihm wonnig rot und blau vor den Augen wurde und er manchmal seinen Ohren nicht traute.

Nicht von schlechterem Garn als die Tage waren auch die Nächte, die sie ihm gesponnen hatte, kein Kammgarn und auch keine Wolle, sondern echte Seide und manchmal ein Streckchen Purpur und sogar ein Fädchen Gold dazwischen. Das vermochte sie alles, und daß es nicht verleidete, wie die übrige Erdenpracht, die man so an der Herren Wege antrifft, dafür sorgte ihr launiger und heller Kopf. Nein, das mußte er zugeben: gelangweilt hatte er sich nie bei ihr, und was man ihr auch vorwerfen mochte: Kopfhängerei war nicht dazwischen und auch nicht Schwerfälligkeit, nicht einmal in den letzten sieben Monaten, und die waren doch nicht immer angenehm gewesen;

aber sie hatte sich überall durchgebissen, die Mäuler zur Ruhe gebracht und, was ihr sonst nicht gefiel, mit sich selber abgemacht.

Die Ausstattung, die sie sich angeschafft hatte, konnte sich sehen lassen. Da leuchtete es von Spitzen und Hohlsäumen, wie in einem verschneiten Winterwald. Den Geschmack stritt ihr niemand weg. Auch die Möbel, die man unter ihrer Anweisung ausgesucht hatte, die Bilder und Nippsachen: alles echter Jugendstil, schwungvoll und apart, und eine Wohnung machte das miteinander aus, um die sie jede Freundin beneidete; es stand übrigens alles schon eingerichtet bis auf die Vorhänge, die gerade in der Bleiche waren, und nächste Woche sollten die Tischtücher und das Bettzeug zur Wäscherei, wenn er richtig rechnete. Auch der Kinderwagen stand schon da, weiß, mit hohen Gummirädern; überall liefen goldene Linien, und an dem Wagendach hingen weiße Troddelchen, aber die kleinen Vorhängchen waren aus weißem Mull, und Zähnchen hatte noch violette Bändchen daran gemacht; nun konnte kommen, was wollte, ein Mädchen oder ein Junge, die Farbe paßte immer. Und da fehlte nichts. Im Küchenschrank standen zwei Saugflaschen, von denen eine immer im Wasser liegen konnte samt dem Gummizapfen, der auch doppelt besorgt war. Und die Gummizapfen waren eigentlich Zelluloidzapfen; die waren jetzt modern und auch hygienischer. Und dann die hundert anderen Dinge und Dingelchen, die Hemdchen, nicht größer als seine Hand, die Windeln, Jäckchen, Wickel, Höschen, Strümpfchen, Häubchen — sogar eine Rassel war schon da, und auch das Töpfchen war nicht vergessen!

Fritz wurde wind und weh, wenn er an alles dachte, was er nun verlassen und vielleicht gar verlieren sollte, seinen Eingang und Ausgang in ihrem Wohlgefallen, seinen zukünftigen Platz am Tisch, und die ruhigen, linden Nächte, sie drüben in ihrem Bett und er hüben in seinem, und ihre linke Hand ruhend in seiner rechten, während dann wohl in der Ecke im Kinderbettchen das junge Leben schnäufelte und auch einmal schrie, Runzeln auf die Stirn bekam, wenn es die Augen aufmachte, und natürlich aufs Haar seiner Mutter glich, oder auch seinem Vater; darüber konnte man dann wieder streiten. Tags siebenmal bekam es die Brust. Wenn es zum erstenmal lachte, so wollte Zähnchen einen Kuchen backen, und wenn es zum erstenmal nach Vater oder Mutter rief, so wollte Fritz einen ganzen jungen Lachs und eine Flasche Wein spendieren. Die künftige Wohnung lag zwischen Ost und West und hatte den ganzen Tag Sonne. Ein kleiner Garten gehörte dazu mit einem jungen Apfelbaum, der samt den Äpfeln mitgemietet war; nachmittags konnte man darunter Kaffee trinken und im Sommer zu Abend essen. Und das alte Häuschen am Rhein wollte Jakob behalten und lieber eine Hypothek darauf nehmen, um Fritz auszahlen zu können, als es in andere Hände kommen lassen. Dort machte man manchmal Besuche und zeigte dem Kleinen das fließende Wasser; oder Jakob, der dann der Onkel war, kam in die neue Wohnung herüber und saß mit ihnen unter dem Apfelbaum.

„Tja, Jakob," fuhr es Fritz durch den Kopf: „Jakob ist treu; er läßt nicht von dem alten Haus, obwohl er's nicht einmal ganz bewohnen kann und es ihn viel kosten wird. Das wird ihm dann Frau und Kind ersetzen, denn so lange es ein Zähnchen gibt, wird er keine andere ansehen. Was wird werden, wenn du nicht zurück kommst? Dann werden sich die beiden zusammen tun; viel Mühe wird's ihnen nicht machen. Er wird sie in das alte Haus ziehen, wird neu streichen lassen und wird flicken und bessern, was sie will, nur damit sie kommt. Meine Ausstattung werden sie deponieren, oder verkaufen und das Geld aufheben, denn einen Rappen von mir nimmt er nicht, dafür kenne ich ihn. Nur das Kind wird er nehmen und die Mutter dazu."

Diese Idee mißfiel ihm aber, denn sie hatte die Eigenschaft, ihn zu vereinsamen, und zwar auf den Schlag. Alles zerstören zu sehen, was er hübsch und traulich eingerichtet hatte, fahren zu lassen, was so süß und lebendig war, leer in eine leere Zukunft laufen und bei atmendem Leib seinen Bruder zu seinem Erben machen: das war doch keine Handlung, die er zu leisten vermochte. Gesetzt, die Deutsche führte ihn an der Nase herum oder sie wurde seiner überdrüssig oder es ging sonst nicht: wollte er dann gerne so verrückt gewesen sein, sein ganzes Glück und seine Zukunft in dies Tauschgeschäft einzuzahlen? Einen solchen Bocksprung, wie er ihn da machte, konnte sich ein Mensch leisten, der hinten und vorn nichts hatte, aber doch nicht ein Mann, der besaß, was er, Fritz, besaß, und zu erwarten hatte, was ihm bevorstand. „Alles Fleisch tut sich zu seinesgleichen," dachte er, „und fühlt sich da glücklich und geborgen. Wer im Leben einen Anhalt hat, bleibt dabei, und selbst der Hase, dem ein Loch und ein Nest darin gehört, läuft nicht in der Welt herum dem verfluchten Wind nach. Das hier ist etwas für den armen Narren Jakob; der mag der Deutschen den Chauffeur machen. Ich verdiene Prügel, daß ich ihn nicht habe allein gehen lassen und bei Zähnchen geblieben bin. Nun, sie wird mir ja einen Vers aufsagen!" Unwillkürlich begann er zu laufen. „Herrgott, was soll ich überhaupt erzählen? Ohne einen kolossalen Schwindel komme ich gar nicht durch. Ich werde angeben, daß ich über die Grenze geraten sei und mich die Deutschen als Spion festgenommen hätten. Jedenfalls will ich jetzt machen, daß ich auf dem kürzesten Weg nach Hause komme, bevor es zu spät wird, Herrgottssakrament!"

Ohne weiter links und rechts zu sehen, legte er den Rest des Weges zu seinem Gasthaus zurück, sagte im Hausgang zum Wirt, daß er abreise, und lief die Treppe hinauf, um in sein Zimmer zu kommen und sein Köfferchen zu packen, alles Vorkehrungen, die ihn mit der größten Befriedigung und Genugtuung erfüllten, ja sie machten ihn geradezu froh und lustig. „Ha, jetzt geht's wieder heim!" sagte er laut, indem er das Köfferchen vom Schrank herunterholte. „Komm her, mach dein Maul auf; ich will dir was drein stopfen. Wo ist denn der verrückte Schlüssel? Immer ist so ein Schlüssel

weg. Schladüssel, Schlidassel, jetzt geht's ab nach Kassel! Also die Herren Hemden! Herein spaziert und nicht geniert. Wer schmutzig ist, den wird das Zähnchen waschen, daß ihm die Augen übergehen. Dich wird sie auch waschen, Fritz, du bist ein Dreckkopf. Was bist du? Ein Dreckkopf bist du. Wird Mühe machen mit dem Lügen; sie glaubt nicht viel. Aber endlich wird's Ruhe geben, schon wegen dem Kind. Ein Mädchen, das ein Kind bekommt, kann's nicht mehr so genau nehmen. Uns wird das Zähnchen hudeln. Uns wird das Zähnchen pudeln. Auf Zähnchen reimt sich Tränchen. Ja, zum Teufel, daran hab ich doch nie gedacht: ob sie wohl Angst gehabt hat? Vielleicht hat sie die Zeit sich gottlos gefürchtet und gesorgt und viel geweint, weil sie dachte, ich bin ihr draus. So ein Unsinn, ich dem Zähnchen draus gehen. Nie dran gedacht hab ich; ich werd's ihr schon sagen. Ei, hol doch der Teufel diese schnadrige fladrige deutsche ganz Feine, diesen eingebildeten Lilienstengel! Da weiß ich andere Weibsbilder, zum Kuckuck! Jetzt setz ich mich aufs Eisenbähnchen, und fahre heim zum Zuckerspänchen. Mit einem Freudenfähnchen. Vergnügt wie ein Hähnchen. Und steige wieder in mein Kähnchen. Verflucht, wenn sie nur nicht zu viel geweint hat. Nun, dann muß man sie nachher um so mehr lachen machen. Ist alles drin im Koffer? Da fehlt noch ein Socken. Laß ihn fehlen. Besser mit nur einem Socken bei Zähnchen, als mit zweien einem deutschen Lilienstengel Referenzen gemacht. Die Deutschen sind eben doch Monarchisten und wollen gedienert haben. Bei Zähnchen brauch ich nicht zu dienern. Schluß."

Schließlich fiel ihm ein, daß er nun wohl gepackt hatte, aber gar nicht wußte, ob jetzt auch ein Zug fuhr. Das war ihm schon nicht recht. Nachdenklich geworden zog er die Uhr heraus und sah nach der Zeit, als ob das Zifferblatt ein Fahrplan wäre. Es ging gegen fünf Uhr. Um fünf sollte er bei der Deutschen sein, um zu hören, wie sie sich das mit ihm vorstellte. Eigentlich, fand er, wäre das ganz interessant, und man könnte es noch mitnehmen, einfach als bloße Erfahrung, und dann doch gehen, wohin man wollte. Seine Neugierde brauchte er ja nicht zu unterdrücken, wenn er auch heim zu Zähnchen wollte, und wahrscheinlich fuhr jetzt auch gar kein Zug; also versäumte er gar nichts. Außerdem wollte er ihr ja auch mitteilen, was das auf sich habe mit einem rechten freien Republikaner und Eidgenossen, und wenn er jetzt nur so wegliefe, so brächte er sich selber für alle Zeiten um eine Genugtuung, und die ganz Feine dachte am Ende, er habe Angst bekommen. Hingegen wenn er noch einmal hin ging, so bekam er fürs ganze Leben etwas zu lachen, und später, wenn Gras über die Sache gewachsen war, konnte er alles seiner Frau erzählen, damit sie auch lachen konnte. Aber abgesehen von allem: er hatte einmal zugesagt, daß er um fünf Uhr kommen werde, und sein Wort mußte ein Mann halten, besonders einer Dame gegenüber. Es wäre sehr unanständig, sie umsonst warten zu lassen; was für einen Begriff

würde sie bekommen von schweizerischen Sitten und Gebräuchen. Also mußte er eigentlich schon aus nationalen Interessen hin.

So bezahlte er seine Rechnung und verfügte sich mit dem Köfferchen an der Hand nach dem Hotel der Deutschen. Der Portier hieß ihn warten und läutete telephonisch im Zimmer zwölf an. Dann hörte er, die Dame lasse in den kleinen Salon bitten, Zimmer vier gleich links von der Treppe. Als er hinkam und anklopfte, war noch niemand da, und er mußte vor der Tür eine gute Viertelstunde warten, bis die Dame geruhte, zu erscheinen; inzwischen wurde er von Zimmermädchen, Bursch und Kellner gefragt, was er da wolle, und jedesmal tönte die Frage hochmütiger, so daß er sich anfing zu ärgern. Als dann Ise kam, nahm er doch wieder den Hut ab, erklärte es sich jedoch damit, daß man sich jetzt im Haus befinde, nicht draußen im Freien. Ihr die Tür aufzumachen, daran dachte er aber nicht. Zwar blieb er höflich draußen stehen, bis sie ihn eintreten hieß, dann ließ er jedoch das Loch hinter sich offen, so daß sie ihn heißen mußte, die Tür zu schließen. Es war sein erster Auftrag, und er führte ihn recht dienstbereit und ziemlich geschickt aus, so weit es sein Köfferchen zugab, das er nicht aus der Hand ließ.

„Und dann will ich Ihnen vor allem eins sagen," hob Ise das Gespräch an, indem sie sich auf einen Polsterstuhl niederließ: „Es ist unhöflich, eine Frau die Tür aufmachen zu lassen, wenn man dabei steht, nicht bloß für Diener, sondern für alle Männer. Haben Sie Ihre Braut auch so grob behandelt?"

„Behandelt?" wiederholte Fritz errötend. „Behandelt hab ich sie weiter nicht. Das ist eben bei uns nicht die Mode."

„Nun, sie würde auch euch gut anstehen. Eine anständige Frau soll euch immer ein Anlaß der Verehrung und der Dienstbereitschaft sein, sogar wenn ihr mit ihr verheiratet seid, denn was stellt ihr etwa so Besonderes dar? Sie können Ihr Köfferchen abstellen."

Fritz wollte eigentlich sagen: „Ich will nämlich zum Zug für heim zu fahren," aber er brachte die Worte nicht zusammen, dachte, es werde sich dann schon von selber ergeben, und stellte folgsam ab.

„Das wäre also das erste," fuhr Ise fort und ließ ihr Täschchen fallen. Fritz sah es am Boden liegen und fand, daß es ein sehr hübsches Täschchen sei, aber sonst dachte er sich nichts dabei. „Heben Sie mir das Täschchen auf," befahl Ise.

Das Wort fuhr ihm mächtig ins Gebein. „Schon wieder eine Unhöflichkeit," dachte er, und setzte sich so plötzlich in Bewegung, daß er sich mit den Füßen in einem kleinen Teppich verfing und beinahe hingestürzt wäre. Verwirrt kam er bei dem Täschchen an, das er aufgriff, als ob er es für ein verlaufenes Kaninchen hielte, und ihr hinreichte, nicht schlechter und nicht besser, wie ein Maurer dem andern einen Backstein. Zu seiner steigenden

Verlegenheit rührte sie keine Hand danach, und als er sie dumm ansah, ging ein spöttisches Zucken um ihre stolzen Mundwinkel.

„Sie besitzen ja alle Voraussetzungen für einen gewandten und aufmerksamen Diener," bemerkte sie. „Fassen Sie das Täschchen am Bügel an, oben, wo das Metall ist, und mit zwei Fingern, nicht mit der ganzen Faust. Und nun überreichen Sie es mir mit einer Verbeugung. Tiefer; viel tiefer. So wird sich ein geheimer Rat vor mir verbeugen. So verbeugen sich die jungen, grünen Leutnants; noch tiefer, jetzt geht's an. Merken Sie sich diese Stellung, so verbeugt sich ein Diener. Jetzt präsentieren Sie mir das Täschchen. Stoßen Sie's mir doch nicht ins Gesicht; führen Sie eine nette, anmutige Bewegung mit der Hand aus und bieten Sie mir's an."

Fritz bot an, als ob ihn das Reißen im Arm plagte und ihn gleichzeitig einer von hinten stieße. „Ich denke mir, daß Sie das viel gefälliger können," spottete sie. „Geben Sie sich Mühe."

Fritz gab sich Mühe, und nun sah es aus, als ob er mit einer Peitsche knallte.

„Man kann sich immer noch Schöneres vorstellen, aber wir wollen's für diesmal gelten lassen. Üben Sie das dann. Haben Sie Ihrer Braut auch nie etwas aufgehoben, wenn es ihr zu Boden fiel?"

„Nein," sagte Fritz; mehr fiel ihm jetzt nicht ein.

„Ach," wunderte sie sich. „Ich dachte, so vorzügliche Volksgenossen, wie die Schweizer sind, würden einander mit der größten Zuvorkommenheit und Höflichkeit behandeln."

„Hier ist jeder frei," brachte Fritz hervor, ganz drehend vor Unterweisungen.

„Bei uns gilt jemand für frei, wenn er sich zu bewegen weiß. Treten Sie etwas zurück; achten Sie künftig darauf, daß Sie immer wenigstens drei Schritt Distanz zwischen mir und Ihnen lassen; haben Sie mir eine Handreichung getan, so nehmen Sie gleich wieder Abstand. Man dreht einer Dame nicht den Rücken; gehen Sie hinter sich. Von dort aus können Sie dann vorwärts abgehen, wenn ich Sie entlasse. Ein Diener putzt nicht die Nase, während seine Herrschaft mit ihm spricht. Und dann trompetet man auch nicht so laut. Ferner wird es gut sein, wenn Sie darauf achten, daß Sie Ihre Fußspitzen mehr nach auswärts stellen. Als mein Diener werden Sie übrigens Ihren bürgerlichen Namen ablegen; Sie heißen bei mir Johann. Für heute werden Sie mich zum Schneider begleiten, um eine Livree zu erhalten. Auch werden Sie zum Friseur gehen, um sich den Schnurrbart abrasieren zu lassen; zugleich wird man Ihnen sagen, wie Sie Ihr Haar glatt kämmen können; mit einem so wilden Schopf werden Sie nicht Diener sein. Man wird Ihnen im Hotel ein Zimmer anweisen; fragen Sie beim Portier danach. Dort können Sie auch erfahren, wo Sie essen werden. Die Zeiten bestimme ich noch. Zu demselben Herrn gehen Sie jetzt und sagen, daß ich

das Hotelauto wünſche; ich will nach Bern fahren. Auf Befehle von mir antworten Sie: Jawohl, gnädige Frau! Wie?"

„Jawohl, gnädige Frau." Fritz hätte auch wiederholt: „Ich bin ein Kaffer, gnädige Frau!" ſo wirbelte ihm der Kopf.

„Alſo Sie gehen zum Portier und beſtellen was?"

„Daß Sie ein Auto wollen."

„Das würde ſich ſchön anhören. Sie ſagen wörtlich: ‚Die gnädige Frau oder Frau Konſul wünſchen das Auto, um nach Bern zu fahren.' Wiederholen Sie das."

„Die gnädige Frau oder Frau Konſul wünſchen das Auto —"

„Eins von beiden genügt. Sagen Sie ‚Frau Konſul'. Alſo?"

„Frau Konſul wünſchen das Auto, um nach Bern zu fahren."

„Ausgezeichnet. Das Köfferchen laſſen Sie nur hier ſtehen; man wird es ſchon beſorgen. Und Sie bleiben gleich beim Wagen unten und fahren dann mit." Fritz wollte ſich nun beflügelt davonheben, aber Sie nagelte ihn noch einmal an den Boden. „Halt!" befahl ſie. „Wie ſollen Sie auf meine Befehle antworten?"

„Zu Bef — Jawohl, gnädige Frau."

„Gut. Vergeſſen Sie es nicht wieder; ich liebe nicht, dieſelbe Sache oft zu wiederholen. Und dann laſſen Sie bitte mich zuerſt hinaus." Fritz blieb halb vorgebeugt, breitbeinig und mit hängenden Armen ſtehen, um ſie zur Tür voraus zu laſſen, aber auch dies ſchien ihr nicht wohlgetan. „Sie haben wohl die Güte, mir zu öffnen," ſagte ſie an ihm vorbeigehend, und er, vollkommen um ſeine Würde und Größe gebracht, ſtürzte ihr reuevoll voraus und riß beinahe die Tür aus den Angeln. „In fünf Minuten bin ich unten," bemerkte ſie noch, und als er nichts darauf zu ſagen wußte, wandte ſie, ſchon halb über ihre Schulter, ihm noch einen ſchrägen Blick zu, ſo daß es ihm wieder glühend heiß einfiel, und er haſtig in den Ruf ausbrach: „Jawohl, gnädige Frau."

Nun hätte Fritz immer noch ſein Köfferchen nehmen und laufen können, ſo raſch ihn ſeine Beine trugen; aber erſtens hatte er einen Auftrag auszuführen; zweitens ſtand ihm eine herrſchaftliche Autofahrt neben einer ſchönen Frau bevor; und drittens war alles an ihm, was ſie ihm nicht mit ihrem Exerzitium verrückt gemacht hatte, von ihrem Parfüm betrunken, womit er ſich während einer ganzen Viertelſtunde, davon drei Minuten in ihrer allernächſten Nähe, vollgeſogen hatte, wie ein Schwamm mit Waſſer. Nun roch auch der ganze breite Fiſcherburſch oder wenigſtens ſeine grobe Biedermannsſeele berückend nach einer ſchönen Frau, und nach wem er roch, dem gehörte er. Ohne viel mehr von ſich ſelber zu wiſſen, ſtolperte er die Treppe hinab, rannte Herren und Damen an, die er weder ſah noch fühlte, und machte drunten ſeine Beſtellung wie in einem Traum. Nachher wartete er neben dem vorgefahrenen Automobil, ſtolz wie eine Gießkanne, und als nachher ſeine Herrin

erschien — in einem schönen warmen Reisemantel und mit einem blauseidnen Schleier um den Kopf — öffnete er sogar den Schlag. Wie er aber zu ihr einsteigen wollte, sagte sie erstaunt: „Auf den Bock, Johann!" und setzte, da er aufs neue bestürzt nach vorn laufen wollte, stillvergnügt hinzu: „Machen Sie aber vorher den Schlag wieder zu. Und wenn Sie in Zukunft meiner irgendwo ansichtig werden, so nehmen Sie hübsch den Hut ab. Verstanden?"

„Jawohl, gnädige Frau."

Ise hatte während des Aufenthalts in der Landeshauptstadt in einem Schaufenster eine Dienerlivree ausgestellt gesehen, ein ganz hoffnungsloses Schaustück, das nur dazu da war, Weltmannschaft und Allseitigkeit vorzuspiegeln und Herrschaften anzulocken. Dahin dirigierte sie nun den Chauffeur. Als der Wagen vor dem Geschäft hielt, spielte sich der merkwürdige Zwischenfall ab, daß alle Insassen fest auf ihren Plätzen sitzen blieben, bis die Dame endlich sagte: „Nun Johann, soll ich ewig hier drin sitzen?" worauf Fritz vom Chauffeursitz mehr herunter fiel als stieg und unter dem bekümmerten Aufblick des schon wieder gescholtenen Hundes mit der rechten Hand die Wagentür auf und mit der linken den Hut vom Kopf riß. „Nun kommen Sie mit," sagte sie dann. „Aber hinter mir," bat sie sich aus, da er Miene machte, an ihrer Seite zu gehen. Nun, hinter ihr war auch gut sein; da sah er ihren schönen Gang und ihre gute Figur von den Fersen bis zum Nacken, und roch ihr Parfüm, aber sonst fing ihm das Herz an schwer zu werden über der Beobachtung, daß er anstatt einer weichen Geliebten zunächst nur eine genaue und spöttische Herrin bekommen hatte, die ihre Gefühle für ihn, wenn sie welche besaß, wenigstens verdammt gut zu unterdrücken wußte. Indessen war er einmal wieder in ihren Dunststrudel geraten und mußte sich darin halten, wie er konnte.

Im übrigen kam alles, wie Ise es ihm voraus gesagt hatte. Er bekam eine Livree, braun mit blauen Streifen und Knöpfen, und eine ebensolche Mütze. Während man noch etwas daran änderte, mußte er zum Friseur und sich den Schnurrbart abnehmen lassen. Bei diesem Geschäft wurde er beinahe noch einmal kopfscheu, denn seinen blonden Schnauz hatte nicht nur er zärtlich geliebt, sondern auch Zähnchen war darauf stolz gewesen, und beide hatten ihn immer als Abzeichen seiner Männlichkeit betrachtet. Als ihm der Friseur mit dem Seifenquast darein fuhr, fühlte er sich wie vor einer Operation, und nachdem alles vorbei war und er sich im Spiegel betrachtete, hätte er heulen mögen, so nackt und bloß kam er sich vor. Auch sein übriges Aussehen entsetzte und bekümmerte ihn, denn anstatt eines fröhlichen blonden Haarschopfes bemerkte er einen pomadisierten und glattgescheitelten Lakaienschädel, auf dem die Haare klebten wie auf einem Ei, und von dem die Ohren genau so eselhaft abstanden, wie er sich den ganzen Nachmittag schon fühlte.

Mit einem ganzen Paket von Haarwasser, Brillantine, Pomaden, Bürsten und Kämmen, die ihm der Friseur noch aufgehängt hatte, verließ er den

schmerzhaften Laden und fing draußen sofort an zu frieren. Am liebsten hätte er sich einen Federbalg gewünscht, um darunter wie ein Enterich seine nackte Nase zu wärmen. Er wagte niemand anzusehen, weil er meinte, daß jedermann die mit ihm vorgegangene Schändung sofort erkennen und darüber lachen müsse. Aber es lachte keiner, als etwa der Schneider, und dem lief auch nur ein verstohlenes und halb verhungertes Lächeln um den Bart, das Fritz in seinem trauervollen Ernst nicht einmal merkte. Die Livree mußte er sofort anziehen, und als nun Fritz das ganze Werk im großen Spiegel betrachtete, kannte er sich selber nicht mehr und gab es auch auf, sich zu verstehen. An diesen Burschen mußte er sich zuerst gewöhnen, ehe er anfangen konnte, mit ihm zu verkehren, denn der Fischer Fritz Kuhny vom Rhein mit einem Bruder namens Jakob und einer Braut namens Zähnchen war das nicht mehr; dies war nun wirklich und wahrhaftig der Johann der Frau Konsul Kronich.

Mit einem beklommenen Seufzer wandte er sich vom Spiegel ab, und in dem Bündel, worein der Schneider indessen seine Kleider gepackt hatte, trug er seine ganze Vergangenheit mit hinaus, ein familien-, heimat- und geschichtsloser und beinahe auch geschlechtsloser Mensch, die Kreatur viel mehr seiner eigenen Lebensgier und Herzenstorheit, als einer launigen deutschen Frau. Neugierig war er nur noch, was die junge Konsulin zu ihm sagen werde; aber als sie von einem kleinen Einkauf zurückkam, streifte sie ihn nur mit einem halben Blick und stieg in den Wagen, ohne etwas zu verlauten, zog die Decke über ihre Knie, und mit brennenden Laternen ging die Reise zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Niederdeutsche Neuerscheinungen III.

Gorch Fock †.

Die Lieder von Garbe, Semper und W. Seemann sind bei aller Eigenfarbe von Persönlichkeit und engerer Heimat doch von allgemein niederdeutschem Empfinden getragen. Semper schreibt zwar in hamburgisch-holsteinischer, W. Seemann in mecklenburgischer Mundart, und Garbe geht von einem Dialekt aus, der etwas weiter elbaufwärts im Hannöverschen zu Hause ist; aber alle drei haben mehr Gemeinsames als Trennendes, haben einen ähnlichen Rhythmus der Formen und Inhalte, der nicht mit einer bestimmten Landschaft unzertrennlich verbunden ist, und wenn wir diese alle drei um Hamburg-Altona gruppieren und sie uns ohne diese Stadt nicht denken können, so ist es nur, weil Hamburg-Altona seinen Einwohnern nach die größte holsteinische, mecklenburgische und nordhannöversche Stadt geworden ist (denn in keiner Stadt sitzen und verkehren so viele Schleswig-Holsteiner, Mecklenburger und Nordhannoveraner wie hier); die meisten Gedichte von allen dreien können wir uns in jedem niederdeutschen Gau denken.

Weniger allgemein niederdeutsch, schien ein anderer Dichter recht eigentlich der Dichter Hamburgs zu werden, der Träger hamburgischer Ausdrucksweise, der Verkünder hamburgischer Eigenart und des hamburgischen Ideals (wofern wir ein so handgreifliches Ziel als Ideal bezeichnen dürfen): Gorch Fock, der Sohn des hamburgischen Eilands Finkenwärder.

In denjenigen Werken, die ihm die Zuneigung des hamburgischen Volkes gewannen, prägt sich ein ganz anderer Geist aus als in den Gedichten der Lyriker; da begegnen wir nicht jener harmonischen Unterordnung unter die Natur, nicht jenem Zusammenleben und Zusammenklingen mit dem Lande; soweit sich dort überhaupt eine Harmonie mit der Natur einstellt, ist die See das Element, das den Grundton gibt; und in diesem Klingen, das mehr ein Ringen ist, sucht der Mensch die erste Geige zu spielen und möchte am liebsten Kapellmeister sein:

„Hamborger Jung: goh in de Welt,
lehr Ingelsch un verdeen di Geld,
seuk di den besten Happen ut
un flog di annern op de Snut! . . .
Spel jümmer leber Herr as Knecht:
de Boos is, de hett jümmer recht.
Holl vull din Seils, lot weihn din Flagg,
segg de Schinesen goden Dag,
goh gern mol op de Tigerjagd,
nimm gern mol Mexiko in Pacht,

stieg no de Pyramiden rop,
stell de Molukken op den Kopp,
keup bi de Lappen Tron un Smeer,
verkeup de Inkas Keum un Beer . . .
Man dat holl fast in Storm un Dook,
dien ole nedderdütsche Sprook.
Un wenn du Ost un Süd un West
bekeken un beroken hest,
denn kumm bi Dogen weeder trügg
no Jumpfernstieg un Lombardsbrügg . . ."

Dieser frisch-freche Drang in die Weite — und doch immer dabei innerhalb einer engen Bahn — ist seiner Tonart nach mehr hamburgisch als allgemein niederdeutsch; manches an dieser Art und Weise läuft dem Niederdeutschen recht zuwider, ist Großmanns- und Großstadtprodukt (wie es auch denn, nach Form und Wesen, viel dazu beigetragen hat, den Hamburger in Deutschland und den Deutschen im Ausland unbeliebt zu machen); aber es ist eine echte Äußerung von Zeit und Ort; es ist übrigens in seiner Mischung von engstem Heimatstolz und weltweiter Tatenfreudigkeit dem englischen Wesen verwandt; ist in gleicher Weise wenig lyrisch und noch weniger musikalisch. Gorch Fock erzielt, bei allem Schwung seiner Worte, denn auch seine Haupterfolge durch seine epische Stärke, durch die Kunst des Erzählens und Garnspinnens, durch die Handlung selbst und durch die Anschaulichkeit seiner Bilder und Vergleiche, nicht durch den Klang und Rhythmus seiner Rede. Wie anschaulich erzählt er bei aller Einfachheit der Charaktere die komische Geschichte von „Katt un Hund" (in den „Hamborger Jungmooten")![1]) Und welche prächtige Höhe erklimmt sein Humor in der eben so kurzen Erzählung „Wat Hein Saß in'n Heben keem" (in „Schullengrieper und Tungenknieper", S. 20 ff.): Hein Saß, der Finkenwärder Fahrensmann, kommt an die Himmelstür und hofft auf verständnisvollen Empfang, weil Petrus auch Fischer gewesen sei; als Petrus durchaus nicht so gnädig ist, wie Hein Saß erwartet hat, und sich für einen besseren Fischer ausgibt, trumpft der Fahrensmann mächtig auf und beweist ihm an der Hand der Bibel in Finkenwärder Platt, daß er auf seiner Nordsee sich doch ganz anders als Fischer bewährt habe denn Petrus auf dem See Genezareth; und Gottvater nimmt ihn zu Gnaden an.

Aber nicht alles das, was ihn bei breiteren Gesellschaftsschichten Hamburgs beliebt machte, ist sein Bestes, nicht seine Findigkeit und Fruchtbarkeit an Witzen und Schnurren, an Läuschen, Lögen und Vertellen. Was er an solchen gab, hat er gewiß gern gegeben — nach dem Motto, das er seinem stellenweise grabbisch anmutenden „Hein Godewind" dem „Admirol von Moskitonien" mit auf den Weg gab: „Sorgen wir, daß das Lachen nicht aus der Welt gehe; sorgen wir, daß mehr Lachen in die Welt komme!" Und doch ist dies sein Stärkstes nicht. Seine Persönlichkeit war tiefer und reicher. Wo seine Kraft lag und herkam, hat er selbst am besten in jenem Bekenntnis gesagt, das unter dem Titel „Hornsriff" den Reigen seiner „Fahrensleute" eröffnet, demselben Namen, unter dem sich wenige Jahre später sein Schicksal erfüllen sollte: Er passiert diese Stelle an Bord einer Lustjacht, zwischen Globetrottern und glatten Großstadtmenschen, in Lackschuhen und

[1]) Alle seine Werke sind erschienen bei M. Glogau jr., Hamburg 1914, 1915, 1916; sein Einakter „Cili Cohrs" im Quickbornverlag, Hamburg 1915 (zusammen mit Hinrich Wriedes „Leege Lüd").

Smoking. „Hornsriff? Ja — Hornsriff!" Der Name reißt ihn zu Gedankengängen empor, die in diese Gesellschaft nicht passen. „Besinn dich dieser Gründe, dieser Gewässer! Hier sprang der Wind jäh um, und der Wind wurde zum Sturm und der Sturm wurde der grauen Hamburger Kuff und ihrem Menschen über; hier ging der Großmast über Bord, hier flog die Besahn weg, hier steckten sie die Schiffspapiere in die Binnentaschen, als der Tod sich riesengroß erhob. Und hier gingen sie unter, dein Großvater, dein Oheim und der Pellwormer: dieselben Seen, die dich jetzt geruhig wiegen, gingen ihnen über den Kopf hin und spielten mit den aufsteigenden Blasen . . . Dort ist Hans Hinniks Kutter koppheister gegangen, dort schwamm Hans Hinnik in der kochenden See, Hans Hinnik, den du manchmal in stiller Seenacht angerufen hast, wenn eure Schiffe in Rufweite aneinander vorbeikreuzten . . . Dwars von hier ist eine andere Stelle! Dort hat die Fockschote den jungen Hein Mewes über Bord geschlagen. Du weißt, daß sein Vater deepdenkern darüber geworden ist und jetzt in der Irrenanstalt vor sich hinbrütet . . ."

So sprechen zu ihm am Hornsriff die Stimmen seiner Jugend und engeren Heimat — Finkenwärder. Er beschwichtigt sie: „Schweig, Hornsriff! Als ich hier fischte in harter Mühsal, naß und verklamt, da habe ich mich gesehnt nach diesem großen, weißen Traumschiff mit seinen Lichterreihen und seinen wehenden Schleiern; jetzt, an Bord, soll ich mich wieder nach der bitteren Fischerei sehnen, nach den geflickten, griesen Segeln?"

Aber die Stimmen behalten doch recht: „Du gehörst nicht zu Wein und Tafelmusik, nicht zu Schuffleboard und Schiffsliegestuhl, nicht zu Dinner und Lunch, nicht zu Smoking und Lackspitze! Du gehörst zu den Feuerschiffsmatrosen, die dort an der Reeling stehen! Das sind deine Brüder, die dort auf dem Kutter die Fock fallen lassen, um die Kurre einziehen zu können! Das ist dein Volk, das dort auf dem Fischdampfer sitzt und die Schellfische zumacht, von Möwen umflogen, das in schwerer Arbeit die See pflügt! — Das ist deine Welt, deren braune Segel das Wasser beschatten, die plattdeutsch spricht und keine Lieder hat; deren Blutes und Sinnes bist du und wirst du ewig bleiben, Fock!" Und er geht hinauf zum „windigen Bootsdeck, auf dem sich niemand aufhält". Von da blickt er „unverwandt nach dem kleinen Fischkutter mit den braunen Segeln und nach dem roten Feuerschiff von Hornsriff und erwürgt einen schönen Traum".

Dahin ist wohl manchmal seine Sehnsucht gegangen: Wie seine Väter ein Seefischer zu sein, statt hinter der Toonbank zu stehen oder auf dem Kontor zu sitzen. Und wohin seine Sehnsucht ging, da ist er wahrlich ein Dichter, wahrlich der Worte und Gestalten Meister geworden. Die Welt der Fahrensleute, der Seefischer, dies kleine Eiland, dies engumgrenzte Gebiet (und doch mit dem Blick und dem Streben in so ungeheure Weiten!) ist es, über das seine Phantasie und Gestaltungskraft am glücklichsten gebietet. Herangewachsen in dieser niederdeutschen, ja niederländischen Landschaft, beherrscht er sie auf hoch- und plattdeutsch und entnimmt ihr einen Reichtum an Bildern und Worten, aus denen es dem Leser geradezu salzig und feucht entgegenweht; so frisch kommt alles aus der See oder aus der diesigen Lucht der Niederelbe. Das eigenartige Niederdeutsch, das man an dieser Stelle spricht, echter und vom Hochdeutschen weniger verfälscht als an anderen Orten, gibt seiner Sprache, auch wo er sie in hochdeutschen Rahmen gespannt hat, diese starke Färbung und Würze. Und die Personen von dieser Seite seines Lebens und Schaffens stehen um vieles stärker, freudiger gestaltet da als seine Stadtfiguren. Diese Kerle von der Waterkant, die nicht totzukriegen sind, die Fahrensleute, die, im Kampf gegen See und Sturm seit Menschenaltern gestählt, sich durch Not und Tod nicht beirren lassen, ein festes Geschlecht, echte Leute von der Marsch, friesischen

oder niederdeutsch-niederländischen Blutes; die Männer hart, die Frauen oft einen Schlag weicher, oft von der Geest her; und die Kinder den Eltern nachgeraten: So treten sie uns entgegen in seinen kleinen Erzählungen, in den „Schullengriepern und Tungenkniepern", in den „Fahrensleuten" und teilweise auch in den „Hamburger Jammooten", in seinem Einakter „Cili Cohrs" und besonders in seinem Roman „Seefahrt ist not!", zu dem manche seiner kleineren Geschichten wie Skizzen und Studien erscheinen. An ihnen allen hat seine Dichtung wohl eine Sehnsucht erfüllt, deren Erfüllung sein Brotberuf ihm versagte.

Aber sein Leben hat diesen Drang doch noch erfüllt. Nachdem der Krieg ihm manche urwüchsige Strophe entlockt hatte, konnte er nach anderthalb Jahren, im Frühjahr 1916, endlich singen:

„Mien Seel sett Seils as de Potosi,
Son gode dreeunfoftig Stück;
Dat mokt: se hett ehrn Willen kregen
Un kummt sik vor as Hans int Glück!

Dat mokt: ick bün Mariner worden
Un goh all morgen freuh an Bord!
Ick biester nich mehr op de Bargen,
Ick schipper würklich in de Nord!

Nu goht man af mit de Karpathen,
Warschau un Brest liggt achter mi.
Ick mag nix mehr von Belgrad weten
Un bün nich bi Verdun mehr bi!

De Fisch, de will sien Woter hebben,
Dat Schipp will Seils. de Seils wöllt Wind!
Sien Willen is den Minsch sien Heben
Un mokt em lustig as en Stint!

Gorch Fock will op sien Nordsee swalken
Un will mol op John Bull mit dol!
An Land kunn em de Dood nich griepen . . .
Villicht kriggt he op See em mol . . ."

Und der Tod griff ihn bald.

In der Schlacht vom Skagerrak, unfern dem Hornsriff, sank die „Wiesbaden", und Gorch Fock starb an einer Stelle, wo schon manchen seines Geschlechtes der Seemannstod ereilt hat — denselben Tod fürs Vaterland.

Franz Fromme.

Die russische Gefahr. 2. Das Endziel Rußlands. Von Axel Schmidt. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1916.

Die gegenwärtig immer mehr in den Vordergrund des politischen Interesses gerückte, hochbedeutsame Frage, ob Deutschland nach dem Kriege eher mit Rußland oder mit England eine Verständigung zu suchen habe, eine Frage, die für die ganze zukünftige Entwicklung Deutschlands von ausschlaggebender Bedeutung sein muß, erfährt in dem vorliegenden Buche eine Beantwortung, die bei einer knappen und leicht faßlichen Form an wissenschaftlicher Sachlichkeit, Klarheit und logischer Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt. Der Verfasser, ein Historiker von weitem Blick und gediegener Sachkenntnis in russischen Dingen, liefert uns mit dieser Schrift — ohne die in gewissen Kreisen auf den Anschluß an England gerichteten Bestrebungen zu berühren — den überzeugend geführten Nachweis, daß eine deutsch-russische Verständigung in absehbarer Zeit vollkommen ausgeschlossen ist, wenn nicht Deutschland seine Orientpolitik und damit seine ganze politische und wirtschaftliche Zukunft aufs Spiel setzen will. Erst in letzter Zeit beginne in der falsch orientierten öffentlichen Meinung Deutschlands sich die richtige Erkenntnis Bahn zu brechen, daß Rußland der eigentliche Brandstifter ist, Rußland, das bereits 1913 die Vorbereitungen zum Angriffskriege gegen Österreich-Ungarn beschleunigte, als damals eine vollkommene deutsch-englische Verständigung über den Balkan und Armenien immer wahrscheinlicher wurde. Seit die deutsche Politik in neue Bahnen einlenkte, ist aber, wie Schmidt mit überzeugender Folgerichtigkeit nachweist, gerade der nahe Orient zum unüberwindlichen Hindernis für jede deutsch-russische Verständigung geworden. Das von Dr. Paul Rohrbach verfaßte Vorwort, das ebensowohl als ein Nachwort gelten kann, enthält zunächst allgemeine, einleitende Betrachtungen über die hohe Bedeutung der deutschen Orientpolitik und des deutsch-türkischen Bündnisses, über die mitteleuropäische Interessengemeinschaft, sowie über die furchtbare, Mitteleuropa bedrohende Gefahr im Falle einer Besitzergreifung Konstantinopels durch die Russen, eine Gefahr, die bekanntlich schon Napoleon der Erste in ihrer ganzen Tragweite richtig erkannt hat. In den drei ersten Kapiteln, die „Das Testament Peters des Großen", „Das dritte Rom" und „Panrussismus" betitelt sind, schildert Axel Schmidt in fesselnder und anschaulicher Weise die in ihrer historischen Entwicklung um ein Jahrtausend zurückreichenden politischen, kirchlich-mystischen und slawisch-nationalen Beziehungen zwischen Moskau und Byzanz, die als roter Faden die ganze Geschichte Rußlands durchziehen. Von besonderem Wert ist es, daß der Verfasser vor allem die geistigen Führer des russischen Volkes, von Danilewski, Dostojewski, Pogodin, Katkow bis herab zu den Sasonow und Trubezkoi, hierbei selbst zu Worte kommen läßt. Dem vierten, von G. Hermann verfaßten Abschnitt „Die wirtschaftlichen Grundlagen des Kampfes um die Dardanellen" kommt insofern eine ganz besondere Wichtigkeit zu, als er die volkswirtschaftlichen Unterlagen für die politische These der ganzen Schrift enthält. Auf Grund eines sorgfältig gesichteten statistischen Materials erbringt Hermann hier den Beweis, daß die seit vierzig Jahren rapide anwachsende Getreideausfuhr aus Südrußland die zu jeder Zeit freie Durchfahrt durch die türkischen Meerengen immer dringender benötigt. Dieses Kapitel gipfelt in dem Satze: „Rußlands Wohl und Wehe liegt in der Hand des Staates, der die Dardanellen beherrscht." Diese Tatsache gibt auch den Schlüssel zur politischen Psychologie des heutigen Rußlands, in der die auf kirchlicher und historisch-nationaler Grundlage aufgebaute Gefühlspolitik jetzt ganz gegen ernste realpolitische Erwägungen zurücktritt. Zum Schlusse hebt der Autor deshalb mit Recht hervor, daß ein mit Rußland vor dessen endgültiger Niederwerfung abgeschlossener Friede für die Mittelmächte schon in naher Zukunft neue Kriege zur Folge haben müßte. In dem letzten „Entweder — Oder" betitelten Abschnitt ergreift wieder Axel Schmidt das Wort und betont nochmals in zusammenfassender Darstellung, daß Deutschland, unter Festhaltung seiner Orientpläne, entweder den Kampf mit Rußland bis ans bittere Ende fortsetzen oder auf jede Bedeutung in seiner Weltstellung verzichten muß. Über dieses „Entweder — Oder" sind die Russen sich schon längst klar geworden, schon längst haben sie erkannt, daß — um mit den Worten des Kadettenführers Maklakow zu reden — eine „unversöhnliche und schicksalsschwere Gegensätzlichkeit zwischen den Interessen Rußlands und Deutschlands" vorliegt. So ist es jetzt die höchste Zeit, sich auch in Deutschland in dieser Hinsicht keinen Illusionen mehr hinzugeben; besonders gilt das für die geschäftlichen Kreise, wenn sie sich in Zukunft vor den schwersten Verlusten bewahren wollen. Diese absolute Unüberbrückbarkeit des deutsch-russischen Gegensatzes eröffnet gewiß eine recht unheimliche Perspektive. Um so dringender erscheint es geboten, daß man in Deutschland die bisher geübte Vogelstraußpolitik aufgibt, die in Zukunft drohende Gefahr kaltblütig ins Auge faßt und sein Handeln während des Krieges und nachher danach richtet. *ρδ.*

Deutsche Reden. Von Karl Theodor von Heigel. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ivo Striedinger und einem Bildnis nach Franz von Lenbach. XX und 305 S. München, C. A. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Mitten in der Entfaltung des Weltkrieges, als das Eintreten Italiens an der Seite unserer Gegner bevorstand, am 23. März 1915, starb zu München eine der ausgeprägtesten Charaktergestalten der deutschen Geschichtschreibung: Karl Theodor v. Heigel. Seine Eigentümlichkeit bestand darin, scharfe kritische Erfassung des Gegenstandes oder der handelnden Persönlichkeit mit freiem ästhetischen Sinne für die künstlerische Darstellung zu verbinden. Er war allseitiger Forscher und formvollendeter Künstler zu gleicher Zeit, doch so, daß stets die Wahrhaftigkeit des Historikers das ausschlaggebende Wort sprach. Und dazu ein zweites. In einem seiner Kriegsaufsätze „Ruhig Blut" ermahnt Heigel alle, die nicht selbsttätig am Kampfe teilnehmen, zur ernsten Mäßigung, zur Sophrosyne im Sinne der Alten. Sie ist auch ein Kennzeichen des Mannes und des Historikers. Diese beiden Eigentümlichkeiten machten ihn zu einem Meister des geschichtlichen Essays, der durch sie einen starken Einfluß auf weitere Kreise der Gebildeten, namentlich seiner bayrischen Heimat, gewann. Aber zur vollen Würdigung des Verstorbenen bedarf es noch eines dritten Moments. In den Vorreden zu den beiden Bänden seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs" (1786–1806) betont er es, daß es sein Bemühen gewesen sei, vor allem den Charakter der Reichsgeschichte festzuhalten, den Umwandlungsprozeß jener Jahrzehnte nicht vom preußisch-, österreichisch- oder bayrisch-territorialen und dynastischen Standpunkte aus zu betrachten, sondern dem alten Deutschen Reiche als einer großen, eigenartigen politischen Institution, die über jenen Einzelstaaten als selbständige Einheit doch noch immer bestand, sein Interesse zuzuwenden. Diese Hervorkehrung des nationaldeutschen, des völkischen Elementes im Gegensatze zu dem Partikularistischen leuchtet auch in allen seinen Essaybänden hervor, ohne daß Heigel jemals seine bayrische Sonderart, seine warme Liebe zu dem angestammten Fürstenhaus verleugnet hätte. Wir erinnern an seine Aufsätze „Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern" und „Nachruf auf Prinzregent Luitpold von Bayern". Und wir erinnern andererseits an sein Wort in „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung": „Nur ein engerer Zusammenschluß aller Deutschen kann Hilfe bringen"; eingeschlossen die Deutschen Österreichs. Nicht politisch, sondern völkisch gedacht! Er sah in diesem lebendigen Einheitssinne des Volkes eins jener großen Imponderabilien von sittlicher und politischer Wirkung, dessen Betonung gegenüber der offenen Gegnerschaft Frankreichs und der Neigung weiter Kreise zur „historischen" Freundschaft mit Rußland er in der „Neuen Freien Presse" vom 12. Oktober 1914 für notwendig hielt. So wird Heigel zu einem echten Verkündiger deutscher geschichtlicher Bildung, die ganz in ihrem Geiste doch den Zusammenhang mit der universalen Wissenschaft stets zu wahren weiß. So die Aufsätze „Die Anfänge des Weltbundes der Akademien" und „Krieg und Wissenschaft". Den Weltkrieg hielt er bei dem Gegensatze zwischen Österreich und Rußland sowie zwischen Deutschland und seinen beiden Nachbarreichen infolgedessen für ein notwendiges Ergebnis der Geschichte in enger Anlehnung an die Worte Herweghs (1841), die dieser an Friedrich Wilhelm den Vierten richtete:

„Und frage nicht, wo Feinde sind,
Die Feinde kommen mit dem Wind,
Behüt uns vor dem Frankenkind.
Und vor dem Zaren, deinem Schwager".

Aber ebenso scharf kehrt sich Heigels Urteil gegen Englands politische und wirtschaftliche Eifersucht, und er findet es durchaus natürlich, daß wir „von einer Recht und Interesse nur nach Guineen abwägenden Krämerpolitik der konkurrierenden Geschäftsfirma sprechen und gerade die Abtrünnigkeit des Stammesgenossen am schärfsten verurteilen". Mahnend und die kommenden Schicksalsjahre vorhersehend, klingt deshalb seine Rede bei der Stiftungsfeier der Münchener Universität in Verbindung mit der Feier zur Erinnerung an die Befreiungskriege und der Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers am 26. Juni 1913 in die Forderung aus, festzuhalten an Kaiser und Reich, bei allen Fortschritten nicht Utopien nachzujagen, sondern gute Deutsche zu sein, Partei- und Klassengegensätze in dem höheren Zeichen des großen Vaterlandes zu überwinden. Er sah Deutschlands weltgeschichtlichen Ruf darin, Sparta und Athen zu vereinigen. Keiner war so wie dieser wahrhafte deutsche Professor seiner Studenten so sicher und gewiß, daß sie „zuerst und vorn dran" bei des Kaisers, der Fürsten und des Vaterlandes Ruf kommen würden. Ein Druckfehler ist auf Seite 264 zu berichtigen: statt Samweber muß es Scharnweber heißen. *μx.*

Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft. Von Dr. George von Graevenitz, Hauptmann a. D. Politische Flugschriften. 67. Heft. 52 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1915.

Von dem Gesichtspunkte „nach dem Siege binde den Helm fester" geht die Flugschrift aus. Wer würde bei der heutigen Gestaltung der allgemeinen Weltlage von dieser ehernen Notwendigkeit nicht überzeugt sein! Die Schrift würdigt am Anfange die Bedeutung der Wurzeln deutscher Kraft, die sich in dem fruchtbaren Boden der deutschen Turnerschaft zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ausgebreitet haben. In jenen umfassenden, unmittelbar auf die Hebung deutscher Wehrtüchtigkeit hinzielenden, vaterländischen Gesinnungsströme sind alle Erfordernisse enthalten, die auch heute den werdenden Mann streitkühn und wehrhaft machen können. Selbst der Betrieb des Schießens wird von Friedrich Ludwig Jahn in so fester Form gefordert, daß er sich neben jeder Turnstätte eine Schießbahn wünscht. Und nun kommt manchem Gebildeten unserer Zeit die nationale Jugendbewegung als ein rein politisches Moment vor, weil er den geschichtlichen Entwicklungsgang der Leibesübungen übersehen hat. Die Arbeit von Graevenitz stellt die sittlichen Grundlagen einer nationalen Wehrerziehung in Vergangenheit und Gegenwart als Entwicklungsreihe dar. Die Überzeugungskraft gerade dieser Darlegungen liegt in ihrem militär-pädagogischen Charakter und in den praktischen Folgerungen, die aus der leitenden Tätigkeit einer großen Jugendwehr und aus den Ausbildungspflichten des Kompagnieführers einer Felderſatzkompagnie geschöpft und gegenseitig aufeinander abgestimmt wurden. Auch von Graevenitz steht auf dem Standpunkte, daß die verschiedenartigen Jugendvereine das Streben nach der Wehrbarmachung in ihrem Vereinsleben tätig zum Ausdruck bringen sollen. Denn in der Stunde der Not verlangt das Vaterland praktische Erfolge, die aus dem Fundament sittlicher Stärke herauswachsen müssen. Der Grundgedanke der Vielseitigkeit und die Richtung ihrer Strahlen müssen konzentrisch, nicht exzentrisch orientiert sein. Was für die Zukunft erhofft und erwünscht ist, wissen alle, die einmal Jugendgruppen mit Weitblick und vaterländischer Zielstrebigkeit geführt haben. Für den Laien gibt dieser Abschnitt eine vortreffliche Orientierungsmöglichkeit, damit, wenn endlich die Parlamente der Frage näher treten, er schon einigermaßen Zweck und Inhalt dieser mehr als hundertjährigen Bestrebungen kennt. Dann wird sich zeigen, ob die Volksmehrheit die heiligen Ueberlieferungen der Befreiungskriege festhält — im Sinne einer „schwertgesicherten" Zukunft, die wie die blutige Vergangenheit das Prinzip des Kampfes fühlen wird. In diesem Sinne ist der Mahnruf von Graevenitz ein Lichtbündel, das eine für viele noch dunkle Zukunftsforderung erhellen soll. *βφ.*

Mythen, Sagen und Märchen vom alten Grenzland am Isonzo. Volkskundliche Streifzüge. Bearbeitet von Anton von Mailly. 92 Seiten. 8°. Mit sechs Abbildungen. Umschlagzeichnung von Christ. Bärmann. München, Hugo Schmidt Verlag.

Die Kämpfe, in denen unsere Bundesbrüder an der italienischen Front stehen, haben die Aufmerksamkeit des Publikums auf die dortigen Grenzlande gelenkt. v. Mailly beginnt mit einem sehr knappen Überblick über die Geschichte der deutschen Besiedlung in der Grafschaft Görz und verbreitet sich dann eingehend und interessant über Volksglauben, Bräuche, Sagen und Lieder jener Gegenden. Wichtiges Material zur vergleichenden Volkskunde wird mitgeteilt (Seite 32 ff.: Wiegensagen, als Ergänzung zu F. Rankes schöner Schrift). Ein eingehendes Orts- und Sachregister macht das Büchlein auch zum Nachschlagen brauchbar, was bei der Fülle des Stoffes dankbar zu begrüßen ist. *στ.*

Friedrich Hebbels Sämtliche Werke. Nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe herausgegeben von Paul Bornstein. Dritter und vierter Band (München). Erster und zweiter Teil. München und Leipzig, Georg Müller.

Die vorliegenden Bände führen in einer wundervollen künstlerischen Einheit Hebbels Münchener Zeit vor Augen und erfüllen damit alle Erwartungen, die man nach den Verheißungen der Vorrede und dem Eindruck der beiden ersten Bände auf sie setzen durfte. Die bedeutungsreiche Spanne, die zwischen den Tagebucheintragungen vom Beginn und Schluß des Münchener Aufenthalts liegt, zwischen jener flehentlichen Bitte etwa „vor dem Thron der ewigen Macht" um einen „Stoff zu einer größeren Darstellung" und der bündig-sicheren Skizzierung der „Genoveva" (1. Januar 1837 bis 21. Februar 1839), kommt überraschend scharf zum Ausdruck dank der weisen Handhabung des chronologischen Prinzips und läßt wirklich den Menschen und den Dichter Hebbel

in plastischer Deutlichkeit vor uns erstehen. Was daneben Bornstein durch philologische Kleinarbeit zutage gefördert hat, ist nicht unbedeutend und verdient Dank und Anerkennung der Hebbel-Forschung. Es handelt sich zunächst um die frühe Prosadichtung „Des Greises Traum", die „trotz zweifelhafter Ähnlichkeiten" Richard Maria Werner für verdächtig erklärt hatte, deren Echtheit aber durch neue stilistische Parallelen gesichert erscheint. Dagegen konnte Bornstein zwei Münchener Briefe Hebbels ans Cottasche Morgenblatt aus inneren Gründen als unecht erweisen und dafür sogar die Namen der wirklichen Verfasser beibringen, so daß eine endgültige Textgestaltung in naher Aussicht steht. Weniger ergiebig war das Studium der „Bayrischen Landbötin", dem sich der Herausgeber nicht entzogen hat; immerhin konnte manches daraus für eine genauere Datierung verwertet werden. Bornsteins Nachforschungen aber über die Familie Anton Schwarz und die Beppi Hebbels brachten nur geringen Ertrag, der dann den Anmerkungen zugute kam. Daß auch heute noch der Wissenschaft der Einblick in sogenannte „belastete Akte" verwehrt ist, muß in diesem Fall um so mehr Wunder nehmen, als ein jeder, der mit der Fabel von „Maria Magdalena" vertraut ist, allein daher um den Diebstahl des Karl Schwarz weiß. Mit den editorischen Grundsätzen in der Wiedergabe von Randbemerkungen in den Tagebüchern kann man sich wohl einverstanden erklären, und so bleibt nur noch die Erwähnung, daß dem „Schnock" die zierlichen Bilder der Erstausgabe beigegeben worden sind. So runden sich auch diese neuesten Bände zu einer Leistung, deren Wiederholung den folgenden noch vielfältigen Gewinn zuführen dürfte. *ωχ.*

Wahrheitsucher. Ein Dürer-Roman von Beda Prilipp. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge.

Die Wahrheitsucher von Beda Prilipp muten uns an wie ein hübscher, alter Holzschnitt, womit aber durchaus nicht behauptet sein soll, daß es eine hölzerne Geschichte sei. Nürnberg, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, war das deutsche Florenz, und es tut gut, gerade jetzt, wo wir gegen eine Welt von Feinden kämpfen, an die Wurzeln unserer Kraft, an das freie, deutsche Bürgertum von damals erinnert zu werden. Dürers edle Gestalt steht lichtumflossen im dunklen Rahmen der Erzählung, er und sein Freund Pirkheimer verkörpern die deutsche Renaissance, der Künstler und der kunstsinnige Patrizier und Ratsherr sind trefflich gezeichnet, nicht so die anderen Charaktere, denen es an innerer Notwendigkeit mangelt; selbst bei der schönen Barbara, Dürers Schwägerin, der sich das alternde Herz des Künstlers noch einmal voll erschließt, vermissen wir diese Lebenswahrheit, und gar bei ihrem Manne, dem Maler Hans, Thomas Münzers Anhänger und Jünger, verdirbt das Zwiespältige seines Wesens den ganzen Eindruck. Für historische Momente, wie die Schlacht bei Frankenhausen (1525), in der die Aufständischen unter Münzers Führung von den vereinigten Landgrafen und Grafen von Hessen, Thüringen, Mansfeld geschlagen und vernichtet wurden, fehlt Prilipp des Basses Grundgewalt. Wer Weltereignisse packt, muß derb zufassen, sonst entgleiten sie den Händen. Das Dunkle, Mystische des Seelenfängers Münzer hätte sich tragischer gestalten lassen, in der Dämonie dieses Mannes mußte alles Tasten und Suchen nach dem Göttlichen, Überzeitlichen bei seinen Gefährten untergehen. Der Romanschriftsteller hat ja das vor dem Geschichtschreiber voraus, daß er die Wahrheit des Empfindens über die Wahrheit des Erlebens stellen darf. Zeit ist Gewand, ob Alltags- oder Festtagskleid, darauf kommt es nicht an, nur auf den Menschen, der darin steckt. *βσ.*

Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman von Gerhart Hauptmann. Wohlfeile Ausgabe. 540 S. Berlin, S. Fischer. 1916.

Man kann nicht „referieren" über ein Werk, das nicht kritisiert, sondern empfunden, nicht gelesen, sondern erlebt sein will. Wohl aber darf man es aussprechen, daß der Gedanke, diese tiefste Schöpfung Gerhart Hauptmanns gerade zu dieser Zeit in einer Volksausgabe (die übrigens nach Druck und Ausstattung Lob verdient) weitesten Kreisen zugänglich zu machen, überaus heilsam erscheint. Sie wird hoffentlich, indem sie zu erneuter Beschäftigung zwingt, endlich die erkenntnisarme Gleichsetzung des Erzählers dieser Geschehnisse mit dem Dichter beseitigen und dadurch ein tieferes Verständnis vorbereiten helfen. Wenn nächstdem der Wunsch laut wird, daß die Wanderung des armen Quint, der die Schneemassen des Gotthard ein wohltätiges Ende bereiteten, wenigstens in der literarischen Fixierung auch die Länder jenseits Jura und Alpen gewinnen möchte, so stellt das keinen Versuch pragmatischer Geschichtsschreibung dar. Aber es könnte dann das Türschlagen, das zum Zeichen der Abkehr von so unscheinbarem Christentum in Deutschland hörbar ward und nach der Meinung eines ironischen Frankfurter Bürgers selbst unsern Herrgott auf die Vorgänge unter den Menschen aufmerk-

sam machte, in seiner vieltausendfachen Verdoppelung auf Augenblicke vielleicht den Donner der Geschütze übertönen und wie den Deutschen so den Engländern und Franzosen und allen übrigen Völkern, die auf ihre Christlichkeit stolz sind, zu Bewußtsein bringen, wie es in Wirklichkeit darum steht Die Möglichkeit solcher Wirkung wäre an sich keine Phantasmagorie, aber selbstverständlich wird es nicht dazu kommen. Und man bescheidet sich in ähnlicher Stimmung mit der Ironie jenes Satzes, der doch dem Dichter aus furchtbarer Resignation geflossen ist: „Unwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Christus selber der Wanderer gewesen ist: dann hätten nämlich Hunderte von katholischen und protestantischen Geistlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalsuperintendenten, Bischöfen, Adligen, und Bürgern, kurz zahllose fromme Christen, den Fluch der Verdammnis auf sich geladen." ωχ.

Friedrich Lienhard und wir. Dem deutschen Dichter Friedrich Lienhard zum fünfzigsten Geburtstag dargebracht. Von Wilhelm Edward Gierke. 94 S. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1915.

Zahlreiche Gelehrte und Schriftsteller, Dichter und Künstler haben sich auf eine Umfrage Gierkes hin zusammengetan, um in längeren Aufsätzen oder kurzen Gedenksprüchen zu sagen, was sie Lienhard verdanken, in welchem Zusammenhange sie seine Lebensarbeit sehen, was sie von ihm für die kommende deutsche Kultur erwarten. Die Gabe, die hier dem Dichter dargebracht wird, ist in rechtem Sinne ein Feiertagsgeschenk, denn es ist eine große und heilige Aufgabe, die ihm für die Höhe seines Lebens gestellt wird, und wir wissen ja, wie er sie zuletzt unter dem Schicksal des Krieges selbst erfaßt hat; wir erinnern an die Sammlung seiner Gedichte „Lebensfrucht", die auch die Kriegsgedichte enthalten, und an seine Schrift: „Deutschlands europäische Sendung". Der Krieg soll ein Mittel der Erziehung und Läuterung sein, dazu bestimmt, unser Volk für die höhere Aufgabe, die ihm gestellt ist, reif zu machen. Erst wenn diese Hoffnung Wirklichkeit geworden ist, wird die Seele des Volkes reif sein, um Lienhards Persönlichkeit und Schaffen als den Ausdruck ihres eigenen Selbst zu erleben. Die Worte des greisen Alexander von Gleichen-Rußwurm zeichnen ihn zutreffend:

„Du hast als Dichter, hast als Mensch gewahrt
Den reinen Sinn für echte deutsche Art,
Wegweiser in der Edelsten Gebiet."

Lienhard ist in der Tat der rechte Wegweiser in das Gebiet des deutschen Idealismus, der Seele der deutschen Kultur. Die „Wege nach Weimar" weisen den Weg zu seiner freien geistigen Höhe durch den heldenhaften Kampf mit der Welt. Die Dichtungen Lienhards symbolisieren immer wieder den Lebenskampf des Menschen schlechthin. Sein Leben ist ein Kampf gegen die Welt der Erwerbsliteraten und des Ästhetizismus der Gegenwart. Wohl wenige haben so innerlich wie er die Bedeutung des Weltkrieges erlebt, der schon 1913 in seinem „Spielmann" prophetisch schrieb: „Ich habe ein Vorgefühl, als ob unserm ganzen Europa eine Titanic-Katastrophe bevorstehe. Da fällt alles Schwärmerische und Unechte ab, und es bleibt bestehen Wahrhaftigkeit und Liebe, jene Liebe, die zugleich Güte und Treue ist." Unser Leben hat sich nach der ersten gewaltigen Erhebung, nach der Erkenntnis der Notwendigkeit durchzuhalten wieder auf das Geistige eingespannt. Wir suchen die Wege, die nach dem Kriege die Wiedergeburt unserer Kultur einzuschlagen hat. Lienhards Leben und Werke zeigen ihn vor allem darin, daß alles Unechte, alles Künstliche und aller phrasenhafte Schein von uns abfallen muß, daß wir das Wirkliche erleben müssen, mag es noch so hart und enttäuschend sein, um es weiter führen zu können, daß wir zu unserem völkischen Selbst heimkehren müssen. Diese kurzen Zeilen können nicht schließen, ohne Lienhard, den deutschen Elsässer, zu erwähnen. Hier steht er in einer Entwicklungsreihe, die von dem zu früh verstorbenen Candidus über den jetzt auch verblichenen Hackenschmidt zu ihm selbst führt. Sie vertraten allezeit, leider als einzelne Rufer im Streit, den geistigen und politischen Anschluß des Elsasses an Altdeutschland in der Erkenntnis, daß nur so die Eigentümlichkeit des Landes zu neuer Blüte gelangen könne. Die Gegnerschaft, die der treue Sohn seines Elsasses auf diesem Gebiete erfahren hat, war nicht weniger niederdrückend als die Mißachtung der „maßgebenden" Presse gegen seine wahrhaft deutsche Dichtung. Schon jetzt zeigt sich, daß das sittliche Recht in beiden Fällen auf seiner Seite steht. μχ.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alvensleben. — Unterseebootskrieg und Völkerrecht. Von O. von Alvensleben. (Der Deutsche Krieg. Heft 81/82.) 82 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Auernheimer. — Herzen in Schwebe. Von Paul Auernheimer. (Die Feldbücher.) 172 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Berndl. — Das deutsche und das österreichisch-ungarische Wirtschaftsleben. Von Raimund Berndl. 77 S. Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1916.

Blankenhorn. — Syrien und die deutsche Arbeit. Syrien in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung und unsere Betätigung daselbst. Von Prof. Dr. Max Blankenhorn, Marburg. 63 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Bourget. — Des Todes Sinn. Von Paul Bourget. Mitglied der französischen Akademie. Autorisierte Übersetzung von E. A. Loosli. 197 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Bücherei. — Bücherei der deutschen Frau. Herausgegeben von Oskar A. H. Schmitz. Band 2: Die Frau und die Geselligkeit. Von Marie von Bunsen. 136 S. Leipzig, Seemann und Co. O. J.

Carlyle. — On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History. By Thomas Carlyle. 288 S. (Tauchnitz Edition Vol. 4514.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1916.

Carlyle. — Historical and political Essays. By Thomas Carlyle. 256 S. (Tauchnitz Edition Vol. 4515.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1916.

Christaller. — Die unsere Hoffnung sind. Ein Buch von jungen Menschen, die den Krieg erlebten. Von Helene Christaller. 216 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Coster. — Die Hochzeitsreise. Ein Buch von Krieg und Liebe. Von Charles De Coster. Aus dem Französischen zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 214 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Detker. — Heilen und Helfen. Von Dr. Hermann Detker. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen. 87 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1916.

Dilthey. — Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Von Wilhelm Dilthey. Fünfte Auflage. Mit einem Titelbild 476 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Ehrat. — Gedichte. Von J. Ehrat. 118 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Eschmann. — Der Zirkustoni. Eine Geschichte für Kinder und Kinderfreunde. Von Ernst Eschmann. Mit Buchschmuck von Martha Schmid. 188 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Eulenburg. — Moralität und Sexualität. Sexualethische Streifzüge im Gebiete der neueren Philosophie und Ethik. Von Professor Dr. Albert Eulenburg, Geh. Med.-Rat in Berlin. 92 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1916.

Fehr. — Die Meistersinger von Zürich. Von Max Fehr. Mit begleitenden Federzeichnungen von W. F. Burger. 85 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Feilbogen. — Fr. Th. Vischers „Auch Einer". Eine Studie. Von Franza Feilbogen. 207 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Fendrich. — Der Stellungskrieg bis zur Frühlingsschlacht (1915) in Flandern. Von Anton Fendrich. Mit Titelbild, Kopfleisten und Kartenskizzen. 76 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1916.

Firmenich. — Die Brüder Boisserée. Von Eduard Firmenich-Richartz. Erster Band: Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Mit zwei Bildnissen in Kupferdruck. 546 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Flaischlen. — Heimat und Welt. Von Cäsar Flaischlen. (Die Feldbücher.) 164 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Fleischmann. — Ferdinand I., König der Bulgaren. Sein Volk und sein Land. Nach persönlichen Erinnerungen von Peter Ritter von Fleischmann. H. S. Geh. Hofrat. Mit Abbildungen. Zweite Auflage. 124 S. Leipzig, Hesse und Becker. 1916.

Fleuron. — Wie Kalb erzogen wurde. Von Svend Fleuron. Deutsch von Hermann Kiy. 204 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Floericke. — Das Ringen um Galizien. Lemberg—Limanowa—Przemysl. Von Dr. Kurt Floericke. 96 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1916.

Flugschriften. — Flugschriften der Auskunftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen. Erstes Heft. Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen. 51 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Francke. — Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar. Von Otto Francke. 386 S. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1916.

Gérard. — Löwen- und Pantherjagden. Von Jules Gérard. Mit 4 Abbildungen. (Schweizer Jugendbücher, Band 3.) 79 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Gerhardt. — Dr. Löwes Töchter. Roman. Von L. Gerhardt. 464 S. Leipzig, H. Haessel. 1916.

Gozdovic. — Am Col di Lana. Erinnerungen aus dem Kriegsjahr 1915. Von Rifat Gozdovic Pascha. 128 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Grimm. — Brüder Grimm. Kindermärchen. Für die Jugend sorgfältigst ausgewählt von Paul Moritz. Mit 18 farbigen und 50 schwarzen Bildern von Paul Hey. 370 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Gruner. — Sieg. Ein Kriegsbuch von Ferdinand Gruner. 256 S. Warnsdorf i. B., Ed. Strache. 1916.

Haekel. — Der Aufruhr der Seelen. Eine Dichtung vom Herzerleben des Krieges. Von Gotthold Haekel. 110 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Hofer. — Friedrich Hebbel und der deutsche Gedanke. Eine Studie. Von Klara Hofer. 106 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Holzamer. — Der arme Lukas. Von Wilhelm Holzamer. (Die Feldbücher.) 160 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Jaurès. — Vaterland und Proletariat. Von Jean Jaurès. Mit Einführung von Engelbert Pernerstorfer. 110 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Kaegi. — Frühmahd. Skizzen und kleine Erzählungen. Von Hans Kaegi. 119 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Kaindl. — Polen. Mit einem geschichtlichen Überblick über die polnisch-ruthenische Frage. Von Dr. R. F. Kaindl, Professor an der Universität Graz. Mit 6 Karten im Text. 109 S. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 547.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Kayser. — Rousseau, Kant, Herder über den ewigen Frieden. Von W. Kayser. 132 S. Leipzig, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1916.

Keil. — Leitfaden für den rhythmischen Unterricht (Methode Jaques-Dalcroze). Elementarstufe von Karl Keil, Lehrer am Konservatorium zu Köln. Mit 22 Textfiguren nach Originalen des Verfassers. 92 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Keller. — Französische Menschlichkeit! Von Dr. Justus Keller. Mit einem offenen Brief an Professor Ernest Lavisse von der Académie française von Dr. Martin Hobohm, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin. 67 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Keller. — Sizilien. Eine Frühlingsreise von Dr. Walter Keller, Basel. Mit 38 Illustrationen und 1 Karte. 101 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Kips. — Der deutsche Staatsgedanke. Von J. H. Valckenier Kips, ord. Professor des Staatsrechts an der Technischen Hochschule zu Delft. 70 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Knabenbuch. — Deutsches Knabenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung. Bd. 28. 396 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Kohne. — Erhart Rutenberg. Roman. Von Gustav Kohne. 459 S. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1916.

Konewka. — Der schwarze Peter und andere Schattenbilder. Von Paul Konewka. Mit Reimen von J. Trojan. Zweite Auflage. 84 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Kretzer. — Die alten Kämpen. Kriegs- und Zeitgedichte. Von Max Kretzer. 75 S. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1916.

Kulturgeschichte. — Kulturgeschichte des Krieges. Von K. Weule, E. Bethe, B. Schmeidler, A. Doren, P. Herre. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 561.) 118 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Künzelmann. — Die Türken und Wir. Von Ferdinand Künzelmann. 54 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. O. J.

Kurz. — Unter den Indianern. Von Friedrich Kurz. (Schweizer Jugendbücher, Band 2.) 67 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Lerche. — Waldhof. Geschichten seiner Freunde und Feinde. Erzählt von Julius Lerche. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern von Fritz Lang. 224 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Mader. — Geistliche Kriegslieder. Von W. Mader. 88 S. Eschelbach (Post Neuenstein), Württemberg, Selbstverlag des Verfassers W. Mader. O. J.

Marcks. — An der Schwelle des dritten Kriegsjahres. Rede zum 1. August 1916. Auf Einladung des Deutschen Nationalausschusses gehalten in München von Erich Marcks. 16 S. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1916.

Marti. — Lichter und Funken. Ausgewählte Feuilletons. Von Fritz Marti. 468 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Meisel-Heß. — Das Wesen der Geschlechtlichkeit. Von Grete Meisel-Heß. Zwei Bände. 666 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Meyenburg. — Leidende Landschaften. Verse von Leo von Meyenburg. 80 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Meyer. — Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1917. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1916.

Naumann. — Bulgarien und Mitteleuropa. Von Friedrich Naumann. 69 S. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Niedlich. — Eine Geschichte des israelitischen Volkes für Schule und Haus. Von Joachim Kurd Niedlich. 107 S. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1914.

Ompteda. — Alle neune. Von Georg Freiherrn von Ompteda. (Die Feldbücher.) 162 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Preuß. — Obrigkeitsstaat und großdeutscher Gedanke. Zwei Vorträge. Von Hugo Preuß. 58 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Riebesell. — Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Von Dr. P. Riebesell, Oberlehrer. Mit dem Bildnis von Gregor Mendel als Titelbild und 15 Abbildungen im Text. 45 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Ripke. — Der Koloß auf tönernen Füßen. Gesammelte Aufsätze über Rußland von Prof. Dietrich Schäfer u. a. Herausgegeben von Axel Ripke. 179 S. München, J. F. Lehmann. 1916.

Röbbeling. — Kleists Käthchen von Heilbronn. Mit Anhang: Abdruck der Phöbusfassung. Von Friedrich Röbbeling. 168 S. Halle a. d. S., Max Niemeyer. 1913.

Scharwenka. — Methodik des Klavierspiels. Systematische Darstellung der technischen und ästhetischen Erfordernisse für einen rationellen Lehrgang unter Mitwirkung von August Spanuth. Verfaßt von Xaver Scharwenka. Zweite, durchgesehene Auflage. 156 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Scheidemantel. — Stimmbildung. Von Karl Scheidemantel. Fünfte, veränderte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Schleicher. — Malwida von Meysenbug. Ein Lebensbild der Idealistin. Von Berta Schleicher. Mit 32 Abbildungen. 283 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1916.

Trebnigg. — Der Kaiser rief. Kriegsnovellen aus Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Ella Trebnigg. 168 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Zeitschriften

Politisch-anthropologische Monatsschrift. Pol.-anthrop. Verlag. Berlin-Steglitz.
Österreichische Rundschau. Wien und Leipzig. Carl Fromme.
Konservative Monatsschrift. Reimar Hobbing. Berlin.
Süddeutsche Monatshefte. Leipzig und München.
Hochland. München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
Deutsche Revue. Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin und Stuttgart.
Onze Eeuve. de Erven F. Bohn. Haarlem.
De Toekomst. Haag.
Die Grenzboten. Berlin.
Das junge Europa. L. A. Kittler. Leipzig.
Ungarische Zukunft. Verlag E. F. Fischer. Leipzig.
Aus dem Ostlande. Verlag Oskar Eulitz. Lissa i. P.
Polen. Hermann Goldschmied. Wien I.
Preußische Jahrbücher. Verlag Georg Stilke. Berlin.
März. März-Verlag G. m. b. H. Berlin-München.
Deutsche Politik. Gustav Kiepenheuer. Weimar.
Westermanns Monatshefte. George Westermann. Braunschweig.
Deutscher Wille. Des Kunstwarts 29. Jahrgang. Georg D. W. Callwey. München.
Stimmen der Zeit. Freiburg i. Breisgau. Herder'scher Verlag.
Die Bergstadt. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn. Breslau-Wien.
Neue Rundschau. S. Fischer. Berlin.
Deutsche Juristenzeitung. Verlag Otto Liebmann. Berlin.
Literarisches Zentralblatt. Eduard Avenarius. Leipzig.
Das Literarische Echo. Egon Fleischel & Co. Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das asiatische Weltbild der Gegenwart und Zukunft.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

2. Der Vierbundbrückenbau nach dem Osten.

Nos non nobis!
Virgil.

Äußerlich, den in der Gegenwart wirksamen politischen Gestaltungskräften nach beurteilt, scheint der Vierbund ein Zufallswerk zu sein. Je tiefer aber der prüfende Blick in die Untergründe der geschichtlichen Voraussetzungen und Entwicklungsgänge dringt, desto deutlicher wird klar, wie mit der Bundesschöpfung und den Bindungen, die zwischen Mitteleuropa auf der Brücke über den Balkan mit Westasien geschaffen worden sind, in wunderbarer, deutlich auf eine höhere Waltung weisender Form die endgültige Entscheidung überragender Kulturprobleme sich vollzieht, an deren Lösung in jahrtausendlanger Zeiten Lauf und Wechselgang die Menschheit rastlos, aber vergeblich sich gemüht hat. Eine riesenhafte Staatenorganisation entsteht, wie sie die Welt seit Roms Tagen nicht mehr gesehen: ein Mächteblock, dessen Kraftfeld einheitlichen Zuges von Ostende bis Bagdad, von der Nordsee bis zu den syrischen Toren des Mittelmeers und zu den Pforten des Indischen Ozeans am Persischen Golf sich erstreckt, der an weltumspannender Raumweite dem Ententering mit dessen Stütze auf das die Meere beherrschende Albion und den ungefügen russischen Staatskoloß, mit dessen Anlehnung an das im fernen Osten sich zur Vorherrschaft aufschwingende Mikadoreich unterlegen sein mag, in seiner körperschaftlichen Geschlossenheit, an gebundener Stoß- und Schlagkraft aber dem Gegner zweifellos überlegen ist. Aus Wetterschlag und Dunkel der politischen Weltendämmerung entsteht ein neues Weltbild von ungewöhnlichen Formen und scheint alle bisher gültigen Gesetze der Beharrungs- und Bewegungskräfte, die das Verhältnis und das Schicksal der Völker und Staaten bestimmen, zerbrechen zu sollen. Und doch — betrachtet man das Bundesgefüge im nächstliegenden Gesichtsfeld der politisch-physikalischen Faktoren, so haben sich scheinbar nur die Zahlengrößen, nicht die Funktionen der Gleichung, welche die Gegensätze von Vierbund und Vierverband bestimmen, verändert. Wenn die Ententestaatsmänner durch den Weltkrieg den Einkreisungsring, dessen Stücke die Londoner Diplomaten in der Arbeit von zwei Jahrzehnten planvoll aneinandergefügt und vernietet haben, erdrosselnd zu schließen gedachten, so ist der Anschlag allerdings völlig

mißglückt. Aber das „ausgekreiste Deutschland" atmet doch keineswegs frei und zwanglos. Im Grunde erscheint der Vierbund nur als eine unter demselben Flankendruck stehende Verlängerung des Mittelmächtebundes, gleichsam als eine geräumige Sackbildung mit langen, aber fest zugenähten Zipfeln. Im Westen umflügelt ihn England als Beherrscher des Mittelmeers, als Gebieter von Sues, dem Roten Meer, Aden und dem Persischen Golf; im Osten lagert sich der russische Koloß von Riga über das Schwarze Meer, den Kaukasus und den Karadagh bis nach Aserbeidschan und sucht von dort aus im Irak Arabi feindlich-brüderlich die britische Hand zu drücken. Sobald sich eben Deutschland mit den ersten Anfängen der Bagdadbahn-Politik eine offene Tür nach dem Orient hin zu schaffen suchte, war London darauf bedacht, diesem Vordrängen mit allen Mitteln und an allen entscheidenden Punkten Schach zu bieten. Saß John Bull ehedem, wie Washington Irving in einem treffenden Wort gemeint hat, nachdem er alle Meere mit einem Spinnwebe überzogen, gleich einer cholerischen Krabbe in einer Ecke Europas, um sich auf jedwedes Schiff und jede Flagge zu stürzen, die seinen Zorn erregte oder seine Habgier reizte, so dämmerte ihm schon in der Napoleonischen Zeit die Einsicht auf, daß die dünne Kette der über den ganzen Erdball ausgebreiteten Vorposten, Stationen und Arsenale zur Behauptung seiner Weltmachthaberschaft nicht genügte: daß Festlandsmacht über Wogengewalt zu siegen drohe. Dementsprechend suchte er sein Gewinnspiel mit umgesteckten Karten fortzusetzen. Bereits Palmerston verkündete offen, Albions hoheitsvolle Aufgabe sei es, überall dem Sieg verfassungsmäßiger Völkerfreiheitsrechte die Wege frei zu machen. Das geschah denn auch alsbald in der bekannten britischen Weise, durch Begünstigung der umstürzlerischen Bewegungen überall, vorab in Belgien, Spanien, Griechenland, und durch geschicktes Ausspielen der Gegensätze zwischen Österreich und Preußen. Der doppelte Zweck wurde erreicht: nirgendwo eine starke, England gefährliche Monarchie aufkommen zu lassen, und die Entwicklung der britischen Seemacht ungestört und weitblickendem Programm nach fortsetzen zu können. Nachdem England schon im achtzehnten Jahrhundert durch die Besetzung von Gibraltar, Minorka, Tanger und — als Seitendeckung und Flügelstellung — von St. Helena und dem Bahama- und Bermuda-Inselreich im westlichen Becken des Mittelmeers das Machtgebot seines Dreizacks aufgerichtet hatte, wurde im folgenden Jahrhundert nach der Eroberung Maltas, der die Erwerbung Zyperns und vier Jahre später, nach der Niederwerfung des Aufstandes Arabi Paschas, die Beschlagnahme Ägyptens folgte, der Ring geschlossen, mittelst dessen die britische Flottengewalt auch über das östliche Becken des Vorhofes zum Indischen Ozean verfügte. Dann folgte, wiederum natürlich im Namen der Freiheit, die Aufhetzung der arabischen Stämme gegen den Großherrn in Konstantinopel mit dem Ziel, ein unter britischer Hoheit stehendes Kalifat zu schaffen und damit vom Roten Meer aus die Pfeiler für eine breite,

von England beherrschte Länderbrücke nach dem Indischen Kaiserreich zu setzen. Durch die Besetzung der Bachreininseln (1896) und die Machenschaften mit dem Sultan von Kuweit wurde dann der Ring um das Jesiret el Arab, wozu bereits 1839 und 1857 durch die Besetzung Adens und Perims die Hauptstützpunkte gesichert waren, geschlossen, der Persische Golf zu einem britischen Meer gemacht und schließlich durch den mittelasiatischen Vertrag ein russischer Wall gegen das „New German Empire" vorgerückt, das, wie Londoner Imperialisten fürchteten, als weltpolitische Fruchtbildung des Bagdadbahn-Bauplans entstehen und nach dem Indischen Meer durchzudringen suchen werde.

Kurz, der Vierbund war, kaum daß seine Gestalt in der Idee sichtbar wurde, eingekreist, und das Zusammenspiel Londons mit der Petersburger allslawischen Hetz- und Balkanbündelei entwickelte sich lediglich aus der Erkenntnis, daß das Stellnetz in dieser Form zu weit war, um die Beute fest zu machen, daß es in der Mitte eingeschnürt werden mußte, damit England den europäischen Teich nach Belieben ausfischen könne. In London bezeichnete man dieses System bekanntlich als Gleichgewichtspolitik. Schon Friedrich der Große gestand, daß er mit der Theorie eines solchen politischen Harmoniensystems, dessen geistiger Vater Polybius war, dessen geschichtlich-pragmatische Wurzelung die mittelalterlich-päpstlichen Bündnisse und Heiligen Ligen bildeten, nichts anzufangen wisse und rückte ihm mit dem stahlharten Degen seines autonomistischen Staatsprinzips zu Leibe, wonach die Lebensgesetze und Entwicklungsbedingungen eines Staates nicht durch irgendwelche mechanische Regulative von außen her, sondern allein durch dessen eigene und eingeborene, organisch-zeugende und schöpferische Kräfte und Leistungsfähigkeiten bestimmt werden können. Selbst ein Karl Marx sah ein, daß die Idee lediglich ein Mittel der politischen Bauernfängerei Londons zum Zweck, das kalte Licht des britischen Weltmacht-Herrenehrgeizes für die Welt jenseits des Kanals durch ein phrasenhaftes Schlagwort abzublenden geworden war; die Erfahrungen des Weltkrieges dürften vollends jeden denkenden Staatsmann darüber belehrt haben, daß das festländische Europa unbedingt den Gleichgewichtsgötzen mit dem schielenden Blick des britischen cant aus seinem Haus befördern muß, soll aus dem Weltkrieg ein wirklich freies Europa hervorgehen.

Die physikalische Energie eines Körpers ist entweder kinetische, das heißt Bewegungsenergie, oder potentielle, das heißt Energie der Lage oder Anordnung. Demgemäß läßt sich zwischen einem schwebenden (labilen) und einem eigenständigen (stabilen) Gleichgewicht unterscheiden. Jenes beruht auf einer zeitweiligen Bindung von Bewegungskräften derart, daß sie in einer jederzeit durch äußerliche Einflüsse umzustoßenden Kipplage sich befinden, dieses ist abhängig von einer Anordnungskraft, die durch ihre Selbstsicherheit, ihr Gewicht und die potentielle Überlegenheit die Kräfte um sich her in eine dauernde harmonische Ruhe zwingt. Das europäische Gleichgewicht, wie es England erstrebte und, mit der einzigen Ausnahme der Glanztage des Dreibundes, da

Deutschland „Präsident von Europa" im Carlyleschen Sinne war, herzustellen verstand, hat stets ausgesprochen den Charakter einer solchen Kipplage gehabt, bei der London die Zunge an der Wage bildete und, ohne selbst über irgendwelche ins Gewicht fallende militärische Gewalt zu verfügen, kraft des Nimbus seines Machtgebots über Woge und schwimmende Ware die eine oder andere Schale zu senken vermochte, wie es seinen jeweiligen Interessen entsprach. Entgegen diesem System, das notwendig und seiner Natur nach ein Erreger ständiger, verhaltener oder gewaltsam sich entladender Kriegskrisen ist, und dessen moralische Art und Wirkung Byron gegeißelt hat, wenn er von England sprach, das „die Welt zur Hälfte schlachtet, zur Hälfte prellt", erscheint es als die Aufgabe des Vierbundes, ein Gleichgewicht der Ruhe, des Kräfteausgleichs und friedlicher Einordnung nicht nur in Europa, sondern im ganzen „eurasischen" Weltraum — um im Bild derjenigen zu sprechen, die im Altertum keinen Unterschied zwischen Europa und Asien machten — zu begründen. Es liegt ebenso zutage, daß der Bundeskörper vermöge seiner geographischen Mittenlage, der Vielheit und dem Gewicht seiner Kräfte die natürliche Eignung zur Erfüllung dieser hoheitsvollen Sendung besitzt, wie es klar ist, daß der glücklichen Lösung des Problems eine Fülle innerer und äußerer Hemmungen entgegensteht. Aber unser Kampf gegen all diese Widerstände muß und soll im Sinn und Geist des mannhaften Goetheschen Wortes durchgeführt werden, das Wahrzeichen und Gesetz unseres ganzen Kampfes gegen eine anscheinend erdrückende Übergewalt von Feinden war:

Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrscheinlichstem Erfolge
Der Mutigste begann?

Eine Staatskunst, die sich weiterhin in irgendwelcher Form dem englischen Gleichgewichtsdogma mit seinem deutscher Weltanschauung durchaus wesensfremden Streben zur Schablonisierung der Volks- und Staatsrechte und zur Verkürzung der eigenständigen nationalen Entwicklungsfreiheit beugen und es wie einen unabänderlichen Schicksalsspruch hinnehmen wollte, wäre wahrlich keine würdige politische Sachwalterin der gewaltigen Siege, die das Schwert errungen hat.

Jene Londoner Politiker, die beklemmten Herzens die Bildung eines „Deutschen Reichs der Mitte" in der Erstreckung von der Nordsee bis zum Persischen Golf hin vorausahnten, begründeten ihre Sorge dem französischen Bundesgenossen gegenüber damit, daß, wie André Géraud sich in einer Untersuchung der Frage ausdrückte, „England und Frankreich, die selbst nur über einen mäßigen und nicht ausdehnbaren Besitz in der Alten Welt verfügten, alles zu verlieren hätten durch die Bildung eines größeren Europas, das den furchtbaren Landbesitz der Mittelmächte noch weiter vergrößern und erdrückend machen werde". In Wirklichkeit lag solchen Anrufen der Gemeinschaft der beiden Mächte natürlich nicht eine wirkliche Übereinstimmung der geographischen

Lage zugrunde, da ja Paris den Vormarsch der Trikolore in Nordafrika nicht eigentlich als koloniale Machtausbreitung, sondern als Ausdehnung seiner europäischen Festlandsmacht über die Mittelmeerbrücken nach dem schwarzen Erdteil betrachtet. Es handelte sich vielmehr um die an der Themse aufdämmernde Erkenntnis, daß die Zeit und die unbeugsamen Gesetze neuer weltpolitischer Formbildungen gegen das Aufbausystem des größerbritannischen Weltreiches gerichtet sind und für die Entwicklungsnormen deutscher Weltmachtschöpfung arbeiten. Jenseits des Kanals der lockere exzentrische Aufbau, bei den Mittelmächten der straffe Zentralismus. Dort das engbegrenzte Inselreich, das sich ungeheure überseeische Reiche angegliedert hat, so zwar, daß offensichtlich der Mauerkern viel zu schwach im Vergleich zur Last der aufgesetzten Stockwerke ist und die britische Staatskunst sich gezwungen sieht, zum Eckstein des ganzen Gebäudes den Lehrsatz von der Unteilbarkeit der Meeresherrschaft zu machen, der nicht nur mit ihrem festländischen Gleichgewichtsprinzip, sondern auch mit der Handels- und Verkehrsfreiheit der Völker in strackem und unlöslichem Gegensatz steht. Hier der großräumige Festlandsstaat, für den unweigerlich das Baugesetz gilt, daß der Zuwachs an überseeischer Machtgeltung stets verhältnisgleich der inneren und äußeren Kräftigung und Ausweitung des Stammlandes bleiben muß. Dort der welthändlerische (freihändlerische) Staat, der die Landwirtschaft, den Jungbrunnen aller Volkskraft, hat verkümmern lassen und im Bezug von Nahrungsmitteln wie Rohstoffen für die Industrie vom Ausland vollkommen abhängig geworden ist, hier der nationalwirtschaftliche (schutzzöllnerische) Staat, dem der Welthandel nur ein Attribut, nicht Lebensgrundlage und Daseinszweck ist, der sich stets ein solches Maß wirtschaftlicher Selbständigkeit zu erhalten gewillt ist, daß er im Notfall ohne jede Zufuhr von außen vollauf bestehen kann.

Das also ist gleichsam die tief und verdeckt, aber fest in die Fluten versenkte Unterpfählung der Vierbundbrücke; ihr Pfeilersystem baut sich entsprechend diesen Gerüststützen auf. Das Deutsche Reich hat das Gepräge des Nationalstaates, den Kjellén gewiß mit Recht als Idealstaat hinstellt, und soll diese Art bewahren. Der Einwand, daß ihm die Eigenschaft, genau genommen, schon jetzt nicht mehr eignet, insofern es heute bereits einen großen Teil nichtdeutscher Volkssplitter innerhalb seiner Grenzen umfaßt, bedeutet gegen diese Forderung nichts; sie will nicht das Unbedingte, sondern nur das im politischen Leben, wo alles von Vergleichen abhängt, Bedingte: daß nämlich das maßgebliche, weit überragende Schwergewicht dem deutschen Stammvolk, dessen Charakter und Geist gewahrt bleibt. Damit ist der Gegensatz des eigentümlichen Verhältnisses zu der Habsburgischen Doppelmonarchie, die umgekehrt zum paritätischen Nationalitätenstaat sich entwickelt hat und nur als solcher Aussicht glücklichen Gedeihens hat, bereits gekennzeichnet. Aber darin liegt nicht ein Widerspruch, eine Hemmung immer enger sich gestaltenden Zusammenlebens; es handelt sich vielmehr um

ein Ergänzungsprinzip und ein natürliches Hilfsmittel für die Verwirklichung der Bundesidee. Der geschlossene Nationalstaat ist zweifellos ein an Selbstsicherheit und Widerstandsfähigkeit überlegener, ein in festerer Zucht geordneter und daher besser nach bestimmten Zielen hinzulenkender Körper als der vielköpfige Nationalitätenstaat, der, als Mikrokosmos eines Weltstaates, dafür den Vorzug der überlegenen Anziehungs- und Anpassungsfähigkeit hat, insofern ihm ein theoretisch unbegrenztes Vermögen der Sammlung politischer Machtteile, deren jeder das gleiche Recht derselben Verfassungsgrundgesetze genießt, eignet. Ein Vergleich liegt nahe. Deutschland ist das altgermanische, auf Familiengründung beruhende Dorf mit gebundener Hofgliederung und Feldmark, deren Ausweitung ringsumliegende nachbarliche Gewanne schwer überwindliche Schranken setzen; Österreich-Ungarn ist das Kolonialdorf, das die Forderung vollständiger Trennung der Einzelrechte an der Flur erfüllte und sich soweit verschob, als die Kraft der deutschen Kulturpionierarbeit reichte. Bulgarien ist das Herz des Balkans oder „Hintereuropas", wenn man so das große östliche Bindeglied zwischen Vorderasien und der Alten Welt nennen wollte, wie deren Nervenzentrum das Deutsche Reich bildet. Es gehört seinem Blut nach zur hunnischen Völkerfamilie, oder vielmehr, deutlicher gesagt, zu jenem mittelasiatischen Turkstamm, der zugleich die völkische Wurzel des osmanischen Reichs bildet, der ethnographisch und sprachlich grundverschiedenen Charakters von den semitischen Arabern, dagegen rassen- und sprachverwandt mit den Mongolen, Finnen, Samojeden, Bulgaren, Ungarn, überhaupt den Völkern uralaltaischer Wurzelung ist. Politisch aber und teilweise eben dieser Abstammung nach vertritt das bulgarische Volk das echte Thrakertum: jenes große Mischvolk, zu dem die in der Ilias eine vornehme Rolle spielenden Pelasger zu rechnen sind, und dessen Herrschgebiet sich einst südlich bis nach Palästina ausdehnte, wo es unter dem Namen der am Jordan vor der israelitischen Einwanderung und Eroberung mächtigen Philister erscheint, dessen Einfluß westlich bis Kreta reichte, wo noch heute die Spuren seiner Kultur in bemalter Keramik zu finden sind. Kurz, das Bulgarentum ist mehr als irgendein anderes Balkanvolk ein Spiegelbild der vielfachen, dichten und merkwürdig verknüpften ethnographischen und gesittungsgeschichtlichen Bindungen zwischen den osteuropäischen und westasiatischen Völkern. Der Gedanke, es zum Mittelglied einer kulturellen Gemeinbürgschaft zwischen allen innerhalb der Einflußgebiete des Vierbunds sitzenden Völkern ugrischer Urabstammung in der Erinnerung an alte Bluts- und Sprachverwandtschaft zu machen, liegt also gewiß heute nahe und mag zu manchen ideellen Annäherungen führen; ob er praktisch ausmünzbar ist, bleibt einstweilen skeptisch abzuwarten. Realpolitisch ausschlaggebend ist die Tatsache, daß den Bulgaren die Fähigkeiten und natürlichen Veranlagungen zur Behauptung der Herrenstellung, die sie auf dem Balkan beanspruchen, nicht abgestritten werden können. Das Volk hat die wilde Tapferkeit seiner Vorfahren ererbt, wurzelt

in einem knorrigen, arbeitszähen Bauernstand, ist urdemokratisch wie das alte Germanentum gesinnt, glüht in hochgespannter, ernster Vaterlandsliebe, lebt einfach, sittenrein, ehrt Weib und Wiege, ist fromm, freilich auch verschlossen, mißtrauisch wie die meisten Jägervölker und durch die Leiden langer Knechtschaft verhärteten Nationen. Das türkische Reich endlich als letzter in gewaltigster Spannweite sich erstreckender Bogen der Vierbundbrücke erscheint als ein Staatswesen, das, genau wie die Habsburgische Doppelmonarchie, angesichts der buntgesprenkelten Völkerherde, die es in seiner Hürde umschließt, nur als gleichberechtigender Nationalitätenstaat bestehen kann. Der Vergleich zwischen den beiden Vierbundsmitgliedern läßt sich ungezwungen noch weiter führen. Wie das deutsche Element in Österreich-Ungarn, so verfügt das türkische im Halbmondreich über keine Mehrheit, verdankt aber seine geschichtliche Herrenstellung keineswegs nur der Gewalt des Schwerts, sondern der Kraft jener staatsmännischen Veranlagungen, heldischen Tugenden und moralischen Werte, die in Jahrhunderten des Verfalls unter despotischem Regiment wohl verkümmert sind, aber aus dem verworfenen Gestein doch gerade heute als Goldblick und als Zeugnis der Charakterwahlverwandtschaft mit deutschem Wesen hervorleuchtet: der streng militärischen Zucht, dem drakonischen Pflichtbewußtsein, dem Gehorsam und der straffen Unterordnung des einzelnen unter das Staatsgesetz, der Genügsamkeit, dem Bildungstrieb, der Lernbegier, dem — an abendlichen Verhältnissen bemessen — regen Schaffenseifer, der Uneigennützigkeit, Dienstwilligkeit, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit, auf echter Sittlichkeit begründete Lebenskultur. Wenn ferner die Hauptlinie des Nationalitätenhaders in der Donaumonarchie die Spannung zwischen Deutschtum und Slawentum bildet, so erscheint als gleichartiger Gegensatz innerhalb des türkischen Reichs die Kluft zwischen Osmanen- und Arabertum, das, wie in Sprache und völkischer Art, in Geistigkeit und kultursittlichen Lebensformen vom Führervolk jenseits der Tauruskette scharf sich abhebt. Schließlich eine letzte auffällige Parallele. Wenn Bismarck voraussagte, daß, sobald Kaiser Franz Joseph zu Pferd stiege, ihm seine Völker folgen würden, so hat sich die Zuversicht des Stifters des Mittelmächtebundes in der heutigen Feuerprobe durchaus bewährt. Und wenn Abd ül Hamid in seinen Tagebuchblättern eine Zeit prophezeite, an dem „alle braven Müslims sich wie ein Mann erheben würden, um die Knechtschaft des Giaur abzuschütteln", so ist dieses Wort zwar nicht in der Form und der weiten Fassung, die ihm gegeben wurde, aber doch insoweit erfüllt, als der von den überklugen Ententepolitikern als eine deutsche Professorenerfindung verspottete dschihad akbar eine staunenswerte Kraft bewiesen hat, den Parteihader im Islam zugunsten der Sammlung und des einhelligen Aufmarsches aller Gläubigen unter der auf die Konstantinopler Fetwas hin entrollten Adlersstandarte des Propheten mit dem grünen Banner zu dämpfen. Freilich tritt eben hiermit auch der scharfe Unterschied des polarisierenden Elements im Habsburgischen und im

osmanischen Staatswesen deutlich zutage. Dort ist es der Kaisertumsgedanke, hier ein kirchenfürstliches Ideal. Aber abgesehen davon, daß das Kalifat des Islams in keiner Weise mit der Cäsareopapie der alten byzantinischen oder der modernen russischen Form auf eine Stufe zu stellen ist, so bedeutet es nichts als eine der vielen schiefen Urteile und marktläufigen Voreingenommenheiten des europäischen Kritikers abendländischer Zustände, wenn in solcher Überordnung des kirchlichen Machtprinzips lediglich eine „Rückständigkeit" des politischen Lebens im Orient gefunden wird. Der Gegensatz beruht vielmehr in der Verschiedenheit zweier Weltbetrachtungsformen, deren jede nach ihren besonderen geistigen und ethischen Wurzelungen und Zielstrebigkeiten verstanden und gewürdigt werden will. Dem Orientalen erscheint eine völlige Trennung von Staat und Kirche, wie sie der sogenannte freisinnige Radikalismus des Westens erstrebt hat, als entwicklungsgeschichtliche Widersinnigkeit; nach seiner Überzeugung kann das Staatsgesetz niemals bedingungslos dem Kirchengesetz sich überordnen, sondern nur als materielle Rechtsdeutung ein für allemal feststehender religiöser Offenbarung Geltung haben. Er sieht in der Ordnung und Organisation der Kirchengemeinschaft den untergründigen, ursprünglichen und reinen Stahlquell alles Rechtsempfindens fließen, und es entspricht am wenigsten deutschem Wesen, mit überheblichen und leichtfertigen Urteilssprüchen derartige Daseinsgrundgesetze des Orients mit abendländischem Kulturdünkel zu begegnen; sie sind vielmehr zu würdigen im Sinn des vornehmen Wortes Treitschkes: „Alle Völker sind ebenso einseitig wie die einzelnen Menschen, aber in der Fülle dieser Einseitigkeiten zeigt sich der Reichtum des Menschengeschlechts. Jedes Volk zeigt ein anderes Bild und einen anderen Gedanken der Gottheit." —

Nach dem Versuch, die Zusammenhänge wie die Verschiedenartigkeit der einzelnen Bauteile des großen Brückentragwerkes von Mitteleuropa nach Westasien in den Grundrissen deutlich zu machen, gilt es nunmehr, die statischen Gesetze, welche die Tragfähigkeit des Baues bestimmen, klar zu stellen.

Kjellén stellt bekanntlich in seinem mit Recht gerühmten Werk „Die politischen Probleme des Weltkriegs" drei Anforderungen als kategorisch für die Machtentwicklung großer moderner Reiche in den Vordergrund: genügende Ausdehnung, Bewegungsfreiheit und Möglichkeit zu starkem Zusammenhalt. Abgesehen davon, daß hier die Bewegungsfreiheit etwas einseitig im Blickpunkt des „nassen Imperialismus", des Ellenbogenraums auf dem Kampfgebiet der Meere, verstanden wird, vermißt man einen naheliegenden analytischen Hinweis auf die Wurzeln des Problems. Bei jedem Körper ist das Massen- und Energienzentrum zu unterscheiden; in dem einen liegt der Schwerpunkt der Raumwirkung (Kapazitätsfaktoren), im andern der Pol der Kräfteanspannung (Intensitätsfaktoren). England und Rußland bieten zwei gegenläufige Beispiele des Staatenbaues mit auseinandergetriebenen Massen- und Energiezentren. Bei Großbritannien mit seinem exzentrischen

Weltreichsgefüge liegt das Kräftezentrum in dem engbegrenzten Inselmutterland, das Massenzentrum in dem weitläufigen überseeischen Besitz, in den „Schwesterstaaten" und Kolonien. Bei Rußland mit seinem wiederum zentrifugalen Reichsbau ist zwar die körperliche Gebundenheit gewahrt, aber nicht die Einheitlichkeit der Gravitation von Masse und Kraft: jene hat ihren Sitz jenseits der Uralgrenze im mittleren Asien, der Heimat des echten skythisch-sarmatischen Russentums, diese im Raum zwischen Moskau und Petersburg. Wenn also Kjellén bei England einen Mangel an Zusammenhalt feststellt, so wird mit solchen Überlegungen erst das Wesen dieses Gebrechens deutlich, zugleich aber die Tatsache ins Licht gerückt, daß gerade im „geopolitischen" Sinn die Schwäche des russischen Staatsriesen keineswegs allein und vielleicht nicht einmal hauptsächlich die Absperrung vom freien Meer, sondern jene durch Organisationsmängel bedingten Brüchigkeiten der ausgedehnten und nur im Aggregat-Zusammenhalt gebundenen Ländermasse bestimmen, auf deren Selbstbeharrungsvermögen sich im übrigen die Stärke des zarischen Reichs begründet. Des weiteren aber tritt nicht minder deutlich zutage, worin die natürliche Überlegenheit des Zweibundes der Mittelmächte, trotzdem sie weder genügende Ausdehnungs- noch hinreichende Bewegungsfreiheit besitzen, über einen in beiden Dingen besser gestellten Ring von Feinden beruht: auf der Gebundenheit der Raum- und Kraftfaktoren, die ein Höchstmaß wohlausgewogenen Gleichgewichts, selbstsicheren Leistungsvermögens, gesammelter Schlag- und Stoßkraft gewährleisten. Es frägt sich, inwieweit der Vierbund diese Vorteile wahrt, erweitert, unter veränderten Bedingungen auf eine größere politische Einheit überträgt.

Mit Recht ist schon vor dem Krieg betont worden, daß, medizinisch gesprochen, die Stelle der größten Reizbarkeit und der geringsten Widerstandskraft bei den europäischen Krisebildungen in der österreichischen Frage, will sagen auf dem Hämus und dem dort teils mit diplomatischen Waffen, teils mit dem Schwert geführten Kampf um die Lösung des südslawischen Problems gelegen habe. Die Entzündung des Weltkriegsbrandes an den Balkan-Glutstellen der allrussischen Hetze hat diesem Urteil durchaus recht gegeben: wie das Nervengerüst des Menschen sich aus dem Gehirn und dem Rückenmark zusammensetzt und von diesem aus in mannigfachen Fäden sich auszweigt, so bildeten beim politischen Nervensystem des festländischen Europas die zerebralen und spinalen Zentren Berlin und Wien und verteilten sich von dort aus die Nervenfasern mit den empfindlichen Spitzen nach dem Südosten hin. Die Balkanprozeßsache ist heute durch Schwertgewalt zugunsten der Mittelmächte entschieden; damit muß sich folgerichtig das Energiezentrum noch weiter nach dem Osten verlegen. Sieht man von der gemeinhin viel zu wenig gewürdigten Aufrollung der skandinavischen Machtfragen ab, so erscheint es unzweifelhaft, daß in der mit dem Kriegsende beginnenden neuen Epoche der Menschheitsgeschichte eine heiße Brennlinse politischer Strahlensammlung

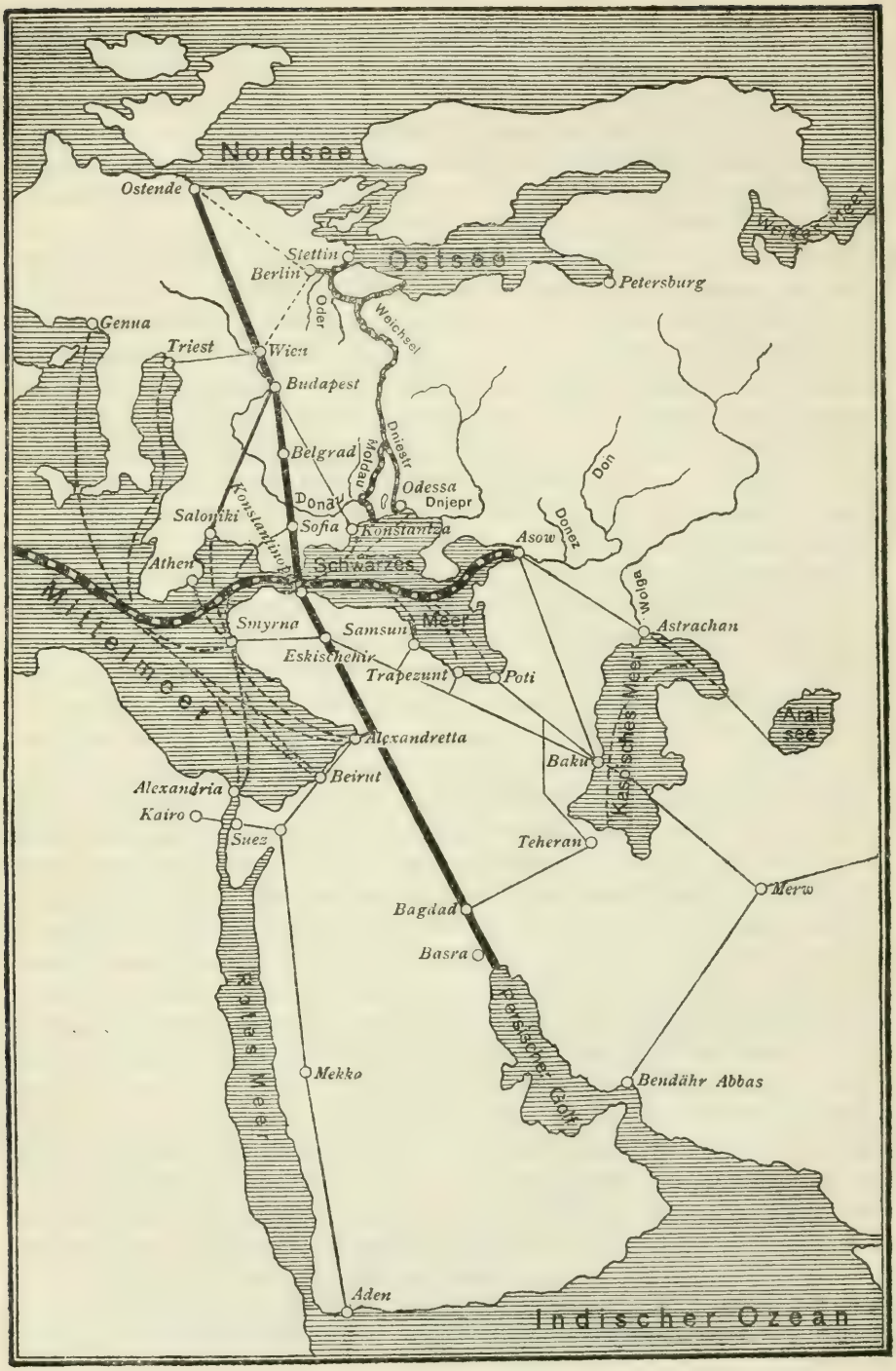
auf der Brücke zwischen Europa und Asien mit Konstantinopel als Mittelpunkt und einem Leuchtkern entstehen wird, der die Ägäis, deren Uferländer und jene um das Schwarze Meer herumgelagerten Gebiete umfaßt, welche einst der große Mithradates Eupator in kurzlebiger Reichsschöpfung zusammenschmiedete. Wie die vielen neuen Reibungsgefahren dieser Gewichtsverschiebungen, so liegen deren Vorteile für die Mittelmächte auf der Hand. Sie werden im Sitz ihrer Macht entlastet, und ihre Bewegungsfreiheit vergrößert sich. Es war die glückliche und verheißungsvolle, aber an dem damaligen Hader zwischen Habsburg und Hohenzollern und an der ränkevollen „Gleichgewichtspolitik" Englands gescheiterte Idee des Wiener Kongresses, Mitteleuropa das tiefe und breite Hinterland zu sichern, dessen es, dem geschichtlichen Drang nach dem Osten folgend, zur Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte unbedingt bedarf. Diese Tür wird erst jetzt weit, einladend und mit tiefen Ausblicken in ganz neuartige, weltpolitische, verkehrs- und kulturwirtschaftliche Entwicklungsformen geöffnet.

Die Politik des Weltverkehrs zu Lande denkt heute in Erdteilen genau so wie diejenige des Weltverkehrs über See. Das System der erdumspannenden Seeverkehrsstraßen ist in allen Hauptadern durchgebildet. Dagegen bleibt es die Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts, ein ähnliches großzügiges Verkehrsnetz über die Festlandsweiten zu breiten, jedoch unter durchaus unähnlichen Voraussetzungen, Entwicklungsbedingungen, Zielstrebigkeiten. Der Großschiffsverkehr zieht seine Kreise von irgendeinem Handelsbrennpunkt zu fernliegenden Küsten und vermittelt in der Hauptsache nur die Warenaustauschbedürfnisse entlegener Gebiete, zwischen denen er kühnen Griffs fliegende Brücken schlägt; die Ziele der kulturwirtschaftlichen Machtgewinnung verbinden sich ihm nur mittelbar und gemeinhin lediglich im Falle kolonialer Gründungstätigkeit des Staates, dessen Flagge die Handelsflotte führt. Die Politik des Schienenwegebaues in ihren modernen Fernblicken hat andere Wurzeln und Zwecksetzungen. Das Endziel ist ihr nur eine allgemeine Kursausrichtung: die Kompaßeinstellung eines verwickelten Wirtschaftsplanes mit weitgreifenden und klug vorbedachten organisatorischen Ideen und eigenartigen Hintergründen der Weltmachtschöpfung. Die Verwirklichung des Programms geht stufenweise von der „friedlichen Durchdringung" der nächstliegenden Gebiete aus, deren Verkehr und Wirtschaft dem Unternehmerstaat angegliedert werden soll. Bei der weiteren Vorwärtsbewegung nach dieser Norm bildet so der eiserne Schienenstrang und -pfad gleichsam nur die Draht-Hauptstromleitung einer großen Überlandzentrale, die tausend mannigfache Betriebe des durchzogenen Gebietes in Gang zu bringen bestimmt ist. Das Charaktermerkmal des Systems ist also sein Anpassungsvermögen, sein Gestaltungs- und Organisationstrieb; friedlich werbend und schrittweise vordringend, will es die Lebensformen fremder Wirtschaftsgebiete der überlegenen Kultur einer Großmacht und des gesamten Gesittungskreises, in deren Sonne sie steht, an-

gleichen. Diese Tatsachen müssen denen entgegengehalten werden, die das Prinzip navigare necesse est in einseitiger Form zum Angelpunkt deutscher Weltmachtstellung machen wollen. So gegen Wrabec, der in seiner trefflichen Studie „Flotten- und Kohlenstationen" besonderen Nachdruck auf Klarlegung des Unterschiedes zwischen den politischen Horizonten des Land- und Seemanns legt und meint, jener ziehe nur ein beschränktes Landgebiet in den Gesichtskreis seiner Betrachtungen, dieser sei durch seine weiten Reisen befähigt, die großen Zusammenhänge des politischen Geschehens klarer als andere Berufsstände zu erkennen. Dann aber auch dem Urteil Ballins, der mahnt, daß Deutschland, wenn es die Freilegung des Bagdadbahnpfades als Hauptkriegsziel betrachte, damit zu einer einseitigen festländischen Politik früherer überwundener Zeiten zurückkehre, um der zukünftigen Gestaltung unserer Volkswirtschaft einen schweren Schlag zu versetzen und in schlimmer Weise gegen die unvergeßliche Wegweisung unseres großen Politiker-Philosophen Friedrich List zu sündigen: „Die See ist die Hochstraße des Erdballs . . . Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker und die Wiege ihrer Freiheit . . . Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von allen guten Dingen und Ehren der Welt, der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind." Die Warnung vor der Überschätzung der Handelsheerstraße Berlin—Bagdad ist gewiß insofern gerechtfertigt, als man diese gleichsam zur Seele der ganzen deutschen Orientpolitik gemacht hat, während sie bei den tatsächlichen Entscheidungen der Weltkriegskrise, den politischen wie den militärischen, eine zwar sehr wichtige, aber keineswegs ausschlaggebende Rolle gespielt hat; sie geht jedoch fehl in der verallgemeinernden und grundsätzlichen Zurücksetzung der trockenen Wege moderner Weltmachtpolitik hinter den nassen Pfaden. Das Vierbundgefüge weist vielmehr in charakteristischen Formen auf das Gewicht der Aufgabe hin, die dem Schienenweg als gleichwertigen und gleichberechtigten Wettbewerber mit der Schiffahrtsstraße in wechselseitiger Ergänzung der Leistungen und in weitesten Abmessungen obliegen.

Betrachtet man als günstigste Lage eines Staates oder eines Staatenbundes zur Sicherung von Meeres-, Handels- und nationalwirtschaftlicher Entwicklungsfreiheit die offene und breite Küste nach mindestens zwei Seiten hin, so wird der Vierbund trotz seiner riesenhaften Ausdehnung über zwei Erdteile diesen Anforderungen nur sehr bedingt gerecht. Denn von den Endpunkten der großen Magistrale Ostende—Basra[1]) liegt der eine in der einstweilen noch durch England beherrschten Nordseebucht, der andere im Zipfel des Persischen Golfs, der nur auf einer ebenfalls durch britische Vorposten beherrschten schmalen Wasserstraße zum Indischen Meer führt, während das an der Propontis erreichte Mittelmeer gleichsam nur als ein bei Sues und

[1]) Siehe die schematische Kartenskizze auf Seite 332, die zugleich als Unterlage für eine spätere eingehendere und besondere Behandlung des hier nur in den Hauptlinien angedeuteten Problems der weltwirtschaftlichen Organisation des Vierbundes vom Grundriß des asiatischen Weltbildes aus dienen soll.


Nordsee
Ostsee
Ostende
Stettin
Berlin
Oder
Weichsel
Petersburg
Genua
Triest
Wien
Budapest
Belgrad
Dniestr
Dnjepr
Odessa
Donau
Don
Donez
Asow
Saloniki
Sofia
Konstantza
Konstantinopel
Athen
Schwarzes Meer
Wolga
Astrachan
Mittelmeer
Smyrna
Samsun
Eskischehir
Trapezunt
Poti
Kaspisches Meer
Aralsee
Alexandretta
Baku
Beirut
Alexandria
Kairo
Suez
Teheran
Merw
Bagdad
Basra
Persischer Golf
Rotes Meer
Mekko
Bendähr Abbas
Aden
Indischer Ozean

Gibraltar verschlossenes großes Staugewässer des Atlantischen Ozeans gelten kann. Aber solchem Druck an der Peripherie steht im verschlossenen Kreis, im Lichthof der Vierbundsonne selbst, eine unendliche Fülle lockender und lohnender Aufgaben gegenüber, die für diese Mängel reichlich entschädigen. Setzt man, wie es ein Blick auf die Karte natürlich fordert, das Goldene Horn als Scheitel- und Schnittpunkt des eurasischen, das europäische Haupt mit der asiatischen Masse der Alten Welt zusammenfassenden Verkehrs- und Wirtschaftssystems der Zukunft, so bilden dessen Grundlinien zwei fast senkrecht aufeinander stehende Achsen. Erstens eine riesenhafte Überlandstraße, eben die Linie Ostende—Basra mit der großen Hedschasbahn-Abzweigung, deren Endziele Sues und Aden sind, zur Verbindung von Nordsee und Indischem Meer. Zweitens eine große Wasserstraße, die von Asow aus durch das Schwarze Meer, die Dardanellen und die Ägäis zum Mittelmeer zieht, der Zubringer von allen Seiten, von den Küsten der Levante wie des Pontus, des Kaukasus und selbst aus den sibirischen Stromreichen zufließen und dessen Quellgebiete bis zum Herzen Asiens, zum Aralsee, reichen. Denn östlich von Konstantinopel lagert sich ein Feld von großen asiatischen Binnenmeeren, das Schwarze und das Kaspische Meer mit dem „Inselmeer" der Kirgisen, der Oxiana der Alten, als Schlußglied, die teilweise schon durch Eisenbahnen verbunden sind und zwischen denen eine immer engere und vielgliedrigere Bindung durch die Schiene herzustellen eine nächstliegende Aufgabe der Weltverkehrspolitik ist. Das Streben Rußlands aber, den Handel von den transkaspischen und turkestanischen Gebieten aus zu sich hin nach dem Norden zu lenken, widerspricht der Natur aus dem dreifachen Grunde, weil die Wege zu seinen Küsten um ein vielfaches länger sind als nach dem Schwarzen- und nach dem Mittelmeer, weil sie durch wirtschaftlich unentwickelte Gebiete führen und weil endlich der Auslauf zum Weißen Meer hin die Mündung in abseits vom Weltverkehr gelegene und zudem meist durch Eis gesperrte Fahrrinnen bedeutet. Die pontischen Ufer des Schwarzen Meeres sind heute nicht mit einem natürlichen guten Hafen ausgestattet und waren doch einst, im grauen Altertum, mit einem Kranz blühender Handelszentren, wie Heraklea, Pontika, Amastris, Sinope, Amisos, Trapezunt geschmückt. Künstliche Molen- und Reedenbauten, deren schwarze Trümmer der Forscher noch heute bewundert, ersetzten, was die Natur mißgünstigt hatte. Das gleiche Schicksal teilt die anatolische und nordsyrische Westküste, einst ein buntes Farbenband kleiner und großer Verkehrsplätze, von denen aus der levantinische Handel in vielseitiger Strahlung über die ägäischen und ionischen Gewässer nach Europa zog. Heute hat Waldverwüstung, Stromverwahrlosung, überhaupt das wirtschaftliche „Jawasch" des mittelalterlich türkischen Regiments das alte Milet, Tarsus, Ephesus, Myus, Eläa durch Flußversandung und -verlandung völlig aufs Trockene gesetzt, und nur noch Smyrna ist als letzte Frucht eines reichen Zweiges antiker Kulturblüte geblieben. Aber eben solche Erinnerungen weisen nur um so deutlicher

darauf hin, welch große und dankbare Aufgaben der Wiederbelebung einstiger wirtschaftlicher Organisationsformen hier der modernen Technik harren. Es handelt sich darum, die gesamten um das Schwarze und das Kaspische Meer bis zum Sir Darja gelagerten Ländergruppen durch ein Netz weitausgreifender Seitenlinien mit dem Anschluß an wiederhergestellte Häfen dem großen, vielseitig verästelten Verkehrsstrom anzugliedern, der von der türkischen Levante über den Balkan und die Ägäis zu Land und zu Wasser nach Mitteleuropa flutet, sie so aus dem Schlummer zu erwecken, in dem sie seit der Vernichtung ihrer Saatfelder durch den zweiten mongolischen Sturm dahindämmern, und ihnen die Tür nach dem Westen zu öffnen, wohin sie das Licht ihrer Handels- und Kulturinteressen von Natur weist. So aber, in dieses weite Gesichtsfeld gerückt, erscheint auch noch ein anderer Verkehrsplan nur als ein Bauteil zum Gerüst der Vierbundbrücke: nämlich jener vielberedete Entwurf einer Großschiffahrtsstraße, welche die Ostsee und das Schwarze Meer mit Hilfe der großen, die Grenz- und Puffergebiete deutscher und russischer Macht durchziehenden Flußläufe miteinander verbinden, welche allen jenen Gebieten des osteuropäischen Herzens, die einst von den rechts und links der Oder und Weichsel lagernden Goten, Burgundern, Vandalen, Longobarden besetzt waren, dann aber in den Stürmen der Völkerwanderung für die Slawisierung frei wurden, eine Luft- und Atemröhre nach dem Meer freimachen soll und für deren Verwirklichung heute offenbar mit den Umwälzungen des Krieges, vorab in der Walachei und durch die Neugründung des Königreichs Polen, die politischen Voraussetzungen geschaffen sind.

Schon diese wenigen vorläufigen Hinweise genügen, um die Grundgesetze der verkehrs- und kulturwirtschaftlichen Organisationen des Vierbunds deutlich zu machen. Die Mittelmächte haben in stiller Friedensarbeit — vergleichbar der Pflanze, die im Zustande der Endosmose mit tausend Fasern aus tausend Quellgründen die mineralischen Stoffe zur Bildung von Schaft und Stamm, Zweig und Blatt und Knospe aufsaugt, umformt und sich angleicht, bis am Tage der Exosmose die Blume aufbricht und durch die Stärke des Duftes, die Schönheit der Farben überrascht — einen Vorrat von Innenkräften gesammelt, die sie heute, am Blüte- und Erntetag befähigen, einer Welt von Feinden siegreich die Stirn zu bieten. Eben dieser Kraftvorrat soll jedoch gewiß nach dem Friedensschluß nicht dazu vergeudet werden, um nächstliegende und dringlichste Aufgaben hinter der Jagd nach weit entfernt liegenden Zielen zurückzustellen, um irgendwie jene Formen des Reichsbaus, die Deutschland kernfest und unbesiegbar gemacht haben, preiszugeben: die vorsichtig-stufenweise Ausweitung der Macht- und Einflußgebiete von einer breiten und doch einheitlich gebundenen und sturmsicheren Operationsbasis aus. Der Griff von Berlin nach Bagdad hin war gewiß ein wirtschaftlich- wie machtpolitisch kluger, ja genialer Zug diplomatischer Taktik; aber die Probleme, deren Lösung die Gegenwart in erster Linie heischt, liegen nicht am Endziel, sondern

auf dem Weg dazu hin, mögen immer dort die größten Aufgaben der Zukunft locken. Begrüßen heute deutsche Truppen, Schulter an Schulter mit ihren Verbündeten, bei Konstanza das Schwarze Meer, das die Griechen erst als Pontos axeinos in Acht getan hatten, dann, nachdem sie seine Ufer besiedelt und deren Fruchtbarkeit erkannt hatten, als Pontos euxeinos feierten, so hat das Ereignis sicherlich mehr als militärische Bedeutung: es weist auf die Sendung Deutschlands hin, seine östliche Kulturpioniertätigkeit in großzügiger Form auf die Entwicklung des ganzen Wirtschaftsgebietes dieses gastlichen Wassergefildes, seiner Hinterländer und Vorderasiens, das im Grunde nur wie eine große Landzunge zwischen ihm und dem Ostflügel des Mittelmeeres sich vorschiebt, hin zurichten. Nur eine solche Form des Brückenbaues, in weitausladender Anlage, mit einem reichen Netz von Zufahrtsstraßen und in systematischer Sicherung der Träger, gewährleisten dem Vierbund wachsende Verdichtung der Glieder und Wetterbeständigkeit gegen alle Krisendrohungen der Gegenwart und Zukunft; nur sie verleiht ihm die natürliche magnetische Anziehungskraft, immer mehr Wirtschaftsbereiche und kleinere Staaten an sich zu ziehen, und die Idee des Balkanbundes, die unter dem Zeichen der despotischen Allslawerei eine Widersinnigkeit war, in freiheitlicher, fruchtbarer und glückverheißender Form zu verwirklichen. Nur so aber auch vermag Deutschland einen geraden und zielsicheren Kurs zu allen weiteren durch die Vierbundschöpfung neugegebenen Zielen zu halten. Unter der Zentrierung von Flugzeugen wird bekanntlich eine solche Auswiegung verstanden, welche die verschiedenen beim Flug wirkenden Kräfte derartig ausgleicht, daß die Maschine durch äußere Einflüsse möglichst nur in ihrer angenommenen Richtung und jedenfalls ohne die Lage zur Ebene zu verändern, verschoben werden kann; derartig gebaute Flugzeuge sind außerordentlich stetig, aber auch nicht minder wendig. Was von der Luftfahrt gilt, hat seine gute Bedeutung auch für die Politik. Die deutsche Taktik in der Ausfallrichtung nach dem Osten muß in ein solches System gebracht werden, daß sie durch äußere Einwirkungen nicht aus der Beharrung in der Horizontallage und aus der programmäßigen Vorwärtsrichtung gestoßen werden kann. Auch sie wird alsdann nicht nur standhaft, sondern auch „wendig" sein, das heißt freien Arm haben, um Drohungen von rechts und links gebieterisch zu begegnen und frei zu den Zielen ihres weltpolitischen Programms sich zu bewegen; vor allem also, gedeckt im Rücken, England und dessen anmaßlichem Trutzen auf die Unteilbarkeit der Wogengewalt die Zähne zu weisen, das bislang eben nur deshalb möglich war, weil ihm niemals die Unteilbarkeit eines festländischen Mächtebundes als ebenbürtige Waffe entgegengesetzt wurde. Eine Schicksalsfrage, die heute bei allen modernen, um Weltmachtbedeutung ringenden Großmächten, bei Frankreich, Italien, Rußland, Japan, den Vereinigten Staaten, mit einziger Ausnahme Großbritanniens, das schon in der mittelalterlichen Zeit der Kämpfe um die Normandie das Los gewählt hat, eine ausschlaggebende Rolle spielt, heißt:

Soll das Herrengebot über Land oder über Wogen schreiten und in welchem Verhältnis zueinander sollen beide Wege zurückgelegt werden? In den Zeiten, da ein kaiserliches Wort verkündete: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser! konnte es scheinen, als ob Jungdeutschland seine Kräfte einseitig dem Ringen um den Dreizack zuwenden sollte. Aber desselben Herrschers Gelöbnis am Grabe Saladins bezeugte klar, daß schon damals eine andere Entscheidung getroffen war, über deren Wesen heute kein Zweifel mehr bestehen kann. Wie das alte Germanentum auf dem Marsch durch Europa als Herrenvolk sieghaft sich bewährte und zugleich doch in den Fahrten seiner Waräger über die Wogen als Seefahrervolk allen Wettbewerbern die Palme aus der Hand riß, so soll es bleiben. Deutschland sind Land- und Seemacht nicht Gegensätze oder Austauschgegenstände, sondern sich ergänzende Ziele, Seiten eines Parallelogramms der Kräfte und der Ichbehauptung, eines Baumes Stamm und Krone, freilich unter der Voraussetzung, daß diese nur soweit ihre Zweige weiter und weiter über die Wassergefilde ausbreiten kann, als jenes Wurzel tiefer und kräftiger feste Erde durchdringt. Es sind heute rund hundert Jahre vergangen, seitdem Fichte sein Buch vom geschlossenen Handelsstaat in die Welt schickte. Wie der große Erwecker des Pfingstgeistes deutschen Nationallebens damals seine Forderung des selbstgenügsamen Staates aus dem juridischen Vernunftstaat ableitete und wie er demgemäß den Tauschhandel zu einem Gegenstand der obrigkeitlichen Verfügungsgewalt machen wollte, diese seine Wegweisung wird das Deutschland der Gegenwart als ungangbar nach wie vor abweisen. Aber in zwei Punkten muß Fichtes Lehre doch gerade heute maßgeblich sein und bleiben. Erstens, daß die einseitige Begründung des Staates auf schrankenlosem Welthandel nach den Prinzipien eines Adam Smith mit den Lebensbedingungen eines innerlich unabhängigen, fest auf eigenen Füßen stehenden Reiches oder eines Staatenbundes unvereinbar ist. Zweitens, daß ein solcher Welthandelsstaat stets ein innerlich gebrechliches Wesen sein wird, dessen Schwäche die bekannten künstlichen Mittel britischer Herrenpolitik — Aufhetzung anderer Nationen gegeneinander, Kauf ihrer Dienste für die eigenen Machtzwecke — verdecken müssen, und der daher als unaufhörlich zersetzendes, unruhestiftendes Element der Völkergesellschaft wirkt. Eben der Vierbund aber ist die handgerechte Waffe, um das Prinzip der Autarkie, der wirtschaftlichen Selbständigkeit und -genügsamkeit, in moderner Fassung und im weitesten Raum zugunsten der Mittelmächte nutzbar zu machen. In der Erstreckung durch mehr als fünfzig Breitegrade bietet die von ihm umfaßte Ländermasse an Möglichkeiten der Erzeugung und Gewinnung von Nährwerten, Pflanzenstoffen und mineralischen Schätzen in reicher Fülle alles, was ein hochentwickelter Industriestaat bedarf, und die Verschiedenheiten der Stufen wirtschaftlicher Entwicklung, auf der die Bundesmitglieder stehen, und die Vielheit der Austauschmöglichkeiten zwischen ihnen bürgen für deren allerseits nützliche und wohltätige Nutzung.

Freilich wäre es gewiß töricht, lediglich solche wirtschaftliche Bindungen

als genügende Verklammerungen des Vierbundbaues ansehen zu wollen. Ein ganzes, in vielen Mauerteilen noch sehr schwaches und brüchiges, von allen Seiten dem Druck feindlicher Gewalten ausgesetztes Werk, wie es ist, wird es sicher viele und verhängnisvolle Belastungsproben zu ertragen haben. Deckung gegen solche Drohungen kann bloße Gemeinbürgschaft von Wirtschaftsinteressen nicht bieten; wie groß die Täuschung derjenigen war, die glaubten, daß solcher Kitt genüge, um Völker und Nationen aneinander zu binden, hat die Entstehung des Weltkriegsbrandes sicherlich deutlich genug bewiesen. Der alte Wahrspruch Sallusts, daß Staaten nur durch dieselben Kräfte und Triebe sich erhalten lassen, aus denen sie entstanden sind, gilt gewiß auch für Staatenbündnisse; in diesem Kraftstrom aber vereinen sich mit politischen und wirtschaftlichen Nützlichkeitszwecken Energien kultursittlicher und ethischer Gesetze aus tiefsten Quellgründen.

Mit allgemeinen Versicherungen, die schon fast phrasenhafte Klangfarbe bekommen haben, daß Deutschland es als seine Aufgabe betrachte, jedem Bundesgenossen volle Freiheit der Entwicklung nach eigenen Überlieferungen, nach eigenständigem Recht und den besonderen geschichtlichen Daseinsbedingungen zu wahren, ist nicht viel getan. Derartige Normen sind heutzutage geradezu Modemaskierungen jeder Herrenpolitik. Sie werden daher kennzeichnenderweise gegenwärtig von den Vierverbandsmächten ins politische Schaufenster zur selben Zeit gestellt, da jeder der Ententegenossen durch dreisten Länderraub und Vergewaltigung schwacher Nationalitäten Beute für ein späteres Austauschschachergeschäft zusammenzuraffen sucht. Ja, sofern derartige Freiheitsgaben auf eine mechanische und äußerliche Gleichmacherei hinauslaufen, widersprechen sie deutschem Wesen und deutscher Weltanschauung genau so wie jene Gleichgewichtspolitik alten Stils mit ihrer Schablonisierung der Rechte der Nationen und schematischer Unterwerfung ihres Ichbehauptungswillens unter ein äußerliches Zwangsgesetz. Daseinsprinzipien und -ideale für das individuelle wie für das nationale Gemeinschaftsleben sind letzten Endes dieselben. Bloße Gleichheit ist nichts als ein Zeichen der Unfreiheit, wahre Freiheit beruht auf Unterschiedlichkeit, auf Über- und Einordnung, und kann nur da bestehen, wo der Wille zu unabhängiger persönlicher Überzeugung geschützt, zu ungehemmter Betätigung aber nur insoweit gefördert wird, als er durch den „Engpaß der Gesetzmäßigkeit" geht und sich freiwillig, am Zügel des Pflichtgesetzes, in den Dienst der Arbeit an der allgemeinen Völkerwohlfahrt stellt. Wo keine Zucht, keine straffe Organisation besteht, kann kein Friede, keine Ordnung, keine gesicherte Ruhe sein; jedes bürgerliche Gesetz wie jedes Völkerrecht hat nur soviel Bedeutung, als vollstreckende Gewalt hinter ihm steht. „Was sind Verträge? Wenn man muß", hat Bismarck einmal gemeint. Und was ist Bundespolitik? Daß die Verträge so gesichert sind, wie es diesem Muß entspricht.

Ebenso aber, vom Granitgrund solcher realpolitisch bedingter Betonung des für den Staat wie die Staatenbündnisse gleich unweigerlich gültigen Machtgesetzes aus, werden erst dessen Verhältnisse zu den Gegenforderungen des Schutzes von Recht und Freiheit deutlich. Der Katheder-streit um die

Frage, ob Recht oder Macht das Lebensprinzip des Staates sei, löst sich dahin auf, daß das eine zur anderen sich verhält wie die Vernunft zum Willen. Allerdings scheint damit gerade auf der Linie deutscher Philosophie keinerlei Schlüssel zu reiner Klärung des Problems gegeben zu sein. Denn auf der einen Seite steht Kant, der in der bedingungslosen Autonomie der Vernunft den Kraftquell des kategorischen Imperativs, nur nach dem Pflichtengesetz handeln zu dürfen, erkennt und in diesem sittlichen Bewußtsein den Weg zu Begriffen findet, die über alle Erfahrung hinausliegen und ein solches Verhältnis des Menschen zu dem, was über die Endlichkeit ist, voraussetzen, daß sie sich als religiöse Vorstellung von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit verklären. Auf der anderen Seite stehen Hegel, bei dem es keine Ethik des Sollens, sondern nur des Seins gibt, wo „in der Sittlichkeit das Individuum auf eine ewige Weise ist", und Schopenhauer, der im Willen als dem unbewußten Triebleben die Grundform des geistigen Seins sieht und bei dem Erkenntnis, Vorstellung, Verstandesstammbegriffe nicht Ursachen des Willens, sondern im Dienst des Willens entwickelte geistige Kräfte und Lebensorgane sind, somit der Wille das Leben ist. Aber wenn man über die erkenntnistheoretischen Untergründe solcher Gegensätze hinwegsieht, so ergibt sich für die Forderungen des praktischen Lebens eine ausgleichende Lösung wiederum verhältnismäßig einfach dadurch, daß man dem Hegelschen Individualismus die Weltanschauung Goethes entgegenstellt, der die Persönlichkeit in ihrer Einzigkeit, Unvergleichlichkeit, ja Unbegreifbarkeit als Trägerin der Gottnatur des Menschen feiert und ihrer Fähigkeit, toten Stoff durch die geistige Idee zu beleben, keine Grenzen setzt. Politisch gedacht: es handelt sich um Entscheidung zwischen den beiden Wahlsprüchen „Jeder für sich und keiner für die anderen!" und „Jeder für das Ganze und doch jeder ganz er selbst!" Damit aber ist zugleich die Tiefe der Kluft aufgedeckt, die Deutschland und England in den Grundgesetzen ihres Weltmachtwillens trennen. Als der deutsche Humanismus unterging, kam der britische Darwinismus auf, der die Ethik durch die Naturwissenschaft, die Eigenheitsmaßstäbe durch Massenmaßstäbe ersetzte, der die Herdenmachttriebe der Klassen und Rassen entfesselte, den Zeitgeist auf Nationalismus und Imperialismus stimmte, eine scheinheldische und in Afterkultur ausmündende Epoche der Anhäufung äußerlicher Güter bei innerer Verarmung, des Dutzendmenschentums, der Zerstückelung und Mechanisierung der Lebensbetätigung und der Zersetzung der persönlichen wie nationalen Daseinsinhalte anbahnte. Gerade von Großbritannien her ist so, was Deutschland zum Vorwurf gemacht wird, das Gift eines Kultus der rohen Gewalt über die Erde ausgestreut und der stechende Blick dieses Götzen nur äußerlich durch die Maske eines Freiheitsbegriffes verdeckt worden, dessen seichtes Wasser niemals über den Pegel des manchesterlichen Nachtwächter-Individualismus und dessen Forderung stieg: Jeder für sich! Während das geschichtliche, mit Recht bewunderte und in vielen Beziehungen vorbildliche Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl des Briten, das auf dem Gebiet der Erziehung und

der Politik zu so hervorragenden Errungenschaften geführt hat, sich immer mehr kräftigte, blieben England Gedanken über den Staat als sittlicher Idee stets ebenso fern wie höhere Ideale der Bindung seiner Weltreichsschöpfung: an die „closer union" wurde erst gedacht, als äußerer Druck, nämlich die Gefährdung der englischen Dreizackgewalt, dazu zwang, und selbst dann wußte man als Bindemittel nichts anderes zu finden als die phrasenhaften Ideen volksherrschaftlicher Gleichmacherei und angelsächsischer Kulturgemeinschaft. Deutschland hat unterdessen und schon lange, bevor es irgendwie daran denken konnte, zum Rang einer Weltmacht emporzusteigen, den Begriff des Staates in weitesten Abmessungen und in seinen Bindungen mit dem Problem der allgemeinen Völkerwohlfahrt auf immer höhere Stufen erhoben und ihn sittengesetzlich auf dem Boden des Rechts, der Zwangsmoral, wie der Ethik, der freien Moral, fest verankert. Es hat den Staat als „überindividuelles", richtiger und einfacher gesagt als ein persönliches Wesen begriffen, das selbst im engen juristischen Sinn seinen Standgrund nicht auf bürgerlichem Recht, sondern auf ursprünglich selbstgeschaffenem und eigengründigem Recht hat, seiner geistigen Natur nach aber gleichsam die Glut ist, in welcher sich der Hammer der das Schicksal der Menschheit schmiedenden Völker gehärtet hat, so wie deren Pulsschlag und Charakterstahl selbst als die den Staat beseelende Kraft erscheint. Kurz, deutsches Denken hat, indem es im Staat das zur sittlichen Person gewordene Volk erkannte, jenen Streit um den Vorrang von Recht und Macht oder Vernunft und Wille soweit geschlichtet, als Spannungen gleicher Art, wie die Gegensätze von Geist und Natur, seelischer Freiheit und mechanischem Zwang, überhaupt versöhnbar sind. Es gibt tatsächlich, in vollem Widerspruch zu den Behauptungen der Gegner Deutschlands, keinen unter dessen großen Denkern, der nicht dementsprechend die Verteidigung der Rechts- und Freiheitsprinzipien in der ganzen Welt als die eigentlichen Grundlagen und Daseinszwecke des Machtstaates gesetzt hätte. So Fichte, der als Deutschlands Sendung die Begründung eines „wahrhaften Reichs des Rechts" erahnte, „wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in all der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt." So der im Ausland stets verkannte Treitschke, der keineswegs, wie ihm nachgesagt wird, die Macht und deren Anwendungen als alleinigen Wesensinhalt des Staates ansah, sondern nur gegen die unpolitische Gefühlsseligkeit des deutschen Humanismus und dessen Bereitschaft sich wandte, die nationalen Interessen auf dem Altar der Weltbürgerei zu opfern; deren schwarmgeistiger Behauptung gegenüber, die Macht dürfe nur die Magd des Rechts sein, stellte er fest, wie wohltätig die Macht als organisiertes Recht in der Welt gewirkt habe und wirke. So endlich sogar der nicht minder mißverstandene Nietzsche, der Staatsverächter; seine Verherrlichung des vornehmen Menschen, „der seine Verantwortlichkeit nicht teilen noch abgeben will, seine Vorrechte und deren Aufgaben unter seine Pflichten rechnet und daher kein Unterdrücker, sondern eine Freiheitshoffnung seiner

Mitmenschen ist," läuft lediglich auf eine Verteidigung des Bluts- wie des Geistesadels und seiner Leistungen in den geschichtlichen Kämpfen um Recht und Freiheit gegen die Einseitigkeiten volksherrschaftlicher Weltanschauung hinaus.

Deutschland ist aber keineswegs bei solcher gedanklichen Entwicklung des Persönlichkeitsideals: Jeder für das Ganze, jeder ganz sein Selbst! stehen geblieben, sondern hat es, wie im innerstaatlichen Leben, so auch in seiner Bündnispolitik zu verwirklichen gestrebt. Das bezeugt vorab der Dreibund, dessen Zwecke und Ziele nach den Reden und hinterlassenen Schriften des Schöpfers selbst auf drei Grundgesetze zurückzuführen sind. Das eine ist die Norm der Einschränkung, der vorsichtigen Begrenzung des Aktionskreises und der Verbindlichkeiten. Der Bund soll keine „Erwerbsgesellschaft" sein, sondern ausschließlich dem Schutz des Gebietsstandes der Vertragschließenden und der Interessen innerhalb der Umgrenzung europäischer Machtfragen dienen. Das zweite unmittelbar daraus fließende Gesetz ist die Norm der Bewegungsfreiheit, der Anpassung und der angleichenden Biegsamkeit. Die enge, klare, bestimmte Umgrenzung des Tätigkeitsfeldes des Bundes gewährt seinen Mitgliedern freie Hand nach eigenem Ermessen zur Regelung aller Machtfragen, die nicht unter die Zuständigkeit des Vertrages fallen. Keiner der Verbündeten soll ein Diener des andern sein, jeder hat nach den Grundsätzen der Arbeitsteilung und der Differenzierung der Arbeitsmethoden sein eigenes, selbständig zu bestellendes und fruchtbar zu machendes Arbeitsfeld, dessen Kraftsteigerung mittelbar den andern zugute kommt. Jedem der Vertragschließenden ist damit zugleich vollkommene Freiheit gewährleistet, Streitfragen, die nicht unter die Bundesbestimmung fallen, günstig zu regeln und Vereinbarungen mit anderen Mächten zu treffen; und solche Maßnahmen werden nicht als Unterhöhlung des Bundesgedankens, sondern im Gegenteil als Erfüllung seiner Ziele angesehen. Es ist selbstverständlich, daß die gleichen freiheitlichen Gesetze auch für den Vierbund zu gelten haben, daß aber dessen ungewöhnlicher Baustil, dessen Weiträumigkeit und eigentümliche Entwicklungsbedingungen darüber hinausgehende Organisationsformen verlangen. Friedrich List hat, wie Gustav Schmoller es zutreffend deutet, mit der unmittelbaren Erkenntniskraft des Genius den Gedanken erfaßt und leuchtend gemacht, daß nicht die Individuen, sondern die sozialen Gemeinschaften es sind, welche in der Geschichte der Volkswirtschaft handelnd auftreten, daß die seelischen Massenerscheinungen und die aus ihnen heraus sich bildenden Einrichtungen den Kern aller wirtschaftlichen Politik ausmachen: so gelangte er naturgemäß zu dem Grundgesetz seiner Volkswirtschaftslehre, daß es Aufgabe und Zweck der gereiften Einzelvolkswirtschaften nicht sei, in den Kokon selbstgenügsamer Einheiten sich einzuspinnen, daß ihre Bestimmung viel mehr darin liege, mit zunehmender Blüte- und Fruchtentfaltung auf der Grundlage der Gleichberechtigung und der Norm der zwischenvolkswirtschaftlichen Arbeitsteilung in immer engere und vielfältigere Fühlung zur Gesamtheit der wirtschaftlichen Organisationen der Erde zu treten. Kurz, List war der

Pfadfinder einer höheren, nicht nur national-, sondern auch weltwirtschaftlichen Betrachtung des Völkerverkehrs, und man erkennt deutlich, wie deren Pfahlwurzel wiederum jenes selbe deutsche Persönlichkeitsgesetz ist, dem die Welt nur das versinnlichte Material der menschlichen Pflichten ist und das daher im Staat und dessen Bündnissen mit anderen Staaten nicht bloße Selbst- und Machtzwecke, sondern Mittel zur Schaffung einer vollkommenen Gesellschaft unter der Herrschaft des freien, vernünftigen, selbstbewußten Ichs, des einzelmenschlichen wie des nationalen, in wohltätiger Ordnung sieht. Kant aber fordert als Gegenstück zu seinem kategorischen Imperativ für das Gemeinschaftsleben der Völker in seiner Metaphysik der Sitten auf gleichlaufender Gedankenrichtung: „Es ist die Pflicht sowohl gegen sich selbst als auch gegen andere, mit seinen sittlichen Vollkommenheiten untereinander Verkehr zu treiben, sich nicht zu isolieren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis doch auch als einen, der den Teil von einem Allbefassenden der weltbürgerlichen Gesinnung ausmacht, anzusehen." Damit ist das Bundesproblem von der wirtschaftlichen auf die letzte Höhenlinie sittlicher Fragen der Völkergesellung gehoben. Das Kampfprinzip moderner Truste und Kartelle heißt Ausschaltung und Niederwerfung jedes Wettbewerbs: ôte-toi, que je m'y mette! Das ist zugleich der Sinn englischer Politik, wie es die Gründe seiner Beteiligung am Erdrosselungskampf gegen Deutschland und sein heutiges Programm des wirtschaftlichen Nachkrieges gleich beredt bezeugen. Aber es gibt noch ein anderes gesünderes Gesetz kaufmännischer Taktik: das eigene Geschäft aus eigener Kraft nach Möglichkeit zu entwickeln und den Wettbewerb nicht zu erwürgen, sondern mit ihm zusammenzuarbeiten, vertrauend, daß in der Wechselseitigkeit blühenden Handels die beste Gewähr für kräftige Entwicklung des eigenen Unternehmens gegeben ist. Und das ist der *Sinn* deutscher Politik und *deutscher* Auffassung von Bundesgemeinschaft. England kam, den entgegengesetzten Weg einschlagend, notwendig dahin, selbst die eigenen Kolonien nach dem System der „Abzugskanäle" auszunutzen und die Norm der Selbstgenügsamkeit in eine Selbstherrlichkeit zu verkehren, deren Machthunger nur das Welthandelsmonopol sättigt. Der Deutsche lebt umgekehrt der Überzeugung, daß, wer Licht spenden will, selbst verbrennen, daß man Werte, ja sich selbst opfern muß, um Kräfte zu erzeugen und als Samenwurf des geheimnisvollen Erneuerungsgesetzes zu wirken, das Leben und Sterben, Verfall und Zukunftsmachtgröße der Völker regiert. So das hoheitsvolle Römerwort: Nos non nobis! deutend, vertrauen wir, daß der Vierbund, ein Werk, geboren aus Sturm und Not gewaltigster Zeiterschütterungen, als ein Midgard freundwilliger Völkergesellung und nach höherem Weltplan gefügter Hochsitz der Menschheit, als eine *Arbeits-* und *Rechtsgemeinschaft* sich bewähren wird, über dem als Leitstern der schlichte und doch so köstliche Weihnachtswunsch Altmeister Eckharts seine Straße zieht: Daz ist fride, daz ein jeglîcher hüete eines anderes fride als sînes herzen.

Türkische Fragen.

Von

Ewald Banse.

(Fortsetzung.)

5. Die Bagdadbahn.

Politik.

Überblickt man vorurteilslos die diplomatische Tätigkeit Deutschlands und ihren Erfolg in der Türkei, der sich in der Bagdadbahn verkörpert — so erhält man als kahles, nacktes Ergebnis die Tatsache, daß es uns gelungen ist, durch die Arbeit eines Vierteljahrhunderts in Vorderasien Fuß zu fassen und, unter Ausstechung sämtlicher anderen Wettbewerber, Hahn im Korbe zu werden. Dies alles durch eine Kette von Müheleistungen, welche einzig und allein durch zähe Beharrlichkeit sowohl wie biegsame Rücksichtnahme gegenüber einer verwirrenden Fülle von Widerständen zu schmieden war. Dies muß, möge es nun mehr aufs Konto unserer Bankpolitik oder unserer Diplomatie kommen, dankbar anerkannt werden.

Wir sind uns vollkommen klar darüber, daß dieses Vierteljahrhundert Arbeit in der Türkei zu seinem Teile beigetragen hat zur Entfesselung des heutigen Weltkrieges; aber selbst in diesen schweren Stunden, die zu Beginn des dritten Kriegsjahres auf uns lasten, wenn wir uns in ihnen fragen, ob unser Mühen im nahen Osten richtig war — selbst jetzt und gerade jetzt können wir uns nicht zu einem Nein entschließen.

Natürlich, ein erstaunlich kühnes Unterfangen war es für eine junge und in der Hauptsache kontinentale Großmacht, einen seiner ersten ausländischen Tastversuche gerade in dem tollen Hexenkessel der Türkei zu machen, in diesem Schlüsselreiche der Verkehrs- und Völkerstraßen der Alten Welt, dessen Besitz oder nur Beeinflussung einem kraftvollen Staate das Schicksal ferner Länder in die Hand gibt. Von der Türkei aus kann man, über genügend Geld und Intelligenz, Bajonette und Schiffe verfügend, alle Länder des Mittelmeeres und des Indischen Ozeans beherrschen; das hat schon die Geschichte Alexanders und der Römer, der Kalifen und der älteren Türken bewiesen. Einem mitteleuropäisch-türkischen Zentralverband kann, wenn er erst fest gefügt ist, ver-

möge seiner Lage keine Mächtegruppierung der Erde Widerstand leisten, weil er ausschlaggebende Weltstraßen beherrscht und weil er die slawische Welt von der romanischen absperrt. Die Lage und die aus ihr sich ergebenden tausendundein Möglichkeiten der Beeinflussung nach außen sind die vorzüglichste Stärke dieses Blockes, und erst in zweiter Linie kommen die Vorteile der wirtschaftlichen Ausstattung, die mit den Niederschlägen nach Süden abnehmen.

Wir wissen nicht, ob den Führern unseres Volkes diese Ziele von vornherein lebhaft vor Augen gestanden haben, und ebenso ist es uns nicht bekannt, ob sie sich der Fülle von Verwicklungs-Möglichkeiten und Gefahren-Wahrscheinlichkeiten einer türkischen Politik von vornherein bewußt gewesen sind. Denn es ist klar, daß Mächte, die in der Weltpolitik schon weiter fortgeschritten waren als wir, sich einen so facettenreichen Edelstein, wie die Türkei, nicht leicht aus dem Bereich ihrer Augen und ihrer Hände würden reißen lassen. Von vornherein mußte mit dem hartnäckigsten Widerstande Englands und Rußlands gerechnet werden, deren Kolonialreiche auf die unterlegene Neutralität, wenn nicht gar auf den Besitz Vorderasiens angewiesen sind, und es durfte auch das Widerstreben Frankreichs nicht außer Acht bleiben, welches in jenen Breiten ähnliche, damals aber schon mehr begründete Hoffnungen nährt wie wir selber.

Wenn die Größe des Wollens ein Maßstab für die Tüchtigkeit ist, dann haben wir solche in der türkischen Frage hinreichend erwiesen. Wir haben das Größte gewollt, was an politischen Problemen die Erde zu bieten hat, aber wir haben uns auch an den gefährlichsten Pfeil gewagt, der in dem verhängnisvollen Köcher des Planeten steckt, der eine wundervolle Waffe, der aber auch eine höchst gefährliche Waffe werden, der zum herrlichen Siege führen, der aber auch den Tod verursachen kann. Im Mittelalter war Italien der Schlüssel der Welt, das alte deutsche Reich rang um ihn und rang sich zu Tode daran — heute ist die Türkei dieser Schlüssel, das neue deutsche Reich ringt um ihn, und wir wollen hoffen, daß es sich das Leben und den Sieg mit ihm erringt.

Unter so weitem Gesichtswinkel will das diplomatische Ringen um Vorderasien angesehen werden, das die scharfe Spitze am Schwerte des Weltkrieges ist, und nur auf diesem Untergrunde ist der Dornenweg unserer Bagdadbahn zu verstehen. Natürlich ist diese Bagdadbahn, wie das vielen scheinen mag, ganz und gar kein Kriegsgrund, sondern sie ist nur eine Erscheinung, ein besonders augenfälliger Ausdruck der ganzen politischen Bewegung. Sie ist eine durchaus politische Bahn, sie sucht die Türkei auf militärischem und administrativem Gebiete gegen ihre äußeren und inneren Feinde zu kräftigen, sie sucht eine gewisse Interessensphäre dem Machtwillen einiger anderer Mächte zu entwinden — aber sie ist wirtschaftlich längst nicht so bedeutend, wie gemeinhin geglaubt wird, denn die fünf oder sechs voneinander sehr verschiedenen Land-

schaftsräume, die sie durchzieht, neigen verkehrsmäßig nach getrennten Meeren, so daß sie zu ihrer Aufschließung einer durchgehenden Verbindung gar nicht bedürfen.

Diese Bagdadbahn! Wieviel Tinte ist nicht schon um sie verspritzt worden, von Geldleuten und Diplomaten, von Zeitungsschreibern und Gelehrten — mehr noch, als Blut um sie geflossen ist in diesem Kriege. In dem Kampf um sie spiegelt sich schon das heutige Ringen der großen Mächte, wir auf der einen — England, Rußland und Frankreich auf der andern Seite. Und in denselben Phasen wogt der Streit hin und her, heute eine große Offensive von uns aus und dann eine längere Zeit Stellungskrieg, morgen eine Offensive von ihnen und dann wieder der kleinliche, zermürbende Stellungskampf, der hüben wie drüben Opfer kostet und nichts nützt, als die Position nicht zu verschlechtern. So der Weltkrieg, so der Bagdadbahnkrieg.

Es wäre fesselnd, zu erfahren, ob die ersten Regungen der deutsch-türkischen Bahnpolitik rein lokalwirtschaftlicher Natur und lediglich auf die Erschließung einzelner Teile Kleinasiens gerichtet waren, oder ob sie von vornherein politisch-großwirtschaftlich gestimmt wurden und eine unmittelbare Erschließung der Länder um den Indischen Ozean zum Ziel hatten. Wenn man an das Aufkeimen des kolonialen Gedankens im Deutschland der ersten achtziger Jahre und an seine ungenügende Befriedigung in Afrika denkt, wenn man erwägt, daß damals gerade hierdurch die Aufmerksamkeit deutscher Intellektuellen auf die plötzlich aufgetauchten Möglichkeiten zu Landerwerb und Kapitalsanlage im nahen Osten gelenkt wurde — so kann man sich der Ansicht nicht verschließen, daß in einem kleinen Kreise doch wohl schon Gedankengänge größtzügiger Art auftauchten.

Ihre ersten Keime allerdings wurzeln in fremden Plänen und Unternehmungen. Schon ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Besetzung Ägyptens durch die Franzosen, hatte England eine Überlandverbindung durch Syrien und Mesopotamien zum Persergolf eingerichtet, um mit seiner indischen Kolonie schneller verkehren zu können, als dies ums Kap herum möglich war. Später wieder, als die französischen Pläne zum Bau des Sueskanals auftauchten, beschäftigten sich englische Kreise mit der Anlage einer Fahrstraße längs dem Euphratlauf und mit der Einrichtung eines Dampferdienstes auf den Zwillingsströmen, die in den dreißiger Jahren von Chesneys Expedition eingehend erkundet wurden. Kurz vor der Eröffnung des Sueskanals unter französischem Schutz, im Jahre 1857, erlangten diese Kreise von der Pforte die Konzession zum Bau einer Bahn, welche von der Orontesmündung nach Basra laufen sollte, eine Konzession, die später in eine solche für die Strecke Tripolis—Basra umgewandelt wurde. Da jedoch die Eröffnung des Sueskanals für die damalige Zeit gleich eine zu starke Konkurrenz für die englischen Pläne bedeutete und da die Pforte durch derartige Südbahnen eine ihrem Zentralisierungsprinzip gefährliche Erstarkung ihrer

arabischen Provinzen befürchtete, so kam keines dieser Projekte zur Ausführung. Der Gedanke der Aufschließung der Asiatischen Türkei aber war nun einmal gegeben, und am Goldnen Horn beschloß man, aus eigner Kraft in diesen Ideenkreis einzutreten. Im Anfang der siebziger Jahre arbeitete Pressel das Programm eines weitgespannten Eisenbahnnetzes mit Konstantinopel als Mittelpunkt aus, und es kam zur Aufnahme einer ganzen Anzahl von Trassen im Abschnitt Mesopotamien und Nordsyrien durch den österreichischen Ingenieur Cernik. Die Pforte brachte aber, infolge ihrer schlechten Finanzlage, aus eigner Macht nur das Anfangsstück dieses Bahnsystems zustande, die kleine Strecke Haidar Pascha—Ismid (1873).

Diese Pläne trafen zeitlich mit der Entstehung des kolonialen Gedankens im jungen Deutschen Reich zusammen. Josef Cerniks Bericht über die Euphrat- und Tigrisländer erschien 1876, Friedrich Delitzsch lenkte 1881 die Aufmerksamkeit auf das Land des einstigen Paradieses. Eduard Sachau entwarf zwei Jahre darauf gute Schilderungen jener Gegenden, und der Orientalist Alois Sprenger stellte 1886, auf Grund philologischer Untersuchungen, Babylonien als „das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart" hin. Namentlich diese Tendenzschrift hat infolge ihrer erstaunlichen methodologischen Fehler übertriebene Erwartungen auf die Wiederbelebung Babyloniens erweckt. Sprenger berechnete den Flächeninhalt des dortigen Alluvialbodens auf 245 000 Quadratkilometer, von denen 120 000 anbaufähig seien und eine Jahresernte im Werte von zwei Milliarden Mark ergeben müßten. Er merkte gar nicht, daß er hierbei aus Versehen das Areal des benachbarten Zagrosgebirges mitgerechnet hatte und daß das Alluvialgebiet tatsächlich höchstens 100 000 Quadratkilometer umfaßt — von diesen sind, wie wir neuerdings durch Willcocks' sorgfältige Aufnahmen wissen, kaum mehr als 14 000 Quadratkilometer bebaubar.

Wunden tun weh, aber sie schließen sich nur, wenn man kaltblütig den Finger in sie hineinlegt. Deshalb wollen wir diesen Kardinalfehler offen eingestehen und uns geloben, nie wieder auf die Hypothesen eines weltfremden Professors hineinzufallen. Auch von unserer Seite ist dieser ungeheuerliche Fehler längst richtig gestellt worden, nämlich durch den Geographen Hermann Wagner, aber schließlich doch erst, als es schon zu spät war (1902).

Auf Grund hauptsächlich der Sprengerschen Schrift lebte sich die, von den afrikanischen Erwerbungen ernüchterte, öffentliche Meinung Deutschlands allmählich in die Täuschung hinein, man brauche nur eine große Bahn, die Bagdadbahn, nach Südosten hin zu bauen, um eine ansehnliche Kolonialmacht zu werden. Man träumte, in Verkennung der klimatischen und rechtlichen Verhältnisse jener Länder, von der Ansiedlung deutscher Bauernkolonien längs der Bahnlinie, man starrte hypnotisiert mehr auf das unfruchtbarere Babylonien als Hauptziel, denn auf das unvergleichlich reichere Kleinasien — und die von der, anfänglich wohl unterschätzten, Gegnerschaft Englands, Rußland

lands und Frankreichs erzwungene Zickzackpolitik unserer Regierung, mit ihren Ungewißheiten und ihren plötzlichen Sprüngen, schien den einen die ausschweifendsten Hoffnungen zu erfüllen, während sie die anderen aus einer Enttäuschung in die nächste warf und mutlos machte. Es bedurfte schon des Optimismus Paul Rohrbachs und später gar Ernst Jaekhs, um das Feuer immer wieder anzuschüren und nicht erlöschen zu lassen.

Die ganzen Hoffnungen waren so idealistisch, so recht deutsch, daß die Ernüchterung nicht ausbleiben konnte, ja in einigen hellen Köpfen sogar einer tiefen Reaktion wich. Aber mag es nun ein noch so lehrreiches Exempel gewesen sein für den Vergleich zwischen deutschem und britischem Wesen — bei uns setzt sich in einer kleinen Universitätsstadt ein Professor hin und träumt über ein Land, das er nie gesehen, aus alten Schriften eine Zukunft zusammen, bei ihnen geht Expedition auf Expedition hinaus und vermißt die Wege und lotet die Flüsse aus — mag auch dieser unser weltpolitischer Anfang noch so lächerlich eingesetzt haben, wir wollen uns unser großes Ziel in Vorderasien nicht rauben lassen und wollen fest in der Hand behalten, was wir durch fünfundzwanzig Jahre diplomatischen und zwei Jahre blutigen Kampfes um die Bagdadbahn dort gewonnen haben.

Als in dem verhängnisvollen Jahre 1888, dem Jahr der Abschlüsse und der Anfänge, die Deutsche Bank die 1871 bis 1873 von der Pforte auf eigne Faust gebaute, bald aber an eine englische Gesellschaft verpachtete Bahnstrecke Haidar Pascha—Ismid für 4,8 Millionen Mark übernahm, da gab es in der Türkei nur erst zwei Bahnstümpfe, der eine englisch, der andere französisch, beide in der Mitte Anatoliens, dessen fruchtbarste Flußtäler sie zum Mittelmeer aufschlossen. Das deutsche Unternehmen trat, ebenso wie jene beiden, rein kapitalistisch und anscheinend ohne politische Hintergedanken auf, ja es paßte sich von vornherein den Interessen der Pforte an, die mehr auf eine schnelle Verbindung der Hauptstadt mit den entlegeneren Provinzen hinausliefen als auf deren wirtschaftliche Erweckung. Die militärisch wichtigsten und national unruhigsten Provinzen der Türkei sind aber ihre an Rußland grenzenden Wilajets, und deshalb erschien eine Bahnlinie in Richtung Erserum, besonders damals nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges, in hohem Grade wünschenswert. Die Deutsche Bank erlangte denn auch, mit Rücksicht hierauf, die Erlaubnis zur Verlängerung der Bahnlinie bis Angora und stellte diese Strecke von 485 Kilometer Länge in drei Jahren (1892) und mit einem Kapital von 65 Millionen Mark fertig. Leider ist der Weiterbau mit Rücksicht auf Rußland, das in jenen östlichen Gebieten eine derartige Stärkung der türkischen Wehrkraft nicht ertragen konnte, bis zu Beginn des Weltkrieges unterblieben, trotzdem die Konzession schon 1893 erteilt worden war. (Auch hierin sehen wir eine der vielen schlimmen Wirkungen des Kardinalfehlers unserer nachbismarckschen Politik, der Nichterneuerung des

alten soliden deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, infolge deren zwischen uns und dem Zarenreiche eine immer mehr wachsende Entfremdung eintrat.) Das Fehlen der Strecke Angora—Erserum hat sich im gegenwärtigen Kriege bitter gerächt, denn es trägt die Schuld am Fall von Erserum sowohl wie überhaupt am Rückgang der türkischen Front in Armenien, da es den türkischen Armeegruppen an einem Verkehrsmittel zu schnellem Nachschub von Ersatz und Heeresbedarf fehlt, während die russischen Truppen unmittelbar von Bahnendstationen aus operierten. Aber auch schon im Frieden macht sich das vorzeitige Aufhören in Angora schadenvoll bemerkbar, denn die Gegenden zwischen Eskischehir und Angora sind wegen ihrer Trockenheit wenig angebaut und besitzen nur einige Schaf-, Ziegen- und Büffelzucht.

Nach dieser, von der fremden Diplomatie erzwungenen Ablenkung vom Nordosten blieb nur der Weg nach Südosten frei, dessen moderner Ausbau militärisch und nationalistisch ebenfalls bedeutend ist und der wirtschaftlich die Erfüllung größerer Möglichkeiten verhieß. Man möchte fast meinen, die Aufbauschung dieser südöstlichen Zukünfte habe dazu dienen müssen, die durch Rußland erlittene Schlappe zu verhüllen. Wir warfen uns auf die Ausführung der ebenfalls 1893 erlangten Konzession, die Bahn über Eskischehir nach Konia zu verlängern und mit ihr die ziemlich fruchtbaren Grenzstriche im Übergangsgebiet des anatolischen Randlandes zum Binnenraum aufzuschließen — die Landschaft um den oberen Pursaklauf mit ihren fruchtbaren Alluvialmulden und Flachtälern, den gutbewässerten, Mohn, Rosinen und Weizen erzeugenden Talgau des Akar Tschai mit dem fischreichen Akschehr-See, und die damals noch versalzte, für die Zukunft aber verheißungsvolle Hochebene von Konia mit ihren Mohn- und Korn-, Baumwoll- und Flachsfeldern. Schon im Jahre 1896 fand die Eröffnung des Betriebes bis Konia statt, und die Rentabilität der Linie wurde durch Kilometergarantien (im Mittel 10000 bis 12000 Mark der Jahreskilometer) seitens der Pforte gesichert.

Ihre Krönung erhielt diese Strecke aber erst durch die Neubelebung ihres Endraumes, der Ebene von Konia, die zur Regenzeit weithin versumpft, im Sommer aber völlig versalzt und verdorrt dalag. Zur Regelung ihrer Bewässerung leitete die Deutsche Bank das Wasser der beiden isaurischen Bergseen Kirili und Soghla in das enge Kanjontal des Tscharschembe-Flusses, der bei Postaldschik am Ausgang des Gebirges durch ein Wehr in drei Arme geteilt wird, durch die im Jahre 1912 schon 40000 Hektar vorher unbebauten Bodens berieselt wurden. Auf ihm siedelte die Pforte im folgenden Jahre viele aus der Balkanhalbinsel geflüchtete Mohammedaner (Muhadschir) an. Die Ausfuhr der Stadt Konia hat sich infolge der Erschließung ihrer Gegend durch die Bahn auf 15 Millionen, die Einfuhr auf 10 Millionen gehoben, während ihre Einwohnerzahl sich auf 60000 Köpfe mehr als verdoppelt hat.

Durch den Ausbau der Bahn bis Konia, deren Verlängerung deutlich gegen den Persergolf hinwies, kam die Gesellschaft aber allmählich in das Bereich der britischen Eisenbahnpläne, die auf eine Beschleunigung der Verbindung Englands mit Indien und auf eine Loslösung der arabischen Provinzen von der Türkei, nebenher auch auf eine erhöhte Ausbeutung derselben hinauslaufen. Damals vor der Jahrhundertwende allerdings hielt es die Londoner Regierung, unter dem Druck ihrer militärischen Festlegung in den Burenrepubliken, für klug, den deutschen Wünschen nachzugeben. So kam es Ende 1899 zwischen der Pforte und der Gesellschaft der Anatolischen Bahnen zu einem Vorvertrage, in dem diese sich verpflichtete, binnen acht Jahren eine Normalspurbahn von Konia bis an den Persergolf, etwa bei Kuuet, zu bauen, deren Kosten auf eine halbe Milliarde veranschlagt wurden.

Die ersten zwölf Jahre der Geschichte der Bagdadbahn haben uns die Konzession zum Bau dieser Bahn in ihrem vollen Umfange vom Goldenen Horn bis zum Persergolf gebracht, die folgenden fünfzehn Jahre aber sind nicht damit angefüllt, wie man erwarten sollte, das errungene Recht in die Ausführung umzusetzen, sondern sie vergehen mit heißen Kämpfen, um es in seiner ganzen Ausdehnung zu behaupten. Das ist uns jedoch nicht vollkommen gelungen, denn England hat schließlich (1914) die Abdrängung der Bahn vom Golf und ihr vorzeitiges Ende in Basra durchgesetzt.

Schon damals, nach der Jahrhundertwende, dauerte es gar nicht lange, daß der deutsche Sieg eine Vermehrung der gegnerischen Tätigkeit nach sich zog — und zwar verteilten sich die feindlichen Bemühungen in der Folge auf drei geographische Felder, von deren Basis aus sie das Interessengebiet unserer Bahn Schritt für Schritt einzuengen trachteten. Leider sind ihnen diese Pläne, namentlich wohl infolge der ständigen Finanznot der Pforte, in nicht geringem Maße gelungen, indem Syrien französischer, Armenien und Ostanatolien russisch-französischer und das babylonische Mündungsland britischer Einflußbereich wurden. Rußland setzte es damals bei der Pforte durch, daß in seinem Grenzgebiet Eisenbahnen nur von der ottomanischen Regierung selber oder aber von russischen Gesellschaften dürften gebaut werden. Die Republik erlangte für eine französische Gesellschaft die Konzession zum Bau einer Bahn von Damaskus nach Hama und außerdem das Vorzugsrecht für sämtliche fernerhin zur syrischen Küste anzulegenden Linien. Mit der wachsenden Einsicht in die uns nunmehr offenstehenden Möglichkeiten mehrten sich, zumal nach dem glücklichen Ausgang des südafrikanischen Abenteuers, von England aus die Widerstände. Dort versuchte man, unserer Bahn an ihrem natürlichen Endpunkte kurzerhand die Einmündung ins Weltmeer zu verlegen, und machte zu diesem Zwecke der Türkei die Vorherrschaft in Arabien und am Persergolf mit steigendem Erfolg streitig. Trotzdem aber kam es, auch durch inzwischen an den Tag getretene Gegensätze Englands und Frankreichs zur Türkei, im Anfang des Jahres 1902 zu dem Hauptvertrage über die Bagdad-

bahn. Dieser übertrug einem aus deutschen und auch französischen Finanzkreisen gebildeten Syndikat die Konzession zum Bau einer rund 2500 Kilometer langen Bahnlinie sowie zu ihrem Betrieb auf 99 Jahre hinaus. Hierfür sollte die Pforte jährlich 280000 Mark und für die ersten dreißig Jahre nochmals je 280000 Mark zur Kostenaufbesserung an die Gesellschaft zahlen. Die Gesellschaft erhielt ferner das Recht der Minenausbeutung in der Bahnzone, das Privileg der Schiffahrt auf den Zwillingsströmen sowie die Konzession zum Bau von Seitenbahnen nach dem Mittelmeer und Schwarzen Meer. Im folgenden Jahre, beim Baubeginn des ersten 200 Kilometer langen und 1905 fertiggestellten Abschnittes Konia—Bulgurlu, wurde die finanzielle Seite des näheren klargelegt und die seitens der Pforte zu leistende Kilometergarantie von jährlich 9600 auf 8800 Mark herabgesetzt.

Die englische Abneigung gegen das Unternehmen nahm inzwischen immer mehr zu, trotzdem man bei uns, in der Aussicht auf eine wachsende finanzielle Inanspruchnahme sowie in der Hoffnung, dem britischen Widerstand die Spitze umzubiegen, dem englischen Kapital einen Weg in die Gesellschaft zu weisen suchte. Leitende Kreise in Großbritannien sahen, in Hinblick auf das Sueskanal-Unternehmen, wohl ein, daß die Bahn auch ohne ihre Beteiligung würde gebaut werden und daß es besser sei, noch möglichst großen Nutzen dabei herauszuschlagen — jedoch die Öffentlichkeit des Inselreiches und seine Geschäftswelt bezeigten keinerlei Neigung, mitzumachen. Auch in Frankreich mehrten sich die Anzeichen zum Frontmachen, und einzig Rußland schied, infolge seiner mandschurischen Verwicklungen, für einige Zeit aus der Reihe der Gegner aus.

Die englische Entfremdung verdichtete sich allmählich immer mehr zu dem Bestreben, die Bahn zu verstümmeln und vom Persergolf abzuschneiden, damit eine wirtschaftliche und militärische Flankierung der Sueskanalroute durch sie vermieden werde. Hieraus sowie aus anderen weltwirtschaftlichen Erwägungen erwuchs der gigantische Plan Eduards des Siebenten zu unserer Isolierung und Zurückdrängung aus der Welt auf Mitteleuropa, der im Herbst 1907 durch den Beitritt Rußlands zur Entente Englands und Frankreichs seine vorläufige, aber schon unheilverkündende Krönung fand. Hierbei wurde Rußland auf dem Wege gegenseitiger Verständigung als Nebenbuhler Englands um die Vorherrschaft am Persergolf ausgeschaltet und Englands dortige Stellung uns gegenüber ebenso vereinfacht wie gestärkt. Die Früchte dieser Einkreisungspolitik sollten sich schnell zeigen. So erschienen damals des englischen Wasserbauingenieurs Willcocks Pläne zur Neubewässerung Babyloniens, die ähnliche Absichten der deutschen Bahngesellschaft einfach an die Wand zu drücken versuchten, und ferner tauchten britischerseits Andeutungen auf, man denke an eine Kontrolle der Bahnstrecke Bagdad—Basra.

Es war natürlich, daß wir uns zu Gegenstößen aufrafften. Wir bezeigten eine gewisse Anteilnahme im Gebiet der französischen Syrienbahnen

und nahmen eine sehr freundliche Stellung zu dem in englischen Augen höchst bedenklichen Bau der rein türkischen Hedschasbahn. Wir machten uns an die Untersuchung der Petrolfelder Mesopotamiens und beteiligten uns an der Gründung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem unteren Tigris, wo bis dahin ein englisches Unternehmen den Verkehr allein beherrscht hatte, und wir richteten einen monatlichen Dienst von Hapagdampfern zwischen Hamburg und Basra ein. Wir bezeigten Lust, die Bagdadbahn in dem kilikischen Hafenorte Mersina mit dem Mittelmeer zu verbinden, was eine Konkurrenz für den englischen Plan einer Eisenbahnlinie von Sues nach Basra bedeutet, und wir begannen damals die Arbeiten zur Entsumpfung und zur Bewässerung der Hochebene von Konia.

In dieser Weise erweiterte sich der englisch-deutsche Gegensatz in der Türkei allmählich immer mehr, während die deutsch-türkische Annäherung engere Formen annahm, und jede der beiden Parteien suchte nach Vorkommnissen, um sie aufzubauschen und gegen die andere auszuspielen. Dabei ging die britische reger und ätzender zu Werke, wenngleich sie nicht ein Schreckmittel, wie das von Abdul Hamid gegen sie heraufbeschworene Gespenst des Panislamismus, ins Feld zu führen hatte. Auch konnte sie nicht verhindern, daß endlich im Frühsommer 1908 die Bauausführung der Strecke Bulgurlu—Helif (840 Kilometer) und ihre Beendigung bis zum Jahre 1915 beschlossen wurde. Die Lage aber spitzte sich schon damals so zu, daß Europa, bei der drohenden Erörterung des österreichisch-russischen Gegensatzes auf der Balkanhalbinsel und bei dem englisch-russischen Versuch, uns dort von der Türkei abzuschneiden, dicht vor dem Weltkriege stand.

Der Ausbruch der jungtürkischen Revolution im Sommer 1908 zerstreute die internationalen Wolken, doch schien anfänglich eine Trübung zwischen Deutschland und der neuen Türkei einzutreten, zumal als unser Bundesgenosse sich Bosnien und die Herzegowina einverleibte. Erst durch die Klärung der revolutionären Anfangsstadien und durch das Emporkommen des Hauptführers der Umwälzung, des deutschfreundlichen Mahmud Schewket Pascha, an die leitende Stelle des Sultanats wurde unser Verhältnis neu gefestigt. Die Anlehnung an den Dreibund steifte der Türkei das Rückgrat, so daß sie beispielsweise französische Angriffe auf ihre Geldnot mit Hilfe des deutschen Geldmarktes abzuschlagen vermochte und dem Zarenreiche sogar den Bau eigener Eisenbahnen in Armenien in Aussicht zu stellen wagte. Die Festigung der politischen Stellung Deutschlands tat sich bald kund in der 1910 erfolgten Erklärung des russischen Verzichtes auf irgendwelche Ansprüche in der Zone der Bagdadbahn (wofür man russischerseits den Gedanken einer persischen Querbahn zu verfolgen anfing). Das erleichterte uns die Verhandlungen über den Bau der Strecke Helif—Bagdad, die im Jahre 1911 mit der Sicherstellung der Mittel abgeschlossen wurden. Die Gesellschaft erhielt Pfänder, um die Ausführung von beiden Seiten aus in fünf Jahren beendigen zu

können, ferner erlangte sie die Konzession zum Ausbau des Hafens von Iskenderun und zur Anlage einer Zweiglinie von Osmanije entlang dem Westfuß des Amanusgebirges nach Iskenderun, was als Anschluß des wichtigen Handelsemporiums Aleppo ans Meer allerdings nur ein unvollkommener Ersatz ist für eine unmittelbare Verbindung Aleppos mit Iskenderun.

Während es uns verhältnismäßig leicht gelang, bis Bagdad hinunter Herr der Sache zu werden, entspann sich mit England ein hartnäckiger Kampf um das babylonische Schlußstück der Bahn. Großbritannien versuchte nicht allein, den Endpunkt der Bahn vom Meere fort nach Basra abzudrängen, indem es die Schutzherrschaft über das kleine Sultanat von Kuuet am Persergolf beanspruchte, sondern es ging sogar daran, die Frage der Fortführung der Bahn von Bagdad nach Basra zu verwirren und in die Länge zu ziehen. Offenbar wollte es Zeit gewinnen, um sich selber im Tieflande immer fester einzunisten und uns schließlich vor eine Fülle vollzogener Tatsachen zu stellen. Schon 1911 mußten wir uns dazu verstehen, daß der Bau der Bahn Bagdad—Basra einer neu zu bildenden Gesellschaft übertragen wurde, in der sich neben deutschem und türkischem Kapital fremdes (das heißt englisches) beteiligen sollte. Hieraus entwickelte sich ein Kampf beider Parteien, in der prozentualen Beteiligung am Aktienkapital die Oberhand zu gewinnen. Inzwischen aber arbeitete Willcocks im Unterlande selber planmäßig an dem Projekt für eine Neubewässerung des Bodens, und mit britischem Gold angezettelte Araberaufstände suchten verschiedentlich den Verkehr im Binnenlande und auf den Flüssen zu stören. Im Jahre 1913 kam es schließlich dazu, daß England durch die Araberstämme des Emirs Ibn Saud von E'Rijad die schwachen türkischen Besatzungen aus der Provinz El Hasa vertreiben und durch das im selben Jahr von der Pforte als unabhängig von ihr anerkannte Sultanat Kuuet das ganze Mündungsland des Schatt el Arab bis halbwegs Basra besetzen ließ. Die Türkei wurde damit vom Persergolf vollkommen abgedrängt, und ein unmittelbarer Anschluß der Bagdadbahn ans Meer unmöglich gemacht.

Offenbar hat uns damals unsere politische Festlegung in Marokko zur Zeit der Agadirkrise (1911) zu stark von Babylonien abgelenkt, und es ist sicher, daß wir in der Türkei vorübergehend ein gut Teil Sympathien verloren, indem wir Marokko im Stich ließen. Die Stärke der Entente im nahen Osten zeigte sich damals deutlich in der von seiten der Pforte der Republik zugestandenen Konzession von Bahnbauten auf den Linien Samsun—Siwas und Trapezunt—Charput, deren Anfangsstrecken ebenso fruchtbare Flußtäler wie minen- und waldreiche Gebirge durchschneiden, und in Jemen. Unser einziger Erfolg war damals, daß wir Rußland zu dem Projekt einer Anschlußbahn an unsere Seitenlinie Bagdad—Chanikin von Teheran her zu bewegen verstanden, wodurch die Aussichten der Verkehrsmöglichkeiten und damit der Rentabilität der deutschen Bahn wuchsen.

Inzwischen schritten wenigstens die Arbeiten an der Trasse vorwärts. Mitte 1911 wurde die anatolische Strecke von Bulgurlu bis nach Ulukischla an den inneren Saum des Taurus herangeführt und in den letzten Tagen des folgenden Jahres bis nach Karapunar am Eingang der großen Tschakit-Schlucht verlängert. Im Frühling 1912 erfolgte die Inbetriebnahme des kilikischen Abschnittes von Dorak über Osmanije hinaus bis an den Westfuß des Amanusgebirges, und im Dezember des gleichen Jahres wurden die nordsyrischen Strecken von Radschu über Aleppo bis zum Euphrat bei Dscherablus eröffnet.

So war bis auf die Endstrecke alles in schönster Ordnung. Hier aber zeichnete sich Englands Hartnäckigkeit von Monat zu Monat deutlicher ab. Die Besetzung des Mündungslandes durch Großbritannien fand in einem unter dem Druck ihrer Balkanniederlagen von der Pforte eingegangenen Vertrage schon im Frühsommer 1913 eine schnelle Bestätigung. Hiernach erkannte die Pforte Englands Schutzherrschaft über Kuuet an, verzichtete auf jeden Einspruch gegen die Anlage eines englischen Freihandelsplatzes in Abbadan, das schon jetzt Little London genannt wird, und gestand England das Recht zu, den Hafen von Basra auszubauen sowie mit Kuuet durch eine Bahn zu verbinden. Deutschland schnitt dort also recht schlecht ab und behauptete nur das, noch dazu durch zwei britische Mitglieder im Vorstande eingeengte Privileg, die Bahn von Bagdad bis Basra selber zu bauen. In einem neuen Vertrage Ende 1913 wurde der Sieg Englands sogar noch erweitert durch folgende Bestimmungen. Es durfte die Grenzen des Sultanats von Kuuet, also seine eigenen, in erweitertem Umfange selber bestimmen, sollte die Petrolvorkommen Mesopotamiens und Arabiens ausbeuten und schließlich eine Euphrat-Tigris-Schiffahrtgesellschaft gründen dürfen, an der 50 Prozent englisches und je 25 Prozent deutsches und türkisches Kapital teilhaben sollten. Gleichzeitig erhielt Englands wirtschaftliche Vorherrschaft im Tieflande einen beträchtlichen Zuwachs durch die Ende 1913 erfolgte Eröffnung der nach Willcocks Plänen gebauten Euphrat-Talsperre bei Feludscha, durch welche $1\frac{1}{2}$ Millionen Hektar Kulturland gewonnen werden sollten. Hand in Hand mit dieser Erfüllung der britischen Wünsche ging eine Festigung und Erweiterung der französischen Stellung im syrischen und ostanatolischen Bahnnetz auf den beiden Flanken der Bagdadbahn, da die Niederlagen der Pforte im Tripolis- und Balkankriege den Zufluß großer Geldmittel erforderten, die Frankreichs Rentnerkassen am leichtesten flüssig machten.

Durch die schlechte Lage der Türkei im Jahre 1913 wurde überhaupt die ganze türkische Frage wieder höchst akut. Russischerseits schlug man sogar eine internationale Besprechung aller und jeder das Sultanat berührenden Fragen vor — dies hatte wenigstens das Gute, uns die hierüber tief erbitterte Volksstimmung der Türkei wieder zu nähern. Indessen ist es bei eingehenden Verhandlungen jeder einzelnen beteiligten Macht mit der Pforte

geblieben, Verhandlungen, die sich hauptsächlich in Besprechungen über die Abgrenzung der Bahn-Interessensphären bewegten. So suchte Frankreich sein syrisch-ostanatolisches Programm auszubauen, Rußland mühte sich um Bahnbaurechte in Armenien, und selbst Italien, durch die Besetzung der Sporaden lüstern geworden, glaubte in Südwestanatolien, wo es gar nichts verloren hat, so etwas wie modernen Imperialismus zeigen zu sollen. Im Frühling 1914 endlich schien eine Einigung der Mächte in Form einer Abgrenzung der Betätigungskreise in der Türkei zustande zu kommen — und eigentlich enttäuschten die darüber erschienenen Pressenotizen in jedem beteiligten Lande die Öffentlichkeit einigermaßen.

Da aber zerriß im Sommer 1914 der Ausbruch des Weltkrieges dieses ganze verwickelte Gewebe von Verträgen und Kompromissen, von Vorrechten und Verzichten und gab einstweilen uns vollkommen freie Hand in der Türkei. Nun schritt der Bau der Bagdadbahn ziemlich schnell vorwärts. Im Herbst 1914 stand schon die Strecke Bagdad—Samarra entlang dem Tigrislaufe in Verkehr, wenige Monate später wurde der 1826 Meter lange Belémedik-Tunnel in den Kalkbergen des Kilikischen Taurus durchschlagen. Im April des folgenden Jahres rollte der erste Zug über die neue, 800 Meter lange Euphratbrücke von Dscherablus, im selben Juni war der Amanus-Tunnel durchgebohrt, und später erfolgte die Vollendung der Bahn in Nordmesopotamien bis nach Ras el Ain. Juni 1915 auch erfolgte die Aufhebung aller französischen Bahnbaukonzessionen und die Enteignung oder Rückkauf der französischen Bahnlinien, wodurch die Bagdadbahn einstweilen Ellbogenfreiheit gewonnen hat.

Wirtschaft.

Überblicken wir noch einmal die ganze Länge der Bagdadbahn und die Fülle der von ihr durchrissenen Landschaften vom wirtschaftlichen Standpunkte aus, so wollen wir uns von vornherein klar bleiben, daß wir dieses ganz einzigartige Unternehmen nicht allein unter dem nackten Gesichtswinkel gemünzter Nutzbarkeit ansehen dürfen, sondern daß wir dabei stets ihres vorwiegend politischen Zweckes eingedenk bleiben müssen. Eine größere Rentabilität dürfte sich nur für bestimmte, durch produktionsärmere Strecken voneinander getrennte Abschnitte voraussagen lassen.

Der erste Abschnitt der Bahn erstreckt sich durch Bithynien in Kleinasien vom Bosporus bis nach Eskischehir und umfaßt die von tiefen westöstlichen Talfurchen durchzogene Abdachungszone des inneren Hochlandes, welches etwas vor Eskischehir beginnt. Es ist eine gut befeuchtete Landschaft mit bewaldeten Bergzügen und flußreichen, wohlangebauten Tälern, die voll von Äckern, Obsthainen und rotdachigen Häusern sind. Die Bildung der Landformen, die mit drei Talzügen weit nach Osten gegen Paphlagonien hin ausgreifen, führt den Verkehr dieser Teile mehr nach der Ader der Bahn

als unmittelbar nach dem Schwarzen Meere zu, weshalb die geplante Führung einer Bahn erst einmal bis Boli und später weiter nach Kastamuni ein ebenso dringendes wie aussichtsvolles Bedürfnis ist. Baumwolle und Seide, Obst und Gemüse, Korn und Mehl, Bauholz und Holzkohle sind die Haupterzeugnisse dieser Gegend, die auf der Bahn fast durchweg zur Versorgung des Marktes von Konstantinopel ausgeführt werden.

Der zweite Abschnitt der Anatolischen und Bagdadbahn durchzieht das innere Hochland Kleinasiens an dessen West- und Südrande von Eskischehir bis nach Ulukischla am Saum des Taurusgebirges. Er umgeht die eigentlich dürren Teile des Binnenlandes und bleibt innerhalb der Übergangsgebiete, in denen sich aus der Flachsteppe wacholderbuschgekrönte Inselberge herausheben. Eine Anzahl von Flüssen und Bächen der nahen Gebirge geben die Möglichkeit, eine größere Reihe von Humusbecken und Talböden zu berieseln und Korn wie Opiummohn, Obst wie Gemüse, Baumwolle wie Flachs und Rosinen zu erzeugen. Die turkmenischen Nomaden der Steppe bieten durch ihre ausgedehnte Viehzucht und Teppichweberei eine beachtliche Ergänzung dazu.

Das nächste Stück der Bahn umspannt das kilikische Dreieck im Südosten Kleinasiens, wo eine im unteren Teil dichtbebaute, im oberen noch steppige Ebene von zwei Gebirgszügen wie von Hummerscheren eingefaßt wird. Der Kilikische Taurus, hier im besonderen der Bulgar Dar, ist auf der fruchtbaren Meerseite noch einigermaßen reich an Beständen der Zeder und Fichte, des Baumwacholders und der Schwarzföhre und besitzt eine leidlich rege Sägemühlenindustrie in den Tälern, während höher hinauf in der Almenregion von kurdischen und turkmenischen Halbnomaden Viehzucht betrieben wird. Dazu kommt die Ausbeutung einiger Mineralvorkommen, namentlich der silberhaltigen Bleimine von Bulgar Maden, während Spuren von Silber und Gold, von Braunkohle und Kupfer, von Eisen und Chrom erst noch ihre Abbauwürdigkeit erweisen müssen. Wegen seiner landschaftlichen Schönheiten hat der Taurus auch als Touristenziel eine Zukunft. — Wirtschaftlich wertvoller ist natürlich die von den zahlreichen Abflüssen des Gebirgsrahmens gespeiste Ebene. Die Steppe des welligen oberen Teiles besitzt bisher noch wenig Kultur und dient nur, namentlich im Winter, einer ausgedehnten Viehzucht von seiten turkmenischer und jürükischer Horden. Diese Steppentafel ist wahrscheinlich in ganzer Ausdehnung anbaufähig und bedarf zur Aufschließung nur einer Bahnlinie und einer unternehmenden Kolonisation, um fruchtbares Ackerland zu werden. Die Tiefebene dagegen, die Tschukur Owa, ist, mit Ausnahme der versumpften und versalzten Lagunenküste, seit einem Schock Jahren vollkommen ausgebaut und mit Dörfern von ägyptischen und syrischen Fellachen und Negern, von balkanischen Muhadschir und Tscherkessen, von Kurden, Turkmenen und Jürüken dicht besiedelt. Die Produktion besteht außer in Obst aus Weizen und Gerste, Sesam und Hirse, Mais und

Reis, Rebe und Melone, Zuckerrohr und Gemüse, deren Ernte schon im Mai oder Juni beendet ist, wonach auf demselben Stück Land Baumwolle gepflanzt wird, deren kurzfaseriges Samenhaar im Herbst sammelreif ist. Die Ergebnisse des Ackerbaues sind im Bunde mit den Erträgnissen des Verkehrs im kilikischen Durchgangslande so ansehnlich, daß sich drei Städte, Adana, Tarsus und der erst 1832 gegründete Hafen Mersina, entwickeln konnten. Die Ausfuhr Mersinas, vor allem Baumwolle und Weizen, Sesam und Gerste der Tiefebene, Wolle und Häute der Steppentafel, Bauholz und Walloneen (Eichelbecherchen) der Gebirge, beziffert sich auf 12 bis 13 Millionen Mark jährlich und unterhält einen Verkehr von rund 400 Dampfern mit einem Gehalt von 600 000 Tonnen. — Die kilikische Ostseite, die schmale, aber steile Gebirgskette des Amanus, ist bis jetzt nur ein Hindernis der Bagdadbahn. Die Flanken der Berge tragen zum Wirtschaftsleben etwas bei durch das Holz ihrer grünen Baumbestände, durch die Viehzucht ihrer sonnigen Almen und durch den zerstreuten Anbau ihrer Tälchen. Der wichtigste Punkt des Amanusgebirges aber, bedeutsamer noch als der 5 Kilometer lange Tunnel von Bagtsche, ist das Städtchen Iskenderun oder Alexandrette, der von Natur gegebene Hafen des ganzen nordsyrischen und nordmesopotamischen Hinterlandes. Die Ausfuhr beläuft sich, bei 40 bis 50 Millionen Mark Import, auf mehr als 30 Millionen Mark und umfaßt hauptsächlich einheimische Gewerbserzeugnisse und Schafbutter, Wolle und Süßholzwurzel, Leder und Häute, Seidenkokons und Galläpfel. Der Schiffsverkehr zählt fast 900 Fahrzeuge mit einer Gesamttonnage von 650 000. Vor Fertigstellung der, allerdings noch umständlichen, Bahnverbindung mit Aleppo litt Iskenderun unter dem Wettbewerb Beruts, das den größten Teil der aleppinischen Einfuhr auf der französischen Libanonbahn zum Versand brachte.

Der vierte Abschnitt der Bagdadbahn, an Ausdehnung der größte und an Entwicklungsfähigkeit vielleicht der bedeutendste, ist der Norden Syriens und Mesopotamiens, ein weites Nebeneinander von tafelförmigen oder kuppigen Karstgebirgen und Lavafeldern, unter und zwischen denen zahlreiche Mulden, Becken und Grabenebenen mit fruchtbarer Ackererde liegen. Das Klima ist gerade feucht genug, um überall flächenhaften Getreidebau und oft auch Rebenkultur ohne Berieselung zu ermöglichen, und zur Zucht der Obstbäume und anspruchsvolleren Gewächse entsenden die kahlen Erhebungen hinreichend Gewässer in ihr Vorland. So zieht sich am Südfuß dieser Höhen ein, allerdings oft unterbrochener Gürtel von größeren und kleineren Anbauinseln vom unteren Orontes über die Aleppiner Gegend und das Bereich des Sadschur-Flüßchens, über das Becken von Serudsch und die Ebene von Urfa-Harran sowie über das Vorland von Mardin bis zu den schon jetzt ganz gut bestellten Wellenebenen nördlich von Mossul.

In Nordsyrien, das erst seit der vorübergehenden ägyptischen Besetzung der 1830er Jahre in eine neuere Kolonisationsperiode eingetreten ist, liefert

der Ackerbau vornehmlich Weizen und Gerste, Durra und Hanf, Gemüse und Baumwolle, Weintrauben, Oliven und Gemüse, also mit Ausnahme der nur in der Ebene von Idlib in weiterem Umfange angebauten Baumwolle (Jahresertrag 4 Millionen Kilogramm) keine besonders hochwertigen Erzeugnisse. Um so wichtiger aber ist die Verkehrsbedeutung dieses Raumes als Durchgangspforte eines weiten Hinterlandes, was sich schon heute klar in der Größe Aleppos ausspricht, das etwa eine Viertelmillion Einwohner besitzt und eine jährliche Einfuhr von rund 50 Millionen, eine Ausfuhr von 20 Millionen Mark. Außer dem vorzüglichen, aber durch die Amanuskette behinderten Naturhafen von Iskenderun erfreut sich Nordsyrien in dem schmalen Deltaland des Orontes eines bequemen Auswegs zum Meere, der allerdings so sehr unter einer wachsenden Versandung leidet, daß dort das Wiederaufleben eines blühenden Welthafens wie der antiken Antiochia oder Seleucia nicht leicht zu erwarten steht.

Im Norden Mesopotamiens, das erst im letzten Jahrhundert durch Einwanderung und Seßhaftmachung zahlreicher Kurdenstämme einigermaßen besiedelt worden ist, tritt neben den Ackerbau schon die Viehzucht mit größeren Werten. Weizen und Gerste, Baumwolle und Reis, Rebe und Baumobst (darunter noch die Olive und im Dschebel Sindschar vor allem die Feige), Tabak, Flachs und Süßholz bilden die Grundlagen des noch etwas zerstreuten Ackerbaues. Im Ausfuhrhandel gesellen sich hierzu noch Vieh und Wolle von seiten der nomadischen Steppenwirtschaft sowie ferner Galläpfel, Tragantgummi und Manna aus den kurdischen Bergen. Der Handel wird vorwiegend von den drei Städten Urfa, Djarbekr und Mardin vermittelt und richtet sich, mit Ausnahme der östlichsten, auf dem Tigris nach Süden verkehrenden Grenzstriche, nach Aleppo. Der Gesamtwert der Ausfuhr mag zwischen 30 und 40 Millionen Mark betragen, wovon etwa ein Viertel in Richtung Mossul abfließen dürfte. Der Strang der Bagdadbahn läuft durch die wichtigsten Ackerbauinseln des Gebietes, doch wird er der Aufschließung desselben erst nach Abzweigung einiger Seitenbahnen nach Djarbekr und Bitlis richtig dienstbar werden.

Der fünfte Abschnitt der Bagdadbahn ist der Mittelosten Mesopotamiens, eine Landscholle, die, von mehreren Bergrippen gequert und von Flüssen durchschnitten, westlich des Zagrosgebirges flach zum Tigris hinstreicht und jenseits des Stromes in die welligen Steppenebenen der Dschesire übergeht. Entlang dem Fuß des Gebirges zieht sich ein gen Mittag schmäler werdendes Band von Kulturland hin, dessen Ackerboden im nördlichen Teile manche Feldfrüchte noch ohne Berieselung ernährt und dessen Bewohner in der Mehrzahl Kurden sind. Über die hier in einiger Anzahl entstandenen Flecken und Städtchen zieht die zwar längere, aber wegen der leidlichen Sicherheit vor Beduinen meistbegangene Karawanenstraße von Mossul nach Bagdad. Zwischen ihr und dem Tigris dehnt sich kahles Steppenland mit Beduinen-

weide aus, auf dem aber manche Striche anbaufähig sein mögen. Das Tigristal selber bietet wegen der Enge seiner Sohle nur wenig Raum für den Ackerbau und liegt heute wegen der Beduinengefahr fast ganz unbenutzt da. So ist der landschaftliche Untergrund des Handelslebens des Mitteloſtens ziemlich dürftig, doch ist er für die Zukunft einigermaßen erweiterungsfähig und erfährt eine nicht zu verachtende Aufbesserung durch seine Petrol- und Asphaltvorkommen, die im Lande der Bruderströme nirgends so zahlreich sind wie hier. Es sind vornehmlich Hammam Ali, Gajara und El Fatha unmittelbar am Tigris sowie Kerkuk und Tus Churmatli im Osten. Der Hauptort des Mitteloſtens, Mossul, lebt weniger von diesem Landgebiet selber, als vom Handel mit dem kurdischen Hinterland und den benachbarten Beduinensteppen, deren Wolle und Galläpfel, Korn und Felle es, hauptsächlich auf Kellekflößen und in einem Jahreswerte von 8 bis 9 Millionen Mark, nach Bagdad ausführt. Der Tigris wird wegen seiner namentlich im Frühling sehr reißenden Strömung und wegen einer Anzahl Riffe nur abwärts und zwar mit Flößen befahren, obwohl seine Schiffbarkeit schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von englischer Seite bis gegen die Mündung des Großen Sab hin festgestellt wurde. Es ist eigentlich nicht recht einzusehen, weshalb die Bagdadbahn, anstatt durch die fruchtbaren Gefilde des Ostraumes geführt zu werden, im Tigristal laufen soll, zu dessen Aufschließung ein regelmäßiger Verkehr mit flachgehenden Dampfbooten, wie es scheint, vollkommen genügen würde. Gegen diese Verlegung auf die ohne Zweifel ungünstigere Seite des Mitteloſtens, die uns durch eigenen Augenschein bekannt ist, glauben wir hiermit energisch protestieren zu sollen.

Babylonien.

Wenn wir dem sechsten und letzten Landesteile der Bagdadbahn einen eigenen Abschnitt im Rahmen unseres wirtschaftlichen Überblickes einräumen, so geschieht das, nicht weil wir mit der Mehrheit in Babylonien ein künftiges Paradies erblicken, sondern im Gegenteil, um die allgemeine Ansicht über dieses Land auf ein ebenso bescheidenes wie richtiges Maß zurückzuführen. Wie man einem jungen Menschen einen schlechten Dienst erweist und sich selber viel zukünftigem Kummer aussetzt, indem man ihn verzieht und in ihm schon den erhofften großen Mann sieht, so spielt man einem Lande, und später sich selber, übel mit, wenn man auf Grund ungenügender Kenntnis zu viel Erwartungen auf seine wirtschaftliche Erweckung setzt.

Babylonien ist eine ganz flache, vollkommen tischglatte Tiefebene, die aus den Ablagerungen der Zwillingsströme und der Abflüsse des Zagrosgebirges aufgeschüttet worden ist. Der Boden besteht aus älteren Geröllen und Sanden, die von feineren Sanden, Tonen und Mergeln bedeckt werden, und schiebt sich infolge ununterbrochener Neuablagerung langsam, man rechnet

50 Meter jährlich, in den Persergolf vor, der hierdurch immer flacher und kleiner wird. Infolge des bedeutenden Unterschiedsbetrages zwischen dem Hoch- und Niederwasserstande der Flüsse, der auf einer so platten Oberfläche um so mehr zur Geltung kommt, finden häufig einschneidende Veränderungen der Stromläufe statt, welche an der einen Stelle Verödung durch plötzlich eintretenden Wassermangel, auf der anderen aber Entvölkerung durch Überschwemmung und Versumpfung zur Folge haben können. Dies ist durchschnittlich alle drei Jahre der Fall; wir kennen aber aus der Geschichte auch ganz besonders unheilvolle Stromverlegungen, mit denen eine Entvölkerung ganzer Provinzen verbunden war. So ist beispielsweise der Tigris, während des Ausgangs der Sassanidenzeit, in den Hai, einen bloßen Berieselungskanal, eingebrochen und hat ihn zu seinem Tal erweitert, aus dem er erst im fünfzehnten Jahrhundert in sein altes, inzwischen versumpftes Bett zurückgekehrt ist — hierbei verödete der Hai wieder zu der heutigen Trockenader, in welche nur das Hochwasser der Frühlingszeit hineingelangt. Gegen die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wandte sich der Euphrat von einer Stelle, die oberhalb der Ruinen Babylons liegt, einem westlicher gelegenen Bett zu, zu dessen Seiten sich seitdem viele neue Orte mit jungen Palmanpflanzungen entwickelt haben, während die Ufer des östlichen Armes vertrockneten und verödeten. Bei solchen Umpflanzungen geht es naturgemäß nicht ohne Streitigkeiten zwischen den an einer Stelle Altangesessenen und den Zuwanderern ab, und ein blutiger Kleinkrieg zwischen den Dorfschaften um Bewässerungsfragen ist deshalb eigentlich der normale Zustand unter der Landbevölkerung Babyloniens.

Trotzdem das Klima Babyloniens sehr trocken ist und beispielsweise Ackerbau an keiner Stelle ohne Berieselung möglich ist, stehen dem Boden aus den Strömen dennoch gewaltige Wassermengen zur Verfügung, so daß in keinem orientalischen Lande das Antlitz der Landschaft so erstaunliche Gegensätze zwischen Flut- und Trockenzeit aufweist wie hier. Nach dem im Laufe des Sommers erfolgten Verschwinden der Überschwemmungswasser taucht die eigentliche trockene Oberfläche der Ebene (in einer Ausdehnung von kaum drei Vierteilen des Areals von Babylonien) wieder auf mit ihren aschgrauen und hellgrauen Erden, aus deren meist längst versalzter Krume sich nur hie und da dürres Steppenkraut oder klirrende Kalipflänzchen hervorwagen. Nichts hält in dieser fahlen Eintönigkeit den Blick fest als die lange rotgelbe Wallinie eines alten Kanales oder einer Dünengruppe oder gar die niedrige Aufschüttung einer scherbenbedeckten Ruinenstätte. Nur in der Nähe der Wasseradern oder eines Dauersumpfes zeichnen sich die dunklen Köpfe einer schmalen Palmoase ab, und ein Wachtturm, wie jedes Dorf ihn hier zu Lande besitzt, erhebt sich darüber aus dem flimmernden Dunst. Erst vom Februar ab nimmt das Bild andere, vollkommen andere Formen an, und ein Schleier, im fernen Kurdistan gewebt, legt sich auf das Antlitz Babyloniens.

Ende Februar beginnt, infolge der Schneeschmelze und der Frühlingsregen in den armenischen Bergen, erst der Tigris, Mitte März auch der Euphrat zu steigen, und ihre Hochwasser, vier bis sechs Meter höher als Niederwasser, treten über die niedrigen Ufer, um meilenweit die flache Ebene zu überschwemmen, ein Zustand, der erst vom Juni ab langsam zurückgeht, bis im Oktober wieder der Tiefstand erreicht ist. Das trocken bleibende Land überzieht sich im Lenz, unter der Wirkung spärlicher Niederschläge, mit einem dünnen Flor von Kräutern und Stauden, in deren Weide die Beduinen ihre Kamelherden treiben. Die weite Ausdehnung der ständigen und die noch umfassendere Ausbreitung der zeitweiligen Sümpfe hat einem Teil der babylonischen Landbevölkerung, den Madan, einen besonderen Stempel aufgeprägt. Dies Völkchen lebt von dem Schutze, den ihm das für Fremde unzugängliche Labyrinth der Sümpfe gewährt. Es haust mitten im Wasser in tonnenförmigen Hütten aus Schilfrohr, treibt Reisbau und Büffelzucht und ist vollkommen unabhängig von der Obrigkeit.

Der Ackerbau beschränkt sich unter solchen Verhältnissen vollkommen auf die unmittelbare Nähe der Flußufer und der von ihnen abgezweigten Kanäle und ist nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich. Es kommt hierbei für den Bauer darauf an, den Überfluß an Frühlingswasser, der mit der Zeit des höchsten Wasserbedürfnisses der Pflanzen zusammenfällt, auf die Felder zu leiten, was durch Schöpfwerke für die nächsten, durch Kanäle für die entfernteren Ländereien geschieht. Die hierfür verfügbaren Wassermengen sind ganz bedeutend, da der Unterschiedsbetrag zwischen äußerstem Hoch- und Niederwasser sich für den Tigris auf 5250 (bei einem Tiefstand von 250) und für den Euphrat (bei 270) auf 3700 Kubikmeter in der Sekunde beläuft. Der Boden selber ist am Tigris im allgemeinen fruchtbarer als am Euphrat, weil sein Gehalt an Stickstoff (0,12 gegenüber 0,085 v. H.) und Phosphorsäure (0,25 gegen 0,22 v. H.) höher ist, während er gleichzeitig viel weniger Pottasche (0,6 gegen 0,51 v. H.) besitzt. Der gegenwärtige Anbau ist, eine Folge der ungeregelten Wasserwirtschaft und der ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten, von sehr geringer Ausdehnung. Seine Hauptgebiete, die aber zusammengenommen die Größe des Ackerlandes in der kleinen kilikischen Tiefebene kaum übersteigen dürften, sind: das Land oberhalb Bagdads zwischen Tigris und Dijala; am Euphrat zwischen Hit und Feludscha, von oberhalb Mussäjib bis unterhalb Kufa; unterhalb von Nasrije; entlang dem Schatt el Arab, wo die größte Dattelausfuhr der Welt stattfindet. Überall sonst beschränkt sich die Bestellung auf zerstreute, untereinander zusammenhangloſe Oasen.

Der Ackerbau bringt im Lenz hauptsächlich Weizen und Gerste, Hirse und Bohnen sowie Tabak zur Ernte und im Herbst, auf demselben Stück Land, Reis und Baumwolle, Mais und Datteln und schließlich Obst. Bisher ist aber nur die Dattelkultur ausgedehnt genug, um größere Mengen zur Ausfuhr beisteuern zu können. Dazu kommen noch von seiten der Viehzucht

Wolle, Häute und Pferde sowie aus Kurdistan Galläpfel. Bedeutender als der Anteil der Eigenerzeugnisse Babyloniens scheint in seiner Handelsbewegung der Betrag des Durchgangshandels zu sein. Denn da der Hafenplatz Basra seit 1837 mit Bagdad durch einen Flußdampferdienst in Verbindung steht, so hat sich die Kalifenstadt zum Aus- und Einfuhrhafen Ostmesopotamiens, bis gegen Djarbekr hin, und weiter Teile Westpersiens entwickelt. Als weiteres wichtiges Moment erscheint im Wirtschaftsleben Babyloniens der Ertrag der schiitischen Wallfahrten und Leichenkarawanen nach den heiligen Stätten Kerbela, Nedschef und Samarra, mit denen ein alljährlicher Personenverkehr von 150000 bis 200000 Köpfen verbunden ist. Durch den Bau der Seitenbahn Bagdad—Chanekin und deren Verlängerung nach Teheran, welche diesen Verkehr ganz wesentlich erleichtern und verbilligen würde, dürfte sich die Zahl der Pilger und der Wert ihrer Waren noch vermehren.

Im ganzen genommen ist aber die derzeitige Wirtschaftslage keineswegs hervorragend, und in den Jahreswerten des Ausfuhrhandels von Bagdad (6 bis 12 Millionen Mark) und Basra (bis 40 Millionen Mark, davon etwa die Hälfte oder etwas mehr Korn) mag wohl der größere Teil auf Rechnung des Durchfuhrgutes kommen. Es hat sich jedoch in der Öffentlichkeit, auf Grund der einstmaligen geschichtlichen Bedeutung Babyloniens als eines Herdes ältester Kultur, die Meinung festgesetzt, durch eine Reihe von Bewässerungsarbeiten müsse sich das Wirtschaftsleben zu einer unvergleichbaren Höhe emporheben lassen. Untersuchen wir nun, wie es in Wirklichkeit damit bestellt ist.

Im Altertum sowie in der jüngeren Sassaniden- und ersten Abbassidenzeit war das Land, nach Ausweis der Ruinen seiner Ortschaften und alter Überlieferungen, besser besiedelt als heutzutage. Breite Wasserkanäle, von zwei hohen Dämmen eingerahmt, zweigten von den Strömen ab und führten dem trockenen Lande bis in ansehnliche Entfernung das kostbare Naß zu. Im Lenz wurde die Hochflut in sie hineingeleitet, und im Juni verschloß man die Einmündungen wieder, damit das fallende Wasser nicht in die Ströme zurückfloß. Diese Wasserwirtschaft war so verwickelt und erforderte so viel gut organisierte Arbeit und Pflege, daß sie einerseits ein hochentwickeltes Gemeinwesen zur Bedingung haben mußte, welches sie vor Zerstörung von feindlicher Seite schützte. Die Wohlfahrt des Landes stand stets auf der Kippe, und der Bauer wußte bei der Aussaat niemals, ob er wirklich würde ernten können oder Hungers sterben müssen. Den Wirren, die vom zehnten Jahrhundert ab mit dem Niedergang des Abbassidenkalifats einsetzten und in den Mongolenstürmen des dreizehnten Jahrhunderts ihre blutige Krönung fanden, hat die babylonische Landeskultur nicht standhalten können. Die meisten Kanäle zerfielen zu niedrigen Hügelreihen, viele Felder ertranken, versumpften und versalzten, die Steppe griff mit ihren dürren Fingern um sich, und bis zum Beginn der Neukolonisation vor etwa einem halben Jahr-

hundert schrumpfte der Umfang des bestellten Landes unter den gegenwärtigen zusammen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß das Areal des bebauten Bodens zu irgendeiner geschichtlichen Zeit mehr als 20 000 bis 25 000 Quadratkilometer betragen hat — das wäre der fünfte bis vierte Teil des Flächeninhalts von Babylonien. Augenblicklich dürften höchstens 10 000 Quadratkilometer unter dem Pfluge stehen.

Die Vermessungen und Pläne, die Willcocks während des letzten Jahrzehnts im Lande selber ausgeführt hat, machen sämtlichen Phantasien den Garaus; aber das leichtsinnig ausgestreute Unkraut der Übertreibung ist nicht so schnell auszureuten, wie es emporgewuchert ist. Nach seinen Plänen sollen im großen ganzen die alten Kanäle wiederhergestellt werden, und Staudämme sollen in den Flüssen vom Juli ab den Wasserstand erhöhen und eine größere Menge Wasser in Staubecken, deren erstes 1911 in der Senke Abu Dibbis angelegt wurde, für die Trockenzeit aufspeichern. Durch derartige Maßnahmen würde, genau wie in Ägypten, die Aussaat und Ernte mehrerer Fruchtsorten nacheinander und auf dem gleichen Stück Land möglich, und namentlich die Kultur der hochwertigen Baumwolle dürfte eine ansehnliche Ausdehnung erfahren. Willcocks schätzt das Gesamtareal der so zu erschließenden Ländereien auf rund 14 000 Quadratkilometer und die Höhe der hierfür aufzubringenden Kosten auf mehr als 550 Millionen Mark. Die Jahresmenge der Korn- und Baumwollernten veranschlagt er auf $1^1/_2$ Millionen Tonnen Korn und 1 Million Ballen Baumwolle im Gesamtwerte von 135 Millionen Mark. (Mit dieser Zahl vergleiche man die philologische Schätzung Sprengers von 2 Milliarden Mark Jahresernten, und man wird gewahr, in welchem Taumel der Unsinnigkeit viele unserer Zeitgenossen befangen sind.) Die Ausführung der vorgeschlagenen Arbeiten hat zur Vorbedingung die Anlage bedeutender Kapitalien im Lande, die Vermehrung der Bevölkerung, bei welcher mitteleuropäische Bauern wegen des glutheißen und vielfach fieberreichen Klimas nicht in Frage kommen, und die Einrichtung schneller und billiger Verkehrsmittel. Bei dem letzteren Punkte wird die Bagdadbahn eine wichtige Rolle spielen. Ihr babylonischer Abschnitt soll von Bagdad aus am Euphrat entlang laufen, wo das meiste und am leichtesten zu bewässernde Fruchtland zu finden ist, und wo wegen der Untiefen so leicht nicht, wie im Tigris, ein Dampferdienst eingerichtet werden kann. Ob sie, wie noch 1914 abgemacht, in Basra enden wird, dessen Flußhafen wegen der höchst veränderlichen Barre in der Strommündung nur von Seedampfern mit weniger als 6 Meter Tiefgang anfahrbar ist, oder aber ob sie, entgegen englischen Bestrebungen, doch noch bis zu dem sicheren Meerhafen Kuuet fortgeführt wird, das ist eine der vielen Fragen, deren Entscheidung noch in Flandern und an der Somme ausgekämpft wird.

(Ein Schlußteil folgt.)

Niederdeutsche und Niederländer. III.

Von

Franz Fromme.

12.

Unter den Ländern, die den geflüchteten Vlamen gastfreie Aufnahme boten, war Holland dasjenige, in dem sie ihre Meinung am freiesten äußern konnten. In Frankreich wurde der Vlaming, der doch sein Blut zur Rettung Frankreichs dahingegeben hatte, auch nun nicht viel besser behandelt als zur Friedenszeit — nicht viel besser als der deutsche Feind. In England war man menschenfreundlicher, klüger und verständnisvoller; man schätzte den Reklamewert von „poor little Belgium“ richtig ein; ließ sich denn, so lange die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt war, wohl ein zugkräftigeres Werbemittel finden als die Tränen und Erzählungen abgerichteter vlämischer Kinder, deren Eltern — natürlich unschuldig (mit dem rauchenden Gewehr in der Hand) — von den Eindringlingen und Friedensstörern umgebracht waren? In Holland war man innerlich tiefer getroffen: dem Schicksal des Nachbarstaates war man zwar entronnen, dank der Umsicht der leitenden Staatsmänner: aber doch war die Nachbarschaft zu nahe, die Lage des Landes zwischen den Streitenden der belgischen zu ähnlich. Dazu der unmittelbare Anblick des ungeheuren Elends, der flüchtende Strom unschuldiger Menschen, die mit so zu Herzen gehenden, so nahe verwandten Lauten ihr Leid klagten. Diese Sympathie und Verwandtschaft — bei aller Verschiedenheit der Kultur — und mehrere Umstände wirtschaftlicher und politischer Art brachten es mit sich, daß die Vlamen hier ihre Stimme frei erheben konnten. Schließlich hatten die Gebildeten unter ihnen in diesem neutralen Staate auch die nächste Gelegenheit, sich allseitig zu unterrichten, die Blätter des Feindes zu lesen und sich an der Hand unparteiischer holländischer Zeitungen ein Urteil zu bilden — ganz anders als in England oder gar in Frankreich. Es sind also von allen vlämischen Gazetten, die während des Krieges erschienen, die in Holland herausgekommenen als die zuverlässigsten Barometer und getreuesten Abbilder der eigentlich vlämischen Volksstimmung anzusehen.

Unter ihnen stand wiederum das Tageblatt „De Vlaamsche Stem“ in vorderster Reihe. Bei ihrer Gründung hatten voranstehende Vlamen der verschiedensten Richtungen und Neigungen zusammengearbeitet: Der Roman-

schriftsteller Cyriel Buysse, den man wohl kränken würde, wenn man ihn zu den Flaminganten rechnete; will er doch vor allem Europäer, das heißt Westeuropäer, und dann erst Vlaming sein; als „Politiker" und Hauptleiter Alberic de Swarte, einst Anarchist, später Sozialist in gutbürgerlichen Verhältnissen, Vegetarier und Theosoph; ferner der Rechtsgelehrte J. L. M. Eggen und der Literaturforscher und Germanist A. Jacob, endlich André de Ridder, ein Literat, und René de Clercq, der bekannte Dichter, zu Friedenszeiten Professor am königlichen Athenäum zu Gent, seit Dezember 1914 Lehrer an der belgischen Flüchtlingsschule zu Amsterdam. Es ist nicht unnütz, diese einzelnen Persönlichkeiten aufzuzählen, weil man an ihnen sieht, von wie starkem literarischen Einschlag das ungleiche Gewebe der vlämischen Politik durchzogen ist. Darin verschwindet fast das staats- und rechtskundige, diplomatisch geschulte Element neben dem dichterisch-gefühlsmäßigen und literarischen; das ist gewiß den Zuständen bei der Allerweltspresse vorzuziehen, die vom überzeugungslosen Geldgewinner und ungebildeten Tintenkuli beherrscht wird und mit Schmock bald links, bald rechts, bald quer schreibt; aber einem Volk, das der politischen Erlösung bedarf, bringt es doch noch nicht die Realitäten, die ihm vonnöten sind. Aus der Zusammensetzung der leitenden Männer sind auch die Wandlungen dieses Blattes zu erklären, das in großer Auflage erschien und besonders von den in Holland internierten Vlamen, aber auch viel an der belgischen Front gelesen wurde.

Zu Anfang unterschied sich das Blatt nur durch seine Sprache von den französischen Blättern. An Feindschaft gegen das Deutsche Reich und seine Regierung und an belgischem Patriotismus stand es hinter den tonangebenden Zeitungen französischer Zunge nicht zurück. Noch im April 1915 war der Fanatismus dieser Gruppe so stark, daß er sich gegen die eigenen Landsleute richtete, die sie im Verdacht hatte, sich unbelgisch oder deutschfreundlich zu benehmen. In einem deutschen Gefangenenlager hatten nämlich vlämische Kriegsgefangene den Wunsch geäußert, eine Gefangenenzeitung in ihrer Muttersprache herauszugeben. Der Wunsch war um so berechtigter, als eine derartige Zeitung in französischer Sprache bereits erschien, und die Vlamen zum Teil schon länger in Gefangenschaft waren als die Franzosen. Als die deutschen Militärbehörden diese aus menschlichen Gründen sehr begreifliche Bitte gewährten und die Vlamen als Recht annahmen, was den Franzosen und Franskiljons längst zugebilligt war, gehörte die „Vlaamsche Stem" zu denen, die ihren in Gefangenschaft und Not geratenen Landsleuten ein solches vlämisches Blatt nicht gönnte und sie verdächtigte, als gäben sie sich zu antibelgischen Kundgebungen her. Die vlämischen Kriegsgefangenen, die ausdrücklich den belgischen Patriotismus[1]) und die Zusammengehörigkeit mit

[1]) Vgl. hierzu die sehr sachliche Schrift des Professors D. C. Stange, „Das Gefangenenlager in Göttingen", S. 30, erschienen bei L. Hofer, Göttingen.

den Wallonen pflegten, hatten recht, sich aufs heftigste gegen eine solche Verdächtigung zur Wehr zu setzen und von einer „Onvlaamsche Stem“ zu sprechen.

Von den lateinischen Belgiern hätte man nun wohl erwarten können, daß sie eine solche „unvlämische“, franzosenfreundliche „Vlaamsche Stem“ mit Rücksicht und Gunst behandelt hätten; aber sie waren eben — Lateiner. Es bewahrheitete sich nur wieder, daß die Nachgiebigkeit und Loyalität eines Germanen den Franzosen niemals veranlaßt, sich zufrieden zu geben, sondern nun gerade noch mehr zu fordern, nun erst recht den Germanen mit Füßen zu treten. Nun hörte man noch häufiger als zuvor: „La Belgique sera latine ou elle ne sera pas“ und „Du flamand on ne parlera plus après la guerre!“ Und die Mestizen nach Blut und Kultur, die Maeterlinck, Vandervelde usw. waren natürlich noch viel französischer als Franzosen und Wallonen.

Diese unverändert intolerante Haltung der Lateiner erhielt begreiflicherweise allen aufrechten Vlamen, die an der „Vlaamsche Stem“ mitarbeiteten, das germanische Bewußtsein lebendig. Ihr Rassegefühl empörte sich darüber, daß von franko-belgischer Seite auch der Deutsche als Mensch fortwährend durch den Kot gezerrt und das Wort „Germane“ als Schimpfwort benutzt wurde.

War es doch gerade ein germanisches Grundgefühl, das den Vlaming in diesem Kriege fest an die Partei der Entente schmiedete: sein Rechtsgefühl, seine Königstreue und die Haltung seines Königs. Es fällt dabei weniger ins Gewicht und war auch wohl ebensowenig bekannt, wie König Albert im Grunde über „ces Flamands“ denkt und im engsten Kreise spricht. Er hat — das bleibt dem bewußten Vlamen die Hauptsache — das Gerechtigkeitsgefühl befriedigt; war er doch der erste König der Belgier, der den Eid auf die Verfassung auch in niederländischer Sprache ablegte, und das Gerücht geht von ihm, daß er sich bei seinem Besuche im Haag nicht der französischen, sondern der niederländischen Sprache hätte bedienen wollen, wenn der niederländische Hof sich damit einverstanden erklärt hätte. Gerade bei denjenigen Vlamen, die am meisten germanisch denken und fühlen, sind die verschiedenen Appelle des Königs an das Rechtsgefühl — mochten sie nun ehrlich gemeint oder nur politische Manöver gewesen sein — freudig beantwortet worden, wie es andererseits der offen verkündete Rechtsbruch der deutschen Regierung gewesen ist, der sie, gerade sie, so gegen Deutschland aufgebracht hat. Unter Betonung seines belgischen Vaterlandes singt René de Clercq [1]):

„Gegroet, mijn Land, uit nood en dood verrezen,
Grondeerlijk Volk, zoo dapper in't gevecht!
Gegroet, o Vorst, de Vader onzer weezen,
De Held der Eer, de Koning van het Recht.“

[1]) „De zwaare kroon“, door René de Clercq. C. A. J. van Dishoeck, Bussum 1915.

Es ist daher begreiflich, daß gerade Männer der „Vlaamsche Stem“ ihre Hoffnung auf den König setzten, daß sie ein gerechtes entscheidendes Wort verlangten und erwarteten, ein Königswort gegen die unduldsamen Französlinge, das der antigermanischen und vlamenfeindlichen Hetze ein Ende gesetzt hätte. Aber monatelang warteten sie vergeblich auf ein solches Wort.

Diese Grundstimmung nahm in dem Maße zu, als die Franzosenfreunde und unsicheren Flaminganten sich zurückzogen und den vlämisch fühlenden René de Clercq und Alberic de Swarte das Feld räumten, die zu germanisch und beide zu sehr Gefühlsmenschen waren, um die vlamenfeindliche Haltung der französisch-belgischen Behörden auf die Dauer ertragen zu können.

Als sie mit Tausenden von Vlamen und Holländern den Gedenktag des Sieges der goldenen Sporen feierten, zu Bussum am 11. Juli 1915, gingen die Wogen der patriotischen — wohlgemerkt: gut belgisch-patriotischen — Begeisterung so hoch, daß die Stimmung der Vlamen ein Telegramm an den König verlangte; man braucht kein besonderer Psychologe zu sein, um zu erraten, daß Alberic de Swarte, vormals Anarchist und heute Sozialist, Vegetarier, Theosoph und leicht aufwallender Augenblicksmensch, bei der allgemeinen Ungeduld der unterdrückten Vlamen zum Extrem drängte und die Hauptverantwortung für die starke Forderung trägt, mit der man den König telegraphisch anging:

„An König Albert, De Panne.

Vlamen und Niederländer, zu Tausenden in Bussum vereinigt, in Erinnerung an den Güldensporensieg als die erste Grundlage von Vlanderns und Belgiens Unabhängigkeit, bringen Eurer Majestät ihren Huldigungsgruß und vertrauen Ihrer weisen Lenkung, um das selbständige Vlandern im unabhängigen Belgien zu wahren“ (sauvegarder).

Namens der „Vlaamsche Stem“.
De Swarte. De Clercq.

Dies Vorgehen war nicht eben diplomatisch, aber germanisch. Nahezu ein Jahr standen die Vlamen im Kriege; nahezu ein Jahr hatten gerade die Vlamen das meiste Blut für Belgien geopfert. Die Franskiljons, die Kattunbarone und hohen Beamten hatten sich zumeist in den ersten Wochen des Krieges in Sicherheit gebracht, über das Walenland waren die Schrecken des Krieges schnell hinweggegangen. Während dies seit dem September 1914 von fester deutscher Hand verwaltet und beinahe friedlich regiert wurde, wütete um die vlämischen Städte der Krieg noch wochen- und monatelang weiter. Mecheln wurde von Deutschen und Belgiern bombardiert, Dendermonde[1]) wurde nicht weniger als neunmal abwechselnd von Deutschen und

[1]) Vgl. auch: Belgien. Eindrücke eines Neutralen. Von E. Probst, Architekt in Zürich.

Belgiern bombardiert und besetzt. Zwei Monate dauerte es, bis Ost- und Westflandern endgültig in den Besitz der Deutschen kam — eine Zeit, die manchen vlämischen Besitz gründlich zerstörte und Hunderttausende von Vlamen ins Elend trieb. Vlämisch waren die meisten armen Flüchtlinge, die, von ihrer Scholle gescheucht, nun im Ausland der militaristischen Willkür der belgisch-französischen Regierung oder einer „befreundeten" Nation ausgeliefert waren, ausschließlich vlämisch der letzte Zipfel belgischen Gebietes, das dem Könige verblieb und in zwei fürchterlichen Jahren den Kelch der entsetzlichsten Verheerung bis auf die Neige leeren mußte, vlämisch fast das ganze Menschenmaterial, das in diesen zwei Jahren die Lücken des Heeres wieder ausfüllte (wenn auch das System Cavell noch manchen Wallonen aus dem Okkupationsgebiet hineingeschmuggelt hat), und nach einem Jahre bestand infolgedessen die Armee, die für den König und seine unglückliche Sache focht, nicht mehr zu drei, sondern gar zu vier Fünfteln aus Vlamen. Sie durften sich für Belgien opfern, durften fallen und verwundet werden; aber Rechte wollte Belgien ihnen nicht dafür gewähren. Im Gegenteil, sie wurden dafür als „sales Allemands" beschimpft und verdächtigt[1]). Immer wieder mußten gerade die königstreuen Vlamen die Kränkungen hinunterschlucken; sie trugen es elf Monate mit jener „lijdelijken" Geduld, die den Vlamen eigen ist, bis es dann mit einem Male zuviel war, und sie klar und deutlich mit allem herauskamen, was sie auf dem Herzen hatten.

[1]) Der deutschfeindliche Flamingant Alfons Sevens schrieb vor dem Kriege unter anderem folgendes über „Onze taal bij het leger"... („De Vlaamschgezindheit en de Moed van Edward Anseele en van de Bende van Vooruit", Seite 21):

„Wer straft den Soldaten? Wer kann Strafen zumessen, die den Soldaten für ewig beflecken, weil sie auf dem „livret" stehen bleiben? Der Kommandant der Kompagnie.

Wie oft geschieht es nicht, daß der vlämische Soldat unschuldig bezichtigt wird. Er kommt vor seinen Kommandanten; der kann kein Vlämisch; der Leutnant kann auch keins und der Oberleutnant noch weniger. Der Unteroffizier, der's oft auch nicht versteht und der den Vlaming quält, hat leichtes Spiel. Der vlämische Soldat versteht nicht, wessen er beschuldigt wird, und kann sich nicht verteidigen.

Ist es da zum Verwundern, daß Hunderte von vlämischen Jungens ihre Truppe, ihre Offiziere, ihr Vaterland verfluchen und verdammen, das schlechter an ihnen handelt als an den Negern am Kongo? Um Offizier schwarzer Soldaten zu sein, muß man ihre Sprache lernen; aber um Offizier über arme Vlamen zu spielen, braucht man die Sprache der Vlamen nicht zu kennen...

Dann nach dem Hospital und durch einen Arzt behandelt, der eure Sprache nicht kennt! Es trifft sich noch gut, wenn der welsche Stabsarzt euch nicht ein paar Stunden liegen läßt, weil ihr das Unglück gehabt habt, als „flamin" geboren zu werden.

. . . . . .

Gesund wird der vlämische Soldat durch seine liebende Mutter dem Heer geschenkt. Krank, weil er durch einen Arzt behandelt wurde, der seine Sprache nicht verstand, kriegt sie ihn vom lieben Vaterland zurück!"

Diese Zustände, die hier von einer kundigen, nicht deutsch beeinflußten Seite geschildert werden, sind natürlich während dieses Krieges, unter einer in Frankreich und in französischem Sinne tätigen Regierung eher noch schlimmer als besser geworden.

In einem Staate, der sich für demokratisch ausgab, einem Könige gegenüber, der Wert darauf legte, für einen Volkskönig zu gelten, war es das Gegebene, daß sich seine Untertanen in ihrer Notlage offenherzig an ihn wandten und ohne Umschweife alles fragten und forderten, was sie begehrten.

Und der König antwortete auch.

13.

König Albert hat schon manches getan, was nach Anschauung der konstitutionellen Franskiljons und Westeuropäer nicht ganz verfassungsgemäß war. Daß er zum Beispiel bei der Schulgesetzgebung im Jahre 1911 so hervortrat, ist ihm von strengen Parlamentaristen sehr verdacht worden. Mehr als einmal hat er den Anlauf genommen, persönlich hervorzutreten, vielleicht auch den Anlauf, eine Persönlichkeit zu werden. Welchen Erfolg diese Anläufe gehabt, ist aber nicht recht sichtbar geworden, und nur der Eindruck ist geblieben, daß etwas wie der gute Wille bei ihm vorhanden war, Zustände erträglicher zu gestalten, die durch Schuld des belgischen Parlamentarismus unerträglich geworden waren. So mochten auch die Vlamen in ihrer Angelegenheit eine Antwort erwarten, die etwas mehr gab als die trügerische Fassade der zweideutigen Vlamengesetzgebung und ihre eindeutig französische Handhabung, zumal da der Krieg doch dem König, wenn er wirklich den Willen hatte, größere Macht einräumte als der Friede.

Die Antwort, die ein Sekretär mit einem vlämischen Namen den beiden Schriftleitern der „Vlaamsche Stem“ sandte, fiel folgendermaßen aus:

„Der König hat von Ihrem Telegramm Kenntnis genommen und dankt Ihnen für die Gefühle von Ergebenheit, die Sie ihm ausdrücken. Seine Majestät meint, daß des Landes gesetzliche Behörden, wenn die Nation die freie Ausübung ihrer Souveränität wiedererobert hat, alle die Maßregeln treffen werden, die bestimmt sind, die Rechte und Interessen seines Volkes zu wahren. Einstweilen appelliert der König dringend an alle Belgen, auf daß sie vor dem Feind kein ander Ziel noch Sorge haben, als die Befreiung des Grundgebiets.“

Die Vlamen wurden also auf eine spätere Entscheidung jener selben belgisch-gesetzlichen Behörden vertröstet, die stets vlamenfeindlich waren und sind. Es wurde ihnen bedeutet: Schweigt, kämpft, blutet auf die Verheißung hin, daß der zum Gärtner gemachte Bock sich später eures Gartens verständnisvoll annehmen wird.

Die solchermaßen königliche Antwort wirkte auf die einzelnen Vertreter der „Vlaamsche Stem“ recht verschieden. Alberic de Swarte, dem sozialistischen Verteidiger seines Volkes, entsank der Mannesmut vor Königsthronen; er zog sich, wahrscheinlich nicht ohne die Einwirkung eines noch weiter unten zu erwähnenden Politikers, von der Zeitung zurück, der die

Sonne königlicher Gunst sichtbarlich nicht leuchtete; es scheint auch, als ob sein besonderes Talent, sich und andere zu kompromittieren, ihm selbst so übel mitgespielt hat, daß er, obwohl ehrlich für die vlämische Sache erwärmt, in der nächsten Zeit nicht mehr dafür einzutreten wagte.

Anders René de Clercq und A. Jacob. Sie hielten durch, bis sie sich auf einmal vor die Wahl gestellt sahen: Belg oder Vlaming!

René de Clercq hat diesen Gang der Dinge selbst dargestellt[1]), und der unbefangene Leser gewinnt daraus ein klares Bild, nicht nur von diesem Ausschnitte vlämischer Politik belgischer Färbung, sondern auch von belgischen Praktiken überhaupt.

Stets haben die Einrichtungen des belgischen Staates es ehrgeizigen Rednern und Parlamentariern leicht gemacht, die Wünsche des vlämischen Volkes für ihre persönliche Laufbahn auszunützen und als Sprungbrett weit hinter sich zu lassen, sobald der Absprung geglückt und die Laufbahn erfolgreich begonnen war. Der politische Flamingant gewann die Gunst der vlämischen Wähler und einen Sitz in der Kammer, indem er schöne Reden für die Rechte der Vlamen hielt und Anträge zugunsten der vlämischen Sprache einbrachte; wurden die Anträge nicht angenommen — um so besser für ihn persönlich: Er verfügte dann länger über diese Lockspeise für den vlämischen Wähler! Er schöpfte den Rahm für sich ab, das vlämische Volk mochte sich dann die Magermilch holen; der „Flamingant" wurde Politiker, Parlamentarier, Minister; was das vlämische Volk wurde, war ihm alsdann gleichgültig. So ist es mit Dutzenden von belgischen „Vlamenführern" gegangen, und so wird es weitergehen, so lange der belgische Staat besteht.

Einer dieser Ehrgeizigen war es, der aus dem weiteren Schicksal der „Vlaamsche Stem" seinen Vorteil zu holen suchte; kein Unerfahrener mehr, der etwa erst am Anfang seiner Laufbahn gestanden hätte, sondern, obzwar noch jung, doch schon hoch auf der Leiter emporgestiegen und von der obersten Sprosse nicht mehr fern. Es war, um mit René de Clercq zu reden, der „Wortführer von Le Havre, der in zweiter Linie Regierungsbote, in dritter Katholik, in vierter Vlaming und in erster Linie Frans van Cauwelaert ist".

Dieser Anwärter auf einen belgischen Ministerposten versuchte zunächst durch persönliche Einwirkung, durch einen mit warnender Besorgnis freundschaftlich maskierten Drohbrief die „Vlaamsche Stem" und René de Clercq in das regierungszahme belgische Fahrwasser, in das Kielwasser seiner persönlichen „vlämischen" Politik zurückzubringen; umsonst, de Clercq blieb aufrecht; und je ärger die Franskiljons die vlämische Sprache schmähten und den vlämischen Unterricht auf der Flüchtlingsschule schmälerten, desto mehr betonten René de Clercq und sein Mitkämpfer A. Jacob ihr Vlamentum und gaben für den Fall, daß Belgien ihr Volkstum noch weiter vergewaltigte, die drohende Losung aus: „Eerst Vlaming, daarna Belg!"

[1]) „Dietsche Stemmen", Nr. 2 und 3/4.

Aber ihre Gegner waren zu mächtig. Die offiziellen Flaminganten, voran Frans van Cauwelaert, stützten das Organ „Vrij Belgie“ mit allen offenen und geheimen Fäden ihres Einflusses gegen die „Vlaamsche Stem“; die kräftigste Waffe aber brauchte die am Ruder befindliche belgische Regierung selbst: Der Minister Poullet (wahrscheinlich nicht ohne Cauwelaerts Zutun) beschied René de Clercq zu sich und stellte ihn vor die Wahl, aus der Redaktion des wirklich vlämischen Blattes auszuscheiden oder sich auf seine Entlassung aus dem Staatsdienst gefaßt zu machen. Es ist dabei von Belang zu wissen, daß der Kampf für die vlämische Sprache nicht die einzige Sünde der „Vlaamsche Stem“ war; man legte ihr noch ein anderes Verbrechen zur Last: Sie war nachdrücklich für die Wiederherstellung der belgischen Neutralität eingetreten, entgegen den wilden Bündnis- und Annexionsplänen der offiziösen Entente-Belgier.

Nur wenige Tage gönnte man dem vlämischen Streiter Frist, sich zu entscheiden. Unterwarf er sich nicht, hatte er noch weiter den Mut, in dem verpönten Organ für so verpönte Dinge wie seine Muttersprache und ein neutrales, nicht mit Frankreich verbundenes Belgien einzutreten, so saß er mit seiner Frau und seiner Kinderschar auf der Straße.

Am 25. November entschied er sich und schrieb jenen Brief an den Minister, der mit den Worten schließt: „Ich bin ein ehrlicher Mann, ein treuer Untertan meines tapferen Königs und wünsche auch als Staatsbeamter Ihr gehorsamer und dienstwilliger Diener zu sein und zu bleiben; doch was Ew. Edlen jetzt von einem Vlamen verlangen, kann auch die höchste Macht unter keinen Umständen von einem freien Manne fordern. Darum, der Stimme meines tiefsten Gewissens gehorchend, auf dem Recht für meine Pflicht bestehend, von reiner Liebe für Vlandern, von Anhänglichkeit an das ganze Vaterland und an das Hohe Fürstliche Haus gleichermaßen beseelt, das sich im Herzen des Volkes einen unvergänglichen Thron gestiftet hat, arm und stolz, biete ich jeder vlamenfeindlichen Macht geruhig Haupt und Hals und Eurer Edeln mit großer Ehrerbietung eine treue Hand.

René de Clercq.“

Am 5. Oktober antwortete die belgische Regierung auf diese männliche Entscheidung in einer Weise, die niemanden überrascht, der den wahren Charakter der westeuropäischen Zivilisation und französischen Freiheit kennt. Dies Dokument belgisch-französischer Toleranz lautet:

„Par arrêté royal du 5 octobre 1915, M. René de Clercq, professeur à l'athenée royal de Gand, directeur du journal ‚De Vlaamsche Stem‘ est revoqué de ses fonctions de professeur dans les athenées royaux.

„Par arrêté ministeriel du 5 octobre 1915, le docteur A. Jacob, directeur du journal ‚De Vlaamsche Stem‘ est rayé de la liste des docteurs en philosophie et lettres, en sciences, etc, auxquels il peut être fait appel pour remplir les fonctions provisoires dans l'enseignement moyen de l'État.“

Die belgische Regierung war in der Wahl des Märtyrers, den sie so mit einem Schlage nebst Weib und Kind brotlos zu machen hoffte, nicht eben vorsichtig gewesen. Es gibt wenige vlämische Dichter der Jetztzeit, ja, wenige vlämische Persönlichkeiten überhaupt, die in allen vlämischen Kreisen so neidlos und gern gesehen sind, wie René de Clercq. Einen so beliebten und hochangesehenen Mann so zu behandeln, war gefährlich einem Volke gegenüber, dessen Geduld schon auf die äußerste Probe gestellt war, und besonders gefährlich angesichts eines übermächtigen Eindringlings, der mit diesem Volke stammverwandt war — wofern dieser nur von den belgisch-vlämischen Zuständen ein wenig Kenntnis hatte. Aber wenn die belgische Regierung diesen Eindringling, den guten, unverbesserlichen Michel, was seine politischen Fähigkeiten anlangt, auch mit Recht getrost außer Rechnung lassen konnte — von vlämischer Seite blieb die Kränkung nicht unerwidert.

Zunächst liefen Proteste gegen die Absetzung und Sympathiebezeugungen für die Abgesetzten in großer Zahl ein, und während man sonst, angesichts der Ungewißheit der vlämischen und belgischen Zukunft, sich meist hinter Pseudonymen versteckt gehalten oder anonym geblieben war, traten gegen eine so offenbare Vergewaltigung und Ungerechtigkeit nun Hunderte und Tausende mit Nennung ihres Namens hervor. Unter dem Antwerpener Studentenprotest standen allein dreihundert Namen. Das Antwerpener „Vlaamsche Nieuws“ brachte den Plan eines Ehrenalbums für René de Clercq, in das sich alle eintragen sollten, die als Kundgebung für ihn ein oder mehrere Exemplare seines Werkes „Van Hemel en Aarde“ wünschten; in wenigen Tagen stieg die Zahl auf tausend Namen. Das ganze vlämische Land hatte „den Schlag gefühlt. Entrüstung ging über Limburg, Vlandern und Brabant. Wer lau und flau war, fühlte wieder wohltuende Wärme ums Herz, wer alt schien, wurde jung, wer zauderte, trat hervor ...“ Im Süden, im Norden, von allen Gruppen, von allen Menschen, „vom Hochstehenden wie vom gemeinen Mann regnete es Sympathiebezeugungen und Solidaritätserklärungen, begeistert, unaufhaltsam. Alte, starke Namen wurden aufs neue gehört, klangen wie Wachtworte von Mund zu Mund; neue, starke Gedanken wurden breit entfaltet, flogen wie Flaggen im Wind, den folgenden Scharen voraus; überall rührte sich kräftigere, frischere, tiefere Bewegung, aus Unterdrückung und Unrecht kam die langgewünschte Einheit zustande; unter den Zeichen des Todes wurde das herrlichste Leben geboren“. Und eine der mächtigsten vlämischen Gemeinschaften, das „Nationaal Vlaamsch Verbond“, ließ durch Willem Gijssels dem Könige einen Brief schreiben, der mit aller Ehrerbietung in den Schluß ausklang: „Auf die Todesdrohung ‚La Belgique sera latine ou elle ne sera pas‘ antwortet der Vlame bestimmt, mit tiefer Überzeugung: *Belgien wird auf dualistischem oder bundesstaatlichem Fuß eingerichtet werden mit gesonderter Selbstregierung für Vlandern und Wallonei, oder es wird offenbar nicht länger lebensfähig sein.* Caveant Consules!“

14.

Lateinischer Fanatismus war es, der die belgische Regierung so völlig blind machte gegen die bescheidenen germanischen Rechtsansprüche ihrer eigenen Untertanen: wie leicht, mit der Erfüllung eines Teiles der vlämischen Forderungen, mit ein wenig Duldung, hätte sie die vlämische Bewegung vor den Staatswagen spannen können! Lateinischer Fanatismus verführte die verblendeten Leute von Le Havre, in ihrer Unbesonnenheit noch weiter zu gehen: Sie verboten nicht allein die „Vlaamsche Stem" an der Front; sogar die in England erscheinenden vlämischen Blätter „De Stem uit België" und „De Belgische Standaard" waren noch zu germanisch und wurden gleichfalls an der Front verboten. Lateinischer Fanatismus hinderte die Verblendeten, diese vlämischen Früchte einer natürlichen Entwicklung sich mit sanfter Hand zuzubiegen und für sich zu pflücken; man schüttelte sie ohne Überlegung mit wütender Bewegung vom Baume. Wem fiel die Ernte nun in den Schoß!

Mit Aufbietung einiger staatsmännischer Klugheit konnte sie der Deutsche für sich ernten, wenn er es richtig anfaßte. Wenn er die richtigen Leute zum Aufsammeln ausschickte, konnte er die ganze Ernte dieser vlämischen Bewegung für sich einheimsen. Hatte er die rechten Kräfte zur Hand? Ist es ihm restlos gelungen?

Wir wollen die Antwort vorwegnehmen: Nein, restlos nicht.

Die deutsch-vlämischen Beziehungen waren, von den letzten Jahrzehnten her, mit Schornsteinhypotheken belastet. Eine solche Schuld läßt sich nicht in einem Jahre abtragen, zumal nicht, wenn Schuldner und Gläubiger über ein so geringes Kapital diplomatischer Geschicklichkeit verfügen; Deutsche und Vlamen sind nun einmal Germanen und als solche eher für einen derben Zusammenstoß als für die geschliffene Politik gemeinsamer Arbeit geschaffen. Die Deutschen sagen so gerne den Vlamen politische Unfähigkeit nach und haben mit diesem Vorwurf nicht ganz unrecht; noch berechtigter ist aber derselbe Vorwurf der Vlamen gegen die Deutschen: Einem kleinen Volke, das ein raffiniertes staatliches System an gesunder politischer Betätigung und Entwicklung hindert, kann man politische Unreife eher verzeihen als einem großen Volke, dessen Wortführer — man denke an Naumann, Jaeckh und Rohrbach — fortwährend von Real- und Weltpolitik reden! Diese Fähigkeit läßt sich nach jahrhundertelanger politischer Ohnmacht und Uneinigkeit nicht in einem Menschenalter ausbilden. Und selbst gesetzt den Fall, daß sich unter den Männern des neugeschaffenen Generalgouvernements einige politisch geschliffene Köpfe befanden — was sollten sie mit dem ungeheueren Defizit anfangen, das ihnen die deutschen Friedenspolitiker in Belgien hinterlassen hatten?

Dies Gut war nun einmal vergeudet und aller moralische Kredit dahin; die tausend und abertausend Gelegenheiten der Friedenszeit waren nun einmal

verpaßt. Welche Antwort sollte der Deutsche geben, wenn der Vlaming fragte: Warum habt ihr zu Friedenszeiten den französisch-belgischen Einfluß hier nicht bekämpft? Warum habt ihr das französische Element, euren und unseren Feind, in allen den Jahrzehnten gestützt und gestärkt? Warum wußte einer eurer offizieller Vertreter, der jahrelang in Brüssel lebte, nicht einmal, daß es in Brüssel Vlamen gab? Es leben doch Hunderttausende hier! In Laeken, Koekelberg, Berchem, Woluwe, Schaerbeek, Molenbeek spricht das Volk ja fast nur Vlämisch! Warum stand auf dem Lehrplan der deutschen Schule zu Brüssel keine obligatorische vlämische Stunde? Warum wurden die Söhne deutscher Eltern in Brüssel so erzogen, daß sie Französisch sprechen und mancher von ihnen heute als Freiwilliger gegen die Deutschen an der Yser kämpft? Warum unterstützten die Deutschen in Antwerpen die französischen Theater gegen die vlämischen? Warum duldete Deutschland, daß seine Wahlkonsuln oft französischen Vereinigungen angehörten, die doch bekanntermaßen nicht nur die Vorkämpfer der französischen Sprache, sondern der französischen Revanchepolitik waren, mit der Spitze gegen Deutschtum und Vlamentum, das sie kurzweg in einem Atem als Barbaren bezeichneten?

Daß die Gesamtrichtung der Deutschen in Belgien, der offiziellen, offiziösen, privaten und unpolitischen mit verschwindenden Ausnahmen an der Seite des Franzosentums gegen das Germanentum ging, darauf muß immer wieder hingewiesen werden; denn ohne diese Jahrzehnte alte Verschuldung, die eben nicht auf einmal zu tilgen ist, gäbe es für das heutige Verhalten vieler Deutscher in Belgien keine Entschuldigung. Wenn heute die Deutschen in Brüssels Gasthöfen und Speisehäusern Französisch sprechen, wenn dort deutsche Behörden im Verkehr mit Belgiern, auch mit Vlamen, im Gegensatz zu den Verfügungen des unzweifelhaft deutschen Generalgouverneurs, meistens die französische Sprache, seltener die deutsche und die vlämische am seltensten verwenden, so zahlen sie im Grunde genommen noch immer die Zinsen jener „deutschen" Politik, von der man vor dem Kriege törichterweise sein Heil erwartete.

Man kann sich denken, daß die Träger und Erben einer so belasteten Politik schon aus diesem Grunde allein die wenigen, aber glänzenden Früchte nur halb verwerten konnten, die ihnen so unerwartet durch die vlamenfeindliche belgische Regierung in den Schoß geschüttelt wurden. Langsam und umständlich, mit ungeübten Händen und Augen, lasen die Deutschen die Früchte aus, warfen manche weg, die gut waren, behielten manch eine, die weniger wert war, und manche eine, die wohl verwendbar gewesen, ließen sie verfaulen.

Außer jener Erbschuld von der Friedenszeit her war es auch die Unsicherheit der allgemeinen Lage, die ihre Hände lähmte. Am Glück der deutschen Waffen zweifelte man noch am wenigsten. Wie aber, wenn es sich trotz aller Siege als nötig erweisen (oder doch der Reichsleitung als nötig

erscheinen) sollte, Belgien zu räumen, vielleicht um Vorteile auf anderen Gebieten dafür einzutauschen? Was sollte dann mit den deutschfreundlichen Vlamen geschehen? Tausende, vielleicht auch Zehntausende von ihnen sähen lieber, daß eine deutsche Verwaltung im Lande bliebe (allerdings in der Voraussetzung, daß sich das politische Verständnis der deutschen Beamten bessere), als daß die belgischen Zustände wieder einträten. Gesetzt den Fall, es gäbe politisch fähige deutsche Beamte, so würden sich unzweifelhaft alle diese Tausende offen den Deutschen anschließen, wenn eine uneingeschränkt vlamenfreundliche Politik von deutscher Seite einsetzte. Träte alsdann aber die Notwendigkeit ein, das Land zu räumen, so erwüchse den Deutschen die beinahe unerfüllbare Verpflichtung, für die Sicherheit dieser vielen Vlamen zu sorgen. Denn wer die belgisch-französische Politik und ihre Machthaber kennt, der weiß, daß sie Gnade nicht walten läßt und sich über papierene Garantien hinwegsetzt; die Liste der Vlamen, denen sie „twalf kogels“ oder gar den Galgen zugesichert hat und in der René de Clercq, der greise Hugo Verriest, A. Jacob, Gustaaf Vermeersch, Willem Gijssels und andere Namen von gutem Klang oben anstehen, ist schon jetzt verzweifelt lang!

Derartige Erwägungen rechtfertigen es wohl, daß die Politik des Generalgouvernements sich nur innerhalb der belgischen Gesetzgebung bewegte und diese gewissenhaft nach den Forderungen der Haager Konvention einhielt. Aber nicht zu rechtfertigen, sondern nur zu entschuldigen — eben mit jener verhängnisvollen Belastung aus der Zeit vor dem Kriege — ist es, daß von Anfang der Okkupation dort Zivilbeamte angestellt wurden, die mit jener verhängnisvollen deutsch-belgischen (in Wahrheit deutschfeindlichen) Politik in irgendwelcher Beziehung standen. Das krasseste Beispiel bildet wohl die Ernennung und nun fast zweijährige Tätigkeit jenes Juristen, der durch eine belgische Heirat nicht ein Kenner, sondern ein Opfer der belgischen Zustände geworden war. Selbst seine gutkatholische Konfession hat ihn nicht davor bewahrt, sich bei Beurteilung vlämischer Dinge von einem deutschfeindlichen Freimaurer irreführen zu lassen und gerade in den deutschfreundlichen Kreisen aufrichtig katholischer Vlamen, ohne die eine deutschfreundliche Politik in Belgien nicht möglich ist, sich selbst und die deutsche Politik in noch ärgeren Mißkredit zu bringen und das Vertrauen, das die Vlamen zum deutschen Zentrum — dank der „Kölnischen Volkszeitung“ — zu fassen anfingen, ernstlich zu erschüttern. Er ist gewiß von den besten Absichten beseelt gewesen, hat aber der deutschen Sache ungeheuer geschadet, eben weil er unter der Belastung jener alten deutschbelgischen Politik stand. Er fiel ihr auch darin zum Opfer, daß er den Tücken der belgischen Statistik ahnungslos erlag: Sie läßt bekanntlich auf den ersten Blick die Anzahl der Vlamen viel geringer erscheinen, als sie tatsächlich beträgt, indem die Zweisprachigen, die Dreisprachigen und sämtliche Kinder unter zwei Jahren in Fächern untergebracht werden, die von dem der Vlamen getrennt sind.

So ist er in die Falle gegangen, die dem ahnungslosen Gemüte von der Brüsseler Statistik gestellt wird; sie gibt für Großbrüssel folgende Ziffern: Dort sprachen 1910

nur Französisch	200866
nur Niederländisch	158951
nur Deutsch	3556
Französisch und Niederländisch	301063
Französisch und Deutsch	15372
Niederländisch und Deutsch	1054
Französisch, Niederländisch und Deutsch	16320
keine Sprache	25162
insgesamt	720347

Es ist klar, daß der Unkundige durch diese Gruppierung zu dem Trugschluß verleitet werden kann, die Gesamtzahl der Vlamen in Brüssel auf 158951 zu veranschlagen. Es sind natürlich bei weitem mehr: Von den Doppelsprachigen (unter „Französisch und Niederländisch") sind mindestens zwei Drittel, etwa 200000, noch zu den Vlamen zu rechnen; denn der Wallone lernt seltener Vlämisch als umgekehrt der Vlame Französisch; auch haben die vlämischen Vororte eine größere Zahl von Kindern (die aber, soweit es sich um Schulkinder handelt, nach belgischer Methode, da sie meist französischen Unterricht genießen, zu den Doppelsprachigen gerechnet werden). Dazu von den Niederländisch und Deutsch sprechenden mindestens die Hälfte, also 500; von den Dreisprachigen sind ebenfalls mehr als die Hälfte Vlamen (denn im allgemeinen pflegt weder der Wallone noch der Deutsche das verachtete Vlämisch zu kennen, geschweige denn eine so kompromittierende Kenntnis und plebejische Gewohnheit bei der Statistik anzugeben). Und schließlich darf man von den Kindern unter zwei Jahren, die der Statistiker mit belgischer „Objektivität" als sprachenlos ansieht, gut die Hälfte als vlämisch betrachten.

Es ist nun der Irrtum, der jenem deutschen, belgisch verheirateten Beamten widerfuhr, nicht so groß gewesen, daß er nur 158951 Vlamen für Großbrüssel angegeben hätte; aber der Irrtum, zu dem ihn die belgische Statistik verleitete (eine zu hohe Bezifferung des französischen Elements zu ungunsten des deutschen und vlämischen) und den er gutgläubig an die ebenso ahnungslose Berliner Stelle weitergab, war doch derartig, daß die deutsche Politik, besonders in der Frage der vlämischen Schulen, gelähmt wurde und daß Deutschland jene vlämischen Früchte nicht restlos verwerten konnte, die ihm die belgische Regierung durch ihre lateinische Unduldsamkeit unfreiwillig in den Schoß geschüttet hatte.

15.

„Belgien gegen die Vlamen" — in der neuen Variante „Havere tegen Vlaanderen" — war wieder das Feldgeschrei der streitenden Flaminganten geworden. Nach René de Clercqs Absetzung erscholl der Streitruf so laut, daß selbst die Ohren der deutschen Bureaukraten ihn auffingen; er drang auf diesem Wege auch nach Berlin, leider untermischt mit den irreführenden Informationen jenes unkundigen Beamten. Daher hatte die Erklärung des Reichskanzlers vom 9. Dezember 1915, die bei sachkundiger Information einen beachtenswerten moralischen Eindruck auf die Vlamen gemacht und ihnen Vertrauen zur deutschen Regierung eingeflößt hätte, den gegenteiligen Erfolg: Die Vlamen erkannten den guten Willen, zugleich aber auch die Irreführung, der die Reichsregierung dank der Unfähigkeit jenes deutsch-belgischen Beamten zum Opfer gefallen war.

Der Reichskanzler rechnete in jener Dezemberrede zu den vielen Verbesserungen, die das deutsche Regiment den besetzten Gebietsteilen der Feinde gebracht habe, eine Veränderung, die das Vlämische beträfe: „Auch die früher vergeblich angestrebte Anwendung der Vorschriften über die Erteilung des Schulunterrichts in der vlämischen Sprache wird durchgesetzt" [1]). Das Wesentliche, was zunächst auf diesem Gebiete durchgesetzt wurde, war aber tatsächlich — die belgisch-gesetzlich fortschreitende Französierung! Ein sehr sachlich denkender Vlame, den die belgische Regierung als „deutschgesinnt" geächtet hat und der wohl über den Verdacht erhaben ist, die Deutschen ungerecht zu beurteilen [2]), hat denn auch über diese Kundgebung geschrieben: „Wer da weiß, wieviel „fopperij" und Betrug hinter unsern sogenannten Sprachgesetzen lauern, wird von ihrer Anwendung, wie ehrlich sie auch gemeint sein mag, nicht viel Heil erwarten," und weiterhin: „Unterdessen bleiben, im Gegensatz zu v. Bethmann-Hollwegs Worten, im ganzen vlämischen Lande die traurigsten Zustände an der Herrschaft, nicht allein in den Volksschulen, wo unsere Kinder entvlaamt werden, sondern im ganzen mittleren und hohen Schulwesen, wo man die Vlamen verfranscht. Die Französlinge in Belgien und anderswo dürfen ihre Freude daran haben, daß, während Deutschland in Polen unmittelbar nach der Besetzung die langverbannte Landessprache bis zur Warschauer Universität hinauf in Ehren wiederherstellte, in Vlandern demgegenüber die deutsche Obrigkeit das Französische seit mehr als einem Jahre anwendet, an dem Platze, der unserer Sprache allein zukommt."

Doch wollen wir der Versuchung, uns von derartigen, noch immer mächtigen Unterströmungen treiben zu lassen, hier aus dem Wege gehen und uns noch nicht in die Frage vertiefen, ob heute die Sprachenverhältnisse

[1]) Wortlaut nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", Jahrgang LV, Nr. 342 (10. Dezember 1915, erste Ausgabe).

[2]) „Dietsche Stemmen", Jahrgang I, Nr. 2 (Dezember 1915), S. 152 Anm. und S. 153.

im Generalgouvernement sich wirklich gebessert haben; es ist dankbarer, zunächst dem Hauptstrom der offiziell deutschen Vlamenpolitik zu folgen, der sich zwar langsam, aber doch merklich in einer bestimmten Richtung vorwärtsbewegte, eingeengt durch die Ufer, die bei Beobachtung der Haager Abmachungen gegeben waren.

Die völkerrechtlichen Bestimmungen, innerhalb derer sich die offizielle deutsche Vlamenpolitik vorwärts bewegen konnte, sind vor allem der 42. und 43. Artikel der zweiten Haager Friedenskonferenz (von 1907), denen auch Belgien und das Deutsche Reich beigetreten sind. Sie lauten[1]):

Article 42.

Un territoire est consideré comme occupé lorsqu'il se trouve placé de fait sous l'autorité de l'armée ennemie.

L'occupation ne s'étend qu'aux territoires où cette autorité est établie et en mesure de s'exercer.

Artikel 42.

Ein Gebiet gilt als besetzt, wenn es sich tatsächlich in der Gewalt des feindlichen Heeres befindet.

Die Besetzung erstreckt sich nur auf die Gebiete, wo diese Gewalt hergestellt ist und ausgeübt werden kann.

Article 43.

L'autorité du pouvoir légal ayant passé de fait entre les mains de l'occupant, celui-ci prendra toutes les mesures qui dépendent de lui en vue de rétablir et d'assurer, autant qu'il est possible, l'ordre et la vie publics en respectant, sauf empêchement absolu, les lois en vigueur dans le pays.

Artikel 43.

Nachdem die gesetzmäßige Gewalt tatsächlich in die Hände des Besetzenden übergegangen ist, hat dieser alle von ihm abhängenden Vorkehrungen zu treffen, um nach Möglichkeit die öffentliche Ordnung und das öffentliche Leben wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten, und zwar, soweit kein zwingendes Hindernis besteht, unter Beachtung der Landesgesetze.

Zur „Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Lebens" gehört unstreitig auch, daß das gesamte Schulleben seinen Gang möglichst so weitergehe wie im Zeichen friedlicher Entwickelung. Das Gesetz, nach dem es gemäß Artikel 42 und 43 der Haager Abmachungen weiterzugehen hat, ist das vom 15. Juli 1849 über den höheren Unterricht; welcher Sprache sich die Hochschulen Gent und Lüttich zu bedienen haben, setzt ein königlicher Beschluß vom 9. Dezember 1849 fest, der im allgemeinen der französischen Sprache den Vorzug gibt.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist daher ein Beschluß des Generalgouverneurs, wenn er sich innerhalb des Gesetzes vom 15. Juli 1849 hält, völkerrechtlich einem neuen königlichen Beschluß gleich zu achten.

Von einem derartigen völkerrechtlich gültigen Beschluß des Generalgouverneurs vernahm man zum ersten Male, als Ende 1915 die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß der Generalgouverneur in den belgischen Etat

[1]) Reichs-Gesetzblatt 1910, Nr. 2, S. 147.

von 1916 die Summen habe einstellen lassen, die für die durchgehende Anwendung der vlämischen Sprache an der Genter Hochschule notwendig wären.

Welchen Eindruck diese Tat auf die weiteren Kreise der bewußten Vlamen machte, hat wiederum die „Vlaamsche Stem" (vom 7. Januar 1916) am besten wiedergegeben:

„Es ist in der Tat zu bedauern, daß unsere Regierung, trotz der unaufhörlich laut gewordenen Stimmen, trotz Bitten, Klagen, Forderungen und Warnungen, sich diese prächtige Gelegenheit hat wegschnappen lassen, wieder gutzumachen, was sie gegenüber der Mehrheit der Bevölkerung übel getan hatte.

„Dadurch gerät sie, selbst wenn sie hinsichtlich der Vlamen redlichere Gefühle hegen mochte, durch eigene Schuld in einen unangenehmen (neteligen) Zustand.

„Wird sie nun die ergriffene Maßregel mißbilligen und bekämpfen, bloß aus Erbitterung gegen den Besetzer, der — wir bedauern diese Wahrheit betonen zu müssen — einen klareren Blick für Vlanderns geistige Not hat als diejenigen, die beinahe ein Jahrhundert lang die Verfügung über unser Schicksal in Händen hielten und daher die Pflicht hatten, ohne Zwang für Vlandern zu sorgen und über die vlämischen Interessen zu wachen, die ihnen anvertraut waren? Wird sie, wenn sie zurückgekehrt ist, das mit knapper Not im Aufriß fertige Gebäude der Volksbefreiung schleifen wollen, aus Neid und Verdruß, weil sie selbst ihre ersten Pflichten versäumt hat? Das wäre sehr gewagt bei einer Wendung, die nach Schaden und Reue vielleicht keine frohe, aber doch eine ruhige sein sollte.

„Wird sie, mit geheimer Gegenarbeit, sich ins Unvermeidliche schicken? Oder wird sie den ehrlichen, schönen Mut haben, ihr Unrecht zu erkennen und mit ruhiger Gebärde den vlamenfeindlichen Quertreibern und Hetzern, die immer mehr für die Einheit des Landes eine Gefahr werden, Schweigen zu gebieten? Das kann sie, das muß sie, und mehr noch: Unmittelbar nach der Befreiung des Grundgebiets, das verlangen wir, werde diesmal durch sie, nicht durch einen Fremden, das Werk unserer geistigen Erlösung vollzogen. Denn Vlandern will nicht allein eine eigene Hochschule, es verlangt vollständige Selbstverwaltung.

„Gebe der Geist echter Vaterlandsliebe, daß die Regierung nicht blind bleibe gegenüber dem Wink der werdenden Geschichte.

„Was uns, streitende Vlamingen, betrifft — unsere Haltung in dieser Angelegenheit ist in jeder Hinsicht würdig und loyal. Tausendmal haben wir von der befugten belgischen Macht eine vlämische Universität gefordert: nicht ein einziges Mal wurde dem Besetzer gegenüber ein Wunsch in dieser Sache geäußert. Wird jetzt unerwartet einer unserer feurigsten Wünsche erfüllt — wir können niemandem danken. Hier geschieht uns wahrlich keine Gunst, kein Vorrecht. Es ist kein Geschenk, das man verweigert oder annimmt. Es ist ein Recht, das uns zukommt."

Daß die „Vlaamsche Post“ sich zustimmungsfreudiger, das belgische „Vrij Belgie“ (Frans van Cauwelaert!) sich abweisender ausdrückte, versteht sich von selbst.

Eine weitere bedeutungsvolle Kundgebung von offizieller deutscher Seite enthielt die Reichskanzlerrede vom 5. April 1916: „Wir werden uns reale Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht ein englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich als Vorwerk gegen Deutschland aufgebaut wird .. Auch hier kann Deutschland den lange niedergehaltenen vlämischen Volksstamm nicht wieder der Verwelschung preisgeben, sondern wird ihm eine gesunde, seinen reichen Anlagen entsprechende Entwicklung auf der Grundlage seiner niederländischen Sprache und Eigenheit sichern.“ [1])

Ganz anders wirkten diese Sätze als jene Worte vom 9. Dezember 1915; der Widerhall unter den Vlamen war stärker, und in den Glauben an den guten Willen mischte sich bereits eine leise Hoffnung, daß die offiziellen Berliner Stellen langsam auch zu einem wirklichen Verständnis der vlämischen Dinge kämen. Breitere Massen wurden aufmerksam und begannen Vertrauen zu fassen; bis dahin hatten viele noch immer in der stillen Furcht vor der Verhochdeutschung gelebt; nun wurde ihnen feierlich und verbindlich gesagt, daß es Deutschlands Wille und Belang sei, das vlämische Volk im Rahmen seiner niederländischen Eigenart zu fördern; dieser klare Ausdruck verminderte die unbegründete Besorgnis wegen der Verhochdeutschung.

Daneben enthielt die Rede freilich noch Unklarheiten: Weiterblickende Vlamen fragten, worin denn nun eigentlich die „realen Garantien“ bestünden, die Deutschland für eine solche Weiterentwicklung des Vlamentums erbringen könnte: Innerhalb eines belgischen Staates werden solche Garantien wirkungslos bleiben; und die Rede des Reichskanzlers deutet ja, wie so manche seiner Äußerungen, auf die Absicht hin, Belgien wiederherzustellen.

So hatte denn die Kundgebung auch eine Kehrseite: Gerade die konsequentesten, klarsten Köpfe und festesten Charaktere unter den Vlamen, gerade die Gesinnungsvollen, die sich für die Freundschaft mit Deutschland am mutigsten ausgesprochen hatten, gerade die Jungvlamen begannen mißtrauisch zu werden: Wollen uns die Deutschen ausliefern? Wie können sie denken, daß ein wiederhergestelltes Belgien unserm Volke irgendwo anders Rechte gibt als auf dem Papier (wenn seine Verfassung noch so viel Paragraphen und Klauseln zu unsern Gunsten aufnimmt); alle Vlamengesetze haben noch unter jeder belgischen Regierung lediglich auf dem Papier gestanden; noch unter jeder belgischen Verwaltung wurde unserm Volk ein würdiges Dasein mißgönnt; und kann diese deutsche Regierung, die vor dem Kriege unsern belgischen Zustand nicht einzusehen, geschweige denn zu bessern vermochte, als

[1]) Nach „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, Jahrgang LV, Nr. 96 (Donnerstag, 6. April 1916).

es noch verhältnismäßig leicht war — kann diese deutsche Regierung nach dem Kriege wohl die inneren Angelegenheiten Belgiens so überwachen, daß die gewohnheitsmäßige Überlistung, Ausbeutung und Unterdrückung unseres Volkes verhindert wird? Nein, dafür kann sie nicht bürgen, ihre Bürgschaft genügt uns nicht; nur eine völlige Auflösung des belgischen Staates leistet uns hinreichend Gewähr . . .

Eine andere Gruppe von Vlamen, deren germanische Bildung und vlämische Gesinnung nicht zu bezweifeln ist, dachte optimistischer: Ein freies Vlaanderen, völlig losgelöst vom Walenland, werden wir beim Friedensschluß nicht bekommen können; selbst die deutsche Regierung, in deren Interesse doch eine solche völlige Trennung läge, tritt sichtlich für eine Wiederherstellung Belgiens ein; alle andern Großmächte werden beim Friedensschluß wuchtig für die Wiederherstellung des bisherigen belgischen Staates sprechen; passen wir unsere Wünsche dem an, was wir unter diesen Umständen erreichen können; stellen wir das Maximum auf, so sind es die „Vereinigten Staaten von Belgien"; wir entsprechen damit zugleich dem Wunsche vieler königstreuer Vlamen, die den Untergang des belgischen Staates auf keinen Fall wünschen und deren Forderung nicht über „Bestuurlijke Scheiding" hinausgeht.

So kam der „Vlaamsche Landsbond" mit seinem Programm zustande, das folgende Hauptpunkte enthält:

1. Vlandern und Wallonei bilden einen Staatenbund, vereinigt durch enge Bande der Bundesgenossenschaft.

2. Die vlämische Sprache ist die einzige amtliche Sprache des vlämischen Staates, das heißt: von Gesetzgebung, Regierung, Rechtswesen, Land- und Seemacht, Reichswacht und Polizei; von höherem, mittlerem, niederem und fachlichem Unterricht (und zwar dem offiziellen wie dem freien): von der Verwaltung (Staats-, Provinz-, Gemeindeverwaltung und allen anderen öffentlichen Diensten).

Das Französische bleibt die offizielle Sprache im Wallonenland.

Das Deutsche soll die einzige offizielle Sprache in den deutschen Gemeinden sein.

3. Jeder Bundesstaat hat seine eigene Regierung, Volksvertretung und Gesetzgebung.

Der Sitz der gesetzgebenden Kammern und der Regierung von Vlandern ist Brüssel.

Der Sitz der gesetzgebenden Kammern und der Regierung der Wallonen ist Lüttich.

4. Beide Staaten haben jedoch die folgenden gemeinsamen Angelegenheiten: Die Auswärtigen Angelegenheiten — die Einfuhrrechte — das Münzwesen — die Eisenbahnen — das Post-, Telegraph- und Telephonwesen — das Werbewesen — die Einnahmen und Ausgaben des Staatenbundes.

Die gesetzgebende Macht, hinsichtlich der gemeinsamen Interessen des Staatenbundes, ruht bei dem Bundesrat, der besteht aus zwei durch die gesetzgebende Macht von Vlandern und von der Wallonei aus der eigenen Mitte zu wählenden Vertretungen, die je aus zehn Mitgliedern bestehen.

5. Beide Staaten verbinden sich zur Unterhaltung einer geregelten Heeresmacht.

6. Die Seemacht ist zu Lasten des Staatenbundes.

7. Die Beziehungen beider Staaten nach außen hin sind einheitlich, und darum soll es nur einen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten geben. — Dasselbe gilt für den Kolonialminister.
8. Das Staatsoberhaupt hat den Oberbefehl über Land- und Seemacht."

Dies wohldurchdachte Programm bemüht sich, es möglichst vielen recht zu machen. Es nimmt die Äußerungen des deutschen Reichskanzlers als Grundlage; es sieht eine breite Basis für möglichst viele Vlamen vor, für solche, die noch nicht hervorgetreten sind (für die enthält es nichts Staatsverräterisches, denn es behält ja Belgien bei und sagt nichts gegen König Albert) und für solche, die sich zu weit in deutschfreundlichem, antibelgischem Sinne vorgewagt haben (denen bietet es eine Rückzugslinie auf das Gebiet der Loyalität, ohne darum ihrer vlämischen Gesinnung Opfer zuzumuten); und in letzter Reihe gibt es der belgischen Regierung eine Gelegenheit, sich mit dem germanischen Teil ihrer Untertanen, der sich seit fünfundachtzig Jahren stiefmütterlich behandelt fühlt, zu versöhnen, und zwar auf die Dauer zu versöhnen.

Aber gerade in dieser letzten Reihe steckt ein Rechenfehler; hier wird zu viel Klugheit, zu viel Vernunft bei den belgischen Behörden vorausgesetzt; die Träger und Verfechter der neulateinischen Kultur sind nun einmal Erwägungen der Vernunft nicht zugänglich; eine Umkehr von ihrem fanatischen, germanenfeindlichen Tun ist nur durch ein Mittel von ihnen zu erlangen, durch unnachgiebige Festigkeit und durch harte Schläge; die bereitwillig ausgestreckte Hand des Germanen ist noch immer vom Franzmann und Französling zurückgestoßen worden; und so haben die französisch gesinnten belgischen Behörden auch, weit entfernt, diese Hand zur Verständigung zu ergreifen, dem Landsbond und seinem Anhang das Leben allerorten so sauer gemacht, wie es in ihrer leider noch immer großen Macht steht. Und seinen Gründern und Anhängern sind von Le Havre aus genau so unerbittlich „zwölf Kugeln" zugedacht wie den Jungvlamen, die offen den Untergang des belgischen Staates verlangt haben.

In diesem einen Irrtum konnte sich freilich ein gewisser Einklang ergeben zwischen dem „Landsbond" und weiteren Kreisen vlämisch gesinnter Landsleute, in diesem gutgläubigen Vertrauen, daß eine belgische Regierung während des Krieges den Vlamen vlämische Gesinnung gestatten könnte, wenn sich diese in einem belgischen Rahmen äußerte. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob irgendeine belgische Regierung — etwa gar die jetzt am Ruder und in Le Havre befindliche — dies germanische Vertrauen verdient oder je verdient hat: Wir müssen dies Vertrauen als eine tatsächlich vorhandene Grundeigenschaft breiter vlämischer Volksmassen in Rechnung stellen und als einen Posten erwähnen, den man auf das Guthaben des „Landsbonds" schreiben darf.

Dies Vertrauen war auch die stillschweigende, unentbehrliche Voraussetzung zu der ansehnlichsten vlämischen Kundgebung, die der Sommer 1916

nach langen Vorbereitungen endlich gezeitigt hat: Zu den beiden Manifesten vlämischer Akademiker für die Vervlamung der Genter Hochschule.

Ohne diese nachdrückliche Betonung staats- und königstreuer Gesinnung wären beide Kundgebungen nicht zustande gekommen, weder das „Manifest van den Hoogeschoolbond" noch die „Dagorde nopens het Hoogeschool-vraagstuk" der „Katholieke Vlaamsche Oud-Hoogstudenten", die am 2. und 3. September, zugleich mit einem Manifest des „Nationaal Vlaamsch Studentenverbond" in der vlämischen Presse Belgiens veröffentlicht wurden.

Die Kundgebung der „Katholieke Vlaamsche Oud-Hoogstudenten"

„erwägt, daß die besetzende Macht die Pflicht hat, in unserm Lande für das normale Leben zu sorgen, soweit es möglich ist;

daß die Eröffnung der Hochschulen eine Bedingung dafür ist;

daß die Unterbrechung des Hochschulunterrichts für Tausende von Jünglingen, die doch im Lande bleiben müssen, große Nachteile mit sich bringt und für das Land durch das Unfruchtbarhalten eines ansehnlichen Verstandeskapitals das gesellschaftliche und ökonomische Leben in der Zukunft hemmen wird;

drückt den Wunsch aus: Daß die Hochschule geöffnet werde.

Was die Genter Hochschule betrifft:

Erwägend, daß der Generalgouverneur von Belgien kraft der Haager Übereinkunft das Recht hat, zu tun, was der König getan hat: die Unterrichtssprache zu bestimmen (siehe den Beschluß von König Leopold I. von 1848);

daß der Generalgouverneur, indem er bestimmte, daß die Unterrichtssprache das Niederländische sein soll, alte Wünsche stammbewußter Vlamen und den Willen der gesetzlichen belgischen Macht befolgt hat, wie dieser ausgedrückt gewesen ist in der Abstimmung der Kammerabteilungen über den Gesetzantrag betr. die „Vlaamsche Hoogeschool" (Entwurf van Cauwelaert-Frank-Anseele) im Februar 1914;

daß sein Beschluß dem vlämischen Volke sein Naturrecht schenkt auf die einzige Weise, die die Vlamen annehmen: Vervlamung der Genter Hochschule! Keine neue Staatshochschule! Keine zweisprachige!

daß es in nichts den militärischen, diplomatischen und sittlichen Interessen des Königreichs Belgien widerspricht;

sieht diesen Beschluß nicht als eine Gunst an, sondern nimmt ihn als die Anerkennung eines alten Rechtes und die Erfüllung einer Pflicht;

drückt den Wunsch aus: daß die Genter Hochschullehrer, die dazu imstande sind, ihre Vorlesungen in der Niederländischen Sprache wiederaufnehmen sollen und daß die außer Landes gebliebenen Hochschullehrer sich wieder auf ihren Posten melden sollen;

legt Berufung ein:

gegen jeden Versuch zur Verdächtigung von Genter Hochschullehrern und Studenten wegen Landesverrates oder Untreue, da die Mitarbeit mit der besetzenden Macht für eine belgische Angelegenheit nicht Gutheißung des Prinzips noch des Rechtes der Besetzung in sich schließt, sondern allein die Anerkennung einer unleugbaren, sachlichen Tatsache;

wünscht ausdrücklich, daß

1. die besetzende Macht auch für die Eröffnung der Lütticher Hochschule tätig sein möge;

2. der Eröffnung der freien Hochschulen nichts in den Weg legen solle;
3. die Freiheit des Wortes, wie dies für den wissenschaftlichen Unterricht verlangt wird, geachtet werde, in Übereinstimmung mit dem Belgischen Grundgesetz, innerhalb der Grenzen der belgischen Strafgesetze;
4. wünscht ausdrücklich, daß bei der Veränderung der Unterrichtssprache die materiellen Interessen (stoffelijke belangen) der zurücktretenden Hochschullehrer gewahrt werden sollen, im Anschluß an den ursprünglichen Antrag der Hochschulkommission, der eine Sicherstellung der finanziellen (geldelijken) Lage der früheren Hochschullehrer inbegriff."

Noch länger verweilt das Manifest des „Hoogeschoolbonds" bei der nachdrücklichen Feststellung der Gesetzmäßigkeit, um mit den Sätzen zu schließen: Die Unterzeichneten

„weisen auf die Notwendigkeit hin, daß unverweilt die nötigen Maßregeln getroffen werden, damit im Oktober 1916 die vlämische Hochschule in Gent ihre Kollegien beginnen kann;

setzen ihr Vertrauen auf die befugten vlämischen und niederländischen Lehrkräfte und laden diese ein, bei der Genter Hochschule mitzuwirken an der Auferziehung unseres vlämischen Volkes;

laden alle Studenten ein, an der vlämischen Hochschule zu Gent der Wissenschaft teilhaftig zu werden in der Sprache, die sie veranlassen muß, dem vlämischen Volk aus seiner wissenschaftlichen Not aufzuhelfen und ihre volle soziale (maatschappelijke) Pflicht zu erfüllen;

richten einen Pflichtaufruf an alle Vlamen von gutem Willen, um mit Rat und Tat am Aufbauen unseres prächtigen Volksideals mitzuarbeiten, der vlämischen Hochschule;

tun dies, von dem Gedanken beherrscht, daß unsere Brüder im Felde und in den Schützengräben mit ihrem Blut die völlige Wiedereinsetzung des vlämischen Volkes in seine Rechte besiegelt haben, und daß das Ideal, das sie beseelt, das Recht der kleineren Völker, unzertrennlich im Geiste verbunden ist mit dem Wunsch und Willen, das eigene vlämische Volk emporzuheben;

tun dies alles mit bewußtem Verantwortlichkeitsgefühl und bleibender Bereitwilligkeit zur Verantwortung gegenüber ihrem Volk, ihrem Land und ihrem Fürsten."

Diese beiden Kundgebungen, die zusammen weit über hundert Unterschriften trugen und schon lange der Veröffentlichung harrten (die „Dagorde" war bereits am zweiten Pfingsttage angenommen worden) kamen am 2. September 1916 in den vlämischen Zeitungen Belgiens heraus, in jenen Tagen, als das unvlämische Brüssel über den jüngsten Sieg der Ententediplomatie, über die Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn frohlockte. Um so höher ist es anzuerkennen, daß die deutsche Vlamenpolitik gerade in diesen Tagen die öffentliche Zustimmung so vieler, zum Teil hochangesehener Vlamen errang; eine Politik, die sich nicht streng innerhalb der Haager Konvention bewegt hätte, würde bei solchem Stande der europäischen Beziehungen natürlich diesen Massenerfolg nicht erzielt haben.

So konnte der Generalgouverneur — nach dem Völkerrecht an Stelle des nicht mehr machthabenden Königs — zur Schaffung eines vlämischen

Lehrkörpers schreiten: am 7. September 1916 wurden die ersten Ernennungen veröffentlicht.

Was die Vlamen in fünfundachtzig Jahren belgischer Verwaltung nicht haben erkämpfen können, das hat der deutsche Statthalter in der Spanne eines knappen Jahres, vom Spätjahr 1915 bis zum Herbst 1916 für sie durchgesetzt. Während dieser kurzen Zeit hat die deutsche Besetzung im großen für die geistige Weiterentwicklung des vlämischen Volkes mehr getan als der belgische Staat während dreier Menschenalter.

16.

So sieht, *im großen* und *aus genügender Entfernung* betrachtet, der Lauf und das Ergebnis der offiziellen Vlamenpolitik aus. Wie wirkt nun diese Kette deutscher Vlamenkundgebungen *im einzelnen* und *aus der Nähe* betrachtet? Bringt sie, deren moralische Wirkung auf die Gegenwart ungewöhnlich stark ist, auch für die Zukunft die germanische und vlämische Sache erheblich vorwärts?

Auf die vorangehenden Darlegungen gestützt, können wir leicht erkennen, daß dies Ergebnis sich von zwei Bewegungen herleitet, aus einer natürlichen Strömung vlämischen Blutes, die den Anlaß und auch die tiefere Ursache gegeben hat, und einer mehr verstandesmäßigen deutschen Handlungsweise. Die treibenden Kräfte und Säfte, die schöpferischen Gedanken sind aus dem vlämischen Boden gekommen; die ordnende Hand, die aus einer reichen Ernte auslas, was ihr zu neuer Saat geeignet schien, war die deutsche. Die Bäche und Ströme von Gedanken, von leiblichen, seelischen und geistigen Kräften quollen aus dem vlämischen Volk, aus seinem zerrissenen seelischen Gelände, das so reich ist an Poesie, Schönheit und treibendem Gefälle; der belgische Staat mißleitete und mißbrauchte sie, um sich und Frankreich daran zu bereichern, damit zu mästen; die Deutschen, die infolge ihrer militärischen Überlegenheit über diese Bäche und Ströme kamen, ordneten, dämmten und richteten ein.

Was nun zustande zu kommen scheint, gelingt nur durch das Zusammenarbeiten und Zusammenhalten beider, durch die natürliche Urkraft und den schöpferischen Reichtum des vlämischen Volkes und durch die mechanischere, weniger seelische Fähigkeit der Hochdeutschen. Ohne Zweifel ragt aus dem vlämischen Volk eine größere Mannigfaltigkeit schöpferischer Geister hervor als aus dem Trupp hochdeutscher Bureaukraten und Kriegsgewinner, die das Deutsche Reich nach Belgien gesandt hat; und doch sollten die Vlamen diesen Stab von Verwaltern nicht verachten: Einem Volk, das im härtesten Daseinskampfe steht, leistet eine gute Organisation von Alltagsmenschen wertvollere Dienste als eine ungeordnete Menge hochbegabter Idealisten, die einander bekämpfen. Noch weniger berechtigt ist freilich auf der anderen Seite der Dünkel, der sich gar zu leicht bei den Ordnern und Geordneten alter Be-

amtenstaaten verhärten kann, als habe vor dem Erscheinen des Beamten oder Halbbeamten überhaupt noch keine Sprache, kein Volk, keine Welt bestanden und als sei die vlämische Sprache aus diesem Grunde weniger wert denn die hochdeutsche und die — französische. Gegenseitige Achtung ist das, was die beiden germanischen Elemente einander entgegenbringen müssen, wenn sie das einmal gemeinsam begonnene Werk auf dem belgischen Kampffelde gegen alle Widerstände weiterführen wollen.

Es kann noch immer an den Widerständen scheitern. Denn welche Macht diesen innewohnt, dessen sind sich die Vlamen und die Deutschen noch immer zu wenig bewußt. Weit davon entfernt, das kunstvoll gewobene Netz des französischen Belgierstaates zu erkennen und durch schärfste Gegenmaßregeln möglichst unwirksam zu machen, haben die Deutschen sich selbst hineinbegeben. Es haben während der Okkupation — die ersten Monate haben diese verhängnisvolle Gewohnheit so gründlich eingeleitet, daß sie bis heute noch nicht gehemmt werden konnte — sich mehr Deutsche daran gewöhnt, Französisch zu sprechen und französisch zu denken, als daß sich umgekehrt Französlinge dazu herbeigelassen hätten, eine germanische Sprache dort zu sprechen oder gar in ihr zu denken. Die Neugruppierung der „Agglomeration bruxelloise“ hatte sogar mehrere Orte, die bisher vlämisch waren, unter deutschem Regiment vorübergehend in das französische Gebiet einbezogen.

Gefestigt wird die Gesamtheit der belgischen Widerstände durch das „Comité National“, das von englisch-amerikanischer Seite die Nahrungsmittel bezieht. In ihm spielen die Bürgermeister belgischer Gemeinden die erste Geige; bekanntlich wurden diese vom König, das heißt von der ententefreundlichen, französisch gesinnten Regierung ernannt und das vlämische Land dadurch schon zu Friedenszeiten französischen Einflüssen und einer beharrlich romanisierenden Beamtenschaft ausgeliefert. Diesen Vorkämpfern französischer Gesinnung, Kultur und Rache liegt heute die Nahrungsmittelverteilung ob. Welche Machtmittel sind ihnen dadurch in die Hand gegeben! Sie sind durchaus in der Lage, jedes vlämische oder gar deutschfreundliche Verhalten eines Essers, zumal eines Bedürftigen, durch Ausschluß von dieser „neutralen“ Wohlfahrtseinrichtung, durch Einschränkung oder Scherereien zu strafen und für die Zukunft unmöglich zu machen.

Einen der schwierigsten, heute wirksamsten Widerstände hat ferner der belgische Staat französischer Herkunft dadurch dem Germanentum in den Weg gelegt, daß er verstanden hat, Teile der Kirche in sein Netz zu verflechten, und zwar so fest, daß nicht zuletzt die Kirche selbst darunter leidet. Es läßt sich schwer ermessen, wie viele Anhänger die katholische Kirche innerlich und auch äußerlich verloren hat, weil das Episkopat infolge der Unterordnung unter das belgische Prinzip es nicht verstanden hat, auf die völkischen Gefühle und Rechte der Vlamen Rücksicht zu nehmen. Die Kriegsjahre haben ein auffälliges Beispiel gezeitigt: Kardinal Mercier. Auf der einen

Seite hat dieser hochbegabte Kirchenfürst, besonders vor dem Kriege, durch seine Persönlichkeit, seinen Eifer und seine diplomatische Geschicklichkeit dem katholischen Glauben die größten Dienste geleistet; aber alle diese Dienste hat er durch sein parteiisches Auftreten gegen alles, was germanisch heißt und klingt, wieder zunichte gemacht; er ist ein so blindes Werkzeug des belgischen Staates und französischen Hasses geworden, daß er durch seinen Rassenfanatismus viele junge Vlamen aus christlicher Familie, die im kritischen Alter standen und stehen, dem christlichen Glauben und Denken entfremdet hat und noch entfremdet. Und dazu gehört schon ein hohes Maß von Feindschaft und Unversöhnlichkeit, um die geduldigen, gutgläubigen Vlamen ihrem Glauben abtrünnig zu machen, mit dem sie ihrer ganzen Charakteranlage und Gemütsrichtung nach aufs innigste verwachsen sind! Hier liegt eine der schwierigsten Fragen des vlämisch-belgischen Problems, die nur im Einklang mit dem Vatikan gelöst werden könnte; solange diese ungelöst bleibt, sind alle vlamenfreundlichen Maßregeln nur von halbem Wert.

So stößt man immer wieder auf dasselbe Hindernis, das unter den verschiedensten Masken, bald mit dem offiziellen Gesicht des Französisch sprechenden Staatsministers und Volksvertreters, bald in den weltlichen Zügen der tonangebenden Gesellschaftsfranzöslinge, bald mit dem geistlichen Antlitz eines kirchlichen Machthabers, aller unserer Mühen spottet: Belgien, immer wieder Belgien, nichts als Belgien!

Und es ist begreiflich, daß angesichts dieses vielgestaltigen, ungeheuren Hindernisses vielen erfahrenen, ehrlichen Flaminganten die Erfolge der deutschen Vlamenpolitik noch nicht so ansehnlich erscheinen wie dem fernerstehenden hochdeutschen Zuschauer: Sie, die Vlamen, spüren tagtäglich am eigenen Leibe die belgischen Machtmittel des Comité National und der Notabelnwirtschaft, ohne bei den Deutschen genügend Verständnis zu finden, spüren die Machtmittel des germanenfeindlichen Kirchenfürsten, ohne gegen diese gleichfalls belgischen Manöver einen entscheidenden deutschen Schlag zu erleben; statt dessen sehen und hören sie, wie der gute Michel auf Schritt und Tritt in demselben belgischen Netze wehrlos eingefangen wird und sich gegen seinen vlämischen Bruder vorschicken läßt. Wann wird Michel aufhören mit den ewigen Verbeugungen vor der französischen Sprache und Sitte?

Und noch eins pflegt der Vlame, nach allem, was vor und im Kriege geschehen ist, heute zu fragen: Warum ist gegen jenen Bericht von Sir Edward Goschen, der nun seit zwei Jahren überall verbreitet und geglaubt wird, nie ein klares, unzweideutiges Dementi erfolgt? Es ist doch wohl unmöglich, daß der leitende deutsche Staatsmann geheiligte Verträge für „scrap of paper“ erklärt hat. Aber es macht uns stutzig, daß dieser Bericht nun zwei Jahre unwidersprochen geblieben ist, daß er seit zwei Jahren verbreitet und geglaubt wird. Weiß man auf deutscher Seite, wie sehr die kleinen Nationalitäten durch diesen Bericht gegen Deutschland eingenommen und be-

unruhigt sind, wie sehr gerade in unsern Kreisen dadurch das Mißtrauen wach gehalten wird? Oder will man uns im Glauben halten, der Reichskanzler habe wirklich solch ein Wort gesprochen, und der deutschen Nation seien völkerrechtliche Verträge nur Fetzen Papier? Man wird diesen mißtrauischen Gedankengang wohl begreifen, wenn man die zerschossenen vlämischen Städte sieht, und an der Wiederholung der Frage nicht vorbeikommen, warum jene beunruhigende, uns in allen neutralen Ländern schädigende Version nicht rechtzeitig von befugter deutscher Seite entkräftet worden ist.

So gesellt sich zu jenem ungeheuren, vielgestaltigen Widerstand, den man in das eine Wort „Belgien" zusammendrängen kann, noch ein Hindernis psychologischer Natur: Der Zweifel der Vlamen, ob die hochdeutschen Verantwortlichen diesen Widerstand in seiner glatten Geschmeidigkeit voll erkannt haben und ihm gewachsen sind, und der Zweifel an der Vertrauenswürdigkeit der gegenwärtigen Berliner Regierung, welch letzterer Zweifel so weit geht, daß manche besonders geschädigte und enttäuschte Vlamen mit Besorgnis fragen: Wird derselbe Staatsmann die Garantien für eine vlämische Hochschule und für die Entwicklung unserer völkischen Eigenart nicht auch eines Tages für ein „Fetzen Papier" erklären?

Die neudeutschen Politiker hochdeutscher Sprache werden daher über ein gewisses, noch schwankendes gemeinsames Interesse hinaus auf vlämische Freundschaft einstweilen kaum bauen können.

Eher könnten es die Niederdeutschen. Aber ihre Organisationen sind noch zu wenig ausgebaut; ihre Kräfte schlummern noch; bewußte, politisch geschulte Niederdeutsche gibt es erst sehr wenige, und noch weniger hat die deutsche Verwaltung daran gedacht, diese wenigen vertrauensvoll zu ihren Diensten heranzuziehen. Und doch wird sie eines Tages die schlummernden Kräfte wecken und die schon länger erwachten heranrufen müssen, wenn sie nicht alle Arbeit für sich und die Vlamen umsonst getan haben will.

Denn es ist noch eine andere Macht da, die in Hoffnung auf belgischen Wind neue vlämische Segel anschlägt. Nicht etwa Holland — das hat zurzeit andere Sorgen. Aber der Beschützer kleiner Nationen jenseits des Kanals: längst hat er zarte Bande mit dem Vlamentum angeknüpft für den Fall, daß Marianne, der vergeblichen Opfer müde, sich eines Tages nicht mehr als gefügige und hurtige Magd erweisen sollte. Er hat in seinem Lande die vlämischen Blätter nicht behindert, als sie vlämische Forderungen gegen französische Unterdrückung erhoben; Londoner Vlamenzeitungen trieben es in aller Deutschenfeindschaft so germanisch, daß sie in dem französisch befehligten Belgierheere verboten wurden! Nun wird zwar Frankreich niemals aufhören, die „boches" zu hassen; aber, wie gesagt, es könnte eines Tages müde die blutigen Hände in den Schoß legen und nur noch mit seinen scharfen kulturellen Waffen den Kampf gegen Deutschland fortsetzen. Eine kleine Nation, die wirklich unter Englands Schutze stünde, dürfte sich eine solche Insubordination

gegen seinen Schützer nicht leisten. Und nun wohnt ein derart willkommenes kleines Volk gerade auf dem Kampffelde, auf dem das Inselreich seine meisten Schläge gegen Europa führte. Welch einzige Gelegenheit für den Beschützer kleiner Nationen, diesen Brückenkopf fest in seine Hand zu bringen! Ganz französiert wäre Belgien zwar noch viel deutschfeindlicher, aber als Vorposten Frankreichs dem Briten weniger gefügig, als wenn es in jenem Zustande gehalten würde, den er so überlegen als das „Gleichgewicht der Kräfte" bezeichnet; er hat gewiß keine Vorliebe für den Vlamen, aber wenn er ihn eine Weile gegen den Wallonen und Franzosen begünstigt, bis er diesem ebenbürtig ist, läßt sich ein guter Grund zu „divide et impera!" legen. Daher begehren die jüngsten belgischen Annexionspläne, die den Beschützer der kleinen Nationen so auffällig loben, so heftig nach niederländischem Zuwachs; sie wollen außer holländischen Landschaften (Seeland, Walcheren, Nordbrabant, Maastricht, Roermond) auch Teile von Nordfrankreich haben, und zwar überwiegend vlämisch sprechende Teile, zum Beispiel die Gegend von Dünkirchen bis Rijssel. Vielleicht ist der Beschützer nicht der unmittelbare Urheber einer so gerichteten belgischen Begehrlichkeit; aber solche Richtung zu fördern, ist ihm durchaus von Nutzen. Er braucht ein solches Staatsgebilde nur noch wieder mit der Riesenlast des Kongostaates zu beladen — und er steigert dessen inneres „Gleichgewicht", das er durch den vlämisch-wallonischen Gegensatz aufrecht erhält, bis zur völligen Abhängigkeit.

Ein so stark ausgebauter Brückenkopf, eine solche feste Stellung auf dem alten Kampffelde, gestützt auf ein zeitweilig begünstigtes, aber bald wieder ausgespieltes Vlamentum, wird dem Briten in die Hände fallen, wenn der Deutsche nicht bald erkennt, was ein wiederhergestelltes Belgien in der Tat bedeutet, und wenn der Hochdeutsche nicht einsieht, daß gemeinsame Interessen zwischen Deutschland und den Vlamen nur in einem Fall sich innerlich festigen und von dauerndem Bestand sein werden: bei Erweckung und Verwendung der Kräfte, die im Niederdeutschen teils offenbar, teils verborgen leben.

Die polnische Frage[1]).

Von

Alexander Brückner.

Die „polnische Frage" im hergebrachten Sinne des Wortes gehört seit dem hochherzigen Entschluß der Mittelmächte vom 5. November 1916 endgültig der Vergangenheit an; an ihrer Stelle erhebt sich eine neue polnische Frage: die Zukunftsfrage „der freien Entfaltung der Kräfte des neuen, selbständigen Königreiches im Anschluß an die beiden verbündeten Mächte". Und der Entschluß wirkt sogar nach Galizien hinüber, welchem Lande völlige innere Bewegungsfreiheit zugesichert wird.

Wie dürfte sich nun die Zukunft Polens gestalten? Anhalt zur Beantwortung dieser Frage gewährt am ehesten unbefangener Rückblick auf die unmittelbare Vergangenheit. Wie stellten sich die Polen zum Kriege, welche Wandlungen erfuhren ihre Stimmungen, was bereitete sich unter ihnen vor? Welche Hoffnungen wurden geweckt, was für Rückschläge und Enttäuschungen folgten, wie vollzog sich die neue, definitive Orientierung der Nation im Königreich?

Darüber wollen die folgenden Zeilen Auskunft geben, die vor dem 5. November geschrieben, keine Abänderung erfahren haben. Nur auf eines sei ihr Leser aufmerksam gemacht: auf die jetzt unmittelbar bevorstehende Umgruppierung der Parteien im Lande.

Das Wort Umgruppierung pflegt nicht ohne einen bitteren Beigeschmack zu sein, erfolgt sie doch in der Regel vor überwiegenden feindlichen Kräften, die neue rückwärtige Stellungen einzunehmen zwingen. Hier ist die Umgruppierung auch erzwungen, durch die neue große Tatsache. Aber nicht rückwärts, sondern vorwärts drängt sie. Und dafür, daß Polen sich und seiner Aufgabe trotz aller äußeren und inneren Versuchungen und Lockungen, worüber die folgenden Zeilen berichten, treu geblieben ist, empfängt es aus der Hand der verbündeten Mächte den durch Prüfungen und Opfer schwerster Art wohlverdienten Lohn; an ihm liegt es jetzt, die Erwartungen zu erfüllen, die sich daran bei aller Welt knüpfen.

II. Die Polen.

1.

Unter allen vom Weltkriege fortgerissenen Völkern sind die Polen — hier und im folgenden ist unter Polen schlechtweg immer nur Kongreßpolen gemeint — in die merkwürdigste Lage geraten; andere behaupten oder verlieren

[1]) Vgl. den Aufsatz, „Deutsche Rundschau", November 1916.

kämpfend ihre Freiheit, Polen allein hat sie spielend gewonnen. Eines schönen Tages, es hört sich wie ein Märchen an, erwachten sie — befreit! Was sie seit bald einem Jahrhundert vergeblich dem widrigsten Schicksal abtrotzten, wofür sie kostbarstes Blut und unzähliges Gut vergeblich verschwendeten und die schlimmsten Verfolgungen erduldeten, was an dem Marke des Volkes bis zu seinem Siechtum zehrte, was zu erreichen nach jedem neuen Kampf nur unerreichbarer ward, war ihnen jetzt von selbst in den Schoß gefallen, gerade als sie nach längstem und vergeblichstem Hoffen und Mühen dreier Generationen sich schon ins Unvermeidliche fügten, um nur erträglichere Lebensbedingungen durch Verzicht auf alle ihre Hoffnungen und Rechte sich zu erbetteln.

Jetzt waren sie endlich befreit, aber — ohne ihr Zutun: Grund genug, daß dieser Befreiung keine Herzen freudig entgegenschlugen, daß keine Zukunftsträume sie rosig färbten, daß sie sie hinnahmen als ein Ereignis mehr in der erdrückenden Fülle anderer und gelassen abwarteten, was denn diese Befreiung bedeuten würde. Allerdings, vom Kampfe selbst blieben sie dabei nicht im mindesten verschont; ihr Blut wurde reichlichst vergossen, ihr Land hatte von der Kriegsfurie furchtbar gelitten, aber alle diese Opfer und Leiden zählten nicht, wurden sie doch fremder, feindlicher, nicht eigener Sache gebracht; und nicht ihnen dankte man die Befreiung, die ja nur gegen und trotz dieser Opfer und Leiden erfolgt war. Was aber ein Geschenk wert ist, das nebenbei, im Laufe des Geschehens abfällt, war leicht zu ermessen; daher statt des zu erwartenden Jubels bloße Apathie, aus der Polen nicht herauszukommen schien, eine Kälte und Gleichgültigkeit, die alle Erwartung trog.

Zweimal allerdings durchzuckten Schauer vom Westen her das Land. Es war in den ersten Augusttagen 1914: Die Russen, von panischer Angst ergriffen, in ihrem Schuldbewußtsein eine neue sizilianische Vesper fürchtend, flohen oder rüsteten dazu, hatten sie doch kein Heer im Lande, schienen sie sich doch erst an der Buglinie und in deren Festungen verteidigen zu sollen. Polen erwartete sicher, wenn nicht den sofortigen Einmarsch deutscher und österreichischer Heere, so doch zum mindesten das Erscheinen von Reitermassen, die die russische Mobilisierung stören würden, und man lauschte gespannt auf irgendeine autoritative Erklärung von deutscher Seite; aber ebenso wie die diplomatische, plante auch die militärische Führung keinerlei Ausnutzen dieser Situation. Es kam nur ein österreichisches Manifest heraus, das man vielfach für eine plumpe russische Mystifikation hielt, das jedenfalls keinerlei positive Ziele aufsteckte, auf die Empfehlung des westlichen Kulturzusammenhanges (als ob die Polen einen anderen kennen würden) sich beschränkte. Es kam hinzu das leidige Mißverständnis von Kalisch, das von den Russen genial inszeniert, noch genialer von ihrer Presse ausgeschlachtet wurde: russische Zeitungen und nach ihnen die polnischen brachten täglich spaltenlange, übertriebene oder erfundene Berichte über die Heldentaten des Major P . . ., und

in Warschau bildete sich ein Bund der „Rächer für Kalisch". So verflog alles Hoffen gründlich und schnell; die Mittelmächte dachten offenbar gar nicht an Polen, und danach mußte man sich hier einrichten. In diesem Polen gab es nun keinerlei öffentliche Meinung; ein Land ohne politisches Leben, ohne Parteien (außer Konventikeln), sogar ohne ein maßgebendes Organ (die verbreitetsten waren ein apolitisches und ein antisemitisches Lokalblatt), fügte sich nun willenlos ins Unvermeidliche, erfüllte einfach, was man ihm von hüben und drüben immer in die Ohren gelegt hatte, seine Staatspflicht, und die Mobilisation verlief so glatt, daß der kommandierende General einen Dankerlaß dafür der Bevölkerung mit vollster Berechtigung widmen durfte. Hunderttausende von Polen sollten von nun an ihr Blut für ihren Unterdrücker vergießen, und alle Hilfsquellen des Landes standen unversehrt zur vollen Verfügung seines Erbfeindes. Man bewahrte ein volles Jahr lang musterhaft ruhige Haltung; im Lande tobte der Stellungskrieg, von Polen selbst war nichts zu hören noch zu spüren.

Nach einem Jahre flackerte noch einmal Stimmung auf. Eines schönen Morgens erwachte die Königsstadt russenrein, wie sie es seit 1813 nicht gewesen war. Mit einem Zauberschlag waren von ihren Straßen und Plätzen verschwunden alle die bärtigen Popen und Kaufleute, die schlanken Tscherkessen aus dem Königsschloß und die Kosaken auf ihren flinken Pferdchen, die Kalmükengesichter der versoffenen Lehrer und der geschniegelten Beamten, der Spione in den blauen und anderen Farben, der stämmigen Gorodowojs und der verlausten Soldaten. Man rieb sich verwundert den Schlaf aus den Augen, eilte zu den Brücken, setzte sich den Kugeln von drüben aus, nur um das Unglaubliche frisch zu genießen. Wieder trogen alle Träume: polnische Legionäre hätten einziehen sollen, aber statt ihrer waren nur die fremden Besatzungen gewechselt, und man war aus einer Herrschaft unter eine andere gekommen. Nach einigen Tagen vergeblichster Erwartung zog schwerste Enttäuschung durchs Land und erstickte jeden Jubel im allerersten Keim. Polen ergab sich wieder in sein Schicksal, und nur die entsetzlichste materielle Not (alle Fabriken waren lahm gelegt usw.) zwang die unliebsamsten Vergleiche gegen das Früher auf; die vor Hunger auf den Straßen umfallenden Leute, das war der neueste, bisher ganz ungewohnte Zug im Stadtbild.

Die Mittelmächte hüteten ihr Geheimnis, was sie mit dem befreiten, das heißt nur eroberten Land zu tun gedachten, verstiegen sich offiziell höchstens zu der rein negativen Angabe, es sollte nicht an Rußland zurückfallen. Dafür pflegten sie untereinander Verhandlungen, die immer wieder abgebrochen und fortgesponnen wurden, zu denen, obwohl es sich um Polens Zukunft handelte, kein Pole auch nur als Fachmann zugezogen wurde. Die Nation, die schon im sechzehnten Jahrhundert den stolzen Grundsatz: nil de nobis sine nobis, aufgestellt und danach immer, namentlich gegen ihre eigenen Könige (und mit Recht) gehandelt hatte, blieb in dem Augenblick, da ihr Los entschieden werden

sollte, ohne jede, sei es auch nur beratende Stimme; sogar in dem österreichischen Kronrat, wo noch unlängst Polen gewichtige Rollen spielten, waren sie durch niemand vertreten, denn der Landsmannminister für Galizien, persönlich der achtungswerteste, war der einflußloseste. Allerdings war nicht zu vergessen, daß es sich um ein feindliches, erobertes Land handelte, daß (wenn jetzt auch weit im Osten) der Geschützdonner nach wie vor rollte, daß daher niemand wissen konnte, was die nächsten Wochen oder Monate bringen würden: ein Preisgeben Warschaus und Lublins oder ein Vortragen des Kampfes gegen Osten? Vorläufig blieb Polen, unter die Eroberer geteilt, die den Russen abgenommene Provinz, in der ihr Wille allein entschied, der sich nur von den eigenen Interessen leiten ließ; diese Interessen selbst waren sehr geteilter Art, aber davon gelangte nichts in die Öffentlichkeit, die sich mit ins Ohr geraunten Versprechungen und Versicherungen unverbindlichster Art begnügen mußte, an denen man es nicht fehlen ließ.

Was die Mittelmächte öffentlich versäumten, hatten die Russen zehnfach ihnen vorweggenommen, und das unbedingte Herüberziehen der Polen auf ihre Seite mußte ihnen gelingen durch Aufstellung eines großzügigen Programms, an dem es bisher immer gefehlt hatte. Die polnische Frage war seit 1805 immer nur halb angeschnitten und daher nie gelöst; endlich 1914 faßten die Russen sie ganz an und erzielten ihren größtmöglichen Erfolg; war dies doch überhaupt der einzige Meisterzug in dem diplomatischen Spiel von 1914 bis 1916; gleichgültig blieb dabei, wieviel vom fremden, französisch-englischen Einfluß mit im Spiele war.

In Petersburg entschloß man sich, dem Rate des Kriegsministers (Suchomlinov) folgend, abzuwarten, wie denn die Mobilisation in Polen verlaufen würde; der Verlauf übertraf alle Hoffnungen. Und nun wurde das Manifest des Großfürst-Generalissimus angeschlagen, das die ganze polnische Frage für immer klipp und klar löste. Die Grenzen sollen fallen, die Polen bisher getrennt haben — das bedeutete, was sie in den kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hatten: die Vereinigung aller Polen, polnischer Ideologie höchstes Ziel. Unter dem Romanowzepter sollen sie sich frei regieren nach Sprache, Glauben, Selbstverwaltung. Es unterblieb nicht einmal der Appell an die slawische Blutsverwandtschaft, an die gemeinsame Abwehr des Germanentums an dem Tage von Grunwald-Tannenberg. Und es schien sich das Schauspiel von 1815 wiederholen zu sollen; die bisherige Russenherrschaft schwand wie ein wüster Traum; Alexander der Erste, der Zar-Befreier, lebte in Nikolaj Nikolajewitsch wieder auf.

Und es geschah, was niemand erwartet hatte: Polinnen warfen russischen Soldaten Blumen zu und bekränzten Kosakenpferde; Greise, die ihre polnischen Jugendträume mit Sibirien gebüßt hatten, bezeichneten den Tag des Manifestes als den schönsten ihres Lebens, riefen mit Simeon im Tempel aus: Meine Augen haben gesehen das Heil der Welt. Verbrüderungsfeste folgten ein-

ander; schwülstige Ergebenheitsadressen wurden nach Petersburg abgesandt; das Kriegsbeil zwischen Polen und Russen schien für immer begraben. In diesem instinktiven, unüberlegten Freudentaumel übersah man nur, daß das Manifest mit seinen etwas nebelhaften Versprechungen vom Generalissimus allein ausging — war man doch der Überzeugung, daß er der einzige, wirkliche Machthaber in Rußland war; niemand ahnte, daß der Kaukasus die Rolle des Tarpeischen Felsens beim Grodnoer Kapitol in Bälde einnehmen und der vermeintliche künftige Zar für immer ausrangiert würde. Man übersah weiter, daß das Blatt Papier Anweisungen auf fremde Taschen enthielt, die erst einzulösen wären — war man doch der Unbezwinglichkeit der siebzehn Millionen russischer Soldaten sicher; wer ahnte, daß die Zahl allein nicht entscheiden würde? Endlich übersah man, daß die Behörden das Manifest völlig ignorierten und alles beim alten beließen, war man doch erbötig zu glauben, daß nur die Kriegszeit die Reformarbeit verhindere — wer ahnte, daß diese Versprechungen selbst gar nicht ernst gemeint, nur ein Köder für Kinder und Toren waren. Ernüchternd wirkten erst die Hiobsposten aus Lemberg; über das eroberte Land hatte sich die Pest der russischen Bureaukratie mit ihren an Polen erprobten Mitteln geworfen und die völlige Russifizierung des völlig unrussischen Landes als ihr nächstes Ziel aufgesteckt. Jetzt erst sah man recht ein, daß die leeren Versprechungen des Manifestes sich nur auf das kleinere, ethnographische Polen bezogen, daß jeder Gedanke auf das größere, historische, auf seine Jahrhunderte alten Kulturerwerbungen aufzugeben war; daß gar nicht abzusehen war, bis wohin der Eifer russischer Statistiker und Historiker dieses ethnographische Polen zurückdrücken würde. Russische noch so problematische Ansprüche kennen ja keinerlei Verjährung; weil Lublin im dreizehnten Jahrhundert vorübergehend in ruthenischem Besitz war, konnte es im zwanzigsten für Rußland ohne weiteres beansprucht werden, und in Galizien ließen es die Russen nicht einmal bei der Sangrenze bewenden. Nur zu rasch verstrichen die Honigmonde der russisch-polnischen Freundschaft, und es drängte sich der störende Gedanke an die erprobte russische Doppelzüngigkeit auf, es verblaßte die Fata Morgana des nur papiernen Manifestes. Aber es hatte seinen Zweck voll erfüllt, monatelang seine Hypnose geübt, jedes antirussische Beginnen gelähmt und vor allem den Russophilen im Lande den Rücken ungeahnt gestärkt. Diese schienen eine Zeitlang alleinherrschend — sorgte doch die Kriegszensur dafür, daß Gegenteiliges nur selten und schwach zum Ausdrucke kam; sie vertraten die öffentliche Meinung und taten, als ob sie die einzig Berechtigten im Lande wären. Wie war es nun zur Entstehung einer russophilen Partei gekommen, und wie konnte sie sich Einfluß anmaßen; was bedeutete die Russophilie des von den Russen zertretenen Polen?

2.

Vorerst eine kleine Berichtigung. Unwillkürlich verknüpft sich mit dem Wörtchen, ob es vor- oder nachgestellt wird, ob von Philosemiten oder Russophilen gesprochen wird, der Eindruck einer gewissen Sympathie. In der Tat, die Russophilen unter den Ruthenen Galiziens zum Beispiel sind überzeugte Verehrer des Russentums; man mag noch so viel auf den „Rubel auf Reisen" abwälzen, unbestritten bleibt bei den meisten Ruthenen, und zwar nicht nur bei den sogenannten Altruthenen oder Moskwophilen, ein tiefer, ideeller Zug zum Russentum, dessen Macht ihnen imponiert, dessen Gegensatz zu Rom und den Polen sie anzieht, dessen Schrift und Sprache ihnen hoch über ihren Bauerndialekt geht. Mit den polnischen Russophilen ist es dagegen ganz anders; sie hassen und verachten das Russentum, sind ebenso russophob wie alle anderen Polen; ihr Russenbund ist ja keinerlei Hang, sondern bloßer Berechnung entsprungen; Dmowski, das Haupt der Russophilen, hat die vernichtendsten Urteile über das Russentum gefällt, auch in dem Buch gerade, in dem er für den Russenbund eintrat.

Und nicht anders war es mit seinen sogenannten Vorgängern. Henryk Kamienski zum Beispiel, der 1859 ein Werk über Rußland verfaßte, worin er alles klar sagte, was erst heute Deutschen zum Bewußtsein kommt, zum Beispiel über den russischen Imperialismus, der keine Grenzen kennt, schloß seine weitschweifigen Ausführungen über russische Unkultur usw. damit, daß das vom Westen preisgegebene Polen, nur um seine Existenz zu retten, im Namen slawischer Gemeinsamkeit sich Rußland anschließen könnte. Zehn Jahre vor ihm hatte Wielopolski (der Großvater des heutigen Vertreters der Russophilie) sich Rußland in die Arme geworfen, nur, als er sah, daß vom Westen dem Polentum nichts als Untergang drohe. Ihre Äußerungen waren jedoch auf sie allein beschränkt geblieben, hatten nicht das geringste Verständnis irgendwo finden können; waren auch bedingt und jederzeit zu widerrufen; anders dagegen die moderne Russophilie, wie sie in den sogenannten Nationaldemokraten verkörpert ist; sie zog ungleich weitere Kreise und kannte keinerlei Bedingtheit oder Widerruf.

Von Haus aus war die Nationaldemokratie der Balicki, Poplawski und Dmowski eine revolutionäre Partei, natürlich auch gegen das Russentum gerichtet. Sie war entstanden als Gegengewicht gegen Sozialdemokratie, und daher ihr Name. Nach der Zertrümmerung nämlich alles politischen Mühens und Denkens, dank der Katastrophe von 1863, als das Polentum mit Aufgeben jeglichen Gedankens an irgendein politisches Tun sich ausschließlich friedlicher, kultureller, „organischer" Arbeit zugewandt hatte, begann die neue Sozialdemokratie alle energischere Jugend, die sich auf die Dauer nicht mit einem stillen Protest begnügen wollte, anzuziehen; aber sie erkannte keinerlei nationale Idee oder Ideale an, leugnete direkt jeglichen Patriotismus ab.

Ihrem kosmopolitischen Treiben und universalen Mischmasch traten nun die Nationaldemokraten entgegen, im Namen der nationalen Ideale, namentlich der Unabhängigkeit und Vereinigung aller Polen; daher auch ihr anderer Name „Allpolen" und der ihrer einstigen Wochenschrift „Allpolnische Rundschau". Sie sammelten einen Nationalschatz, agitierten unter der Jugend, mußten daher russischen Boden meiden, verlegten ihre Tätigkeit nach Lemberg, wo sie sich eines zwar weit verbreiteten und viel gelesenen, aber im Grunde einflußlosen Organs bemächtigten. Sie bekämpften, nicht ohne Erfolg, die Sozialdemokratie im Revolutionsjahre, die ja in ihrem Bunde mit Russen und Juden alle „polnischen" Ideale abgeschworen hatte, und erreichten um dieselbe Zeit den Gipfel ihres Einflusses in Galizien: ein Nationaldemokrat wurde Obmann des polnischen Abgeordnetenklubs. Es muß dies ausdrücklich hervorgehoben werden, denn heute werden mit Vorliebe alle Polen in Galizien daraufhin als nationaldemokratisch, das heißt russophil, verdächtigt. Man verschweigt dabei absichtlich nur das eine, daß damals (1905 ff.) die Nationaldemokraten noch gar nicht russophil waren, daß niemand in Galizien ahnte, wohin das Schiffchen gesteuert werden sollte; die Partei warb nur wegen ihrer entschieden nationalen Rührigkeit, die von der Erstarrung und der Leisetreterei sowie Kompromißwut, namentlich der konservativen Kreise, grell abstach, eifrige Anhänger; leugnete jede Russophilie ausdrücklich.

Erst nach dem Tode des ausgesprochenen Russenfeindes Poplawski brach sich in den führenden Kreisen, ja nicht unter den zahlreichen Mitläufern, diejenige Richtung oder Orientierung Bahn, die uns seit 1914 Nationaldemokratie und Russophilie für identisch erkennen heißt; der schwache demokratische Einschlag war, da sich die Partei mit Klerus, Adel usw. ohne weiteres verband, längst geschwunden; was übrig blieb, war chauvinistische Hetzpartei, zu allerletzt mit Newawasser getauft. Aber ihre Russophilie hatte nichts gemein mit der von wenigen hervorragenden Männern, Führern ohne Heer, in den neunziger Jahren versuchten Aussöhnungspolitik; deren „Aussöhnung" beschränkte sich ja auf Rußland allein, berief sich zwar auf Vorbild und Erfolge der Polen in Österreich, aber suchte als Lohn loyalsten Verhaltens nur bessere Existenzbedingungen für ihr Polen zu gewinnen und litt schließlich vollkommen Schiffbruch. Die neue russische Orientierung der Nationaldemokraten dagegen ging von völlig anderen Anschauungen aus und umfaßte das Polen aller drei Anteile.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte, 1831 wie 1863, erwiesen, daß kein Aufstand der Polen gegen eine der Teilungsmächte allein zu etwas anderem als zum bloßen Selbstmord der Nation führen würde. Nur ein neuer Weltkrieg konnte, wie es die Napoleonischen Kriege von 1806 bis 1812 bewiesen hatten, die polnische Frage als eine internationale zur Geltung bringen, und nur auf einen solchen sind schon lange alle Hoffnungen der Polen gesetzt gewesen. Daß es dazu gerade zwischen den drei Kaisermächten selbst, den

Herren im alten Polen, kommen mußte, ahnte man nicht in Deutschland, wußte man bestimmt, ohne allerdings die Nähe des Ereignisses zu ahnen, in Polen, wo man Rußlands Pläne richtiger einschätzte, weil man seine slawische Politik dem unvermeidlichen Konflikt mit Österreich entgegentreiben sah. Wie sich die Kämpfer verteilen würden, war ebenfalls klar; denn wollte Deutschland seine Großmachtstellung nicht einbüßen, so durfte es keine Zertrümmerung Österreichs dulden, dieses Österreichs, das den Nationaldemokraten nur als Vorhut des Germanismus galt. Auf welche von beiden Seiten sollten nun im künftigen Kampfe die Polen treten, wenn sie Selbständigkeit und Wiedervereinigung erzielen wollten?

Die Wahl schien unzweifelhaft. Denn einmal war klar, daß der preußische Anteil nur nach einer völligen Zertrümmerung Preußen-Deutschlands hätte an Polen zurückfallen können, daß ein Preisgeben von Danzig und Thorn, von Posen und Oberschlesien unter keinen anderen Bedingungen zu erzielen war; eher hätte Österreich auf Galizien verzichten können. Hinzu kam, daß schon die preußische Polenpolitik jede Annäherung an Deutschland-Österreich ausschloß. Die Nationaldemokraten erkannten in Deutschland den schlimmsten Feind; sie waren überzeugt, und ganz Polen glaubte felsenfest daran, daß alle polenfreundlicheren Regungen in Petersburg immer von Berlin aus im Keime erstickt wurden; sie sahen in Deutschland nur den Gegner, der bei jedem antipolnischen Beginnen seine Hand im Spiele hätte, der daher auch mit den Ruthenen liebäugelte, sie in ihrem Kampfe gegen Polen hetzte und unterstützte. Eine Anlehnung an das Deutschland des Enteignungsgesetzes war undenkbar; die Nationaldemokraten befehdeten denn auch aufs grimmigste den Hakatismus, obwohl sie sich seine Methoden ohne weiteres aneigneten, den nationalen Egoismus predigten, in dessen Namen auch die gerechtesten Ansprüche der Litauer und Ruthenen bekämpften, den nationalen Haß nach Kräften schürten. Es blieb ihnen somit nur die Option für Rußland übrig, das ja Polens größten Teil bereits besaß, so daß die Angliederung der übrigen Teile hier leichter fallen mußte. Sie sprachen zwar viel von einer Germanisierung Rußlands, d. i. von der deutschen Allmacht am Petersburger Hofe und bei der Regierung, aber trösteten sich mit dem Bewußtsein, daß dies nicht ewig so weitergehen werde, daß schon der russische nationale Stolz dieses Hindernis wegräumen würde. Sie empfahlen sich daher den Russen als slawische Wehr und Bundesgenossenschaft gegen das Germanentum und appellierten an ihre slawische Brüderschaft. 1908, nachdem die Enteignungsvorlage aufgetaucht war, erschien das Buch von Dmowski unter dem Titel „Deutschland, Rußland und Wir", das zum ersten Male diese Gedanken ausführlich begründete und empfahl; es ist mehrfach übersetzt; die neueste (böhmische) Übersetzung hat die Kriegszensur verboten.

Die Verständigungsversuche mit Rußland hatten allerdings schon früher begonnen; aber für die Öffentlichkeit setzte erst mit diesem Buche das plan-

mäßige Werben für seine Ideen ein, ein Werben mit gar ungleichem Erfolg. Bei den Polen Galiziens war er verschwindend. Die Nationaldemokratie stieß auf einen energischen, klugen und rücksichtslosen Gegner; der Statthalter von Galizien, Dr. Bobrzynski, bekämpfte sie bis aufs Messer, zerstörte ihre Wahlaussichten für den Landtag und erntete von ihr grimmigsten Haß. Die Nationaldemokraten konnten ihm schon das eine nicht verzeihen, daß er einem gerechten Ausgleich mit den Ruthenen die Wege frei machte, bezeichneten ihn deshalb als Polenfeind, schlimmer noch als der alte Stadion, der angeblich die Ruthenen in Galizien „erfunden" hatte. Aber gerade dieser Kampf gegen die Ruthenen hatte ihnen in Galizien Gesinnungsgenossen zugeführt, wie sie wiederum durch ihren Antisemitismus in Polen Anhänger werben sollten, was ja in Galizien ausgeschlossen war. In Warschau machten sie damit Eindruck auf die Massen; der nationale Egoismus verlangte ja unbedingt einen polnischen Mittelstand, polnischen Handel und Gewerbe, der die lästige, alte jüdische Konkurrenz zu fürchten hatte und diese daher mit allen Mitteln (Boykott jüdischer Läden u. dgl.) bekämpfte. Es ist charakteristisch, daß die letzten Zeilen, die 1916 der Ideologe der Nationaldemokratie, Balicki, geschrieben hat, gegen Deutschland, das ein Judäopolen an seinen Grenzen gern sehen würde, und gegen die Anerkennung aller „angeblichen nationalen Rechte" der Juden gerichtet waren; in derselben Nummer (der Petersburger Wochenschrift „Polens Sache") wetterte der Exredakteur jenes Lemberger nationaldemokratischen Organs, des Slowo polskie, gegen die „Verjudung des polnischen Gehirns". Mit diesen beiden demagogischen Hetzmitteln gewannen die Nationaldemokraten Leute, die für ihr russophiles Programm ganz unzugänglich gewesen wären, namentlich in Lemberg, der antirussischesten, patriotischesten Stadt. Mit ihrem russophilen Gebaren gingen sie übrigens sehr behutsam vor, zumal in Galizien, wo sie eigentlich erst während der russischen Invasion ihre Maske abwarfen und offen Russophilie trieben; allerdings hatte besonders Balicki mit der Untergrabung aller austrophilen Neigungen schon früher begonnen, und das Slowo polskie hatte unmittelbar beim Kriegsausbruch durch seine tendenziöse Berichterstattung Konflikte mit den österreichischen Behörden, und Lemberg drückt heute noch das Gefühl zorniger Scham nieder, daß es sich von dem nationaldemokratischen Organ und seinen Leitern so lange hat an der Nase führen lassen und russophile Geschäfte besorgen helfen. Nur im Posenschen, bei der dortigen gereizten Stimmung, fand alle nationaldemokratische Ideologie fruchtbaren Boden; in Polen retteten sich die Nationaldemokraten durch den antisemitischen Einschlag, aber ihr Haupt (Dmowski) brachte es bald bei den Dumawahlen nicht einmal zum Wahlmann mehr.

Die Angabe, die Nationaldemokraten und mit ihnen alle Polen würden im Interesse ihrer Expansionspolitik im Osten mit den Russen zusammengehen, mit diesen zusammen das eingeborene Element, Litauer, Weiß- und Klein-

russen, bekämpfen und es zu polonisieren trachten, ist frei erfunden; das Gegenteil ist wahr: die Nationaldemokraten mußten nicht nur jeden Gedanken auf eine Expansionspolitik im Osten, sondern sogar auf die Erhaltung des bisherigen Besitzstandes dort vollkommen aufgeben. Ohne den bedingungslosen Verzicht auf den Osten war irgendein Zusammengehen mit Russen unmöglich, und in dem eben erwähnten Artikel spricht Balicki von diesem „schmerzlichen Verzicht", wofür die Polen freie Hand gegen die fremden Elemente in ihrer Mitte verlangen müßten. Die Nationaldemokratie resignierte für immer zugunsten der Russen auf die ganze Diaspora im Osten, ohne jeden Hintergedanken, daß sie doch durch irgendein Wunder die Auflösung des dortigen Polentums würde hintertreiben können und erhoffte dafür nur eine Vereinigung des ethnographischen Polentums und dessen nationale Autonomie, mit dem Hintergedanken jedoch, der aus Rücksicht auf Rußland nicht offen ausgesprochen wurde, daß über kurz oder lang diese Autonomie der zwanzig Millionen Polen zu ihrer vollen Selbständigkeit führen müßte. Denn auch die Nationaldemokratie huldigte der Überzeugung, daß ohne einen selbständigen Staat keine Nation sich auszuleben vermöge, daß sie nur im Rahmen eines solchen ihre Ideale oder Ziele verwirklichen könne, daß bei dem Surrogat einer bloßen Provinzautonomie auf die Dauer die Nation als solche würde hinsiechen und absterben müssen.

So erzwang die Nationaldemokratie das „Umlernen", das Durchstreichen der bisherigen polnischen Ideologie, die im Kampfe gegen das Russentum gewurzelt hatte, zugunsten einer neuen, die in Deutschland den unversöhnlichen, in Rußland den versöhnlichen Feind erkannte und im Namen des auf einmal so beliebten Slawentums, von dem man früher nie hatte etwas wissen wollen, Arm in Arm mit Rußland den Westen herausforderte; die Prophezeiungen oder Drohungen eines Wielopolski und Kamienski waren endlich verwirklicht. Aber alle Voraussetzungen der Nationaldemokratie, ganz abgesehen davon, daß sie dem eigenen Volke schier Unmögliches zumuteten, waren an sich fehlerhaft. Daß sie auf das falsche Pferd setzten, daß die Russen trotz ihrer siebzehn Millionen geschlagen werden konnten und damit die Poleneinigung durch Rußland ganz illusorisch wurde, dafür allerdings waren sie nicht verantwortlich; das hat niemand voraussehen können. Aber für andere Fehler muß ihnen selbst die Schuld zugeschoben werden. Denn im Anschlusse an Rußland war Polens Selbständigkeit nie zu erreichen — darüber haben Russen nie jemanden in Zweifel gelassen. Sogar der größte Polenfreund in Rußland, Alexander der Erste, hat von einem von Rußland unabhängigen Polen nichts hören wollen und seinem damaligen Freunde Napoleon, dem er derlei zumutete, offen erklären lassen: in diesem Falle wäre die ganze Welt für sie beide zu eng, und sein Kanzler fügte hinzu: dagegen würde Rußland bis zum letzten Mann und bis zum letzten Hemd kämpfen. Und heute nach hundert Jahren ist es genau ebenso: eine Unabhängigkeit Polens ist für Rußland

unannehmbar, erklärte noch unlängst der Dumaabgeordnete Czichaczev, weil ein unabhängiges Polen eines schönen Tages mit Deutschland gegen Rußland losgehen könnte. Also war Polen für immer an Rußland gekettet, und was dies bei der ungeheuren Übermacht Rußlands bedeutet, die Wanderung des großen ehernen mit dem kleinen tönernen Topf, bleibt jedermann klar. Diese Gefahr steigerte sich nur noch durch den russischen Nationalismus, der die unbedingte Ausbreitung des Russentums gebieterisch fordert, das Bestehen jeglicher provinziellen Selbständigkeit (wir sehen es an Finnland) als Herausforderung betrachtet und mit Polen keinerlei Ausnahme macht, mag er es jetzt auch heucheln. Sogar in dem Polenprogramm der Kadetten (Milukovs) bleibt so vieles der russischen Regierung in Polen vorbehalten, daß die Russophilen verwundert fragten, was denn für Polen übrigbliebe; und der älteste der Russophilen richtete daraufhin einen förmlichen Absagebrief an Milukov. Dies fühlen sogar die Massen instinktiv heraus, und darum hat die ganze Propaganda der Russophilen diese Massen zu keinerlei russenfreundlicher Aktion fortreißen können. Nur in Ostgalizien konnte sie 1914 destruktiv wirken, als es ihren Anschlägen gelungen war, die ostgalizische Organisation der antirussischen Legionen zu sprengen; ihr waren sogar die sogenannten Podolier, die dortigen Großgrundbesitzer, eine Zeitlang an die Hand gegangen, befangen in dem naiven Wahne, Rußland würde den polnischen Großgrundbesitz gegen den ruthenischen Bauer fördern, wo doch nur das Gegenteil möglich wäre, da Rußland polnischen Grundbesitz im „urrussischen" Lande nur mit dem größten Widerwillen duldet und ihn langsam, aber sicher untergräbt.

An dem vollen Mißerfolg der Nationaldemokratie war nun nicht zu zweifeln; gelang es ihr doch nicht einmal, eine russisch-polnische Legion zu bilden, die bei den Russen den üblen Eindruck derjenigen Legionen, in denen Tausende russischer Polen gegen Rußland kämpfen, abschwächen sollte. Die Posse dieser russisch-polnischen Legion fand zwar tragischen Ausgang, doch halfen sich die Russen „zur Wahrung des Gesichtes" damit, daß sie aus ihren eigenen Verbänden polnische Soldaten zu einer polnischen Brigade sammelten (sie haben dasselbe mit ihren sogenannten „lettischen Freiwilligen" gemacht), die sie sich aber hüteten an die Front zu bringen, aus Furcht vor Überläufern. So scheiterten alle nationaldemokratischen Versuche, die Massen für Rußland wirklich zu gewinnen; sie fanden fast nur unter dem Hochadel Nachahmung, der aus Rücksicht auf seinen in der Diaspora gelegenen Grundbesitz, vielfach die letzten Posten des Polentums daselbst, die eifrigste Loyalität bekunden mußte. Mit der Zeit schwanden die Namen unter den nationaldemokratischen Adressen; immer lauter setzte die Unzufriedenheit ein (in der unterirdischen Presse war die Nationaldemokratie von allem Anfang an aufs heftigste bekämpft worden), und schließlich rückten vor den einrückenden Deutschen die Führer der Partei aus. Die zurückblieben, warfen den Köder des In-

aktivismus aus, verlangten von der Gesellschaft, daß sie nur für die Witwen und Waisen, für die Verwundeten und Darbenden sorge (die russischen Freunde hatten ja das Darben der Polen gründlichst bewirkt) und sich ja um nichts anderes kümmere; sie wollten ganz Polen in ein Armen- und Krankenhaus verwandelt sehen, damit es ja nur in keinerlei sympathische Berührung mit den Deutschen käme und damit kein Stirnrunzeln an der Newa verursache; so wurde unter dem Deckmantel der christlichen Liebe ein politisches Beginnen, richtiger Unterlassen, eingeschmuggelt. Sie hatten einst, weil sie politisches Leben wirksam anfachten, Bedeutung gewonnen; aber ihre selbstmörderische Taktik (nach dem polnischen Sprichwort: der Ertrinkende hascht nach dem Rasiermesser) konnte nur für einen Augenblick blenden und die Einsicht trüben, zumal unter der Suggestion des großfürstlichen Manifestes; schließlich brachte sie das Irreale ihres Treibens sogar in offenen Konflikt mit ihren russischen Freunden. Denn auch sie mußten, um sich nicht ganz überrennen zu lassen, in den Ruf nach Unabhängigkeit einstimmen, und damit zerschnitten sie das Tischtuch zwischen sich und den Russen.

Heute befinden sich ihre Führer (darunter drei Dumaabgeordnete, die sich Polens Vertretung noch immer anmaßen) in Rußland oder in der französischen Schweiz, verurteilen ihre Gegner in Polen als bloße Usurpatoren, behaupten, die Mehrzahl des Volkes hinter sich zu haben, das eingeschüchtert von den neuen Machthabern, Willen und Meinung verbergen müsse. Sie haben Polens planmäßige, bestialische Zerstörung und Verschleppung der Polen durch die abziehenden Russen ruhig hinuntergeschluckt, und ihr einziges wirkliches Verdienst besteht heute nur noch in der Sorge, die sie den unglücklichen Vertriebenen zuteil werden lassen; doch auch hier fehlte es nicht an Reibungen zwischen dieser neuen und der alteingesessenen Emigration. Verdächtigungen alles deutschen und österreichischen Beginnens, Sammeln der immer unsympathischer klingenden russischen Äußerungen, der ängstlichen Warnungen des „Temps“ und anderer französischer Blätter vor dem „deutschen Satan, der den polnischen Christus auf dem Berge versuche“, füllen ihre Petersburger, Moskauer und Kiewer Blätter; in London wie in Paris suchen sie Stimmung zu machen, in französischen und englischen Publikationen die öffentliche Meinung irre zu führen. In Polen selbst, wo sie noch unlängst das große Wort führten, haben sie jeglichen Einfluß verloren; nur in ausgesprochen deutschfeindlichen Kreisen, die, von Deutschenhaß verblendet, nichts weiter sehen können, findet ihre Abstinenzpolitik Anerkennung. Die Nationaldemokratie mit ihrer Verhetzungstaktik und mit ihrer Russophilie, an der nur noch der Hochadel aus dem eben angegebenen Grunde festhält, ist bereits ein überwundener Standpunkt; unter welcher Bedingung sie aufleben könnte, wird unten gezeigt werden.

3.

Die russische Orientierung hatte selbständige Tätigkeit ausgemerzt, denn nur im russischen Schlepptau hätte fortan Polen alle seine Aufgaben zu erfüllen gehabt. Ihr gegenüber betonte nun eine andere Orientierung gerade die Notwendigkeit selbständigen Tuns, einer Vorbereitung zum selbständigen Eingreifen in den unvermeidlichen Weltkrieg. Welcher Art dieses Eingreifen sein müßte, dafür hatte die Geschichte längst die fertige Formel gegeben; nach Art der alten polnischen Legionen, die sich, für Frankreich schlagend, ihr Vaterland erkämpften, sollten polnische Legionen neu gebildet, die Nation zur Waffenbereitschaft erzogen werden.

Diese in Russisch-Polen ganz im geheimen auftretende, bald verfolgte und unmöglich gemachte, in Galizien allein offener betriebene Arbeit und Organisation war der Ausklang der revolutionären Erregung der Massen vom Jahre 1905. Die dem Galgen, den Zitadellen in Petersburg und Warschau oder dem Weg nach Sibirien Entronnenen (unter ihnen ein heute schon legendärer Held, Josef Pilsudski, dem ein polnischer Arzt zur Flucht verholfen hatte) dachten gar nicht daran, den Kampf gegen das Zarat aufzugeben, nur war dieser Kampf in eine neue Phase getreten, war aus einem sozialistisch-internationalen ein nationalistisch-patriotischer geworden. Gymnastische Organisationen, Bund der freien Jäger und dergleichen warben unter der studierenden und Arbeiterjugend für militärische Erziehung im streng antirussischen Geiste; auf galizischem Boden, bei der stetigen Spannung zwischen Österreich und Rußland seit der Annexionskrise, konnten diese von den Militärbehörden geduldeten, ja geförderten Vereine eine größere Tätigkeit entwickeln. Darüber erschraken die konservativen Kreise, namentlich aber Warschau; man fürchtete hier, daß jugendliche Hitzköpfe das Land in die gefährlichsten Abenteuer stürzen könnten, alles mühsam Errungene wieder zerstören würden, der russischen Regierung den stets willkommenen Vorwand zu neuen Verfolgungen gewährten. Daher die scharfe Verurteilung dieser „Soldatenspielerei" in der Öffentlichkeit; und da man gewohnt war, hinter jedem schädlichen Beginnen deutsche Einflüsse zu wittern, meinte man ganz offen, deutsches Geld hätte diese Bewegung ins Leben gerufen, gerade wie man deutschen Einflüssen die polnische Bewegung von 1905 zuzurechnen gewohnt war. Aber den nichts von Deutschland wissen wollenden Organisatoren dieser künftigen Kampfscharen schwebte als Ziel nicht eine unmögliche neue Insurrektion vor, sondern das werktätige Eingreifen Polens im kommenden Weltkrieg auf seiten der Gegner Rußlands.

Schneller, als Pilsudski und seine Leute geahnt hatten, war der Weltkrieg ausgebrochen; die österreichische Mobilisierung entzog allerdings sofort jenen Scharen das einheimische kriegstaugliche Material; es verblieben nur Leute aus Russisch-Polen und Freiwillige. Mit wenig Mann nur drang

Pilsudski am 6. August 1914 im Kielceschen ein; es gab bei ihm Leute, die schon unzählige Male die Grenze überschritten hatten, und die doch jetzt zum ersten Male über die Grenze kamen — ohne falschen Paß, wie jener litauische Tatare Sulkiewicz, der dreißig Jahre lang das Zarat bekämpft und seine Polizei gefoppt hatte, bis den Freiheitskämpfer russische Kugeln niederstreckten. Pilsudski, ein idealer Bandenführer, verschmolz bald seine Leute mit den polnischen Legionen, in denen die Jugend der Sokol- und Jägervereine sich traf, und für deren Organisierung das „Oberste Nationalkomitee", aus Galiziens führenden Vertrauensmännern gebildet, die Sorge übernahm — an den Spenden dafür beteiligte sich das ganze Land bis zu den Bauern hinunter. Die Organisation mußte sich notgedrungen an die österreichische Armee anlehnen und hat sich mit der Zeit zu einem vollständigen „polnischen Hilfskorps" erweitern können, mit eigenen Abzeichen und Fahnen, mit polnischer Kommandosprache und Uniformen, wie die der letzten polnischen Heere (von 1831) es waren. Es ist hier nicht Zeit noch Ort, über die außerordentlichen Schwierigkeiten zu berichten, die sich den Legionen entgegenstellten, das Mißtrauen, die anfängliche Geringschätzung, Verkennung der Tragweite, die absichtlichen, schier unglaublichen Störungen und Hemmungen jeglicher Art; die Organisationen schienen mehrfach dem Zerschlagen nahe; schließlich siegte Begeisterung über Vorurteile und bösen Willen oder Gleichgültigkeit; die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit dieser freiwilligen Scharen erzwang sich allgemeine Anerkennung. Freilich die geringe Zahl der Streiter konnte ihnen keine entscheidende Rolle sichern, aber durch sie hatte die Nation ihren Willen betätigt; doch auch diese Anerkennung ließ lange auf sich warten, wurde sogar von dem eigenen Volke versagt, was der Bedeutung der Legionen bei den Mittelmächten großen Abbruch tat.

In Polen fand nämlich die Nachricht von dem Einfall des Pilsudski und von der Bildung der Legionen in Galizien zu Anfang fast allgemeine und entschiedene Ablehnung. Das Land befand sich ja in der qualvollsten Lage; seine wehrfähigen Söhne, alle seine Berufsoffiziere mußten in den russischen Reihen kämpfen gegen die Polen in den deutschen und österreichischen; es war förmlicher Brudermord, zu vergleichen dem Lose der Balten im russischen Heere, die gegen Deutsche kämpften, oder der orthodoxen Serben im österreichischen, die gegen die Konnationalen desselben Glaubens fochten. Aber während bei Balten und Serben die geringen Zahlen die Tragik des Geschehens herabmilderten, standen sich unter den Polen fast gleich starke Massen entgegen, und nun sollten noch freiwillige Kämpfer aus Russisch-Polen die russischen Polen bekämpfen helfen. Hinzu kam Furcht vor Repressalien der Russen, dann der starke Einschlag russophiler Orientierung in Polen während des Jahres 1914, sowie die unwillkürliche Scheu vor irregulären Truppen, zumal im fremden Verbande. Es dauerte daher lange, bis diese Gefühlsmomente ausschieden und der Einsicht von der

außerordentlichen Bedeutung des Legionenwerkes und seiner dankbarsten Anerkennung Platz machten. Ihr bloßes Dasein widerlegte ja die Fabel von der vollständigen Apathie oder Gleichgültigkeit der Polen; bewies, daß die Nation gewillt war, für ihre Ideale mit den Waffen in der Hand einzutreten.

Es wiederholte sich in kleinerem Maßstabe, was mit den Legionen des Dombrowski 1797—1807 geschehen war. Geringgeschätzt und geschurigelt, preisgegeben und verraten von den Franzosen, erfochten sich diese Legionen auf den italienischen, österreichischen, spanischen Kampffeldern (um von dem Todesopfer auf den Antillen zu schweigen) ihren Weg ins Vaterland, kündeten ihre Fahnen ihm die Befreiung und schufen ihm die Armee, ohne die ein Staat nicht zu denken ist. Dasselbe Ziel leuchtete Pilsudski sowie den Legionen vor, auch als sie auf ungarischem Boden, in den Karpathen, fern von den Ihrigen sich der Russenübermacht entgegenwarfen. In diesen Kämpfen bildeten sich aus die Kaders der künftigen polnischen Armee, die Gewähr für eine Selbständigkeit Polens, und in diesem Sinne feierte der neue Warschauer Stadtrat in seiner Eröffnungssitzung diese herrliche Tat der polnischen Jugend, entbot ihr seinen dankbarsten Gruß.

Es war dies die einzige selbständige Handlung des Polentums, ein bleibendes Verdienst des Nationalkomitees. Mochte auch gegenüber den Millionenheeren das bisher einzige „polnische Hilfskorps" trotz seiner ausgezeichneten Haltung militärisch nicht viel bedeuten, desto nachhaltiger war sein moralischer Einfluß. Wenn heute in ganz Polen die Idee des nationalen Staates so allgemein anerkannt wird, daß sich ihr nicht einmal die Russophilen (so unlängst noch in Petersburg selbst ein gewesener russischer General, der Pole Babianski) verschließen können, so wurzelt diese Idee in den Legionen als ihrem einfachsten Ausdruck. Aber sie symbolisieren noch etwas anderes: einen endgültigen, unheilbaren Bruch mit Rußland. Hatte man für die Russen trotz aller Begünstigung und Aneiferung nichts zustande bringen können, gegen sie erhoben sich spontan die Legionen trotz aller Hindernisse, trotz des Galgens, der ihnen drohte. War doch längere Zeit in Polen, auch nach der Verdrängung der Russen, jede Erwähnung der Legionen verpönt, geschweige denn ein Werben für sie gestattet. Das Faktum der Legionen und seine möglichen Folgen bekümmerten daher aufs tiefste die französische Presse, zu deren Spezialthemen alles Polnische gehört. Denn wie italienische und rumänische Emissäre die österreichischen Gefangenenlager in Rußland aufsuchen, um hier Landsleute zum Kampfe gegen Österreich zu pressen, so könnten mit gleichem Erfolg in den russisch-polnischen Gefangenenlagern Deutschlands und Österreichs die Polen aufgesucht und zu ähnlichem Zwecke angeworben werden. Aber dahinter eröffnet sich für die Entente noch eine ungleich gefährlichere Aussicht; ihre Presse, speziell die französische, erschrak vor dem Gedanken einer zwangsweisen Aushebung der Polen zum Kampfe gegen ihre „russischen

Brüder". „Die Deutschen bieten den Polen eine illusorische politische Unabhängigkeit und eine sichere militärische Sklaverei . . . In Polens tragischer Geschichte gab es noch nie ein so erschütterndes Moment; Frankreich kann nicht ohne Erregung diesen deutschen Manövern in Polen folgen" („Rappel", 24. August 1916). „Was denken die Polen selbst?" fragt der „Temps" von demselben Tage besorgt und tröstet sich mit der Phrase: „Zweifel darüber würden nur ihre nie wankende Treue gegen sich selbst beleidigen und ihre politische Orientierung, die seit Generationen wach erhalten wird durch erschütternde Erfahrungen und den schönsten Kampf der Geschichte." Der „Temps" vergißt nur, gegen wen denn diese Erfahrungen und dieser Kampf gerichtet waren — und es sind ja eben die Polen der Legionen, die „sich unerschütterlich treu" geblieben sind, in deren Reihen Adelige, Bürger, Bauern und Juden heldenhaft gegen den Erbfeind kämpfen.

Freilich, damit sich die Kaders der Legionen zu einem großen Nationalheere entfalteten, dazu bedurfte es des Zauberwortes, das von den Mittelmächten bislang nicht ausgesprochen ward. Unlängst hielt sich die Kreuzzeitung über das sonderbare Gebaren der Polen auf, die, statt ein Heer aufzustellen, um sich ein Reich zu erkämpfen, ein Reich haben wollen, um ein Heer aufzustellen. Gegenüber dem undurchdringlichen Schweigen der Mittelmächte konnten jedoch die Polen nicht anders handeln. Als man in einem Gefangenenlager einen Gemeinen fragte, ob er und andere Polen gegen die Russen fechten wollten, antwortete er: „Gern, aber werden wir nicht auch im Stiche gelassen werden — wer bürgt uns dafür?" Daß aber überhaupt der russischen Polen in solchem Zusammenhange gedacht wurde (allerdings vorläufig nur in der tief besorgten Ententepresse), haben sie den Legionen zu verdanken, die vollauf bewiesen, daß der Haß gegen den Erbfeind durchaus nicht erloschen, nicht nur ein literarisches Vermächtnis ist. Es war dies der instinktive, elementare Ausbruch der lange und tief zurückgehaltenen Gefühle und zugleich eine große, politische, weise Tat, obwohl keinerlei Politiker sie hervorgerufen oder geleitet haben. Und was auch der Ausgang dieser Kämpfe sein mag, die Pilsudski und andere bis zu den oft namenlosen Helden der Schützengräben haben bewiesen, daß polnischer Patriotismus und Opferwilligkeit trotz der bald hundertjährigen Sklaverei nicht erloschen sind, daß die Nation sich nicht zu Heloten hat herabdrücken lassen, daß ihre moralische Kraft ungebrochen ist. In den Adern der heutigen Legionäre fließt das Blut ihrer Ahnen, der Helden aus dem Engpaß von Somosierra und vom Eisdamm der Beresina; aber gerade das Los jener Legionen, die Napoleon seinen selbstsüchtigen Zwecken jederzeit zu opfern bereit war, hat die Nation gewitzigt. Sollen nach Annahme der Franzosen sieben- bis achthunderttausend Polen als Reserve den Armeen von Linsingen und Marwitz, Boehm-Ermolli und Köveß zugeführt werden, so müßte vorerst jenes entscheidende Wort ge-

sprochen werden, das die Ententepresse so fürchtet, dessen Wirkung zu lähmen sie die Russen vergebens drängt; erst dieses Wort wäre angetan, Unwiderrufliches zu schaffen und damit die Nation fortzureißen.

4.

Wie steht es nun um die Nation selbst, von der doch nur ein verschwindender Bruchteil gegen die Russen kämpft, ein ungleich winzigerer mit den Russen aus Lemberg und Warschau geflohen ist, ein großer von den Russen, getreu deren Dschingis-Chan-Traditionen, fortgeschleppt wurde? Als Mickiewicz nach dem Ausbruch des Aufstandes von 1830 die Bibel aufschlug, um nach dessen Los zu forschen, fiel sein Auge zuerst auf die Worte: non habebunt hominem, die sich buchstäblich erfüllten, die auch heute wiederholt werden könnten; man wäre fast versucht, noch ein zweites Zitat anzureihen, das von dem großen Moment, der ein kleines Geschlecht fand. Kein Wunder übrigens. Denn es erschöpfte sich die ganze Energie der Nation in der bloßen Verteidigung ihres Besitzstandes, in der Ablehnung russischer Einflüsse, in dem Festhalten an den eigenen Traditionen, die es fast ein Jahrhundert, fünfundachtzig Jahre lang, unter den ungünstigsten Bedingungen zu vertreten hieß; wiederholten sich doch in Polen die Vorgänge in Irland. England und Rußland, die sich beide in die Weltherrschaft zu teilen gedenken, stehen sich doch vielfach geistig ungleich näher als das in allen möglichen liberalen Vorurteilen befangene Europa sich träumen läßt. Und auf diesem nahen, kleinen Polen lastete der ganze Riesendruck, der materielle und moralische, der zarischen Macht, gefördert durch die freiwillig gewährte Unterstützung der öffentlichen Meinung in Rußland, die mit Recht in Polen den Erbfeind erkannte. Dieser ungleiche, unerbittliche, tägliche Kampf zehrte alle Kräfte auf, höhlte den Menschen aus, machte ihn nervös (es gab in Polen geradezu eine pathologische Abart einer besonderen „Russenkrankheit"), schädigte ihn auf jedem Gebiete, band seine Fähigkeiten, legte ihm förmlich Fesseln an. Es verschwand das Großzügige, Freie und Weite, man verlernte Unbefangenheit und Offenheit, es herrschte eine Luft, in der eher alles zu ersticken drohte, als daß sich große Richtungen und Menschen hätten entwickeln können.

Man hört vielfach von einer besonderen politischen Befähigung der Polen; der Augenschein lehrt, daß von den mancherlei Fabeln, die über sie im Schwange sind, diese die luftigste ist. Politische Talente und Charaktere bilden sich ja nicht in der Abgeschiedenheit von jeglichem politischen Leben und Denken. Aber das alte Polen hatte sich vor aller Umwelt auf sich allein zurückgezogen, hatte für nichts Interesse noch Verständnis und wurde stets nur Opfer seiner eigenen Naivität; im neuen war es nicht besser; es trieb höchstens Kirchturmpolitik, was noch nicht mit Politik gleichbedeutend ist, und opferte sich patriotisch, was noch lange nicht politisch ist. Am schlimmsten

natürlich, bei jedem Mangel nicht nur eines politischen, sondern eines öffentlichen Lebens überhaupt, lagen die Verhältnisse in Polen, während im Posenschen der einzige Gedanke auf Wahrung des allseitig bedrohten Nationalstandes jede weitere Aussicht völlig verbaute und nur in Galizien seit 1867 die Möglichkeit eines politischen Schaffens im größeren Umfang gegeben, aber kaum ausgenützt war.

In Polen hörte, wie nach 1831, so nach 1863 jeder politische Gedanke auf; der einzige Träger eines solchen, Wielopolski, lebte im Auslande in strengster Zurückgezogenheit. Wohl gab es im Lande Parteien, namentlich die fortschrittliche der jungen Intelligenz, unter deren Angriffen sich eine konservative des Landadels und Klerus (der sich am wenigsten rühren durfte, von der Regierung stets aufs strengste überwacht) zusammenfand, die nicht vollständig das Feld den „Fortschrittlern" räumen wollte; beide überflügelte, meist auf unterirdische, illegale Wirksamkeit beschränkt, seit 1880 die Sozialdemokratie; auch Antisemiten, auch Leute, die mit dem Zarat paktieren wollten, kamen zu Worte. Aber diese Gegensätze schufen noch lange kein politisches Leben, dazu fehlten die Grundbedingungen: Wahlkörper, Vereinsrecht, freie Presse; über bloßes Theoretisieren im engsten Kreise kam man nicht heraus, lebende Anwendung der Prinzipien blieb völlig ausgeschlossen, die Meinungen konnten immer weiter auseinandergehen, sich zersplittern und befehden; 1915 zählte man in Warschau eines schönen Tages dreiundzwanzig Parteien, das heißt Fraktiönchen, deren Nuancen sicher feststellen zu wollen, fruchtloses Beginnen wäre. Wirkliche Arbeit leistete man nicht auf politischem, nur auf kulturellem Gebiete, wo es galt, das mühsam Errungene gegen den Argwohn und die Verfolgung der Regierung zu schützen, einen Kontakt zwischen Stadt und Land, Intelligenz und Arbeiterschaft oder gar Volk, nationale Institutionen zu schaffen, das nationale Bewußtsein in Arbeiter und Bauer zu wecken, das zurückgebliebene Land europäisch zu machen — trotz und gegen die väterliche Regierung. Der Krieg zerstörte diese Arbeit, stellte andere Aufgaben, vor allem das entsetzliche Elend zu lindern, dem ja sogar Amerika vergeblich zu steuern suchte.

Die einzige politische Orientierung war die unpolitische des Inaktivismus, des Zuschauens mit verschränkten Armen bei den Vorgängen ringsum. Das wurde als höchste Weisheit allseits empfohlen und kam den tiefsten Trieben bestens entgegen. Die politische Abschnürung großer Teile des Volkes und Einzwängung in fremden Rahmen seit hundertundzwanzig Jahren hatte ihre Wirkung nicht verfehlt; jeder Anteil lebte sein eigenes Leben, verfolgte in seiner eigenen Weise seine eigensten Interessen und verstand oft nicht recht den anderen; unwillkürliche Absonderung war natürliche Folge. Der furchtbare Kräfteverlust durch 1863 mahnte zur größten Vorsicht und Schonung; die Gärung von 1905 blieb nur vorübergehende Episode. Zu derselben Vorsicht mahnten 1914 und 1915 die wechselvollen Kriegsereignisse; der Kanonen-

donner näherte und entfernte sich wieder von Warschau; Lodz ging aus deutschen in russische Hände und umgekehrt; jedes Außerachtlassen der nötigen Vorsicht stellte künftige Repressalien der Russen in sichere Aussicht. Auch die Teilung des Polentums der drei Anteile in die zwei feindlichen Lager lähmte jedes aktive Eingreifen; später kam hinzu die Teilung von Polen allein in deutsches und österreichisches Gebiet mit strenger Sonderung der Verwaltung, was einheitliches Vorgehen wiederum unmöglich machte. Ziemlich allgemein herrschte außerdem die Annahme vor, daß Deutschland einen Sonderfrieden mit Rußland schließen würde, dessen Kosten man auf sich abgewälzt zu sehen fürchtete — alles hinlänglicher Grund, um auf energisches Tun zu verzichten, um zu warten und warten.

Mißtrauische Zurückhaltung war die Losung, zumal als man erkannte, daß auf die russischen Verheißungen trotz aller schönen Worte nicht zu bauen war; dasselbe galt den neuen Herren im Lande gegenüber, die fremde Sprache und fremde Ordnung mit sich brachten, im Namen des Kriegsrechtes im Lande unumschränkt schalteten, die Empfindungen der Bevölkerung oft verletzten und gegen die es keinen Appell gab; auch die entsetzliche Not in den großen Städten und auf dem flachen Lande, wo man sich um die Stückchen Brot raufte, die mitleidige deutsche Soldaten von ihrem eigenen knappen Vorrat abgaben, unfähig, dem Elend ringsum zu widerstehen — sie war nicht angetan, freundlichere Gefühle zu wecken; die Situation drohte unleidlich zu werden.

Mit der Zeit besserten sich die gespannten Verhältnisse. Deutsche Ordnung stach von der russischen Verwahrlosung gar zu sehr ab, der Unterschied zwischen einst und jetzt wurde immer augenscheinlicher, die Provinzstädte namentlich, wie Plozk und andere, gewannen zusehends anderes Aussehen; der Bau von Chausseen, Bahnen, Kanälen, was alles die Russen absichtlich unterlassen hatten, wurde trotz des Krieges in Angriff genommen; ebenso besserten sich die sanitären Verhältnisse. Besonders jedoch entschied, was in und für Warschau durch die Deutschen geschah. Die Eröffnung der polnischen Universität (nachdem die einstige „Hauptschule" des Wielopolski 1869 russifiziert worden war) und des Polytechnikum und deren Besetzung mit lauter polnischen Kräften, auch aus Lemberg und Krakau; die Freigebung großer nationaler Feiern, namentlich der hundertfünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Tages der Maikonstitution, wie des Tages der Hinrichtung der Mitglieder der letzten nationalen Regierung von 1863 (Traugut und andere); die Erteilung der neuen Städteordnung mit dem aus freien Wahlen hervorgegangenen Stadtrat; die Erneuerung des von den Russen geschlossenen Schulvereins, die Schaffung eines Landesschulrates; dies und vieles andere ließ die neue Fremdherrschaft in anderem Lichte erscheinen und konnte mit ihr eher aussöhnen. Die Presse durfte freier sprechen, die Losung des künftigen polnischen Staates wurde in die Massen geworfen, und der Warschauer Stadtrat

nahm sie in seiner Eröffnungssitzung feierlich auf; ein Klub der „Anhänger polnischer Staatlichkeit" wurde gestattet; in öffentlichen Versammlungen konnten dahin abzielende Resolutionen gefaßt werden.

So wurde der Boden für eine Verständigung vorbereitet, die noch vor kurzem ganz aussichtslos erschienen wäre. Sie wurde desto näher gelegt, als sich herausstellte, daß der militärische Erfolg der Mittelmächte in Polen kein vorübergehender war, daß auch die Brussilovsche Offensive trotz ihres Einsatzes von einer Million Soldaten nichts daran zu ändern vermochte. So wurden langsam die letzten Fäden, die zu Rußland hinüberliefen, zerschnitten, und bei kritischerem Nachprüfen zeigte sich, daß ihre Haltbarkeit sowieso gering war. So war man stets der Überzeugung gewesen, daß Polen, schon ein halb industrialisiertes Land, das zu einem reinen Agrikulturalland nie mehr zurückgeschraubt werden kann, bei der Schließung des größten Absatzgebietes seiner Industrie im Osten katastrophalen Schaden erleiden sehen müßte. Von diesem Standpunkte aus wollten gerade die Lodzer und Warschauer Industriellen lange Zeit nichts von einer Trennung Polens von Rußland hören; sie waren deshalb sogar Gegner völliger Autonomie. Man wurde jetzt auch darin anderen Sinnes; stand doch der polnischen Industrie der Verlust dieses Absatzgebietes sicher bevor, ebenso wie die durch die wohlberechnete Tarifpolitik der Regierung begünstigte russische Industrie so weit erstarkt wäre, daß sie die polnische im Osten verdrängen und ersetzen konnte. Ein verstärkter innerer Verbrauch und neue Absatzgebiete werden diese Industrie schadlos halten müssen.

Und nun verließ man langsam den unfruchtbaren Inaktivismus. Öffentliches Leben erwachte im ganzen Lande, sogar in der Provinz; in allen möglichen Vereinen lernte man das Zusammenarbeiten, die Unterordnung des einzelnen, Pflichterfüllung. Es fehlte an einem, an führenden Männern, die Vertrauen besaßen, Verantwortlichkeit fühlten; die bisherige Atomisierung des nicht öffentlichen, nicht legalen Parteilebens konnte sie nicht heranbilden; es gibt eine Menge fachmäßig geschulter Kräfte auf allen Gebieten, es fehlen die überragenden Geister, denen man folgen, vertrauen könnte, die die Nation repräsentieren würden. Und ebensowenig kann den Mangel einer nationalen, frei gewählten Vertretung der Warschauer Gemeinderat ersetzen, mag er auch, als aus Kompromissen aller Parteien hervorgegangen, in gewissem Sinne eine weite Gemeinschaft verkörpern. Aber trotz allen Auseinandergehens im einzelnen stehen alle Parteien oder lieber gesagt Fraktionen auf einer gemeinsamen Linie; sie fordern alle und gehen alle aus von der Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Staatlichkeit der Nation.

Damit verträgt sich nur schlecht jede austrophile Orientierung, die allerdings im Königreich selbst geringsten Boden hat. Sie wird ja hauptsächlich von galizischen Polen und dem Obersten Nationalkomitee vertreten, das bei all seinen Verdiensten doch nur ein Rumpfkomitee verbleibt, nicht die ganze Nation zu repräsentieren vermag, keine Vertrauensmänner aus dem Königreich

in seiner Mitte zählt. Die galizischen Polen denken ohne weiteres an eine Verschmelzung des ganzen ungeteilten Galizien mit dem Königreich, in weiterer Folge an einen Trialismus in Österreich. Sie, die dem greisen Kaiser persönlich zu Dank verpflichtet sind, halten es für ihre Aufgabe, in diesem Sinn zu wirken. Aber ihre eigene Dankespflicht erstreckt sich ja nicht auch auf ihre Landsleute im Königreich. Wohl fühlen auch diese, was die Angliederung Galiziens, einer kräftigen Lunge förmlich für ihren Organismus, bedeuten könnte, da Galizien in der Industrialisierung erheblich weiter zurücksteht; dazu kommt die damit gegebene außerordentliche numerische und räumliche Vergrößerung — trotz der Belastung mit den Ruthenen, denen großes Entgegenkommen bewiesen werden müßte (eine Abtrennung Ostgaliziens kann nur derjenige wünschen, der Ostgalizien in russische Hände zu spielen vor hat). Hinzu kommen moralische Elemente von großer Tragweite, die Bedeutung Krakaus, seiner alten Traditionen und seiner modernen Anstalten, die Lembergs mit seinem stark pulsierenden Leben — ja, sogar der Krieg hat Polen wie Galizien zu einem einzigen Kriegstheater umgeschaffen. Kein Wunder daher, daß dieser vom Obersten Nationalkomitee und den galizischen Polen heiß verfochtene Plan manche Zustimmung finden konnte, doch stellen sich seiner Verwirklichung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Denn einmal führt auch Österreich Krieg, nicht um Provinzen zu verlieren, sondern zu gewinnen (Franz Josephs Worte im Jahre 1863 aus ähnlichem Anlaß), würde daher auf Galizien nicht verzichten, das auch für Ungarn einen brauchbaren Wall bildet, wie 1914/16 gezeigt hat. Außerdem sehe man sich nur an, was aus dieser Vereinigung herauskommen würde, geradezu die geographische, das ist auch militärische Monstruosität eines Staates, der sich um die Grenzen Deutschlands und Österreichs wie eine Schlange rollt, was namentlich für Deutschland gar bedenklich werden müßte, auch wenn dieses Polen an Galizien käme! In diesem Falle ist wieder nicht abzusehen von den staatsrechtlichen Schwierigkeiten, denn Ungarn scheint von einem Trialismus nichts weniger als erfreut. In Warschau verhält man sich auch äußerst reserviert gegen alle diesfallsigen Versprechungen und Angebote.

Heute ist die Nation nicht mehr gedrittelt, sondern geviertelt; doch erwarten die Polen im Königreich, daß dies nur ein Provisorium ist, aus dem sie möglichst rasch herauskommen möchten; an eine Ausdehnung würden sie nach dem Norden (ohne die ethnographisch litauischen Gebiete im Suwalkischen und im Kownoischen) und dem Osten eher rechnen, als nach dem Süden. Je weiter hier ihre Grenzen vorgeschoben würden, desto unheilbarer würde der Bruch mit Rußland, das alle historischen und nationalen Rechte auf ein Gebiet, das ihm nie gehört hat, beansprucht; die Weiß- sowie die Kleinrussen wären dann zu behandeln wie die Ruthenen in Galizien, das heißt mit weitester Berücksichtigung aller gerechten nationalen Forderungen in Schule, Amt und Verkehr. Bei dem unentschiedenen Ausgang des Ringens mit Rußland

wären aber alle derartigen Erwägungen verfrüht, zumal heute, da die Aussichten gegenüber den vorjährigen erheblich geringer geworden sind.

Trotzdem bleibt auch heute noch die gesamte Lage für die Polen so günstig, wie sie seit 1812 nicht mehr gegeben war und niemals mehr wiederkehren wird; verpaßt man auch diese Gelegenheit, ist wohl alles unwiederbringlich verloren. Man müßte nun meinen, daß diese Erkenntnis, allgemein geteilt, zur notwendigen Einigkeit, ja Einmütigkeit, die allein Stärke verleiht, zwingen sollte; statt dessen sehen wir alles auseinandergehen. Am 3. September dieses Jahres berief der Klub für polnische Staatlichkeit eine öffentliche Versammlung ein, wo einstimmig eine Resolution angenommen wurde, in der man Rußland als Erbfeind und einzigen Widersacher von Polens Selbständigkeit bezeichnete und die Mittelmächte zur Aufrichtung Polens und einer polnischen Armee, die noch in den jetzigen Krieg gegen Rußland eingreifen müßte, aufforderte. Am 9. September erschien im „Warschauer Kurier" ein von fünf politischen „Parteien" (Nationaldemokraten, Realisten usw.) gezeichneter scharfer Protest, der sich gegen die Einberufer jener Versammlung wandte, als gegen unbefugte Usurpatoren, hinter denen niemand stünde, die keinerlei Recht hätten, ihre persönlichen Ansichten einer irregeführten Versammlung, die nicht einmal eine Diskussion hätte aufnehmen können, aufzudrängen; allerdings erkannte auch dieser Protest die Notwendigkeit polnischer Selbständigkeit an. Gegen diesen Protest protestierte sofort die „Liga der polnischen Staatlichkeit", die zwar mit Taktik und Methoden des „Klubs der polnischen Staatlichkeit" nicht übereinstimmt, daher an jener Versammlung vom 3. September nicht teilgenommen hätte, aber mit den Grundsätzen ihrer Resolution sich vollkommen einverstanden erkläre. Außerdem protestierten fünf andere politische Parteien (Nationaler Arbeiterbund, polnische sozialistische Partei, polnischer Volksbund, Unabhängigkeitsbund, Patriotenbund), die trotz der sie vom Klub der polnischen Staatlichkeit trennenden Differenzen in der politischen Taktik an jener Versammlung teilgenommen hatten, gegen die Protestler vom 9. September, die keinen Anspruch erheben dürften im Namen der breiten Schichten der Bevölkerung, um so weniger im Namen ihrer Mehrheit zu sprechen (wirklich sind unter jenen Protestlern vom 9. September nur zwei „Parteien" von den fünf unterzeichneten von einigem Belang).

Man könnte daraufhin glauben, die Verwirrung und Zersplitterung könnte nicht weiter getrieben werden, die bekannte polnische Uneinigkeit wäre größer als je; nur ist dies alles nicht tragisch zu nehmen. Denn eben dieselben einander so befehdenden „Parteien", haben sich, als es zur Tat kommen sollte, zu den Wahlen für den Stadtrat ohne weiteres geeinigt, nicht nur auf eine gemeinsame Kandidatenliste, sondern sogar auf eine gemeinsame Deklaration, die in der Eröffnungssitzung — der Zufall fügte es — gerade ein Nationaldemokrat vorzulesen hatte, die sich direkt gegen Rußland wandte, für die Unabhängigkeit eintrat und der gegen Rußland kämpfenden Jugend dankbaren

Gruß entbot. So fand man sich kurzerhand auf gemeinsamem Boden. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß gerade die Ungewißheit über die Zukunft lähmend einwirkt und alle Zersplitterung fördert. Es ist ja so weit gekommen, daß unter denen, die gleich 1914 den Kampf gegen Rußland aufnahmen oder predigten, infolge der Enttäuschungen wegen des Schweigens der Mittelmächte und der Verdächtigungen ihrer Absichten, viele von jeglichem Aktivismus sich lossagten und die abwartende Haltung der Neutralisten einnahmen. Entente und russische Blätter begrüßten eifrig diese Stellungnahme, erblickten darin eine Gewähr dafür, daß diese Neutralisten auf dem abschüssigen Boden nicht haltmachen könnten und früher oder später — es bedürfte hierzu nur eines geringen russischen Entgegenkommens — mit Verleugnung ihrer ursprünglichen Prinzipien im russophilen Lager eintreffen würden.

Es ist klar, daß allem diesem Schwanken das erlösende Wort von seiten der Mittelmächte ein rasches Ende bereiten würde; freilich müßte es den Wünschen und Erwartungen der Nation dahin entsprechen, daß die Unabhängigkeit und Selbständigkeit von Kongreßpolen jeder künftigen Ausgestaltung zugrunde gelegt würde — darin sind sich alle Parteien einig. Zu Unrecht unterschiebt man ihnen weitergehende Absichten (die der Jagellonischen Idee zum Beispiel), als ob das alte historische Polen „von Meer zu Meer" ihr Endziel wäre! Aber damit sind nur Polens Feinde stets zur Hand, um die berechtigten Forderungen der Nation unterdrücken zu können. Kein vernünftiger Pole trägt sich mit diesem Gedanken, der seine historische Rolle ganz ausgespielt hat; wohl konnte auf dem Lemberger Schloßberg zur Erinnerung an die Völkerunion von Lublin (1569) ein Erdhügel 1869 aufgeschüttet werden, aber er bietet nur ein herrliches Panorama weit ins Land und ist historische Erinnerung, kein Symbol künftiger Politik mehr. Wohl war diese Idee einst lebensfähig; Ungunst der Menschen und Zeiten hat sie erstickt, und es läßt sich keine lebendige Entwicklung mehr in den abgestorbenen Rahmen einpressen. Das Endziel der Polen aber ist auch keine Wiedervereinigung wenigstens aller Polen — eine unmögliche Forderung, die kein denkender Politiker ernst nimmt. Somit beschränken sich die Wünsche der Polen auf das Schaffen eines selbständigen Staates auf dem Boden von Kongreßpolen, in dem sich die Nation ohne weiteres auszuleben vermag.

5.

Wie ist endlich die Haltung der Arbeiter, Bauern und Juden im Lande? Die Arbeiter gehen vielfach mit der Intelligenz zusammen. Ihr soziales Interesse hatte sie vereinigt und organisiert zu einer Zeit, als die Intelligenz ganz apolitisch geworden war. Das Revolutionsjahr, ihr tätiges Eingreifen in den Kampf gegen die Regierung — mochte es auch zuletzt stellenweise zu

bloßem „Expropriieren" führen — hat ihr Bewußtsein außerordentlich gehoben. Sie allein blieben jeglicher Russophilie fremd, sie bekämpften grundsätzlich die Nationaldemokratie, und mit ihrer politischen Gewecktheit muß wohl gerechnet werden. Auch unter ihnen gibt es allerlei Schattierungen; die polnische sozialistische Partei ist längst nicht mehr einheitlich, aber ein großer Teil der Arbeiter ist durchaus national gesinnt und getrennt von internationalen oder gar anarchischen Elementen. Hier kann nicht mehr die Entwicklung dargestellt werden, wie sich das in den ersten Jahren der sozialistischen Bewegung völlig verpönte nationale Bewußtsein seit den neunziger Jahren langsam, aber entschieden durchgesetzt hat. Die alte Sozialdemokratie eines Marx und Engels war schon wegen ihres Gegensatzes zu dem absolutistischen, „schwarzen" Rußland, in dem sie die größte Gefahr für jegliche Freiheitsbewegung erkannte, polenfreundlich; in Polen selbst brach sich erst langsam die Erkenntnis Bahn, daß ohne die Weckung des nationalen Bewußtseins auch das soziale nicht gefördert werden könne, denen beiden gleichmäßig die zarische Regierung im Wege stand, auf deren Beseitigung vor allem gedrungen werden mußte. Und die Arbeiterschaft blieb sich treu; während für die Intelligenz die Russophilie das große Wort führte, verübten Arbeiter Attentate auf Bahnen und Brücken und bekämpften in ihrer „unterirdischen" Presse aufs leidenschaftlichste die sich im Tageslichte breit machende Nationaldemokratie; erst die deutsche Okkupation ermöglichte auch ihnen das freie Wort und erkannte ihre Organisationen an.

Ungünstiger sieht es vorläufig auf dem flachen Lande aus. Zwar war die so verrufene Lage des Bauern im alten Polen durchaus nicht schlimmer als anderswo — im Gegenteil, schon das patriarchalische Leben des Edelmannes auf dem Lande, den kein Hof, keine Stadt fortlockte, duldete in der Regel keinerlei Exzesse, die sich erst die Mißwirtschaft fremder Pächter und Kommissare zu schulden kommen ließ. Die Unterlassungssünden der polnischen Gesellschaft gehören im Grunde erst dem neunzehnten Jahrhundert an und haben sich bitter gerächt. Die Kluft zwischen Herr und Bauer wurde nicht zur Zeit ausgefüllt, was die fremde Regierung wohl auszunutzen verstand. Der Bauer beargwöhnte stets das Beginnen der „Herren" und stellte sich daher der Insurrektion 1863 gleichgültig oder gar feindlich entgegen; nur zu leicht ließ er sich in seiner Unerfahrenheit einreden, daß die Herren in ihrer Selbstsucht die Wiederkehr der alten Untertanenschaft wünschten oder gar planten. Auch im Revolutionsjahr 1905 ließen sich nur einzelne zum Kampfe gegen die Regierung fortreißen, die allerdings auf den Dank der Bauern für die Befreiung von den Herrenleistungen (denn jede Leibeigenschaft war ja schon durch den Code Napoléon aufgehoben) zu rechnen längst aufgegeben hatte. Diese streng konservativen und religiösen, unwissenden und gedankenträgen, durch die steigende Zersplitterung ihres Bodenbesitzes verarmenden Massen sind für jede Änderung der gegebenen Lage nur schwer zu begeistern.

Ein alter Bauer meinte aufrichtig: „Wir wissen, daß der Russe unser schlimmster Schädiger ist, aber wir waren an das Joch gewöhnt, wir wußten bereits, wo es drückt — wo wird uns das neue drücken?" Darin besteht hauptsächlich die vielfach behauptete und verallgemeinerte Russophilie des polnischen Bauern, sein angeblicher Wunsch nach einer Rückkehr der Russenzeit. Davon kann im Ernste nicht die Rede sein; namentlich hat auch die Wegtreibung der Hunderttausende von Polen den Bauern (anders als den Nationaldemokraten) die Augen über die wahren Ziele der Russen geöffnet; der Bauer wußte, daß die Stelle der verschleppten Polen durch Kernrussen besetzt werden sollte, die ihm das Leben schwer gemacht hätten.

Von einer Einheitlichkeit der Meinungen und Stimmungen kann nicht gesprochen werden, zumal bei der Unentwickeltheit, Unreife des Bauern. Wohl nahmen Tausende von Bauern an Versammlungen und Resolutionen teil, die die Russen verfehmten und für Polens Staatlichkeit eintraten, aber so sind lange nicht alle. Auch jetzt kann man unter ihnen über die Herren und eine künftige polnische Herrschaft Abfälliges munkeln hören; das alt eingewurzelte Mißtrauen könnte am ehesten noch von der Geistlichkeit erfolgreich bekämpft werden. Zwischen dem Bauer der polnischen Belletristik und dem der polnischen Wirklichkeit muß wohl unterschieden werden; jener ist viel zu sehr idealisiert wegen seiner Bodenständigkeit, Bedächtigkeit, Solidität, dieser viel zu wenig in der Grundverschiedenheit seiner Veranlagung, Uneinheitlichkeit seines Tuns eingeschätzt. Aber er lernt rasch und eifrig; es fehlt ihm durchaus nicht an nationalem Bewußtsein, und schon heute wäre er ohne weiteres auf die Füße zu bringen, wenn es gälte, den eigenen Boden gegen die Schrecken eines neuen Stellungskrieges, gegen eine neue Zerstörung seines Ackers, mit einem Worte, gegen die Russen zu verteidigen. Hier ist allerdings noch die meiste nationale Arbeit zu leisten, aber sie ist sehr aussichtsreich; man vergesse nicht das Erstaunen der russischen Regierung, als polnische Bauern 1905 massenhaft die russische Sprache aus Gemeindeamt und Dorfschule hinauswarfen, ihre Sprache einsetzten.

Endlich die Juden, die ja ein Siebentel der Bevölkerung ausmachen. Die polnisch-jüdischen Beziehungen, die durch die von Wielopolski eingeführte, von der Regierung zurückgesetzte Emanzipation auf die beste Bahn geleitet waren, sind, sich langsam verschlechternd, 1914 heillos verdorben. Die Verschlechterung hatte sich zumal daraus ergeben, daß die Regierung Tausende jüdischer Russen (denn die sogenannten „Litwaken" sind konfessionell Juden, politisch Russen), abgesagter Feinde jeglichen Polentums, nach Polen warf, wodurch die alten ökonomischen und konfessionellen Gegensätze sich schärfer zuspitzten; die steigende Polonisierung der jüdischen Intelligenz konnte gegen die Massenbewegung, in die jetzt auch der Zionismus hereinzuspielen begann, ohne sich besonderer Erfolge rühmen zu können, nicht aufkommen. Die Judenhetze der Nationaldemokratie goß Öl ins Feuer, und es kam zu schlimmen

Exzessen, als der Pöbel merkte, daß die Regierung ihn ruhig gewähren ließ; und wenig halfen die von polnischer Seite selbst dagegen ausgehenden Proteste. Die deutsche Okkupation brachte nun ein neues ungünstiges Moment herein; die Polen fürchteten, daß die Juden wegen ihres deutschen Familien- und Verkehrdialektes sich an die deutschen Herren im Lande anschließen würden, obwohl das „Jiddisch" noch lange kein Schriftdeutsch ist, kein Deutscher es richtig zu verstehen vermag. Es wurde namentlich auch die Frage über die Berechtigung oder Zulassung dieses Jargons in den öffentlichen Schulen stark erörtert; ganz überflüssigerweise wurde seine Einführung damit zu begründen versucht, daß es als bloße Überleitung zum Deutschen dienen sollte, denn dadurch stiegen nur die Verdachtsmomente, daß überhaupt Germanisierung geplant wäre. Von zwei Seiten mischten sich unberufene, weil der Landesverhältnisse unkundige und von vorgefaßten Meinungen ausgehende Berater ein: deutsche Juden, die in den polnischen Juden Pioniere des Deutschtums erkennen wollten und ganz offen für die auf diese Juden sich stützende künftige Germanisierung des Landes eintraten; jüdische Russen, die gegen jede Selbständigkeit des Landes zeterten, weil sie die Auslieferung dieser Juden an die Polen fürchteten. Die wahren Interessen der polnischen Juden verlangen anderes, ein friedliches Zusammenleben, kein Ausspielen noch Verschärfen der Gegensätze, und berufene Kenner des Landes von jüdischer Seite, ein Segel, Zivier und andere, sind offen dafür eingetreten. Denn schlimmer als die nationale, ist die materielle Lage dieser ganz unwissenden und rohen, in den Städten zumeist zusammengepferchten, hungerleidenden Judenschaft, für die die russische Regierung nie etwas übrig hatte, außer bloßer Verwahrlosung, deren Lage nur von der Besserung der Lage des Landes selbst abhängen kann, für die das Herauswerfen der Russen ebenso Lebensbedingung war wie für die Polen selbst.

Sollen sich Land und Leute gedeihlich entwickeln, das Versäumte nachholen, den ihnen im westeuropäischen Leben gebührenden Platz voll ausfüllen, so ist die Ablösung von dem orthodoxen Koloß unabweislich. Wollen die Polen Polen bleiben, nicht in dem russisch-slawischen Brei sich auflösen, zu einem bloßen Anhängsel (das früher oder später verdaut wird) herabsinken, so muß bei ihnen jede „russische" Orientierung der „deutschen" weichen. Ist diese möglich?

(Eine Schlußbetrachtung folgt.)

Kreuz- und Quer-Züge

von

Auguſt Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in engliſchen Dienſten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von ſeinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Zweite Fortſetzung.)

Unter den vielen unnützen und dummen Streichen, die wir ausübten, gab es denn auch manche, die ziemlich originell und höchſt komiſch waren, auch von uns mit dem hochtönenden Namen „Genieſtreiche" beehrt wurden. Als Probe will ich aus dem ſtarken Regiſter derſelben nur ein Paar der Vergeſſenheit entreißen:

Wir mußten alle Sonntage ohne Gnade in die Kirche. Zuerſt ging dieſes gut; da wir aber älter wurden und meine ſelige Mutter nicht mehr mit uns gehen konnte, ſchwänzten wir oft, und gingen ſtatt in die Kirche zum Baden oder Schlittſchuhlaufen. Um nun unſer Kirchengehen zu kontrollieren und uns jede Möglichkeit, dieſes zu unterlaſſen, abzuſchneiden, hatte mein Vater pfiffig und bei Strafe des Faſtens uns auferlegt: nicht allein die Nummern der Geſänge, Name des Predigers und das Thema der Predigt, ſondern auch die Hauptpunkte aus derſelben in eine Schreibtafel zu notieren, zwiſchen der Zeit, daß wir aus der Kirche kamen und an den Tiſch gingen, wieder ins Reine zu ſchreiben und auf ſeinen Teller zu legen. Wie machten wir es nun, wenn wir geſchwänzt hatten? Wir ſahen bei Zuhauſekunft zuvörderſt in die Kirche, welche Geſänge angeſchlagen, und fragten einen Chorjungen, wer gepredigt habe. Dann ſchlugen wir die Geſänge und das Evangelium zu Hauſe auf, um zu ſehen, worauf ſie zielten, dann fingen wir an: Marktkirche: Geſang vor dem Evangelio Nr. 8; 24. Evangelium Matthäi 2. Kapitel uſw. Geſang vor der Predigt: Nr. 10; dito während der Predigt Nr. 5, Vers 6; dito nach der Predigt Nr. 19. Der Herr Paſtor und Senior Lehzen, nachdem er ein rührendes und ſchönes Gebet geſprochen, in

welchem er besonders diejenigen rügte und der Gnade Gottes empfahl, welche durch weniges Kirchengehen und Unfrömmigkeit sich dessen Zorn zuziehen, legte den Grund zu einer sehr schönen Predigt folgendermaßen: Thema: Von der allumfassenden und allgütigen Barmherzigkeit Gottes:

1. Worin sie bestehe und in welchem hohen Grade wir sie unverdient erhalten.

2. Christi Verdienste und Selbstaufopferung als Mensch, um dadurch Vergebung der Sünden für die Welt zu erwirken.

3. Wie muß ein wahrer Christ Barmherzigkeit ausüben, wie langmütig, geduldig, und wie gegen seine Feinde sich betragen und Christum nachahmen? Dann folgten einige Raisonnements als Auszüge aus der Predigt selbst usw., zirka einen Bogen voll. — Mein Bruder, als ein Genie einzig in seiner Art, schüttelte eine solche Predigt gleich aus dem Ärmel; in einer Viertelstunde war er damit fertig. Mir wurde es etwas saurer, daher ich oft mit seinem Kalbe pflügen mußte. Gewöhnlich aber tauschten wir unsere Ideen aus und schrieben, sowie wir einen Punkt laut rezitiert und approbiert hatten, selbigen sogleich nieder. — Mein Onkel Justus, der eine Zeitlang in unserem Hause wohnte und mit uns zu Tisch ging, sowie mein Vater lasen unsere Themata und Auszüge mit vieler Erbauung. Als ich nun lange nachher einstens dies Geheimnis meinem Onkel entdeckte, rief dieser zum höchsten verwundert einmal aus: Hat der Henker je solche Jungens gesehen!? Machten die Kanaillen nicht Predigten wie der beste Pastor!

Mein Vater kaufte in einem Winter zwei Billette zu einem Liebhaberkonzert, welches in der London-Schenke gehalten wurde. Er selbst ging fast nie hinein, daher wir dann solche benutzten. Da wir nun wenige Bekannte unseres Gelichters dort vorfanden und des Alleinsitzens überdrüssig waren, so schmiedeten wir einen Plan, wie wir einige unserer Bekannten ohne Bezahlung und ohne Billette dennoch mit hinein bringen möchten. Wie war nun dieses anzufangen? Wir bestellten nämlich am nächsten Abend einen ganzen Haufen Jungens an die Ecke von London-Schenke, dann gingen ich und mein Bruder hinauf, nahmen unsere Billette und in den Saal. Diese Billette wurden nämlich nicht abgegeben, sondern nur vorgewiesen. Dann nahm mein Bruder mein Billett, ging hinunter, gab's einem Jungen und holte ihn damit herauf. Der Junge nahm meines Bruders Billett und holte damit einen anderen, und so ging's fort wie eine Kette, bis alle herauf waren. Um uns nun zu amüsieren, verteilten wir uns unter dem in gedrängten Reihen sitzenden Auditorio, klebten hinten an die Lehnen der Stühle mit Wachs ein langes Pferdehaar, zogen es mit der linken Hand stramm an und, indem wir uns die zwei Finger der rechten Hand mit Wachs beschmierten, fuhren wir darauf hin und her. Dieses produzierte eine infame Art Musik, die zwischen dem Miauen der Katzen, Gezirpe der Heimchens und Heuschrecken, dem Gepfeife der Mäuse oder Grillen, Mückengesang und Bienengesumse

das Mittel hielt. Wir nahmen uns jedoch in acht, immer mit dem Takt der Musik egal zu geigen, hatten auch die Hüte über den Händen liegen und sahen ganz ehrbar aus. Gab's aber unerwartet und unglücklicherweise eine plötzliche Pause, so konnten wir uns nicht gleich rekolligieren, sondern geigten noch eine Zeitlang, ehe wir unsern Irrtum inne wurden, fort; dies verursachte sodann eine Art von Echo, wodurch die Musici im Takt irre wurden. Viele Leute sollen bloß ins Konzert gegangen sein, um das kuriose Echo auf London-Schenke zu hören, auch dem Wirt Vorschläge gemacht haben, wie er durch einige Veränderungen dem Saal dieses häßliche Echo benehmen und nach den Regeln der Akustik verbessern könne.

Eines Abends gegen Dunkelwerden fiel uns ein, unsern großen Kater, der zum Unglück eben in der Stube war, in die Straßenlaterne zu stecken, die vor unserm Hause stand, aber noch nicht brannte. Gesagt, getan. Mein Bruder stieg auf meinen Rücken, und ich reichte ihm den Kater. Wir lagen oben im Fenster, kurios zu sehen, wie sich der Leuchtenanstecker benehmen würde. Dieser kam endlich antrottiert, setzte die Leiter an, lief hinauf, öffnete die Kuppel der Laterne und fuhr mit einem Terpentinlichte dem Kater auf den Pelz. Dieser, wütend vor Schmerz, fuhr heraus und dem Kerl ins Gesicht, der vor Schreck die Balance verlor und mit Kater, Leuchte, Leiter usw. auf den Boden fiel. Zum Glück war auf dem Platze viel Holz gesägt, so daß alle ziemlich weich auf einem Haufen Sägespäne landeten. Die Raserei und echt komischen Ausdrücke dieses Leuchtenanstreckers, der gar nicht Worte finden konnte, das Sonderbare dieses Zufalls zu beschreiben, machen mich oft noch jetzt lachen.

Ein andermal bekamen wir die sublime Idee, obgleich wir noch nie auf einem Pferde gesessen hatten, auszureiten. Eine Menge unserer andern Bekannten, worunter zwei Kadetten, wollten mit. Wir erwählten einen Tag, an welchem meine Eltern verreist waren. Mir wurde ein kleiner, feuriger Polacke des Herrn Brünnenberg, berühmten Gastwirts und Pferdehändlers, zuteil. Die Nachbarn erstaunten, als vor unserem Hause zwölf Pferde angekoppelt standen. Wir stiegen auf, wobei es bald ein Unglück gegeben, denn ich fiel die andere Seite wieder herunter. Wie wir ans Steintor kamen, kehrte das Pferd des Kadetts von Voigt plötzlich um und nahm Reißaus; wir hielten still, sahen, wie er seinen Hut und Säbel verlor, zuletzt sich dem Pferde um den Hals klammerte, ihm, um sich mit den Hacken festzuhalten, unvorsichtigerweise die Sporen in die Seite setzte, in die Knochenhauerstraße hineingaloppierte und wie ein Blitz verschwand. Wir anderen ritten etwas verdutzt weiter durch die Kontereskarpe nach dem Kalenberger Tor. Wie wir auf die Chaussee nach Ronnenberg kamen, kehrte mein Pferd plötzlich um und nahm Reißaus nach Hannover. Am Weghause rief der Einwohner: „Heda, holla! Sie müssen Weggeld geben!" „Auf Wiedersehen!" rief ich, „ich bin eben sehr eilig!" und fort ging's über Stock und Stein. Unglücklicherweise

hielt ich ihn in der Stange, und zwar so, daß er sich bäumte, rückwärts durch einen Graben auf einen tiefen Steinbruch zuging, von dem ich keine zwei Schritte mehr entfernt war, als ein vorbeifahrender Kärrner mich rettete; ich gab ihm nebst einem Trinkgeld das Pferd, um es in der Stadt abzuliefern, und ging zu Fuß nach Hause. Lange Zeit nachher hatte ich eine besondere Abneigung zum Ausreiten.

Des Abends geschahen auf den Straßen eigentlich die Hauptgenieſtreiche; wir banden nämlich die Haustüren zu und dann klopften wir, oder wir banden einen Strick an eine offene Tür und an eine gegenüber, die zu war; an dieser klopften oder schellten wir; wenn diese nun geöffnet wurde, so schlug die gegenüberstehende zu und vice versa. Hierüber gerieten die Nachbarn miteinander in Hader, welches uns vielen Spaß machte.

Die alten Weiber im Heiligen-Geist-Hospital[1]) wurden sehr oft heimgesucht, indem wir erst eine Hand voll Erbsen ans Fenster warfen, um sie herauszulocken; sobald sie nun herausſahen, standen zwei von uns mit großen Handspritzen parat und gaben ihnen eine Ladung ins Gesicht. Das Zetermordio dieser alten Damen öffnete bald mehrere Fenster, aus denen die anderen Schwestern mit den ausgesuchtesten Schimpfworten den Leidenden beistanden. Sobald wir nun sahen, daß alle Zungen in Bewegung waren, zogen wir ab.

Alle Abende durchsuchten wir die Frachtwagen, die auf der Straße standen, ob nicht ein Kärrner darin schliefe, die gewöhnlich das Gesicht nach einer Öffnung der Wagenleiter kehrten, um Luft zu schöpfen; sobald wir einen aufgefunden, setzten wir ihm die Spritze dicht vors Gesicht und feuerten mit der größten Gemütsruhe ab. Das Fluchen dieser Kerls auf Bayrisch oder Schwäbisch gefiel uns sehr, allein, wie der Blitz herunter vom Wagen verfolgten sie uns oft so schnell mit ihren Peitschen, daß wir sehr künstliche Kreuz- und Querwendungen machen mußten, um denselben zu entgehen.

Alle toten Katzen und Hunde, deren wir habhaft werden konnten, wurden abends von uns regelmäßig an die Haken gehangen, die sich vor der Tür des Herrn Dubois, Eckhaus an der Seilwinderstraße, eines Federvieh-, Fisch-, Käse- und anderen Schmieralienhändlers, befanden. Wütend und fluchend betrachtete dann am anderen Morgen Herr Dubois unsere Bescherung.

War irgendwo ein großes Konzert oder Oratorium, wo viele Liebhaber mitsangen oder spielten, und wir hatten kein Geld, um die Entrees zu bezahlen, so nahmen wir jeder ein großes Musikblatt oder eine Flöte in die Hand. An der Kasse angehalten, antworteten wir dreist: „Wir sind Mitglieder des Orchesters oder wir singen im Chor," und man ließ uns gehen; wir aber lachten uns ins Fäustchen. In die Komödie suchten wir uns auch öfters zu schleichen; allein ein alter bärtiger, äußerst brutaler pensionierter Gardesergeant, der dort immer in den Gängen aufpaßte, hatte ein so wachsames Auge, daß es uns nie gelingen wollte.

[1]) Abgerissen, war St. Spiritus, Schmiedestraße, dicht an der Steintorstraße. C. v. H.

Wußten wir des Abends nichts anderes anzufangen, so liefen wir hinter den Kutschen der Vornehmen her und hieben den dahinter in Gala stehenden Lakaien mit Peitschen um die Beine. Da diese nun wegen des schnellen Fahrens und des Geräusches der Räder weder dem Kutscher langsam zu fahren zurufen noch herunterspringen durften, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als fürchterliche Sätze hinter der Kutsche zu machen, hinten auszuschlagen und sich die Waden zu reiben, worüber wir uns dann königlich amüsierten.

Oder wir lagen in unserm Keller, mit Blasrohren und Kittkugeln versehen, nachmittags auf der Lauer, und es gelang uns oft, den alten Weibern uns gegenüber, wenn sie Kaffee tranken, die Tasse dermaßen von dem Munde wegzublasen, daß der heiße Kaffee weit umherstob und ihnen das Maul verbrannte.

Oder aber wir suchten bei Regenwetter die an öffentlichen Orten oft häufig auf dem Flur stehenden Regenschirme auf, füllten sie mit Sägespänen oder Kleie und stellten sie wieder hin. Wenn nun die Leute weggingen und auf der Straße die Regenschirme über ihren Köpfen entfalteten, so ergoß sich über sie ein ganz anderer Regen als der, vor welchem sie sich schützen wollten.

Oder aber wir banden, wenn bei Konzerten, Bällen usw. sich Kutschen versammelt hatten, bei welcher Gelegenheit denn auch Äpfelweiber sich am Eingange des betreffenden Hauses niederließen, einen Bindfaden an ein Kutschenrad und das andere Ende an das Tischchen des Apfelweibes. Wenn nun die Herrschaft eingestiegen, der Bediente sein: „Nach Haus!" geschrien und der Kutscher auf die Pferde hieb, so fuhr mit Blitzesschnelligkeit Kutsche, Tisch, Äpfel, Leuchte und alles zum Teufel. In der Dunkelheit und Konfusion wurden die Äpfel dann unsere Beute.

An der Ecke der Kramerstraße saß gewöhnlich ein altes Äpfelweib, spottweise Haudegen genannt, unter welchem Titel sie oft von den Jungen, versteht sich in ehrerbietiger Entfernung, begrüßt und wütend gemacht wurde. Einst erhielten wir einen neuen Diener namens Haverkamp aus Walsrode, der sehr dumm war. Wir banden ihm daher auf, daß, wenn er sich vor jenes Äpfelweib stelle, nach dem gegenüberstehenden Hause sähe und dreimal Haudegen! riefe, so würde sich ein Fenster öffnen und daraus eine wunderschöne Jungfrau schauen. Gesagt, getan! Aber wie erschrak der arme Teufel, als er von hinten angefallen und unter den greulichsten Schimpfwörtern von dem wahren Haudegen mit Ohrfeigen regaliert wurde.

Einst fiel der Umschlag eines Tabakpaketes in unsere Hände, worauf als Motto und Empfehlung folgender Reim: Wer mich wird proben — der wird mich rühmen und loben, gedruckt war. Als nun unsere Köchin zu Markte ging, spendelten wir ihr dieses Papier hinten an ihr Kamisol. Man kann sich leicht denken, welchen Spektakel diese Annonce auf dem Markte gegeben haben wird.

Mit den Gebrüdern Bräuner, Georg, Heinrich und Anton, die uns gegenüber wohnten, trieben wir uns auch viel herum. Auf den weitläufigen Böden ihres Hauses wurden Stricke ausgespannt und darauf Seiltanzen, Voltigieren und allerhand gefährliche Purzelbäume dem Kunstreiter Chiarini nachgemacht. Hierzu wurde dann eine ganze Hetze Straßenjungen eingeladen, welche das Auditorium vorstellen sollten. Wir hatten es soweit gebracht, daß wir außer einigen vierzig Kartenkünsten auch mit ziemlicher Sicherheit eine Partie Werg fressen konnten, der sich dann entzündete und in der Gestalt einer Menge Bänder als wie uns aus dem Magen kommend zum Munde wieder herausgezogen wurde usw. Die Geister ließen wir mit einer Laterna magica erscheinen.

Auch spielten wir Komödie; da wir aber eines Abends den Boden des Bräunerschen Hauses, um eine Gellertsche Schäferidylle aufzuführen, mit Talglichtern illuminiert hatten, glaubten die Leute unten auf der Straße, daß oben Feuer sei, und avertierten den alten Bräuner davon. Dieser kam voller Schrecken mit einem Eimer Wasser, Haussprütze, Besen, Äxten usw. und seinem Hausgesinde herauf und fand uns eben in der empfindsamen Szene einer Schäferidylle von Gellert. Bums! ergoß sich das Wasser über den zärtlichen Martyll und die verschämte Daphne und erlöschte die Liebesflammen nebst den Talglichtern. Die Wälder und Felsen wurden in Stücke zerschlagen, der Chor der Schäfer und Schäferinnen bekam Rippenstöße und Ohrfeigen und rettete sich mit der schleunigsten Flucht.

Wir hatten einen sehr klugen Hund, genannt Hegewald, und einen Kater, genannt Patrasse, item eine schwarze Katze, die viel von uns erdulden mußten und, wenn noch am Leben, davon nachsagen könnten. Wir bauten auch Guckkasten, hielten eine Menagerie von weißen Mäusen, machten Drachen und ließen sie steigen. Eine Periode gab es, wo wir nichts taten, als Schmetterlinge und Käfer sammeln. Baden und Schlittschuhlaufen blieben aber unsere Hauptamüsements, besonders das erstere. Oft, wenn mein Vater in Geschäften verreist war, gingen wir den Morgen um sieben Uhr schon nach dem Fluß, schwänzten unsere Schulstunden und lagen den ganzen Tag, ausgenommen die Mittagszeit, wie die Wilden im Wasser oder sprangen wie die Kälber nackt auf den Wiesen herum. Es fehlte uns nie an Begleitern. Wir machten dann ein Feuer an, brieten darauf Kartoffeln oder milchten die ans Wasser kommende städtische Kuhherde in unsere Hüte und lebten wie im Stande der Unschuld. Mein Bruder und meine Freunde Pose, nachher Feldprediger bei der Legion, Lindwedell, nachher Prediger in Langenhagen, Schnehagen, nachher Superintendent in Diepholz, Rühlmann usw. waren solche perfekte und dreiste Schwimmer, daß sie die Zunamen: die Walfische erhielten. Wir hatten oft Streit mit den Kuhhirten und Lindener Pferdehüterjungen, die uns attackierten, beleidigten und, indem sie kleine Steine an ihre Peitschen banden, solche nach uns mit einer solchen Gewalt schleuderten,

daß sie wie Kugeln pfiffen. Wir griffen sie ebenfalls mit einer Steinsalve an, die große Exekution tat und die Pferde scheu machte, die dann in den Fluß liefen und den Grund verloren. Jetzt wurde von uns ein Siegesgeschrei angestimmt, und wir avancierten ins Wasser. Die Pferdejungen wurden durch die Walfische, die untertauchten, um ihren Peitschenhieben auszuweichen, ans Bein gefaßt und unter fürchterlichem Angstgeschrei unters Wasser gezogen und nachher jämmerlich abgeprügelt. Die Pferde jagten wir ins weite Feld. Weil indessen jedes Jahr einige Bürger beim Baden ertranken, so wurde vom Magistrat befohlen, es solle sich keiner in der Ihme baden, oder es solle dem Badenden das Zeug durch die Ratsdiener weggenommen werden. Dies war eine sehr weise und heilsame Verordnung; da aber der Rat keine sichere Badeanstalt errichtete, welches sehr unweise war, so blieb natürlich alles beim alten. Wir fingen darauf an, eine Insel auf einer seichten Stelle mitten im Fluß zu erbauen, machten darauf ein Feuer an und brachten hier unsere Kleider in Sicherheit. Kam nun ein Ratsdiener, so ergriff jeder einen Stein und retirierte sich auf die Insel. Da nun die Ratsdiener nicht schwimmen konnten, die Steine fürchteten, auch wohl dachten: Nun! wenn ihr denn absolut ersaufen wollt, so fahret hin — so ließ man uns in Ruhe. Im Winter lagen wir ebenfalls halbe Tage wie die Kamtschadalen auf dem Eise und liefen Schlittschuhe; oft kam ich des Abends zu Hause mit Gesicht und Händen, die braun und blau gefroren, und so müde, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte. Zweimal brach das Eis, und ich fiel ins Wasser; da ich aber zu Hause nicht sagen durfte, daß ich Schlittschuh gelaufen, so setzte ich mich hinter den glühenden Ofen in der Bedientenstube und ließ alles auf dem Leibe trocknen; ja die Strümpfe blieben noch zwei Tage nachher naß, ohne daß mir solches schadete, denn damals konnte ich alles vertragen. Diesen Exercitiis verdanke ich aber wahrscheinlich eine Abhärtung und Stärke der Konstitution, die mich nachher im Kriege gesund erhalten hat.

Doch genug von diesen nicht Genie-, sondern sehr dummen Streichen, und wollte Gott, wir hätten unsere Zeit zu etwas Besserem angewandt.

Nach dem Tode (26. Oktober 1791) meiner seligen Mutter beschloß mein Vater, eine Reise zu unternehmen, teils, um sich zu zerstreuen, und teils, wie ich wohl merkte, aus anderen Absichten. Unser Cousin, der Kanzleisekretär Bünemann, sowie der Onkel Justus waren mit von der Partie. Die Reise ging über Celle, Lüneburg, Bardowiek, Daunenberg bis Hitzacker. Wie wir vor Hitzacker kamen, begegnete uns schon unser Cousin Blumenthal, Zollschreiber an der Elbe, der uns herzlich bewillkommnete. Wir stiegen in seinem Hause ab, wo wir dessen Frau, meines Vaters Schwester, mit einem eleganten Abendessen uns erwartend, fanden. Nachdem wir uns ein paar Tage dort aufgehalten, wurde ich dem Hauptmann von Hohnhorst vorgestellt, der mit einem Depot vom dreizehnten Regiment daselbst in Garnison lag. Es wurde

nun beschlossen, zu Schiffe die Elbe hinauf nach Hamburg zu gehen. Der Onkel Blumenthal reiste mit und versah uns tüchtig mit Wein und Proviant. Die erste Nacht schliefen wir am Lande, die zweite Nacht am Bord eines Evers unter einem Segel. Ich wurde seekrank. Gegen Morgen landeten wir, bei welcher Gelegenheit ich durch einen Fehltritt auf dem Punkt war, in die Elbe zu stürzen, von einem Matrosen aber noch glücklich beim Kragen erwischt wurde, in einem Flecken, zu den Vierlanden gehörig, den Namen vergessen, wo wir durch einen Irrtum in ein schönes Privathaus anstatt des Wirtshauses, so dicht dabei, gewiesen wurden. Wir dachten an nichts Übles und forderten Frühstück, machten auch Toilette. Wie wir unsere Zeche verlangten, sagte die Dame des Hauses: Meine Herren! es ist Ihnen alles herzlich gegönnt, nur erlauben Sie mir zu sagen, daß dieses kein Wirtshaus ist. Wir waren alle, wie der Holländer sagt, bedonnert und konnten nicht Worte genug finden, um uns zu entschuldigen. Zwei hübsche Töchter unserer Wirtin machten sich viel mit mir zu schaffen und beschenkten mich mit einer Menge Blumen. Wir gingen wieder an Bord und kamen gegen sieben Uhr abends in Hamburg an. Diese Stadt machte damals einen sonderbaren Eindruck auf mich. Das Getümmel, die Schiffe und Menschen, das Rufen, Hämmern, Klopfen, Schreien, die ungeheueren Gerippe halbfertiger Schiffe auf dem Stapel, die Landhäuser, Gärten und die vor uns liegende Masse von Häusern und Türmen usw. ließen mir kaum Zeit, zu mir selbst zu kommen; ich glaubte, im Lande der Feen und Zauberer angelangt zu sein. Wir stiegen am Großen Markt beim Apotheker Hasse ab. Dies war das Ziel unserer Reise. Herr Hasse war mit seiner Familie auf dem Garten und wurde durch einen Expressen hereingeholt. Dieser Mann war sehr reich, seine Apotheke eine der ersten der Stadt und sein Haus prinzlich möbliert; so kam es wenigstens mir vor. In der Familie des Herrn Hasse befand sich eine Cousine desselben, ein hübsches Mädchen, etwa vierundzwanzig Jahre alt, und ich merkte aus mehreren beim Schlafengehen meinem Vater und seiner Reisegesellschaft entschlüpften Gesprächen, daß sie zu einer zweiten Mutter für uns bestimmt sei; ich glaube aber, mein Vater erhielt einen Korb, denn wir reisten den dritten Tag ziemlich verstimmt wieder von dannen, und zwar über Lüneburg nach Bardowiek zu meinem Onkel, dem Major Weber, der sehr angenehm dort wohnte. Hier spendierten wir ein paar vergnügte Wochen. Dieser Onkel war ein großer Antiquar, hatte eine Sammlung von Urnen, die häufig bei Bardowiek, als einem alten Druidensitz, ausgegraben wurden, ferner von Opfermessern, Streithämmern usw., Modellen von allerlei Geschütz, Festungsrissen usw. Er ist jetzt tot, aber ich erinnere mir lebhaft seine militärische graue Chenille, blankgewichsten Stiefeln und Sporen und sein schneeweißes Haar. Er war ein sehr unterhaltender Gesellschafter. Nachdem meines Vaters Reise zur Heirat fehlgeschlagen, bemühten sich sowohl Anverwandte wie Fremde, besonders mein Cousin Bünemann und eine gewisse

Madame Sander, demselben die Notwendigkeit, daß er nämlich wieder heiraten müsse, täglich dringender vorzustellen. Anderen vernünftigen Leuten wollte eine solche Notwendigkeit nicht einleuchten, denn mein Vater hatte bereits sechs Kinder, worunter fünf Jungen, und war, was seine Einnahme betraf, nur auf das angewiesen, was er mit seiner Feder verdiente. Wie töricht war es also, eine Heirat einzugehen, wie töricht, sich der Gefahr auszusetzen, eine neue, junge Familie abermals sich auf den Hals zu laden, während die Kinder erster Ehe unversorgt waren und noch viel kosteten! Er hatte überdem damals noch unversorgte Schwestern, von denen er die beste aussuchen und ihr sein Hauswesen übergeben konnte. Einer von diesen wäre sicherlich sehr damit gedient gewesen. Dem ungeachtet wurde zu einer neuen Heirat geschritten, und um das Maß vollzumachen der Inkonsequenz und des Leichtsinns, hatte Madame Sander nicht, wie die Vernunft es gebot, eine zu dem Alter meines Vaters paßliche und eine Nachkommenschaft wahrscheinlich nicht mehr befürchten lassende Person von strengem, durchgreifendem Charakter, sondern ein Mädchen ausgesucht mit schwarzen Augen und Haaren und roten Wangen, wie gemalt, zirka achtundzwanzig Jahre alt, namens D. Wöltje aus Wiedebrück, Amt Gifhorn, der man es auf den ersten Blick ansah, daß eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erwarten bevorstehen dürfte. Ich an meines Vaters Stelle würde vor einer solchen Aussicht und Zukunft gezittert haben; er aber schritt sorglos hinein. — Übrigens war diese meine zweite Mutter das Muster einer klugen, gebildeten, guten Hausfrau, nur sehr heftig und kurz angebunden. Ein Beispiel davon gab sie gleich im ersten Jahre ihrer Verheiratung in einer Gesellschaft bei Bünemanns, allwo sie Whist spielte und mein Vater, hinter ihrem Stuhle stehend, ihr Spiel kritisierte. Sie warf die Karten und mit Heftigkeit auf den Tisch, stand auf und sagte: Wenn du spielen willst, so spiele, hofmeistern lasse ich mich aber nicht! und man konnte sie nicht bewegen, sich wieder hinzusetzen, so daß mein Vater sehr bald klein beigeben und sein auffahrendes Wesen mäßigen mußte. Sie hatte ein vortreffliches Herz und uns Kinder der ersten Ehe ebenso lieb wie ihre eigenen, obgleich sie uns beiden ältesten nicht mit dem vertraulichen Du, sondern mit Sie anredete; kurz, ich kann zu ihrem Lobe nicht zu viel sagen, denn daß sie unsere Stiefmutter sei, haben wir wahrlich nie empfunden.

Es waren ungefähr zwei Jahre nach der Reise, als ich, und zwar wie ich erst ein wenig über zwölf Jahre alt war, vom Senior Pastor Lehzen an der Marktkirche nebst noch einer ganzen Menge konfirmiert wurde. Gleich darauf erhielt ich, um die Mathematik zu erlernen, erst bei Herrn Kellner, dann bei dem Kandidat Meyer Unterricht. Wir gingen im Sommer öfters auf die Bult[1]), um das Landmessen praktisch zu lernen; da es nun sehr heiß war und wir, um uns auf Bischofshole[2]) zu erfrischen, jeder zwei Silber-

[1]) Großer Platz, früher Rennplatz, jetzt mit Ulanenkaserne und Stadthalle usw. bebaut.
[2]) Waldwirtschaft, 1916 noch vorhanden.

groschen mitbringen mußten, mein Vater aber, wie er sich ausdrückte, keine Lust habe, alle nasenlang Geld auszugeben, so blieb ich zu Hause, denn ich schämte mich, der einzige arme Teufel zu sein. — Ich kam dann zum Stückjunker Ziehen von der Artillerie, um bei ihm Mathematik zu erlernen. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich meinen damaligen Zustand ein wenig berühren. Ich glaubte nämlich zu bemerken, daß ich in Kleidung und anderen Sachen vernachlässigt würde, und zwar darum, weil ich zum Militär bestimmt sei. So mußte ich zum Beispiel die von meinem Bruder abgelegte Kleidung tragen; und was der ablegte, da war gewiß nicht viel Heiles mehr daran. Dieses ließ mir nichts Gutes voraussetzen, und ich bereute oft heimlich, jenen Stand erwählt zu haben. Ich war ehrgeizig und in puncto der Kleidung besonders sehr empfindlich; überhaupt war mir alles, was mich moralisch exponierte und der Leute Spott auf mich ziehen konnte, bis in den Tod verhaßt. Physisch aufzutreten, zum Beispiel eine Batterie zu stürmen, wäre ein Spaß gewesen, Spott und Hohn aber, zum Beispiel über eine altmodische, unpassende oder schäbige Kleidung, verwundeten mich tief. Durch Erziehung timide und verblüfft hatte ich zu wenig von dem, was der Engländer selfpossession nennt, um mich über dergleichen Lappalien hinwegsetzen zu können. Ich war wirklich, was Kleidung anbetrifft, so übel bestellt, daß ich mich schämte, auf die Straße zu treten, indem ich glaubte, alle Leute sähen mich deswegen an, und war solche bisher schlecht gewesen, so wurde mein Gemüt nach der Konfirmationswoche durch eine unzweckmäßige Uniform noch mehr gegen mein Schicksal und den Militärstand erbittert. Ich hatte nämlich zum Konfirmationstag einen neuen blauen Rock mit tellergroßen blanken Knöpfen, weißem Unterzeuge nebst dreieckigem Hut bekommen. Mein Onkel Justus, der Leutnant im 10. Regiment war und immer meinen Vater meinetwegen in allem regulierte, wollte auch hier seinen Geschmack zeigen. Wir waren nämlich einst auf dem Garten zu Ricklingen, als er plötzlich Nadel und Zwirn holte und mir die Schöße meines Rockes, die, weil der Schneider auf mein Wachstum gerechnet, unverhältnismäßig lang gemacht waren und mir bis auf die Hacken hingen, militärisch aufnähte, auch eine silberne Litze nebst zwei Troddeln an meinem Hut befestigte; dann schnitt er mit der Schere eine Vergette in meine schönen Flachshaare und drehte mir die übrigen in einen abscheulichen Zopf ein. Dazu hatte er mir ein Paar gewichste Gamaschen machen lassen. Dieser Anzug mochte in den Zeiten, wo er Kadett gewesen, wohl elegant genannt worden sein, allein jetzt war er lächerlich. Die jungen Leute aber vom Militär meiner Zeit, deren wegen der Militärschule eine ziemliche Menge sich in der Stadt aufhielten, alle von guten Familien, meistens von Adel, stolz und voll Esprit, auch damals besonders geneigt, alles Lächerliche oder Steife, das sich an einem unter ihnen befinden möchte, auf eine satyrische und etwas derbe Art zu hecheln, waren ganz anders gekleidet. Ein jeder nahm sich daher sehr in acht, nicht gegen das Kostüm zu sündigen.

Dieses Kostüm bestand gewöhnlich aus langen wildledernen schneeweißen und wie an die Lenden gegossenen Hosen, wildledernen oder englisch-ledernen Stiefeln mit Sporen, weißer Kalikoweste, blauem militärischen Frack, elegant ausgeschnitten, mit der Nummer des Regiments auf den Knöpfen, einem großen steifen Hut, dessen beide Ecken bis auf die Schultern hingen, nebst zwei daran baumelnden schwersilbernen Quasten, sehr nett alle Tage frisiert, mit einem kleinen Puderzopf und letztlich einem Säbel mit stählernem Griff und schwarzlackiertem Gurt. Trugen sie zuweilen die Uniform des Regiments, dann war diese von feinstem Scharlach, jedoch ohne Epaulettes. So waren die jungen Unteroffiziere und Kadetten gekleidet, die zum Offizier aspirierten. Wie war dagegen meine Garderobe beschaffen! Ein mittelmäßig feiner Hut, wegen der Konfirmation bürgerlich aufgestutzt und zum militärischen Schnitt verdorben, mit einem Paar gemeinen blau und silbernen Unteroffizierquasten und schmalsilbernem Überfall, einem blauen Frack bürgerlich zugeschnitten mit schlichten blanken tellergroßen Knöpfen, langen Schößen, die hinten mit Zwirn aneinander geheftet waren und selbigem das Uniformmäßige geben sollten, eine tuchene weiße Weste und kurze Hose, deren grobes Unterfutter mir die Knie wund rieb, ein Paar gewichste Gamaschen, ein Paar alte Kanonenstiefel, die mein Onkel hergab und mir passend machen ließ, auch noch eine gelblederne Hose voller Löcher, die mein Bruder abgelegt und mir zu lang war. Man denke sich, welchen Abstand ich gegen die andern machte. Ich wurde natürlich sehr bald bemerkt, belacht und ausgepfiffen. Zum Teufel, hieß es hinter meinem Rücken, wie sieht der Mensch kurios aus, am Kopfe Infanterist, an den Beinen Kavallerist, und doch kann man nicht sehen, welcher Nation oder in welchem Regiment er dient. Alle Leute sahen mich auf der Straße an, oder ich bildete mir ein, sie blieben stehen, um mich zu betrachten. Mein Ehrgeiz wurde dadurch so ganz empfindlich gekränkt, und ich schämte mich dermaßen, daß ich, hätte ich nicht gemußt, lieber nie mehr über die Straße gegangen wäre. Um nun meine fatale Lage noch fataler zu machen, kam ich in die Militärschule, also recht in den Krater einer eleganten militärischen Jugend. Die Folgen blieben nicht aus. Stand ich an der Tafel, um vor dem Lehrer einen arithmetischen Satz auszurechnen, hörte aber hinten jemand meine Stiefel oder den Schnitt meines Rockes usw. leise kritisieren, so war es aus, ich wurde irre, verwirrt und blieb stecken. Der Lehrer, nicht wissend, was die Ursache war, glaubte, ich sei zu dumm, und rief einen andern. Die Mathematik wurde mir daher ein Greuel, und ich versäumte die Militärschule, wo ich nur konnte. Da nun alle meine Kollegen wenigstens fünf Jahre älter wie ich waren, so machte ihnen ein solches Benehmen wenig Ehre. Ich war damals zu timide, hatte auch zu wenig Kenntnis der Menschen, als daß ich mich durch ein paßliches imponierendes Benehmen mit Erfolg dem allgemeinen Strom hätte widersetzen können. Ich wurde gleichsam erdrückt, denn viele Hunde sind des Hasen Tod. Überdem das Bewußtsein,

daß jene jungen Herren, wenn sie meinen Anzug lächerlich machten, gar nicht unrecht hatten, schlug meinen Mut ganz darnieder. Zudem hatte mein linkisches Wesen, meine Blödigkeit, meine Beklommenheit ganz den Stempel einer einseitigen, einsamen, verwahrlosten oder eigentlich gar keiner Erziehung. Dieses fühlte ich, obgleich noch jung, dennoch sehr tief. Ein- oder zweimal wagte ich über meine unpaßliche Equipage meinem Vater Vorstellungen zu machen, aber da kam ich schön an! Das sind Lügen, hieß es, dein Onkel sagt, es wäre so recht und gut, schlag die Kerls hinter die Ohren, wenn sie dich beleidigen. — Die Kerls hatten aber recht! Auch durfte ich, den Gesetzen der Schule gemäß, niemand vor die Klinge fordern. Man war mir überdem an Jahren, an Kräften und in der Fechtkunst so sehr überlegen, daß ich an eine solche Satisfaktion nicht denken durfte. Das Fechten erlernte ich erst später, aber mein Vater wollte es nur zwei Monate erlauben, da genierten ihn die Kosten, und aus war es. Er hatte überhaupt das Prinzip, aller Unterricht wäre weggeworfenes Geld, man könne alles von selbst lernen.

Eine Seite meines Charakters neigte sich damals sehr zum Romantischen, daher Ritter-, Geister-, Mönchs-, Räuber- und wüste Inselgeschichten meine Lieblingslektüre. Von allem diesen ist mir nur die Leidenschaft fürs Reisen geblieben. Von Jugend auf lag das Entfernte und Nichtgesehene stets im Rosenlichte vor mir; ein Drängen nach vorwärts ließ mir keine Ruhe. In meiner Vaterstadt zu leben und zu sterben wäre mir unmöglich gewesen; die bloße Idee machte mich schaudern. Du mußt fort, sagte ich oft zu mir, fort, weit fort in die Welt! Daher sagte auch einmal ein Freund von mir: Schaumann hat in allem, was er treibt, sagt oder tut, so etwas, was sich nicht beschreiben läßt — ich möchte es romantisch nennen! — An Fähigkeiten gebrach mir's nicht, obwohl ich ein kurzes Gedächtnis hatte und schwer begriff, wohl aber an guter Führung; der Baum wurde nicht gebogen, wie er jung war. Ich war leichtsinnig und flüchtig, hatte aber dabei doch eine gute Portion Phlegma, Vernunft und Gefühl für Sittlichkeit; letztere waren meine Schutzengel, denn sie brachten mich wieder zur Besinnung, gaben mir Zeit und Gelegenheit, einen Blick zurück und vorwärts zu werfen und mein Übeltun einzusehen. Nach jeder Irregularität erfolgte daher eine Pause — wodurch denn glücklicherweise verhütet wurde, daß das Sprichwort: Jugendsünde ist ein Wechsel, der erst nach dreißig oder vierzig Jahren zahlbar wird! bei mir nicht so ganz eigentlich zur Anwendung kommen kann. Mein Herz war unbeschreiblich gut, auch meinte ich es mit anderen nur oft zu ehrlich, und da ich einen jeden für ebenso gut und ehrlich hielt, so wurde ich viel betrogen. Meine Gutmütigkeit war sehr groß, hatte jedoch eine sehr fein gezogene Grenze. Überschritt man solche auf eine rüde und unbillige Art, so war mein Zorn fürchterlich. In meinem damaligen Stil, mich auszudrücken, lag etwas Ironisches, Bitteres oder Satirisches, welches nebst sonderbaren Ausdrücken oder

malerischen Vergleichungen, die ich brauchte, wenn ich etwas beschreiben wollte, die Leute wider meinen Willen oft zum Lachen, oft aber auch gegen mich aufbrachte. Auch meine Physiognomie spielte mir manchen Streich. Hatte sie einen gutmütigen Anstrich, so beraubte sie mich bisweilen meiner Autorität, weil die Leute glaubten, ich spaße nur; war ich über etwas innerlich unzufrieden, so drückte sie entweder Verachtung, Murrsinn, Hohn oder Widerspenstigkeit, auch wohl Verschmitztheit aus. Über diese Gesichter bin ich von meinen Oberen vielfältig getadelt worden, weil sie darin etwas zu finden glaubten, welches ihre Autorität oder den Stand selbst gefährdete oder lächerlich machte. Außerordentlich gefällig, versprach ich oft leider mehr, als ich nachher halten konnte. Gönnte man mir ein gutes Wort, sprach man mir Mut ein oder lobte man mich, so unternahm ich das Schwerste und lief durchs Feuer; sobald man mich aber für dumm hielt, mir mit großen Strafen drohte, ehe man noch wußte, ob ich denn auch Strafe verdienen würde, oder das an mich gewandte Geld als weggeworfen betrachtete, oder mich sonst rauh und hart behandelte, dann bemächtigte sich meiner eine große Trübseligkeit, ich verlor das Zutrauen zu mir selbst, wurde entweder gleichgültig oder glaubte mich in der Tat unfähig, oder ich wurde hartmäulig wie ein Maultier. Mit Trotz brachte man mich keinen Zoll von der Stelle, und das habe ich oft bewiesen. Ich war damals etwas scheu in Gesellschaft und sprach wenig, wenn ich mich gezwungen fühlte; ich errötete beständig, wenn mich jemand, besonders hübsche Damen, anredeten; war besonders in meinen Flegeljahren etwas unbeholfen und dann verlegen; ließ die Gabel beim Essen fallen, und wenn ich selbige wieder aufnahm, so verlor ich's Messer, wobei ich das Salzfaß wieder umstieß usw. Dieses brachte mich in eine unbeschreibliche Verwirrung, ich wurde angst, rot wie ein Krebs und drohte manchmal Blut zu schwitzen, wenn die Gesellschaft mich zu observieren schien. Ich war sehr neugierig und hatte demzufolge ein unbeschreibliches Behagen an Tumulten, Feuersbrünsten, Aufruhren, wildgewordenen Ochsen, Exekutionen usw., wobei ich, wenn es nur einigermaßen angehen konnte, immer einer der Vordersten war. Diese Passion blieb mir auch im späteren Kriegsleben, allwo, wenn es auch meines Amtes nicht war, ich mich dennoch exponierte und in jedes Schlachtgetümmel tief hineinritt, um ja alles recht einzunehmen. Trotz allen diesen heterogenen Ingredienzien, aus welchen mein Gemüt und Charakter zusammengesetzt waren, ist mir von meinem Freunde, der mich genau kannte, dem jetzigen Hofbaukondukteur Becker in Oldenburg, wie wir in Newcastle on Tyne zusammen waren, und in Gegenwart mehrerer anderer Freunde, einst das sonderbare Kompliment gemacht worden: daß er wünsche, seine künftige Frau möge meinen Charakter haben!

So war ungefähr mein Charakter, wie ich ins Militär trat. Aus Ursachen, die ich schon vorher vorgemerkt, ging ich ungern darunter, und ich gehorchte nur deswegen, weil mein Vater und mein Onkel darauf zu bestehen

schienen und solches schon lange als eine ausgemachte Sache betrachtet hatten. Ich fürchtete, daß eine Erklärung: ich hätte keine Lust zum Militär, mir schlechte und harte Begegnung zuziehen möchte, und daher schwieg ich.

Zweites Kapitel.

Einkleidung. Reise nach Ratzeburg. Eintritt ins dreizehnte Infanterieregiment.

Unter manchen Beklemmungen oben beschriebener Art war das große Examen in der Militärschule herangerückt, als ich eines Tages plötzlich und unvermutet aus diesem Fegefeuer erlöst wurde, indem nämlich eine Order an meinen Vater gelangte, mich unverzüglich zum Regiment zu schicken. Bald darauf brachte denn auch der Schneider eine volle Uniform, rot mit hellblauen Aufschlägen nebst silberbordiertem Hut usw., bei welcher Gelegenheit mein Vater in seinem gewöhnlichen lakonischen Stil sagte: daß die Mutter — nämlich meine zweite Mutter — dein Leinen in Ordnung bringt und deinen Koffer packt, denn du marschierst zum Regiment. Wo das Regiment nun lag, was ich darin werden sollte usw., davon sagte man mir nichts. Wir reisten ab; mein Vater und meine Mutter reisten mit über Celle, Lüneburg nach Ülzen, wo wir bei unserem Anverwandten, Herrn Staabs, logierten. Nach ein paar Tagen nahm ich Abschied, ließ meine Eltern da und reiste mit unserem Mietkutscher nach Ratzeburg, wo unser Regiment lag. Bei unserer Ankunft regnete es fürchterlich, kein gutes Omen, dachte ich. Ich stieg auf dem Keller ab, dessen Wirt, ein ungeheuer dicker Mann, mich bewillkommnete. Da ich so viel von dem berühmten Ratzeburger Bier, genannt Rummeldeus, gehört hatte, so ließ ich mir eine Bouteille geben und trat damit unten ins Gastzimmer, woselbst ich eine Menge Spießbürger, an kleinen Tischen verteilt, antraf, die schmauchten und L'Hombre spielten. Ein junger Mann in der Uniform des Regiments, wozu ich gehörte, der dasaß und dem Spiele zusah, wurde mich kaum gewahr, als er mich freundlich grüßte und fragte: ob ich nicht der langerwartete Kadett Schaumann sei? Bei meiner Bejahung bat er um meine Freundschaft, sagte, er sei Fourier bei derselben Kompagnie, zu welcher ich kommen würde, und heiße Plate. Er teilte mir ferner verschiedene Nachrichten, meine künftige Situation betreffend, mit, gab mir gute Ratschläge, sagte, wo ich am folgenden Tage hingehen müsse und was ich zu tun hätte, erbot sich, mir Logis zu suchen usw., und wußte sich so einzuschmeicheln, daß wir in der ersten halben Stunde gute Freunde wurden. Dieser Mensch hatte Theologie studiert und schon gepredigt, changierte aber, weil er zu wild, und wurde Soldat; sein Vater war Pastor in Letum. Ich bat meinen neuen Freund zum Abendessen. Sobald angerichtet war, zog er mich beiseite und sagte: „Sie kommen von der Residenz, wo, wie ich weiß, man nichts wie feine und delikate Weine trinkt; hier in Ratzeburg

ist der Franzwein wahrer Krätzer und wird Ihnen, als einem, der solchen Wein nicht gewohnt ist, den Katzenjammer geben; wenn Sie daher heute abend Wein beordern, so nehmen Sie lieber Burgunder oder dergleichen." Ich biß an den Köder; ein elegantes Souper wurde aufgetragen, ich ließ es an nichts fehlen. Zum ersten Male in meinem Leben mein eigener Herr, einen wohlbesetzten Tisch vor mir, von zwei freundlichen Markörs bedient und mir gegenüber einen Freund, der bei jeder Pause im Verschlingen eines fetten Bissens und Hinunterstürzen eines Glases Burgunder schwur, er sei: Gott strafe ihn! dachte ich mir, mein Freund, der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. An schmale Küche zu Hause gewöhnt, wo ich nie so viel bekam, als mein starkes Wachstum und mein Straußenmagen forderte, also stets hungrig wie ein Wolf, legte ich ebenfalls alle Gebundenheit beiseite, und wir beide fielen über alles, was uns vorgesetzt wurde, mit einem solchen scharfen Appetit her, daß die Markörs erstaunten und in Zeit von einer Viertelstunde nichts mehr übrig blieb, als dasjenige, was sich weder zermalmen noch verschlucken ließ. Wir trennten uns, etwas bekümmelt, spät, sehr miteinander zufrieden und unter den wärmsten Freundschaftsversicherungen. Am folgenden Tage mußte einer von den acht Dukaten, die mein Vater mir mitgegeben und die ich für einen unversieglichen Schatz hielt, für Souper und Logis springen.

Zufolge des strengen Dienstes, der damals in Hannover gehandhabt wurde, glaubte ich auch hier in jedem alten Hauptmann einen Barbaren zu sehen. Mit Angst ging ich zum Generalmajor von Bessell; die Wache und ganze Parade war vor seinem Hause aufmarschiert; lauter neue Gesichter. Ich sah das Geflüster und Gelächle der jungen Offiziere und Unteroffiziere, die meine kleine Person musterten, dachte an die Militärschule zu Hannover und wurde verwirrt. Indem ich nun dem General v. Bessell, und um die zum Rapport kommenden Offiziere vorzulassen, ehrerbietigst zurücktrete und dabei in kerzengerader Stellung, die linke Hand etwas zurückbeugend, dastehe, wird mir plötzlich der eine Finger wie mit einer Daumenschraube so plötzlich gequetscht, daß ich unwillkürlich einen greulichen Schrei ausstoße. Alles fuhr zusammen. „Mein Gott," rief der General, „was ist Ihnen?" — und was war's? Ein Papagei hinter mir hatte seinen Kopf mir unbewußt durchs Gitter gesteckt und mich herzhaft in den Finger gebissen. Großes Gelächter. Ich aber war vor Scham und Verlegenheit wie vernichtet. Nach der Parade wurde ich in die Leibkompagnie enrolliert, erhielt Armatur und wurde den Händen des Sergeanten Pinkepank übergeben, um mir das Exerzieren zu lehren.

Der Fourier Plate hatte mich beredet, mit ihm zusammen zu ziehen und Menage zu machen, welches ich auch gern aus Ökonomie tat. Nur für eine Person Essen wurde geholt, womit wir beide uns behalfen. Hierüber soll der General, wie ich nachher erfuhr, sehr ungehalten gewesen sein; allein wie konnte ich dies abändern? Ich hatte nur Soldatenlöhnung, die ungefähr zu

zwei Taler zwölf Groschen per Monat sich belief, dazu gab mir mein Vater einen Dukaten monatlich, zusammen mit dem Service und Brot etwa sechs Taler, eine elende Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß ich nicht allein davon leben, Wäsche, Schuhe, Linnen, Morgen- und Abendessen, Puder, Pomade, Montierungsstücke usw. halten mußte, sondern ich sollte mir auch davon ein prächtiges Nebenzeug halten, als eleganter blauer Frack, wildlederne Hosen, zuglederne Stiefel usw. Mein Onkel und einige alte Offiziere hatten aber meinen Vater beredet, daß das, was er mir gebe, völlig genug sei, — ja es mochte genug gewesen sein in den Zeiten, wo jene Offiziere von unten auf anfingen zu dienen, zwanzig bis dreißig Jahre zurück; allein die Welt hatte sich zu meiner Zeit sehr geändert; es war teurer geworden, und man verlangte von einem jungen Menschen weit mehr als damals. Ich hatte daher wohl Ursache, mich einzuschränken, obgleich dieses dem General nicht gefiel, der meiner Bildung wegen wünschte, ich möchte große Gesellschaften frequentieren. Mein Vater schrieb mir bestimmt, daß ich auf keinen Pfennig mehr Rechnung machen sollte, als er mir ausgesetzt hätte. Diese zur unrechten Zeit ausgeübte Sparsamkeit, denn mein Vater soll zu der Zeit über zweitausend Reichstaler jährlich verdient haben, hat mir ohne Zweifel vielen Schaden getan; ich ärgerte mich, wurde starrköpfig und zuckte mit den Schultern, wenn der General und die anderen Offiziere mir sagten: es schicke sich nicht, so eingeschränkt zu leben, ich müsse mich eleganter kleiden und mehr herausmachen, mein Vater sei ja dem Vernehmen nach ein sehr wohlhabender Mann. Ja, ja, das war er auch, er gab aber nichts her! Meine monatliche Einnahme reichte kaum hin, nebst den notwendigsten Ausgaben, meinen scharfen Appetit morgens und abends zu befriedigen, keineswegs aber, um damit auch noch auf Offiziersbälle, Assembleen, Bibliotheken usw. zu pränumerieren, an der Offiziersmesse zu speisen, Landpartien mitzumachen usw., wie ich doch hätte tun müssen, oder in Gesellschaft am Spieltische einen Dukaten oder mehr zu verlieren. Dies konnte ich nicht ausführen; auch wußte ich vorher, daß mein Vater gegen alle Vorstellungen taub geblieben sein würde. „Du bekömmst platterdings[1]) nichts mehr, richte dich danach ein," dies war stets sein altes Lied. Wie ich von Ratzeburg wegging, sagte mir der Leutnant von Weddig: „Schaumann, ich fürchte, daß entweder Ökonomie oder Geiz, von Ihrer oder einer anderen Seite, Ihnen den Vorteil beraubt haben wird, in den ersten Familien introduziert zu werden und nützliche Bekanntschaften für die Zukunft zu machen. Ein junger Mensch wie Sie, der zum Offizier aspiriert, hätte sich in Kleidung und bei anderen Gelegenheiten mehr zeigen müssen; ich weiß, Ihr Herr Vater soll in ziemlich guten Umständen sein, mich wundert, daß er Sie in diesen Stücken so vernachlässigt. Jetzt ist die Zeit, wo Sie etwas spendieren, etwas an sich wenden und sich zeigen müssen, daß Sie von einer Herkunft sind, die,

[1]) Hannöverscher Ausdruck für schlechterdings.

obgleich nicht von Adel, jedoch von wegen ihres Wohlstandes und Rechtlichkeit es in ihrer Macht hat, Sie standesmäßig als künftigen Offizier zu unterhalten und zu equipieren; des Königs Unteroffiziersuniform ist zwar allerwärts honorable, allein in solchen Gesellschaften, wo vielleicht nur ein Drittel Offiziere gegenwärtig sind und zwei Drittel Adel und andere hohe Personen, da beleidigt solche das Auge und Sie werden anstößig. Wenn Sie erst Offizier sind, dann können Sie sich einschränken, allein jetzt ist es noch zu früh. Da Sie nicht von Adel sind, so müssen Sie um so mehr auf Ihrer Hut sein, zu zeigen, daß Sie es einem jeden von Adel, sowohl an Gesinnung als an Geschicklichkeit, Kleidung und Benehmen, gleichtun können usw." Diese Rede, welche meinen Ehrgeiz sowie meinen Stolz gleichsam zerschmetterte, preßte mir so die Brust zusammen, daß ich nichts weiter hervorbringen konnte als: „Herr Leutnant, ich versichere Ihnen, es ist nicht meine Schuld." Dies sagte ich mit Tränen in den Augen. — Um mein Unglück noch zu vermehren, so hatte sich in Ratzeburg das Gerücht verbreitet, ich sei gewaltig reich. Wie ich zu Hause kam, war ich so ergrimmt, daß ich meine ganze noch von Hannover mitgebrachte erbärmliche Nebenkleidung nahm und sie als Plunder an meinen Aufwärter, einen alten Soldaten, der Frau und Kinder hatte, verschenkte, denn die ganze Pastete war keinen Louisdor wert. Der alte Kerl freute sich besonders über die steifen Stiefel, die, wie er sagte, seinem Sohne gute Dienste leisten sollten, wenn er zum Torfgraben auf Tagelohn ausginge; und dazu waren sie auch sehr paßlich.

(Ende des ersten Bandes.)

Wilhelm von Humboldt und Frau von Stael.

Von

Albert Leitzmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Im Sommer 1801 verließ Humboldt mit seiner Familie Paris, um nach Deutschland zurückzukehren. Im August traf er in Burgörner bei Mansfeld auf dem Gute seines Schwiegervaters zu kurzem Aufenthalt ein, das für ihn so reich an persönlichen Erinnerungen an die Bräutigams- und ersten Ehejahre war: von hier ist der folgende Brief an Frau von Stael geschrieben.

Madame,

Je n'ai pas osé Vous écrire, Madame, avant mon départ de Paris. Je ne pouvais me résoudre de Vous dire, qu'il m'était impossible d'accepter l'offre amicale que Vous me faisiez de passer quelques jours avec Vous à Coppet dans un moment, où l'arrangement de mon voyage pouvait encore sembler dépendre de moi. Je dis sembler; car en effet, il dépendait aussi peu de moi alors qu'àprésent. Vous savez vous-même, Madame, que quelqu'indépendant que l'on soit, on ne l'est guères entièrement quand on voyage avec une famille nombreuse et que malheureusement il faut être d'autant plus fidele à un plan une fois conçu à la fin d'un voyage qu'on l'a moins été dans le commencement. D'ailleurs, Madame, avec quel plaisir ne serais-je point venu Vous rejoindre dans Votre solitude. Vous êtes partout la même, Madame, le recueillement de la solitude peut aussi peu ajouter à la profondeur de Vos sentimens et aux élans de Votre esprit que les distractions et le tourbillon de la société ne peuvent rien leur oter. Je le sai et je Vous ai souvent admiré à cet égard. Mais je me suis imaginé quelquefois que je Vous verrai plus heureuse si Vous étiez moins distraite par les objets qui Vous entourent et je ne dissimule pas que souvent j'eusse préféré de Vous accompagner plutôt dans Vos promenades solitaires de Coppette que dans les sociétés que Vous voyiez à Paris. Je n'abandonne pas encore l'espoir de jouir de ce bonheur. Il me faut un ou deux ans pour regler quelques affaires et pour laisser jouir mon beaupère du plaisir de voir sa fille et nos enfans, après je compte retourner en France et si je quittais l'Allemagne au printems, je passerais par la Suisse. Je viendrais alors Vous trouver à Copette et je me procurerais ainsi la jouissance de Vous voir avant Votre arrivée à Paris. Permettez-moi en attendant, Madame, de me nourrir de cette douce espérance, le tems qui s'écoulait si rapidement lorsque je fus à Paris, amenera, quoique plus lentement, le moment pour réaliser des projets aussi chèrs à mon cœur et je pourrai Vous répéter de bouche, Madame, combien Vous avez embelli ma vie en daignant m'honorer de Votre amitié. J'habite depuis quelques jours la terre de mon beau-père en Saxe. Quelle

différence entre le séjour de Paris et la vie que je mène ici. Je me semble être séparé par un mur d'airain du reste de l'univers; tant cet endroit est-il isolé. Mais je vis dans la jouissance de la nature, l'occupation avec mes enfans et surtout dans des souvenirs.

J'ai passé par Weimar en allant ici. Mais Goethe n'y était pas, Schiller et Madame de Wollzogen (l'auteur d'Agnès de Lilien) étaient au moment de partir pour faire un voyage à Dresde, je ne m'y suis donc arrêté que peu de jours. Schiller m'a souvent entretenu de Vous, Madame, nous avons beaucoup causé de Votre dernier ouvrage qui l'a singulièrement frappé par la force des idées et la beauté de l'expression. J'ai été charmé de voir avec quelle justesse il a observé que Vous sortez entièrement dans cet ouvrage du cercle étroit de la plûpart des Litérateurs Français, que Vous n'établissez Vos jugemens que sur des principes premiers et indépendans et que Vous ne mettez point le mérite d'un ouvrage dans sa convenance avec quelques regles arbitrairement établies, mais surtout dans la force qu'il a de remplir l'ame du lecteur et de l'élever au dessus de lui-même après s'en être rendu le maître. Il regrette vivement, que la distance du païs, que Vous habitez, Madame, et la diversité des idiômes l'empêchent, lui et Goethe, de Vous communiquer réciproquement Vos idées. Il sent combien lui et son ami pourraient gagner par là, mais il va même jusqu'à croire que Vous-même, Madame, avanceriez peut-être plus rapidement dans Vos recherches si Vous pouviez entrer plus profondement dans ce qui serait plus digne de Vous être présenté dans les idées philosophiques de l'Allemagne.

Il faut en convenir; les Allemands diffèrent des Français et de toutes les autres nations en ce qu'ils partent d'un point de vue tout à fait différent en tout ce qui est litérature et philosophie. Quel avantage serait-ce de poser dans ce même point de vue un esprit et j'ose l'ajouter une ame comme la Votre; avec quelle précision décideriez Vous au premier instant si c'est de là qu'il faut partir pour obtenir ce développement ininterrompu des facultés, dont Vous avez si bien démontré la possibilité, et si Vous en jugiez ainsi, quelles vues nouvelles nous decouvririez-Vous avec cette rapidité d'esprit, avec cette justesse de jugement qui Vous sont propres et à l'aide d'une langue qui possède justement quelques avantages qui resteront toujours étrangers à la nôtre. Tous Vos ouvrages, surtout aussi celui de l'influence des passions, offrent des passages où Vous paraissez Vous placer Vous-même dans le point de vue, dont je viens de parler, où au moins la distance ne parait qu'imperceptible; souvent dans nos lectures j'ai eû occasion d'admirer combien Vous saisissez le véritable sens de nos auteurs; je suis sûr qu'il ne Vous reste que peu de chose à faire pour nous juger entièrement. Ne nous abandonnez pas, Madame, continuez, je Vous en prie, d'étudier notre langue; peut-être que le sort me sera assez propice pour me permettre de seconder encore une fois, comme l'hiver dernier, Vos efforts.

Votre ouvrage a eû en général le plus grand succès en Allemagne. Il a été traduit, mais je n'ai pas vu encore la traduction et je ne saurais Vous dire s'il est tombé en des mains assez habiles pour une entreprise aussi difficile.

Le pauvre Göthe se ressent encore des suites de la maladie terrible qu'il a faite l'hiver passé. Même sa tête, m'a-t-on dit, a été sensiblement affectée, il n'a pas pû travailler pendant longtems et ce n'est qu'aprésent qu'il recommence de s'occuper d'une manière un peu plus sérieuse.

Schiller a été d'autant plus fecond. Sa Marie Stuart est imprimée et il m'a lu en manuscrit une autre tragédie qui va paraître incessamment. Elle porte le titre de Jeanne d'Arc et est conçue dans un genre que l'on pourrait

nommer nouveau. Elle est tout à fait idéale, le merveilleux y joue un rôle important et jamais peut-être un poète tragique n'a-t-il sû porter son lecteur sur les ailes de l'imagination, comme Schiller l'a fait dans cette pièce. Elle a tout le mouvement des pièces de Shakespeare; mais Vous y trouverez des scènes qui rappellent la simplicité naïve d'Homere. Le caractère de Jeanne d'Arc Vous frappera singulièrement. C'est une exaltée, mais de la manière la plus sublime, c'est encore une exaltée qui en se supposant plus de forces qu'elle n'en possède, est dupe d'elle même; mais si elle succombe un moment, elle se relève avec d'autant plus de force, et la fin de la pièce est plutôt d'un tragique sublime que sombre.

Je suis curieux sur ce que Vous direz de Marie Stuart, Madame. Chez nous le public a prétendu presque généralement et que Marie devrait paraître moins coupable envers son premier mari, et qu'Elisabeth devrait se montrer avec plus de noblesse, pour que l'une et l'autre attachassent davantage le spectateur. Mais il faut avouer que Schiller conçoit la tragedié dans un sens élevé et plus sévère. Il ne tâche jamais de flatter pour ainsi dire le gout individuel de ses lecteurs, il dédaigne de lui arracher son suffrage par l'effèt d'une situation détachée, par l'intérèt qu'inspirerait tel ou tel caractère. Il se renferme entièrement dans son objèt, et est satisfait s'il parvient à le rendre d'une manière poétique et c'est ainsi qu'il me semble avoir parfaitement réussi à peindre dans Marie Stuart tout le tragique de la situation d'une femme qui ayant commis un assassinat, mais par faiblesse, non pas par intérèt ou par atrocité, se voit entrainée malgré elle dans le sort le plus affreux et exposée aux souffrances les plus déchirantes.

Jeanne d'Arc ne sera imprimée qu'à la fin du mois prochain. Je ferai en sorte que Vous trouviez, Madame, les deux pièces et ce qui pourrait encore Vous intéresser, à Votre arrivée à Paris. J'en adresserai le paquet ou à Schweighäuser ou à Dégérando.

Monsieur Benjamin Vous aura apporté une brochure où il y a une traduction assez mal faite d'une lettre que j'avais écrit à Göthe sur la scène tragique des Français. Cette lettre était écrite avant que j'eusse l'avantage de m'entretenir avec Vous sur ces objets et elle exige toute Votre indulgence. J'ai longtems hésité à Vous la communiquer; mais j'ai crû néanmoins que quelques idées pourraient Vous intéresser.

Madame de Humboldt me charge de mille amitiés pour Vous, Madame. Elle a quitté Paris avec les regrets les plus sensibles, elle est encore plus attachée à la France peut-être que moi. Vous voyez donc, Madame, que s'il me fallait encore d'autres motifs pour y retourner bientôt que celui de Vous y retrouver, je n'en manquerais guères. Veuillez me conserver, Madame, les sentimens qui m'ont rendu mon séjour à Paris aussi cher, et agréez l'assurance de mon attachement respectueux et sincère.

Humboldt.

à Burg Oerner dans le pais de Mansfeld. Ce 15. d'Aout, 1801.

J'irai à Berlin dans peu de jours d'ici, et je Vous prie de m'adresser Votre réponse à cette ville. Il suffit, Madame, que Vous mettiez: à Mr. de Humboldt, l'ainé, à Berlin en Prusse.

Die weimarischen Freunde so bald als möglich nach der Heimkehr auf deutschem Boden wiederzusehen, war naturgemäß Humboldts lebhafteste Sehnsucht. Der Augenblick, der für den Besuch Weimars sich durch die Reise-

dispositionen ergab, war ungünstig: Goethe war auf einer Badereise in Pyrmont, Schiller reiste wenige Tage nach Humboldts Ankunft, Anfang August, nach Dresden zum Besuche Körners ab, so daß man sich nur sehr kurze Zeit sehen und sprechen konnte. Schillers Kalender erwähnt Humboldts Besuch sonderbarerweise nicht. Auch die Jugendfreundin Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, deren Roman „Agnes von Lilien", von den Schlegel für ein Werk Goethes gehalten, 1798 erschienen war, begleitete Schwager und Schwester nach Dresden. — Goethe war im Januar bedenklich krank gewesen: eine Blatterrose hatte ihn sehr heftig angegriffen, und man fürchtete zeitweilig einen Gehirnschlag. Um seinen durch den Anfall stark geschwächten Körper wieder zu kräftigen, war die Pyrmonter Badekur notwendig geworden. — Der Philosoph Dégérando, später als Präfekt von Rom sehr verdient, und seine Frau waren mit Frau von Stael eng befreundet. — Die von Benjamin Constant überbrachte Broschüre war eine in der Zeitschrift „Spectateur du nord" erschienene französische Übersetzung der glänzenden Charakteristik der gegenwärtigen französischen tragischen Bühne, die Goethe aus einem Briefe Humboldts an ihn vom Jahre 1799 ausgezogen und in seinen Propyläen veröffentlicht hatte.

Am 24. Oktober 1801 schreibt Humboldt an Schweighäuser: „Was macht die Stael? Sie ist nun wohl schon in Paris. Fragen Sie sie, ob sie meinen Brief aus Burgörner erhalten hat. Ich glaube, ich habe ihre Gunst ein wenig durch die baskische Reise verscherzt. Dies wäre ein teuer erkaufter Juwel in meiner spanischen Märtererkrone. Arbeiten Sie, wenn Sie gütig sein wollen, ein bißchen mit daran, mich wiederherzustellen."

Madame,

Je ne saurais Vous exprimer, combien j'ai été touché de la lettre pleine de bonté et d'amitié que Vous m'avez écrite de Copet; croyez-moi, Madame, si je n'y ai pas fait réponse jusqu'ici, c'est uniquement puisque depuis deux mois je me suis trouvé dans un état d'inquiétude où tout ce que j'aurais pû Vous dire aurait trop affecté Votre ame sensible. Imaginez, Madame, que pendant tout ce tems je fus dans la crainte affreuse de perdre ma femme par une maladie aussi allarmante que douloureuse, que tous les symptômes du mal, empirant de jour en jour, me confirmèrent dans cette idée terrible et qu'il n'y a que huit jours que j'en suis délivré. Depuis que nous avons quitté Paris, la santé de ma femme a été altérée, mais ce qui m'inquiéta surtout ces deux derniers mois fut que ma femme paraissant enceinte, les médécins déclarèrent la contraire; avec cela sa maladie était si compliquée et si extraordinaire qu'on forma une foule de suppositions toutes également malheureuses. Enfin depuis quinze jours le mal s'adoucit peu à peu, la malade recommença à reprendre ses forces et pour dissiper toutes mes craintes, il s'est déclaré que les médécins s'étaient trompés et qu'elle se trouve à la moitié de sa grossesse.

Jamais je n'ai été aussi près de l'idée de perdre ce que j'ai de plus cher au monde. Vous, Madame, qui savez comment toute ma vie est concentrée dans l'intérieur de ma famille, concevez aisément l'état dans lequel je me trouvais. Combien, Madame, Vous avez été alors présente à nos idées; la sensi-

bilité de Votre cœur pour le malheur dont le sentiment Vous parait familier en quelque sorte puisqu'il Vous accompagne toujours et puisque loin d'affaiblir et d'abattre Votre ame, il l'exalte au contraire et lui ajoute de nouvelles forces, m'entrainait vers Vous avec une force irrésistible. J'aurais épanché mon cœur envers Vous dans un malheur certain, mais je ne pouvais me résoudre à Vous communiquer des inquiétudes tant qu'un heureux hasard pouvait encore les dissiper.

J'ai trouvé dans Votre lettre de Copet un mot sur lequel j'ai beaucoup réfléchi et que je trouve admirable. En nous étudiant nous mêmes, dites-Vous, nous trouvons en nous une faculté indépendante des sensations qui a besoin d'elles pour se développer, mais dont la puissance vient d'une autre source. Ne serait-ce pas là, Madame, l'explication de ce que Vous nommiez quelquefois le malheur de l'existence humaine? Ce sentiment ne nous viendrait-il pas de ce que nous sentant indépendans en nous mêmes, nous dépendons cependant d'une foule de combinaisons et de hasards? de ce que connaissant en nous une force surnaturelle et divine, nous ne pouvons lui donner un essor libre et illimité?

Toutes les grandes passions au moins ne résident que là, et tous les effets de la poësie ne tiennent leur force qu'en réveillant en nous l'activité de cette faculté.

J'ai admiré, Madame, avec quelle profondeur de sagacité (si Vous me permettez cette expression) Vous avez distingué au premier coup d'œil que cette idée est particulière au systeme de Kant. Il est vrai qu'elle appartient encore plus à la philosophie Allemande en général, mais Vous n'avez pû Vous appercevoir que de la différence entre cette philosophie et celle des Anglais et des Français. C'est surtout en Jacobi qu'elle existe dans toute son étendue et dans tout son sublime. Il en est rempli et il l'a énoncée dans plusieurs de ses ouvrages avec autant de chaleur que d'éloquence. Il accuse Kant et nos autres Métaphysiciens de l'anéantir en quelque façon en lui donnant trop d'étendue, mais il serait trop long et trop difficile d'entrer dans le détail de ces différens systêmes.

Quant à moi je suis si persuadé qu'elle existe, cette faculté intérieure, cette force invisible, qu'il me semble que c'est elle seule qui constitue ce que nous nommons notre individu. C'est d'elle que viennent les pensées les plus sublimes et les penchans les plus intimes; tout ce que nous avons à faire est de la développer entièrement et de la faire briller dans toute sa vigueur et sa vivacité.

Je me suis demandé quelquefois, d'où il vient que même dans la conversation ordinaire il Vous échappe si souvent, Madame, de ces mots qui sont puisés dans la profondeur de l'ame? Ils ne peuvent partir que de cette même force sublime et magique, dont la nature Vous a douée d'une manière aussi éminente. Aussi serait-il impossible de paraître vraîment grand et sublime sans en porter l'empreinte dans toutes ses actions et toutes ses paroles.

Il y a encore une phrase dans Votre lettre, Madame, qui m'a été d'un douce consolation au milieu des inquiétudes dont j'ai été dévoré. Cette comme Vous parlez de la puissance qu'a l'amitié de réunir ceux qui regrettent de se voir séparés. Qu'il est profond de sentiment ce mot et qu'il est plein de bonté pour moi! Comment pouvez-Vous douter un instant, Madame, que je ne m'empresserais pas de venir à Weimar si vous veniez y passer quelque tems? Réalisez ce projet, je Vous en conjure, Weimar et Dresde sont les villes de l'Allemagne qui méritent le plus Votre attention. Vous parvenez remettre Votre projet de voyage à l'année prochaine et il est vrai que l'étât de ma femme pourrait me rendre moi-même plus dépendant cet été. En tout cas, Madame, je volerai au devant de Vous, dès que je Vous saurai en Allemagne, et il ne dépendra que de Vous de fixer l'endroit où Vous me permettrez de venir Vous trouver.

Je pense moi-même très sérieusement, Madame, à revenir en France. Mais il me faut auparavant regler plusieurs affaires et même sans cela il y a des difficultés qui s'opposent encore à l'exécution de ce projet favori, mais que j'espère de vaincre.

Vous imaginez facilement, Madame, que je ne manque pas de lire les papiers Français et que je tâche de savoir ce qui se passe à Paris. Vous devinez aussi aisément quel jugement j'en porte et quels sentimens cela produit en moi.

Vous ne me dites rien de Melzi. On prétend qu'il va se mettre à la tête du gouvernement Cisalpin. Voilà une nouvelle expérience à faire sur le caractère d'un homme qui paraissait en avoir beaucoup.

Le Marquis de Lucchesini est rappellé comme Vous savez. On nomme plusieurs personnes pour le remplacer, mais dont aucune ne mérite d'être citée ni pour l'esprit ni pour les talens.

D'ailleurs il ne se passe absolument rien ici et si quelque part on aime à ne suivre que les impulsions une fois reçues, c'est dans ce païs-ci. Nous sommes très-éloignés de l'agitation inquiète des Parisiens.

Adieu, Madame. Je ne Vous prie point de me continuer Votre amitié. D'après ce que Vous m'avez dit, il serait ingrat d'en douter. Mais permettez au moins que je Vous dise combien la certitude que Vous m'en avez donnée, me rend heureux et combien il serait impossible que je varie jamais dans les sentimens d'admiration et d'attachement que Vous avez si bien sû m'inspirer.

[Berlin] 6. Février 1802. Humboldt.

Mille choses de ma part, s'il Vous plait, Madame, à M. Constant. Ma pauvre femme est vivement touchée de Votre souvenir. Elle est toujours on ne peut pas plus attachée à la France et nous ne pensons tous les deux qu'à y retourner.

Den Mailänder Francesco Melzi d'Eril, Vertreter der zisalpinischen Republik auf dem Kongreß in Rastatt und dann in Paris, hatte Humboldt dort bereits im September 1798 kennen gelernt, wo er überall als bedeutender Politiker galt. Mit Frau von Stael, die ihn unter dem Namen Serbellane in ihrem Roman „Delphine" porträtiert hat, war er eng befreundet. Als er Vizepräsident der italienischen Republik und unter dem Titel eines Herzogs von Lodi Großkanzler und Siegelbewahrer des Königreichs geworden war, sah sie ihn 1805 in Mailand wieder. — Marchese Girolamo Lucchesini, ein Patrizier aus Lucca, einer der letzten Tischgenossen des Großen Friedrich, war preußischer Gesandter in Wien, dann in Paris.

Im Frühjahr 1802 begann der Haß Bonapartes sich immer dichter und drohender über Frau von Staels Haupte zusammenzuziehen: zu dem Odium ihrer entschieden republikanisch-freiheitlichen Gesinnungen war ihre enge Beziehung zum Marschall Bernadotte, dem „alten Jakobiner", als neues verstimmendes und den ersten Konsul aufreizendes Moment hinzugekommen, der erklärte, je mehr man sich ihr nähere, je weiter entferne man sich von ihm. Ein weitgehender Boykott in der gesellschaftlichen Welt von Paris und eine lästige polizeiliche Überwachung waren für sie die unausbleiblichen Folgen

dieſes Unwillens des höchſten Herrn. Gerüchte einer bevorſtehenden oder gar ſchon erfolgten Verbannung aus der Hauptſtadt waren ſchon damals bis nach Berlin gedrungen, und Humboldt ſchrieb dem Freunde Schweighäuſer am 15. März: „Ich leſe und höre über unſre Freundin in der rue de Grenelle ſo beunruhigende Gerüchte, daß ich mich an Sie wende, Sie zu bitten, mir recht ſchnell und womöglich eine erwünſchte Gewißheit zu geben. Es iſt mir ein wenig auffallend, daß ſie meinen letzten Brief noch nicht beantwortet hat: nicht daß ich von andern eine Schnelligkeit erwarte, die ich nicht habe; aber ich kenne ihre Art, und es kommt mir ſonderbar vor. Reißen Sie mich alſo bald aus dieſer Verlegenheit. Ehe ich von Ihnen nichts Beſtimmtes höre, ſchreibe ich ihr nicht wieder. Paris mir ohne ſie zu denken, würde mir ſehr ſchmerzhaft ſein, und ich kann die Nachricht, die neulich auch in deutſchen Zeitungen ſtand, nicht glauben, weil dieſe Frau gewiß in keiner Zeit gefährlich iſt. Ihre Schwächen, die wir ja auch kennen, wären leicht, dünkt mich, zu tolerieren.“ Bald darauf entſchied es ſich, daß Humboldt im Herbſt des Jahres als preußiſcher Reſident beim päpſtlichen Stuhl nach Rom gehen ſollte.

Madame,

J'ai tardé à répondre à Votre dernière lettre, Madame, pour pouvoir Vous faire part en même tems d'un évènement, auquel je savais que Votre amitié prendrait beaucoup de part. La grossesse de ma femme allait vers sa fin et elle vient d'être terminée par un accouchement aussi heureux et facile que nous n'eussions pas osé l'attendre après toutes les souffrances et les dangers, auxquelles sa grossesse l'avait exposée. Elle vient d'accoucher d'une fille avant-hier et se porte aussi bien que son étât peut le permettre. Vous savez, Madame, combien les inquiétudes que j'eus pour sa santé cet hiver, furent vives; Vous concevrez quelle doit être ma joie dans ce moment et je suis sûr d'avance que Votre ame sensible voudra bien la partager.

Vous êtes à Copet maintenant, Madame, et je viens d'apprendre quel funeste accident a troublé Votre voyage. J'ai souffert pour Vous de la frayeur et de la consternation dont Votre imagination et Votre cœur ont dû être frappés. Mais le destin Vous en a dédommagé en quelque sorte en Vous donnant occasion de prouver pour la dernière fois la générosité de Votre ame à une personne qui en avait été l'objet si souvent pendant sa vie.

La solitude de Copet aura, j'imagine, cet été d'autant plus d'attraits pour Vous, Madame, que Vous aurez quitté Paris avec moins de regrets cette fois-ci. Les grandes affaires politiques de l'Europe ont dû nécessairement perdre une grande partie de leur intérêt depuis la paix générale et chacun retourne maintenant avec plus de tranquillité à ses occupations ordinaires. J'ose me flatter que cet été ne sera point perdû pour ceux qui aiment et admirent Vos ouvrages, Madame, et comme Votre roman est terminé, il est à espérer que Vous penserez à un nouveau travail. Que je suis impatient de le voir ce Roman. Le peu de pages que Vous avez bien voulû m'en lire m'a inspiré le plus vif desir d'en voir l'ensemble. Vous me demandez un traducteur, Madame. Il est très-difficile d'en trouver un, qui soit en étât d'atteindre à la force, à la délicatesse, et j'ose le dire, à l'Idéal de Votre style. A Berlin je ne connais guères que

Gentz, dont les écrits politiques ne Vous sont point inconnus, qui pût remplir en quelque façon cette tâche. Je lui en ai parlé et il se serait empressé à Vous en demander la permission, mais un voyage, qu'il doit entreprendre, et d'autres engagemens ne lui permettent pas de s'en occuper pour le moment. Je Vous conseillerais presque, Madame, de confier ce travail à Schweighäuser. Il sait très-bien l'Allemand, il l'écrit correctement et non pas sans énergie et sans élégance, et il a l'avantage de connaître le génie de la langue Française plus profondement que nos auteurs Allemands n'ont coutûme de le connaître. Joignez-y encore celui de Vous connaître, de Vous avoir entendu parler souvent sur différens objets et d'être pénétré de cette admiration et de cet enthousiasme pour Votre génie qui lui serviront d'inspiration. Au reste soyez sûre que toutes les personnes dont les suffrages peuvent avoir quelque prix à Vos yeux, ne consulteront point la traduction de Votre ouvrage, mais se tiendront uniquement à l'original. Je ne Vous aurais proposé nul autre traducteur, que moi-même, Madame, j'aurais consacré avec un plaisir inexprimable plusieurs mois à ce travail et j'aurais réussi puisque c'eût été sur Votre ouvrage que j'aurais travaillé. Mais je regrette vivement qu'une destination nouvelle m'impose d'autres occupations dans ce moment.

Le Roi vient de me nommer pour porter un compliment de félicitation de sa part au Roi d'Etrurie, et après m'en être acquitté je dois rester comme son Résident à la cour de Rome. Comme dans ce moment nous n'avons pas d'autre mission diplomatique en Italie, ce poste est plus intéressant qu'il ne le serait d'ailleurs et le Roi a ajouté d'autres modifications si avantageuses à ma nomination que j'ai bien d'être content à tous les égards. Je partirai à la fin de l'Automne pour l'Italie, mais je regrette infiniment que la saison et la difficulté de passer les montagnes avec une famille m'empêcheront de prendre la route de la Suisse où j'aurais pû gouter le bonheur de Vous revoir avant Votre retour à Paris. Je ne sai si Vous voudrez, Madame, échanger le projet d'un voyage en Allemagne contre celui d'un voyage en Italie, mais je sai que rien ne me rendrait si heureux que l'idée de Vous y recevoir. Quant à la France il est vrai que je m'en éloigne encore plus par cette mission; mais il est possible que je fasse une marche plus ou moins rapide dans la carrière diplomatique, et malgré que je ne sois pas fort disposé à l'ambition, je resterai toujour attaché au desir de me rapprocher d'un païs que Vous habitez, Madame, et que Vos bontés et Votre amitié m'ont rendu si précieux.

Ma femme me charge de ses plus tendres amitiés pour Vous, Madame, et je Vous prie de rappeller mon souvenir à M. Benjamin Constant que je pense encore être à Paris.

Veuillez agréer l'assurance de mon attachement sincère et de mon amitié respectueuse.

à Berlin, 30 Mai, 1802. Humboldt.

Mon adresse est: à Mr. de H. à Berlin.

Die eingangs erwähnte Tochter iſt die am 28. Mai geborene Gabriele, die ſpätere Frau von Bülow, die ihre Eltern am längſten überlebt hat und erſt 1887 geſtorben iſt. — Das traurige Ereignis, das Frau von Staels Reiſe von Paris nach Coppet, die ſie in den erſten Tagen des Mai angetreten hatte, unerwartet unterbrach, war der am 9. Mai zu Poligny im Jura plötzlich durch einen Schlaganfall eingetretene Tod ihres Gatten, des Barons Erik

Magnus von Stael, der ihr bei der verwirrten Lage seiner Vermögensverhältnisse eine Fülle materieller Sorgen und nicht geringere seelische Schmerzen verursachte, ob es möglich und geraten sei, die engen Beziehungen zu Benjamin Constant, dem langjährigen intimen Freunde ihres Geistes und Herzens, durch ein äußeres Band auch vor der Welt zu bekräftigen. Aus den inneren Konflikten dieser Epoche, die zur künstlerischen Gestaltung drängten, erwuchs ihr der im November 1802 hervorgetretene Roman „Delphine", auf den unser Brief anspielt. Von den von Humboldt der Verfasserin vorgeschlagenen Übersetzern hat sich weder sein Jugendfreund Gentz noch ihr Verehrer Schweighäuser mit der Aufgabe befaßt. Die 1804 erschienene deutsche Übertragung ist von Stampeel besorgt.

Mitte September trat Humboldt mit den Seinigen die Reise nach Rom an. In Augsburg schrieb er Frau von Stael das letzte Mal auf deutschem Boden.

à Augsbourg, ce 1. d'Octobre, 1802.

Votre lettre du 28 Aout m'a fait une peine incroyable, Madame. Comment pouviez Vous croire que je pusse jamais oublier les bontés dont Vous m'avez comblé, l'époque heureuse où il me fut permis de Vous voir journellement, l'amitié enfin que Vous daigniez me vouer aussi généreusement? Non, Madame, il est impossible que je change jamais de sentimens envers Vous, Votre bienveillance touchante, ces conversations dont tant de mots sublimes se sont empreints pour toujours à mon ame, me rappelleront éternellement Votre souvenir et me le rendront toujours plus cher, Vous avez ouvert de nouvelles vues à mon esprit, Vous m'avez fait saisir pour ainsi dire par de nouveaux organes des idées qui m'étaient toujours les plus chères et les plus sacrées, Vous avez acquis en un mot tant de titres tour à tour à mon admiration et à ma reconnaissance que si mon amitié et mon dévouement entier peuvent avoir quelque prix pour Vous, Vous êtes bien sûre de les posséder pours toujours. Si je vous ai écrit moins souvent, Madame, que je ne l'eusse voulû moi-même, c'est que des circonstances accidentelles m'en ont empêché et que pour celui qui a le souvenir vif et récent de Votre conversation rapide et brillante, les lettres, il faut l'avouer, sont une communication d'idées bien lente et bien insuffisante. Encore y a-t-il tant de choses comme Vous l'observez Vous mêmes, sur lesquelles on ne peut que parler. Cependant je n'ai pas porté le négligence, si je le dois nommer ainsi, jusqu'à laisser sans réponse Votre première lettre dans laquelle Vous me chargiez de tâcher de Vous procurer un instituteur pour Vos enfans. J'y ai répondu à peu près quatre semaines après l'avoir reçue et je Vous ai rendu compte des démarches que j'avais faites, mais qui malheureusement n'avaient point réussi. Je ne sai par quel malheureux hasard cette lettre doit avoir été perdue; la seconde que Vous m'avez adressée, Madame, sur la date du 28. Aout, ne m'est parvenue qu'à la veille de mon départ de Berlin et Vous pardonnerez aisément que parmi les distractions et les troubles d'un voyage long et pénible j'aye différé jusqu'àprésent à y répondre. Ce qui me fait le plus de peine c'est que je n'ai pû remplir Votre objèt. Mais il faut avouer que ce que Vous cherchez, est bien difficile à trouver. Un homme capable de faire l'éducation de Vos enfans et digne de partager Votre société, Madame, et celle de Monsieur Votre père doit posséder des qualités peu communes, et Vous

en exigez encore deux accidentelles, une connaissance parfaite de la langue Française et le talent de la Musique. Ce dernier devient de jour en jour plus rare, et quoique tout Allemand instruit sache le Français, le nombre de ceux qui possèdent assez cette langue pour s'y énoncer avec toute la facilité et la clarté nécessaires, est assez petit surtout dans la classe des jeunes gens qui, comme Vous l'exigez avec raison, ont fait une étude régulière des langues mortes. Moi-même j'ai eû des peines infinies pour trouver un bon sujèt pour mes enfans, et encore celui que je me suis procuré à la fin, n'aurait guères pû Vous convenir puisqu'il ne sait pas la Musique et ne parle point le Français. Combien rien n'est si important que de donner des idées précises et claires aux enfans, il est indispensable que l'instituteur des Vôtres, Madame, sache parfaitement Votre langue; chez nous on se contente qu'un instituteur sache à peu près faire la conversation en Français, ou quand on exige une connaissance plus intime de la langue on a soin de choisir un jeune homme dans ce que nous nommons la Colonie Française. Mais c'est justement de cette classe-là que je n'aurais pas voulû que Vous en eussiez reçu par moi au moins; car il y en a pas un seul (au moins n'en ai-je jamais connû) qui fût Allemand dans le sens que Vous le desirez, et plutôt que de Vous recommander un individu de cette classe qui ne connait la littérature Allemande qu'à demi et sans entrer dans ce qu'il y a de vraiment profond, je Vous aurais conseillé de prendre un Français ou un Génévois. Il est possible que j'ai des préjugés là dessus, mais je tiens infiniment au caractère national et je suis prévenû contre tous ceux qui n'en possèdent aucun dans une certaine pureté. Or les Français Protestans en Allemagne pour la plûpart ne sont devenus Allemands que pour perdre l'amabilité Française; ils ont pris en outre soit par esprit réligieux, soit par leur isolement au milieu d'une nation étrangère une tournure d'esprit particulière que je n'ai jamais aimée. Aussi depuis le tems de l'émigration, c'est à dire depuis plus d'un siècle n'en est-il sorti en fait de littérature un seul écrivain assez distingué pour mériter d'être cité. N'allez cependant pas me trahir, Madame, à Mlle. de Krudener, car je la soupçonne un peu de vouloir Vous trouver un instituteur dans la Colonie Française à Berlin qu'elle est plus à portée de connaître que les savans Allemands qui vivent plus retirés de la société du Corps diplomatique et de ce qu'on nomme le grand monde. Quant à moi, Madame, j'avais fait deux tentatives qui au commencement me donnèrent beaucoup d'espoir, mais qui malheureusement restèrent après sans succès. D'abord je m'adressai à un jeune homme qui était Instituteur du Comte de Brühl, mort il y a quelques mois. Il remplissait absolument toutes les conditions que Vous m'aviez faites, il voulait quitter la maison du Comte, mais la Comtesse, restée veuve, le pressa tant de rester qu'il crut devoir céder à ses instances. C'est de lui que je Vous parlai dans la lettre qui ne Vous parait point être parvenue. Depuis j'en découvris un autre, peut-être plus propre encore au moins par rapport aux connaissances savantes, mais je ne pus le décider à quitter une place qu'il avait à une des écoles plus distinguées à Berlin qui ne lui donne à la vérité qu'un petit revenû, mais qui lui en promet un autre très-considérable par la suite. Voilà malheureusement, Madame, tout ce que j'ai pû faire. Je n'aurais jamais voulû Vous envoyer quelqu'un que je n'eusse point connû par moi-même. J'aurais pû à la vérité m'adresser à quelque Professeur de ma connaissance et Vous m'en aviez même donné la commission. Mais je n'ai pû me résoudre à le faire. Il y a si peu d'individus dignes de Vous être proposés et le désagrément, s'il Vous en était arrivé un qui ne l'eut point été!

Si encore dans le moment actuel Vous étiez dans le cas de chercher, je Vous conseillerais pourtant, Madame, à d'en choisir à Paris ou plutôt à Génève. Quelque prédilection que je puisse avoir pour ma nation moi-même, j'en connais aussi les travers et toujours le risque de faire venir quelqu'un d'aussi loin, me parait-il trop grand.

Vous me faites des reproches, Madame, de ne pas avoir pris la route de la Suisse, mais que je les mérite bien peu ces reproches! Combien n'aurais-je point donné pour Vous y revoir. Mais le moyen de franchir les Alpes avec une famille comme la mienne. Les difficultés étaient trop grandes, et comme le Ministère me presse beaucoup d'arriver aussitôt que possible à Rome, je n'aurais gueres pu faire de séjour à Coppet comme je l'aurais désiré. Vous parlez d'un projet que Vous aviez eu de faire un voyage en Italie, Madame. Que je voudrais le voir réalisé ce projet, Madame! J'irais parcourir avec Vous les ruines de l'ancienne capitale du monde et ces restes vénérables Vous en feraient peut-être oublier la nouvelle.

Je dois me rendre à Milan avant d'aller à Rome. Je me réjouis d'y revoir Melzi. Je suis accrédité à Milan et à Florence et la sphère de ma mission a reçu plus d'étendue par là. Le Roi pour lui donner plus de relief m'a donné le titre de Chambellan, et Vous me voyez donc lancé dans une nouvelle carrière. Cependant Vous connaissez, Madame, le peu de penchant que j'ai pour ce qu'on nomme communément ambition. Le desir de faire plus de voyages et d'étudier plus profondement au moins les nations principales de l'Europe m'a fait embrasser cette carrière. Je m'occupe depuis longtems d'un travail sur ce qu'on peut nommer caractère national et caractère des individus et je crois qu'il est possible de traiter cette question de manière à toucher ce qu'il y a de plus intime dans la nature humaine. Nous voyons évidemment même dans l'homme moral deux forces absolument différentes, l'une, une force d'inertie, pour ainsi dire, qui assimile toujours les mêmes effèts aux mêmes causes, l'autre, indépendante et libre qui ne prend son essor et sa direction que d'elle même. Quand cette dernière produit ce qu'on nomme caractères originaux, la première forme ceux des nations, et du résultat des deux dépendent les progrès et les déstinées du genre humain. Cependant on n'influe ni sur l'une ni sur l'autre de la manière qu'on devrait, et cela uniquement parce qu'on méconnait ce qui devait être le dernier but de tout ce que l'on fait comme c'est la véritable cause de tout ce qui arrive — le caractère des hommes. On s'imagine communement qu'il n'est qu'un composé de toutes les impressions différentes que l'individu a reçus depuis sa naissance, on le croit factice et de là cette manie de gouverner, d'opprimer, de façonner pour ainsi dire les hommes. Quant à moi il me parait décidé au contraire que chaque homme porte en lui une faculté morale indépendante et originaire qui tend, mais dans une direction particulière et différente de celle de tous les autres hommes, vers l'idéal c'est à dire vers un perfectionnement indéfini. Il ne s'agit que de la développer cette force et de la débarrasser de tout ce qui nécessairement doit la paraliser, et il suffit de la supposer pour respecter l'humanité et aimer la liberté. De l'autre côté l'homme appartient à la nature; il est modifié par les impressions qu'il reçoit, il dépend en même tems de la force d'inertie dont je viens de parler. Il est donc nécessaire de combiner l'action de ces deux forces différentes, de mettre celle qui est originaire et indépendante en état de donner à chaque individu la direction qui lui est propre, et de se servir de l'autre, pour rendre durables et permanents les progrès que celle-ci aura faits. Mais de toutes les choses

qui influent sur l'homme il n'y en a aucune qui le modifie aussi puissamment que l'homme même, et puisque c'est par le langage que l'homme communique ses idées et même ses affections, que l'homme parlant le même idiôme. Sous ce point de vue rien n'est donc si intéressant que la division des hommes en différentes nations, division tout à la fois nécessaire et nuisible à leurs progrès. Si donc Vous m'accordez, Madame, qu'il soit vrai qu'en dernier ressort tout dépende uniquement du caractère des hommes, le véritable problème sera de déterminer en combien le caractère des individus et celui des nations doivent se limiter réciproquement? problême à la solution duquel l'expérience doit venir à l'aide du raisonnement.

Mais je me perds en discussions, Madame, et je retombe dans un défaut bien ordinaire à nous autres Allemands de s'appesantir sur un objet. J'aurais bien mieux aimé Vous parler ou de Votre roman ou de l'ouvrage de Mr. Votre père, mais malheureusement ni l'un ni l'autre ne m'est parvenu encore. Ce seront les premiers objèts que j'irai chercher à Milan où la litérature Française ne saurait être inconnue. Si je ne les y trouvais pas je m'adresserai à Vous et je Vous prierai de m'envoyer ces deux ouvrages que je brule d'impatience de lire.

Je vais finir une lettre qui déja est trop longue. Pardonnez au desir que j'avais de m'entretenir avec Vous. Conservez-moi, Madame, les sentimens de bienveillance et d'amitié dont je suis si fier et dont Votre dernière lettre m'a donné de nouveau une preuve aussi touchante et accordez-moi la seule grace que j'aye encore à Vous demander de ne jamais douter de la durée de l'attachement tendre et respectueux que je ne cesserai jamais de Vous vouer!

Humboldt.

Comme je dois faire quelque séjour à Florence, Vous seriez bien aimable, si Vous vouliez m'y faire parvenir un mot de réponse. Je vous prierais dans ce cas de l'adresser aux frères Salvetti, Négociants. Si Vous écrivez à Rome, mon adresse est entièrement suffisante. — N'oubliez pas de me dire un mot de Mr. Constant. J'ignore même s'il est à Paris quoique j'en doute. — Parlez-moi aussi de la Suisse. A moins de n'employer des interprétations trop aisées à faire, je ne comprens rien dans sa dernière révolution. — Ma femme me charge de bien de choses pour Vous, Madame, elle va avec bien des regrets à Rome puisque cela l'éloigne de Paris. Mais pour moi il me semble que tout nous en rapproche, ce qui nous empêche de devenir trop permanent dans notre patrie.

Der die ſchwierige Frage eines Hauslehrers für die Kinder der Frau von Stael behandelnde Brief Humboldts iſt nicht erhalten und ſcheint überhaupt nicht in die Hände der Adreſſatin gelangt zu ſein. Der unmuſikaliſche und des Franzöſiſchen nicht kundige Erzieher, den Humboldt damals für ſeine eigenen Kinder nach Italien mitnahm, war der ihm von Friedrich Auguſt Wolf empfohlene Philologe Riemer, der aber ſchon 1803 Humboldts Haus wieder verließ, um in Weimar die Erziehung von Goethes Sohn Auguſt zu übernehmen. — Neckers letztes Werk, die „Dernières vues de politique et de finance“, ſein politiſches Teſtament, war im Herbſt 1801 erſchienen. Auch dieſes Buch mit ſeinen ernſten Warnungen vor einem militäriſchen Kaiſertum trug dazu bei, Bonapartes Unwillen gegen Neckers Tochter zu vermehren.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schweizerreiſe.

Roman

von

Jakob Schaffner.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Fritz ſtiehlt und ſchläft mit lackledernen Ohren. Was er Iſe Voſſen in die Schuhe ſchiebt.

Die Leute im Hotel wunderten ſich, woher die Frau Konſul mit einmal den Diener hatte. Selbſt das mit allen Waſſern gewaſchene Hotelperſonal kannte Fritz zunächſt nicht wieder; aber ſobald er anfing, ſich zu bewegen, kam in alle Geſichter ein gewiſſer vergnüglich ſchiefer Zug, und wie der Auftritt dieſes nagelneuen Lakaien wurde höchſtens noch der Einzug einer berühmten Diva oder eines Milliardärs bemerkt, denn was ihre neugierigen Augen ſahen, das war ein Menſch in einer eleganten Livree aus feinem, braunem Tuch, der ſich bewegte, als ob ihm alles zu eng ſei, die Füße hob, wie wenn er über Blumenbeete oder Fiſcherkähne ſtiege, und eine ſo bedeutend ergrimmte Miene aufſetzte, daß viel Frechheit und Sorgloſigkeit dazu gehörte, um ihn anzureden. Nun, dieſe Eigenſchaften waren bei dem unnützen Volk reichlich vorhanden, und als Fritz für dieſen Tag ſeines neuen Dienſtes entlaſſen war und ſich am Domeſtikentiſch zum Nachteſſen einfand, nicht eben mit gehobenem Gefühl, denn noch geſtern war er ein freier Mann geweſen und hatte kommandiert, was er haben wollte, begann das Verhör, wes Landes und Namens, und wie ſo die Eingänge lauten.

Und dann kamen die Unverſchämtheiten. Er habe wohl auf einer ſehr feinen Dienerſchule gelernt? Ob er vielleicht auch Franzöſiſch und Engliſch könne? Ob er auf chineſiſch zu ſervieren verſtehe, mit dem Rücken voran? Das ſei nämlich bei den ganz vornehmen Geſellſchaften der Brauch, die man nicht mit dem Geſicht anſehen dürfe. Ein Zimmermädchen wollte wiſſen, wie man das mache, um ſo weiße und glatte Hände zu bekommen, wie er habe. Einer meinte, bei einer ſo hübſchen Frau möchte er auch Diener ſein; er wollte ſie bedienen, daß ihr die Augen überliefen. Und ein anderer fragte ganz ernſthaft, ob er ihr auch beim An- und Ausziehen helfe?

Aus all dem merkte Fritz, daß man ihn für einen dummen Lümmel nahm, und da er selber nicht das beste Gefühl bei der Sache hatte, ließ er das Gespöttel über seine Person mit ziemlicher Fassung ergehen; als sich aber die losen Mäuler über seine Herrin und sein Verhältnis zu ihr hermachten, kochte ihm die Wut auf. Unvermutet warf er den Stuhl hinter sich, erhob sich zu seiner ganzen achtbaren Größe und hieb die Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser erschraken. Wenn noch einer — Kerl oder Frauenzimmer — sein Maul über die Frau Konsul führe, der solle sich auch gleich auf eine Tracht Prügel gefaßt machen. Habe er keine besonders feinen Fäuste, so seien sie doch gerade fein genug, freche Visagen zu verzieren. Damit ließ er sein Essen stehen und das Hotelvolk sitzen und stieg auf sein Zimmer hinauf.

Das lag unter dem Dach und hatte eine prächtige Aussicht über den See und auf das Gebirg. Aber er hatte jetzt keinen Sinn für Geographie. Grübelnd stand er lange am Fenster und laborierte an seinen verschlechterten Lebensumständen. Überall sang, lachte, jodelte und spielte die Jugend mit ihresgleichen und war dabei wohl aufgehoben. Ihm dagegen war schlecht gedient. Er fühlte sich vereinsamt und genasführt und hatte Heimweh nach seinem eigenen Stall und seiner Basler Herrlichkeit. Und ihm ahnte wenig Gutes.

Nachdem er aber so eine Weile wie die Sonne Wasser gezogen hatte, flog eine Sternschnuppe durch den Himmel, und auf einmal, er wußte nicht, wie es zuging, fühlte er, daß ihm leichter wurde. Denn gleichzeitig mit der Sternschnuppe war ihm ein Gedanke aufgegangen, nämlich, worin neben allem Nachteil sein neuester Vorsprung bestand: es mochte nun um ihn stehen, wie es wollte, so hatte er's jedenfalls dahin gebracht, daß er mit der schönen jungen Konsulin unter einem Dach wohnte. Hier handelte es sich noch um ein fremdes großes Hotel, dachte er sofort weiter; aber nachher in Berlin in ihrer vermutlichen Villa trennte seine Nächte von den ihren doch höchstens der Boden eines Stockwerkes, und die Tage standen in einer unabsehbaren Reihe bereits zum Empfang da, alle mit Licht, Hoffnung, Verführung, Gelegenheit und Duft erfüllt, und es war keiner darunter, der ihm den Anblick ihrer schönen Gestalt schuldig bleiben wollte und den Klang ihrer Stimme. Zwar sein Lakaientum — nun, Manieren lernen mußte er in jedem Fall. Und ein glattrasiertes Gesicht gehörte in der vornehmen Welt zum guten Ton; vielleicht war es wirklich nicht so ohne, wenn er ein bißchen Französisch nachholte und Englisch lernte.

Nachdem er sich das alles genügend klar gemacht hatte, spuckte er in einem weiten Bogen zum Fenster hinaus, steckte sich eine Brissago an und begann zwischen dem Rauchen ein wenig das Verbeugen zu üben, auch das Apportieren und das Geradestehen, sagte dann zehnmal: „Jawohl, gnädige Frau!" und: „Die gnädige Frau wünscht das Auto!" und zum Schluß

machte er eine kleine Generalprobe übers Ganze, indem er alles zusammenfaßte, was er heute gelernt hatte. Er erhob den Schrank zur Frau Konsul und ging mit hübsch auswärts gestellten Füßen auf ihn zu, um ihm ein Spitzentaschentüchelchen zu überreichen, und zwar mit einer ausbündig schwungvollen Bewegung und einem sehr tiefen Kompliment. Der Schrank oder die Frau Konsul dankte mit einem freundlichen Blick, und Fritz oder vielmehr Johann trat bescheiden fünf Schritte hinter sich, ehe er es unternahm, ihr den Rücken zu kehren. Darauf ging er wieder zum Fenster, um nun Feierabend zu haben, eine Brissago fertig zu rauchen und noch einigemal im Bogen aus dem Fenster zu spucken. Aber die Betrachtungen, die er jetzt dazu pflog, waren nicht mehr so schwer zu ertragen; im Gegenteil, er bemerkte nun doch schon allerlei, was ihm nach Fortkommen und Lohn für ehrliche Anstrengung aussah, und er meinte, daß es seinem Hemdkragen nie an Stärke und seinen Stiefeln an Glanz fehlen müsse, solang ihm das Spiel gefiel. Jedenfalls nahm er sich fest vor, als ein gemachter Mann nach Jahr und Tag in seiner Vaterstadt wieder aufzutreten.

Mit solchen handlichen Ordnungen in Kopf und Herzen begab er sich spät zu Bett, nur weil ihm das Stehen zu langweilig wurde, denn zum Schlafen kam er diese Nacht wieder nicht. Immer ertappte er sich dabei, zu horchen, ob ihr Atem zu hören sei. Dann stellte er sich vor, wie sie schlief, ob sie wohl den linken oder den rechten Arm unter den Kopf schob und im Schlaf ernster oder freundlicher aussehe. Schließlich morgens um zwei Uhr trieb es ihn auf und die Treppe hinunter, um ihre Zimmernummer zu suchen. Er fand sie bei der schwachen Nachtbeleuchtung im ersten Stock, und vor der Tür ein Paar Schuhe von so feinem Leder und verliebtem Schnitt, wie er noch keine gesehen hatte. Ihm wurde ganz jämmerlich zu Mut, und ein großes Leiden kam ihn an, während er an seine breiten Trittlinge dachte, daß er sich vorsetzte, morgen für sich auch ein Paar Lackschuhe zu kaufen. Lange horchte er auf ihren Atem oder eine Regung von ihr, und immer war es ihm, als wenn er im Zimmer drin jemand weinen und schluchzen höre; wahrscheinlich träumte sie etwas Trauriges. Inzwischen, um nicht leer auszugehen, hob er ihre Schuhe auf und nahm sie an sich, um mit ihnen den Rückzug anzutreten. Den Rest der Nacht verbrachte er still und bewußt auf dem Rücken liegend, zu beiden Seiten seines Kopfes auf dem Kissen je einen Damenschuh, schwarzglänzend mit hohen Absätzen und eleganten weißen Oberteilen. Als er aufstand, verbarg er sie in seinem Handköfferchen. Der Lärm, der aus dem Diebstahl entstehen konnte, kümmerte ihn nicht weiter.

Der Lärm blieb denn auch nicht aus. Zuerst wunderte sich der Hausbursch, daß die Dame keine Schuhe herausgestellt hatte; da sie ihm aber damit eine Arbeit ersparte, so war's ihm recht. Später, so gegen neun Uhr, griff die junge Frau Konsul aus dem Türspalt links herum und zog die Hand leer zurück; sie dachte, die Schuhe stünden auf der andern Seite

bei der Türangel, und klingelte nach dem Stubenmädchen, da sie noch nicht fertig angezogen war. „Ach, Emma," sagte sie zu dem hübschen kleinen Ding, „bringen Sie mir doch meine Schuhe herein; der dumme Bursch hat sie wohl vors Hotel hinaus gestellt." Das Mädchen ging lachend sehen und kam ebenfalls leer zurück. „Es sind keine Schuhe da, gnädige Frau." „So laufen Sie schnell hinunter; er wird sie vergessen haben." Das Mädchen lief und kam zum zweitenmal leer zurück; die gnädige Frau habe wohl unterlassen, die Stiefel heraus zu stellen. Das bestritt Ise, und der Bursche mußte her. Er blieb redlich bei seiner Behauptung und sie verwundert bei der ihren, und da sie inzwischen fertig angezogen war, bestellte sie sich den Direktor ins Frühstückszimmer. Der hörte den Bescheid ungern, da er seinem Hotel nicht viel nützen konnte, sagte Untersuchung zu und nahm sie nachher auch vor, natürlich ohne Erfolg, da Fritz nicht zu seinem Personal gehörte und er ohnehin bloß die Weiber inquirierte. Nach allem Fragen und Drohen verfügte er sich wieder zu Ise. Er habe die Sache betrieben und nichts gefunden. Wenn nun die Dame durchaus eine polizeiliche Visitation wünsche, so könne er nicht dagegen sein; aber sonst möchte er ihr Schadenersatz anbieten und sie übrigens bitten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da nach seiner Überzeugung sein Personal unschuldig sei; aber seine Gäste zu verdächtigen, stehe ihm nicht an. Indem er dies sagte, schoß Ise ein Gedanke durch den Kopf, der sie erröten machte. Sie zeigte sich mit der vorgeschlagenen Ordnung zufrieden, und der unglückliche Direktor entfernte sich. Wenig später erhob sich Ise vom Frühstückstisch, begab sich auf ihr Zimmer und ließ ihren neuen Diener rufen.

Zunächst vergaß Fritz anzuklopfen und mußte noch einmal hinaus. Dann tat er es zu spektakulös und mußte sich verbessern. Nachher vergaß er vor Verbiesterung auch den Morgengruß, und als seine Herrin endlich erstaunt fragte: „Nun?" — er stand so lang in der Zimmermitte wie der Laternenpfahl im Regen —, sagte er mit Herzklopfen: „Ich bin da."

„Das seh ich," meinte sie. „Aber wünscht man in der Schweiz einander nicht Guten Morgen?"

„Doch."

„Also?"

„Guten Morgen."

„Guten Morgen, Johann," dankte sie spöttisch. „Ich hoffe, daß Sie gut geschlafen haben."

„Es macht sich."

„Vielleicht haben Sie zu viel an Ihre Braut gedacht. Wir werden über Ihre Vaterstadt zurück reisen, da können Sie sie noch einmal sehen."

„Das ist nicht so wichtig," versetzte Fritz düster, indem er das schöne Bild der Konsulin mit den Augen auffraß.

Sie errötete ein wenig. „Nun, was ist denn sonst wichtig?" fragte sie.

Darauf blieb Fritz die Antwort schuldig, obwohl er sie genau wußte, wenigstens was ihn anging.

„Johann, mir sind meine Schuhe von der Tür weggenommen," überwand sie sich nun zu sagen, indem sie nach ihrem Sonnenschirm griff. „Wenn Sie vielleicht zufällig etwas merken — es sind Lackstiefel mit weißen Oberteilen —"

Er erschrak heftig, nicht weil er sich verraten sah, sondern weil ihm die widerstrebende Mitteilung der schönen Frau soviel zu bedeuten schien wie: „Haben Sie mich denn so lieb, Fritz Kuhny?" Aber um nicht hinter ihrer guten Haltung zurückzustehen, hielt auch er an sich. „Ich — werde aufpassen," entgegnete er mit belegter Stimme und räusperte sich.

Sie besann sich etwas verdrießlich, was sie mit dem Menschen nun weiter machen solle. Inzwischen hieß sie ihn seine Mütze holen und sie vor dem Hotel erwarten. Dort wies sie ihn an, sie in einem Abstand von zehn Schritten zu begleiten, und nahm den Weg zum See, und er folgte ihr in vielen Richtungen schwermütig. Da sie ihm blaß und traurig schien, hielt er es für möglich, daß sie heute nacht nicht nur im Traum geweint habe, was ihn gewaltig aufregte. Während er so aber ganz ihr Mann wurde, ging sie mit sich zu Rat, ob sie nicht besser daran tue, dem unheimlichen Burschen einen Monatslohn auszuzahlen und ihm den Laufpaß zu geben, wie er war, glatt rasiert, blank gescheitelt, triefend von Pomade, glänzend, duftend und unverschämt. Aber müde von einer durchwachten und wieder zur Hälfte verweinten Nacht schob sie die beunruhigende Angelegenheit hinter sich, indem sie sich klar machte, daß sie die Dinge ja jederzeit in der Hand habe. Schließlich werde seine Torheit zu kurieren sein, und um die Hauptsache nicht zu vergessen, so sahen ihre betrübten Augen in seiner eidgenössischen Gestalt etwas wie eine Erinnerung an vergangene schöne Tage, eine Art von Souvenir aus einer Landschaft, worin sie noch glücklich und geliebt gewesen war. Als unerläßliche Vorbedingung ihres längeren Beisammenbleibens schien ihr freilich, daß er die geraubten Schuhe herausgab; vermutlich trieb er einen verliebten Götzendienst damit, und der Gedanke blieb ihr unbehaglich. Aber die Folge zeigte sie nicht in zunehmendem Besitz von Energie und Unerbittlichkeit; ein schlechter Zustand bekam Zeit, sich einzusitzen, und Fritz Kuhny fuhr fort, mit lackledernen Ohren zu schlafen.

So sah man künftig die beiden Liebesleute eins hinter dem anderen her das Städtchen und die Landschaft durchziehen. Ise fand eine wirkliche Befriedigung darin, sich mit der Eskorte von einem Mann in ihrem Kummer wenigstens nach Gefallen bewegen zu können, und sie machte von dieser Gelegenheit weitläufigen Gebrauch, immer den braunen Burschen zehn bis zwanzig Schritt hinter sich und ihren entwichenen Liebsten hunderttausend vor sich. Ihre Wanderungen führten sie weit in der Gegend herum, das Tal hinauf und den See hinab und der Reihe nach auf die Berge der Umgegend.

Es war eine Unraſt in ihr, von welcher Fritz nicht wußte, ſollte er ſich mehr darüber freuen oder grämen, denn einesteils ſetzte ſie ihn in den Vorzug, viele Stunden und Tage unter freiem Himmel mit ſeiner Herrin allein zu ſein, manchmal ohne eine Menſchenſeele weit und breit, und andererſeits kam und ging doch keine von allen dieſen koſtbaren Stunden, ohne ihm zu zeigen, wie wenig ihr an ihm gelegen war, und an was für ganz andere Dinge ſie dachte. Wenn ſie ſich einmal an ihn wandte, ſo war's, damit er ihr den Schal reiche oder den Rucksack auspacke, worin der Mundvorrat war. Seine ſchönen, neuen Lackſchuhe, die er ihr zu Ehren gekauft hatte, beachtete ſie mit keinem Blick; übrigens ſahen ſie ſchon nach der erſten Bergbeſteigung übel aus, und er überſchlug bereits, daß er ſchon am Ende dieſer Woche ein Paar neue haben müſſe, wenn ſie ſich nicht ſeiner ſchämen ſollte. Das konnte einen teuren Zeitlauf geben; aber jedes Geſchäft war ſeines Einſatzes wert.

Das ſchöne Wetter war jetzt vorbei, und manchmal regnete es; dagegen war ſie mit wetterfeſten Kleidern und einem Gummimantel trefflich ausgerüſtet, aber er mit ſeiner Livree nur unvollkommen, wenn er auch den Mantel anhatte und die Hoſen umkrempelte. Nach dem zweiten oder dritten Regen war der Glanz ſeiner neuen Erſcheinung ſchon dahin, beſonders die Hoſenbeine, die einſchrumpften und ſich verwarfen, und am Rock war das Blau aus den Aufſchlägen ins Braun des Tuches gelaufen, abgeſehen von den Fettflecken, die er beim Eſſen ſelber darein gebracht hatte. Dann bekam ihm die Bergſteigerei auch geſundheitlich lange nicht ſo gut, wie man glauben ſollte. Die Höhenbewegung und die dünne Luft verlangen ein leichtes, unbeſchwertes Herz und einen freimütigen Sinn; aber ſein Sinn war befangen von ehrgeizigen und ſchwülen Träumen, und auf ſeinem Herzen lagen ſchwer die Mattigkeiten ſchlafloſer Nächte und ruheloſer Tage; er trug es auf die Berge hinauf wie eine deſparate Laſt, die um ſich ſchlug und trat, ſo daß ihm manchmal die Luft ausging und er ſtehen bleiben mußte. Sein blaſſes, müdes Ausſehen machte ihn zwar ſehr vornehm, aber früher war ihm in ſeiner Haut wohler geweſen. Bei Tiſch aß er nicht, und ſo lange er nicht beſchäftigt war, brütete er.

Jedoch dann geſchah wieder irgend etwas, das ſeine Hoffnung neu belebte und ihm ſeine Zweifel verwies und das ihm zwar auch noch nicht ſeinen früheren geſunden Schlaf zurückgab, aber doch für Stunden den Atem etwas erleichterte und einige Zuverſicht in ſeine Augen brachte. Zum Beiſpiel nach der zweiten Bergtour verordnete ſeine Herrin, daß er ein Bad bekam, und um nicht immer daran denken zu müſſen, richtete ſie ihm einen feſten Schwemmturnus ein zweimal in der Woche, Dienstag und Freitag. Daran ſah er, daß ihre Arbeit an ſeiner Bildung weiter ging. Daneben nahm ſie immer einmal eine Stunde wahr, um ihn zu exerzieren und einzuüben und ihm unter dem Vorwand, einen Diener aus ihm zu machen, ſolche Manieren beizubringen, die er ſpäter in der vornehmen Welt unbedingt haben mußte.

„Nein, nein," sagte er sich dann, „es ist da nichts zu kopfhängen. Alles ist nur eine Prüfung, ob ich für sie etwas ausstehen kann und ob ich die rechte zähe Treue habe und auch geduldig bin zu ihr. Da muß ich nun sein wie ein Fisch, aber nachher werde ich sein wie ein Feuerteufel, wenn ich sie einmal habe."

In einer Mittagsstunde kaufte er sich eine französische Grammatik und einen englischen Dictionary, und ohne Umschweife fing er an, zu lernen; „I am, you are, she is; we are, you are, they are. Da die Prononciation nicht dabei stand, so sprach er das Zeug aus, wie er's las, ohne eine Ahnung zu haben von dem Kauderwelsch, das er mit seiner Schweizerzunge drasch. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß die Zeitungslektüre in den Sprachwissenschaften ganz besonders fördere. So kaufte er den „Matin" und das „Petit Journal"; auch die „Times" erstand er einmal, fand aber, daß er davon doch noch zu wenig verstehe, und hob die Nummer für später auf. Aber Französisch war ihm in der Schule immerhin so viel angeflogen, daß er einen Begriff davon hatte und mit seinen Bubenkenntnissen weiterwursteln konnte. So dauerte es nicht lange, bis er das erste welsche Billet d'amour verfaßte. Es besagte, daß er eine gewisse Person liebe, und daß er capable sei, für sie durchs feu zu gehen, und zwar ohne Schuhe, denn mit bottines sei es keine besondere mérite. Den Zettel schob er buchstäblich der schönen Konsulin in die Schuhe, und diese dienten ihm in der nächsten Zeit nun oft als Briefkasten. Mit dem Englischen ging es ein bißchen langsamer, aber nach acht Tagen vermochte er immerhin zu schreiben: „I love you, you are a very beautiful lady. Your Fritz from Swizzerland. From fare be kindly gegrüsst!!!" Die letzte Sentenz stammte aus einem Lied an die Rütliwiese: „Von ferne sei herzlich gegrüßet, du stilles Gelände am See!"

Wie die Liebe überhaupt scharfe Augen und Gedanken macht, so förderte sie ihn auch in der Entwicklung seines äußeren Menschen. Seitdem er an Ise die spitzgeschnittenen Fingernägel bemerkt hatte, war er jeden Abend daran, mit seinem Taschenmesser die seinen zuzuspitzen und innen auszukratzen, damit sie weiß wurden; später kaufte er sich eine Schreinerfeile, womit sich die Sache schon viel exakter tat. Viel Mühe machte ihm der Scheitel, den ihm der Friseur mit großer Tücke mitten über den Kopf vorgezogen hatte; ihm geriet er zunächst immer schief oder krumm, aber endlich erfand er sich eine Methode, auf die er sich verlassen konnte. Zuerst schmierte er sich das Haar tüchtig mit Pomade ein, daß es starrte, und kämmte es gerade vor. Dann nahm er einen dünnen Bindfaden, setzte ihn mit der linken Hand genau auf den Wirbel auf und spannte ihn mit der rechten exakt über den Kopf nach der Nasenspitze hinunter; darauf zog er ihn fest an die Kopfhaut an und endlich nach rechts weg, womit eine blonde Furche wie mit dem Pflug umgelegt als Scheitel aufglänzte. Nun mußte er noch mit der Egge, dem Kamm, vorsichtig nachziehen, die Haare oben mit vier Fingern leicht andrücken und mit der Bürste

seitwärts hochbäumen, und man konnte ihn nehmen und in die feinste Friseurauslage stellen. Schon nach acht Tagen glänzte sein Kissen wie eine Speckseite, und am Domestikentisch hatte er alle Fliegen allein am Kopf.

Fünftes Kapitel.

Die Friedenstaube.

In jenen Tagen bekam Ise die Nachricht, daß einer ihrer Brüder im Felde gefallen sei, und plötzlich tat sich wie hinter einem zerreißenden Vorhang — es war der Vorhang ihrer eigenen kümmerlichen Privatangelegenheit — die Weite und Tiefe des allgemeinen Leidens wieder auf, das Wissen um die Hunderttausende von Toten und die Millionen von Wunden, um den Haß der Kleinen und den Zorn der Großen, die tödliche Eitelkeit der Scharlatane und die seelenwunde Einsamkeit der wenigen Weisen, von allem Schmerz vielleicht der größte. Ihr Bruder, der ehemals ein frischer, blühender Mensch voller Leben und Einfälle und mit den besten Aussichten für sein Fortkommen als Ingenieur zu den Pionieren eingezogen und dort durch sein Temperament, das einmal aufs Zugreifen gestellt war, rasch zum Leutnant avanciert, mit dem eisernen Kreuz beider Klassen dekoriert, in den illustrierten Zeitschriften abgebildet, und in aller Jugend seit Wochen Kommandeur einer Kompagnie, ein Kamerad, wie es keinen zweiten gab, ein unversieglicher Quell der Munterkeit und der losen Einfälle und ein abgesagter Feind aller Lümmeleien und Streitigkeiten, ein Naturfreund, Segler, Skiläufer, Bergsteiger und Verlobter eines hochsinnigen Mädchens — und jetzt eine arme verstümmelte Leiche — einen Bajonettstich im Auge und einen im Leib — mit ein paar schmutzigen Fetzen grauen Tuchs in fremdem Boden eingescharrt, und über seinem Grab schwankend im Wind und leise klappernd auf einem Holzkreuz sein grauer Helm —: das waren die Bilder und Vorstellungen, die anstatt eines greifbaren Trostes ihren Kummer um ihren Verlust einhüllten.

Die Wirkung dieses Trauerfalles war durchschlagend. Mit dem Glauben an ihr persönliches Glück verlor sie nun auch den an das Glück der Menschheit. Anstatt der Liebe und Gerechtigkeit eines reichen Gottes, deren sie sich in früheren Einsamkeiten und Trauerstunden getröstet hatte, sah sie jetzt nur krassen Zufall, Willkür und Sinnlosigkeit im Leben walten. Vom Einzelnen angefangen bis zu den Völkern und Erdteilen schien ihr alles Wollen eine einzige blutige und ruchlose Kette von Grausamkeit, Bosheit und Schrecken. Das Leben wurde ihr unter einem solchen Blick arm und häßlich, der Tod entsetzlich und weit davon entfernt, eine Erlösung von diesem Leben zu sein; denn die Erlösung erlebte keiner, dafür stand er dreißig bis fünfzig Jahre lang unter der ekelhaften Drohung der letzten Krankheit und des Todes-

schweißes. Religion, Philosophie, die Künste, Moral, Patriotismus und Liebe, das alles schien ihr jetzt nur das lockende Fleisch an einem verworfenen und tückischen Skelett, dem sich jeder glühend in die Arme warf, ohne zu ahnen, was ihn erwartete, und dem sich keiner entwand, ohne beschmutzt und besudelt ins Grab zu sinken, denn mit dem ersten Gluthauch der Leidenschaft begann das rosige Fleisch zu welken, und kam dann der Glaube und wollte zufassen, so griff er in Wust und Moder, und die edelsten und feurigsten Menschen versanken am tiefsten in die Widerwärtigkeit, wie die edelsten und feurigsten Völker die entsetzlichsten Ungeheuerlichkeiten von Schicksalswegen aufhäufen mußten, ob sie wollten oder nicht.

„Was hilft dann die schöne Leidenschaft," schrieb sie ratlos an Kronich, „wenn sie zu solchen Ergebnissen führt? Lebt dann das Volk nicht besser, das auf diese Impulse verzichtet hat und nichts verlangt, als sich bei seinesgleichen wohl zu fühlen? Wenn uns jedes hohe Streben zu Leiden und Unrecht ausschlägt, so wollen wir das hohe Streben doch lassen. Die Regierungen sind verbrecherische Organisationen, weil sie Idealismus in den Völkern züchten und mit sehenden Augen fortgesetzt ihr Unglück vorbereiten. Und gewiß ist eines; bei ein wenig mehr Weisheit und einer, auch nur einer dünnen Spur Liebe und Gottesgefühl hätten sie nicht kommen lassen dürfen, was kam. Das ist jedenfalls das niederschmetternde moralische Ergebnis der Gegenwart nach einer tausend Jahre alten Erziehung der bildungsfähigsten Völker. Lügt sich die Gesellschaft durch ihre Begabungen Seele vor, um ihre Bestialität durch scheinbare höhere Werte zu legitimieren? Oder sind wir einfach künstlerisch und philosophisch talentierte Bestien? Ich habe keine Freude mehr an Menschen und mißtraue mir selber. Irgendwo in irgend einem Versteck lauert wohl auch bei mir das Tier, die Schlange oder der Skorpion, und das ist vielleicht der Grund, warum ich immer einmal mir wertvoll scheinende Menschen sich von mir abwenden sehe. Ich wollte, ich hätte den Augenblick nie erlebt. Wenn es mir nicht gelingt, darüber hinweg zu kommen, wenn ich die Lüge nicht finde, die mir die Berechtigung zum Selbstgefühl zurück gibt, so weiß ich nicht, woher ich sonst den Mut zum Weiterleben nehmen werde. Mein Gott, ich wünschte, ich wäre nicht zur Welt gekommen, denn ich helfe ja durch meine Gegenwart zu dem Druck und der Panik, woraus uns dieses Entsetzliche und Unfaßbare kam und wieder kommen wird, denn die Menschheit scheint unverbesserlich. Sie reden von Gott, aber wer glaubt an ihn? Von der Menschheit, aber wer wagt es, den Menschen zu lieben? Die Wahrheit liegt in der Erschütterung, allein wer ist erschüttert? O, mein Freund, wer sind wir? Ich hoffe, daß Du Dich in Zufriedenheit bewegst, damit es wenigstens einer tut, und es wäre mir sehr tröstlich, zu erfahren, daß dieser mein Wunsch sich Dir erfüllt."

So war von ihrer Fassung kaum mehr ein Rest übrig geblieben, nur eben die Fähigkeit, ihre Fassungslosigkeit auszudrücken. Je länger sie fort-

fuhr, nach außen einen geordneten und bewußten Wandel zu führen, desto tiefer versank sie in eine lamentable, höchst unbehagliche Kriegsweiberstimmung; aber da es ihr an selbstgerechtem Fett gebrach, so genoß sie ihre Krankheit nicht, sondern wie ihr der Sinn für das Treiben ihrer Umwelt abhanden kam, verlor sie auch das Verständnis für ihr eigenes Dasein. Sie aß und trank, ging schlafen, stand auf, machte Spaziergänge, stieg auf Berge und kam wieder herunter, ohne einen Zweck für alle diese Unternehmungen zu sehen. Das Essen schmeckte ihr nicht, im Bett mied sie der Schlaf, ihre Ausflüge kosteten sie viel zu viel Kraft, als daß sie sie ausbeuten konnte, ganz abgesehen von ihrer zunehmenden inneren Verdüsterung und Befangenheit, die sie zu jedem Genuß unfähig machten. Ihre fortdauernde Bewegung entstammte nicht dem lebendigen Quell der Impulse, sondern war ein schwungloses Ergebnis der Gewohnheit, der irgend eine höhere Gewalt den Zweck entzogen hatte.

In diese kränkliche Gestimmtheit fielen nun gewisse Äußerungen und Demonstrationen aus der kleinen Welt, die sie zunächst umgab, als auf einen ausnehmend günstigen Boden. Plötzlich ging ihr ein Geschmack auf für den Friedenswillen des nüchtern begeistigten Volkes, dessen Gast sie war, für seine resignierenden und neutralisierten Grundstimmungen, die ihm doch so viel Anlaß zu Selbstgefühl und patriotischer Entfaltung gaben, und alles, was ihr früher daran kleinlich und verklemmt vorgekommen war, schien ihr nun wahrhaft vernunftgemäß und vorbildlich. Dieser politische Mikrokosmus enthielt alle Nationalgegensätze beinahe ungeschwächt in sich. Jede Verschärfung der Rassegefühle weckte daher ein lebendiges Echo in den Lagern der eigenen Nation und betonte und verbreitete unerwünschte Demarkationslinien, die das Behagen des Bürgers störten. Die friedfertigen Wünsche waren also begreiflich, und ebenso konnte es nicht ausbleiben, daß dies Land zu einem wahren Igelnest aller Kriegsfeinde und Friedensenthusiasten wurde, die sich darin Rendezvous gaben, um Beschlüsse zu verfassen und einander in ihrem Glauben zu bestärken.

Einer solchen Brüderschaft lief auch Ise, die nun für die Sektiererei reif war, ins Garn. Eines Tages wurden wieder einmal den Fremden in den Hotels und Pensionen Aufforderungen zugeschickt, an einer Aktion zur Vorbereitung des Friedens teilzunehmen; besonderer Wert war darauf gelegt, daß die Frauen aller Länder sich aufrafften, um ihre politische Mündigkeit durch einen massenhaften Protest gegen die Kriegsgreuel zu beweisen. Die Versammlung tagte in der Landeshauptstadt und war, wie behauptet wurde, von allen Nationen beschickt.

So gab Ise ihrem Diener Urlaub und fuhr nach Bern. Das Lokal befand sich im Haus des christlichen Jünglingsvereins, und die weltgeschichtliche Aktion war von vornherein in einen Rahmen gespannt, der Ise wenig zusagte. Durch ein abgegriffenes Portal kam man in einen engen, dunklen

Korridor, an dessen Wänden Kleiderhaken hinliefen, außerdem Bibelsprüche in jener altdeutschen Schrift, wie sie die Dekorationsmaler lieben, verstehen und leider auch anwenden, und viel mehr Spuren von schmutzigen Händen, als das verwöhnte Mädchen gern sah. Die Treppe zum oberen Stock war nicht gewischt und das Treppenhaus nicht gelüftet, und als sie oben in die Räumlichkeit eintrat, wäre sie lieber umgekehrt, denn da empfing sie ein Duft von statutenmäßigem Staub, von züchtiger Nebenörtlichkeit, dazu von gottselig verbrauchter Luft und alter und neuer Körperausdünstung. Für Empfang war nicht gesorgt: jeder Ankommende mußte sehen, wie er sich an seinen Ort brachte. Eine Garderobe gab es weiter auch nicht; wer Lust hatte, seinen Mantel zu riskieren, hing ihn an einen Kleiderhaken im Korridor. Hinter einer Tür vernahm Ise das Geräusch von sprechenden Stimmen, und indem sie sich entschloß, ihren Mantel anzubehalten, klopfte sie und trat ein, ohne daß jemand Herein! gerufen hätte.

Sie kam in einen halbdunklen Saal, der nur aus einem Eckfenster einiges Licht empfing, und zwar vom Hof her. An mehreren zusammengerückten Tischen saßen ungefähr zwanzig Männer und Frauen, von denen etwa die Hälfte gleichzeitig redete. Niemand achtete auf den Gast; Ise mußte sich selber einen Stuhl von der Wand nehmen und einen Platz am Tisch suchen. Als das geschehen war, sah sie sich um, zunächst nach dem geistigen Haupt der Versammlung, dem Präsidenten. Das war zu ihrer Überraschung ein blonder junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, den sie in jedem andern Fall für den Besitzer einer Kolonialwarenhandlung gehalten hätte, sanft, stubenblaß, glatt gescheitelt, mit einem weichen freundlichen Schnurrbärtchen und vollen roten Lippen, aus denen wie Öl im folgenden manche freudige, süße und wohlgeordnete Rede floß; dazu trug er einen schwarzen Anzug, und im weiteren vernahm Ise zu ihrer fortgesetzten Verwunderung, daß er als Herr Missionar angeredet wurde. Dieser Jüngling leitete die Gespräche auf eine gewandte und sozusagen verbindlich anmaßende Weise, erteilte das Wort, nahm Anträge entgegen und hielt sie logisch auseinander, gab Auskunft über den Stand der entlegensten Dinge, wußte das meiste und erklärte alles. Im übrigen stammte er aus Sachsen.

Dieser selbstsichere Erdpol hatte, wie Ise bald merkte, einen Gegenpol, der ihn auf die glücklichste Weise ergänzte, eine junge Person von schlechter Haltung und unansehnlicher Erscheinung, aber ganz von Begeisterung durchleuchtet und, wie sich sehr bald herausstellte, außerordentlich von Geschäften überhäuft. Das war die Sekretärin des Bundes und zugleich die Mitarbeiterin an hundert ähnlichen Unternehmungen. Eben war sie von einer Reise nach dem Haag zum Friedenskongreß der internationalen Frauen mit knapper Not zur gegenwärtigen Versammlung zurecht gekommen, und nun erlaubte ihr der Präsident auf eine liebenswürdige Anfrage, das Hauptsächlichste über jene Unternehmung zu berichten, obwohl es, wie er lächelnd mit-

teilte, nicht direkt zum vorliegenden Thema gehörte; aber wes das Herz voll sei, des gehe der Mund über. Der graziöse Scherz wurde mit dem gebührenden Beifall aufgenommen, und die junge Person berichtete. Sie sprach wie aus dem Buch, mit außerordentlich wohlgefügten Konstruktionen und schnellen und sicheren Ausdrücken für alles, was sie sagen wollte. Ihre kleinen blauen Augen leuchteten durch die sehr dicke Brille, die sie trug, enthusiastisch zu ihrem blonden Gegenspieler hinauf — sie saß am unteren Ende der Tischreihe und war mehr dunkelbrünett —, indessen dieser freundlich überlegen mit einem Bleistift spielte, den er in den weichen, langen und runden Fingern hin und her drehte. Übrigens wurde die Sekretärin als Fräulein Doktor angeredet, und neben dem so sehr tüchtigen und schlecht angezogenen Wesen kam sich Ise vor wie eine unnütze und zierige Zimmerpflanze, ein Luxusgewächs, das in der bürgerlichen Ordnung gar keine Berechtigung hatte.

Beunruhigt wandte sie ihre Augen nach den anderen Versammelten und stellte zunächst fest, daß es mehr Frauen waren als Männer. Die Reihe, die ihr gegenübersaß, präsentierte sich folgendermaßen: Neben dem vorsitzenden Missionarjüngling kam zuerst eine rothaarige Frau, nicht alt, nicht jung, mit schlechtem Teint und verfallenen Zügen und jenem Gesichtsausdruck von Personen, die fest davon überzeugt sind, daß alles Übel in der Welt zu ihrem ganz persönlichen Verdruß und Schaden erfunden und eingerichtet ist; sie trug hoch auf dem Haarknoten einen schwebenden gelben Strohhut mit einem etwas vergilbten scharlachroten Flügel, dazu eine graue Reisebluse aus Flanell mit grünen Knöpfen. An sie grenzte dicht eine korpulente Dame von zornig befriedigtem Aussehen, eine jener Frauenbewegerinnen, deren Hauptspaß an der Bewegung die Tatsache ist, daß wieder einmal etwas gegen den Mann geht; so faßte sie sichtlich auch diese Aktion auf, was sie später durch eigene Reden und Zwischenrufe noch eingehend erhärtete; diese trug einen weißen englischen Strohhut nach Männerart, weißen Kragen mit Krawatte, eine Hemdbluse und darüber eine lose, bequeme Jacke, ebenfalls nach Männerart, was alles sich mit dem schwarzen Schnurrbärtchen, das ihre Oberlippe zierte, nicht übel vertrug. Darauf kam ein blasses junges Frauchen in Trauer, am Hals in Broschenform das eiserne Kreuz, ein verängstigtes Täubchen, das den Frieden suchte und nicht in sich selber fand, und das der Welt anstatt eines Ölblattes nur ihre armen Tränen darbrachte.

Die Mitte jener Seite nahm ein gesetzter, behaglicher, gut betreuter Mann ein, den man im Verlauf der Sache als Herrn Pfarrer anredete, und dem nichts abging, als daß man ihm eben den Gefallen noch nicht getan hatte, mit dem Krieg aufzuhören; also war er hier, um mit anderen seinen Willen weiter zu betreiben. Zunächst verhielt er sich schweigsam, aber man konnte ihm ansehen, daß er starke Worte und bedeutende Vorschläge wohlgefaßt bewegte, um alles zu gehörig gewählter Zeit hervorzubringen. Ihm zur Seite saß eine einheimische Patrizierin, eine hochgewachsene, bewußte

Frau von fünfunddreißig Jahren, die es getrost unternahm, ihre Meinung dem Tun von fünfzig Millionen Männern und dem ergriffenen Leiden von fünfhundert Millionen Menschen als die richtigere und bekömmlichere entgegenzusetzen. Sie besaß eine tüchtige große Stimme, breite, herrische Augenbrauen und war in allerlei wohltätigem Werk ebenso bewandert als gefürchtet. Was sie sich vornahm, das setzte sie durch, aber es tat nicht immer wohl, da sie harte Hände hatte; bei aller Grandezza war sie ungeschickt und von einer rechten provinzmäßigen Großartigkeit besessen. Auch diese Dame hatte also der Welt die Wohltat des Friedens zugedacht, und sah sie nicht wie der Friedensengel aus, so konnte es ihr niemand verdenken, denn sie hatte ihn selber noch nicht erblickt. Dafür war sie die Nachbarin einer jüngeren Berliner Jüdin, eines gesunden, wohlgenährten Frauenzimmers, bei dem sich alle Rechtmäßigkeiten und gesellschaftlichen Beflissenheiten versammelt hatten, um sich gegenseitig zu bewundern und zu loben. Ihre Lippen troffen von Fett und Wohlredenheit, und es glänzte darauf jener Abklatsch von Güte, der das Denken überflüssig macht. In ihren Augen spielte ein geltungshungriger Mondsuchtsglanz. An der ziemlich starken Nase, die auf Fleischlichkeit deutete, liefen grämliche, rechthaberische, sogenannte miesrige Züge hinunter, aber jenseits derselben wölbten sich feste, rote Wangenpolster auf. Auch diese Dame stellte ihre geistige Unproduktivität dem Weltfrieden zur Verfügung.

Mitten über der langen Tafel schwebte mit ausgebreiteten Flügeln an einem Bindfaden eine präparierte weiße Taube, die ein grünes Blatt im Schnabel hielt; da in der Landschaft keine Ölbäume vorkamen, hatte man einen Oleanderzweig genommen. In den Klauen trug sie eine weiße Schrift, auf welcher in blauen Buchstaben die Inschrift stand: „Ich bringe den Frieden!"

So ging das im bunten Wirbel fort, und Ise fühlte sich wie in einem Tollhaus. Das besserte sich auch nicht, als ein neutraler Diplomat empfangen wurde, und zwar mit großen Ehren. Er bekam sogar einen Stuhl an der Seite des Präsidenten, und aller Augen wandten sich in andächtiger Aufmerksamkeit ihm zu. Dieser Favorit des Tages war ein Mensch von unbestimmbarem Alter, verlebt oder schwindsüchtig, kahlköpfig und wichtigtuerisch wie ein Geier. Er verteilte sein Lächeln nach Gunst und Gefallen wie eine Primadonna — Ise bekam einen laxierenden Lebemannsblick, unter dem sie unwillig errötete — und hob sogleich vielwissend zu schweigen an. Als er im Verlauf der Beratungen um seine Meinung angegangen wurde, ob dies wohl gehe oder jenes gut sei, so sagte er sehr weise, man könne es auch so machen, und es werde jedenfalls nichts schaden, und ließ immer einmal seine weitmaschigen Beziehungen fühlen, die jede Bekümmernis um Weg und Steg als überflüssig erscheinen ließen; wie ihm aber die dicke Zornmütige eine Mission überbinden wollte, sagte er sehr bestimmt, dazu sei nach seinen Informationen die Zeit noch nicht reif, auch in den internationalen Kanzleien die Stimmung nicht genügend vorbereitet; man solle bloß auf dem bisherigen

Wege noch eine Zeitlang fortfahren; den richtigen Moment werde er dann kenntlich machen. Damit stand er auf, entschuldigte sich lächelnd wegen Überbürdung mit Geschäften, machte eine Verbeugung fürs Ganze und ging ziemlich trocken ab, nicht ohne einen leisen Patschuliduft zu hinterlassen sowie einige Betretenheit.

Die Stille, die seinem Abgang folgen wollte, unterbrach und erfüllte der Pfarrherr mit Mitteilungen über seine Erfahrungen in der Fürsorge für die Kriegsgefangenen und die Internierten. Er war in Ruhleben gewesen, wo man die englischen Aufenthalter in Deutschland zusammengebracht hatte, dann in Heidelberg, Döberitz, Erfurt, in den Munsterlagern und wo sonst Kriegsgefangene lagen, und mußte sagen: die Behandlung war, wie sie irgend sein konnte, die Ernährung frugal, aber gesund und ausreichend; die sanitären Verhältnisse konnten durchweg befriedigen, aber die seelischen Nöte und Qualen der Leute, in die sie ihn hatten blicken lassen, erschütterten ihn und reizten ihn zur Empörung. Er ging auf Einzelheiten ein, und Ise erkannte bald, daß er echten, edlen Stoff in Händen hatte, daß er aber zu der Klasse von Männern gehörte, die überallhin ihren Werktag mitbringen. Ein mittelmäßiger Geist hatte gesehen und gehört, ein Pastor ließ sich darüber aus, ein guter Esser empörte sich, ein Ehemann sprach von Gott und der Gottähnlichkeit des Menschen und schließlich verlangte ein blutiger Dilettant für alle diese hohen Beziehungen eine Beachtung, die den Gegenständen selber gehörte. Er bildete sich ein, diese durch seinen Idealismus zu erleuchten, während er sie um ihre rührende und reine Menschlichkeit brachte, alles durch große Worte.

Auch das Auftreten dieses guten und wohlmeinenden Bürgers wirkte viel mehr entmutigend auf Ise als erheiternd. Dies und was sonst noch nachkam, schien ihr nicht nur des heiligen Geistes zu mangeln. Feuer und Brand hatte sie zu erleben erwartet. In Glut und offene Lohe wollte sie untertauchen, um sich selber zu vergessen. In Wahrheit fühlte sie sich bekümmert und verödet, weil einem so schönen Ideal so unschön gedient wurde. Sie hatte sich fortwährend gegen den Zorn zu wehren, daß diese selbstgerechten und anmaßenden Figuren Gottes letzten Gedanken zu diskreditieren schienen, und dann wieder der Trauer über diesen Zorn, der ihr selber anmaßend und eitel vorkam. Schließlich, um sich durch eine Tat, da sie doch nicht reden konnte noch wollte, zu den Dingen in Beziehung zu bringen, schrieb sie einen Scheck von tausend Franken aus, und zwar auf ihren richtigen Namen; den Scheck überreichte sie dem Fräulein Doktor, mit einer Regung und einem Aufblick, womit um Diskretion gebeten war, und im Begriff, aufzubrechen. Aber das verzweifelte Mädchen hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit lauter Stimme den Zuwachs einer edlen Spende samt der Spenderin zu publizieren, und plötzlich rückte Ise, die bisher kaum oder wegen ihrer sichtbaren Distinguiertheit mit Mißtrauen betrachtet worden war, zur Bedeutung

einer Hauptperson auf. Fortan sah sie nur bewundernde und wohlgefällige Mienen und Blicke, und als die Sitzung für heute aufgehoben wurde, ließ sich Männlein wie Weiblein angelegen sein, mit dieser hübschen Geldquelle in persönliche Bekanntschaft zu kommen. Denn da war beinahe niemand, dem nicht noch zwei oder drei altruistische Gründungen an den Fingern hingen, und der sich nicht einen höchst persönlichen Fischzug für seine Sonderzwecke versprach, mit dem dann in einer nächsten Sitzung zum Neid der Nebenbuhler verdienstlich vorgefahren werden konnte. Die Bettelhaftigkeit und die Eitelkeit des Menschen feiern in gemeinnützigen Kommissionen Orgien wie nirgends in der Welt. Nach der so langen Betätigung eines mehr offiziellen Charakters zeigte man sich jetzt von der liebenswürdigen, einfach menschlichen Seite, so daß Ise jene Wärme und Redlichkeit, die sie bisher vermißt hatte, nun beinahe überreich zu spüren bekam und sich beglückwünschte, bis jetzt ausgehalten zu haben. Die internationale Versammlung bestand mit Ausnahme der einheimischen Patrizierin und jenes Diplomaten aus lauter Deutschen, zum größten Teil aus solchen, die in Berlin wohnten, so daß gleich so viel Anknüpfungspunkte gefunden waren, als man benötigte, um eine ungezwungene und doch haltbare Anbiederung zustande zu bringen, und Ise, mehr verlegen als abgeschreckt von so viel Zudringlichkeit, ging willig auf das meiste ein, da es ihr nun einmal zur Sache zu gehören und unvermeidlich schien. Als sie nun für heute schied, hatte sie viele neue Freundinnen und im Missionsjüngling einen warmen Bewunderer; sogar der Pastor hatte sich herbeigelassen, sie mit ein paar anerkennenden Worten auszuzeichnen. Ihr Glück war also gemacht, und beinahe kam ihr vor, als ob sie auch schon vom Frieden ein Scheinchen zu sehen bekäme, wenigstens ein Handzipfelchen.

Die Sitzung schloß für diesmal mit einer Rede der dicken Zornmütigen über die politische Mündigkeit der Frau, worin viel von der weltgeschichtlichen Greisenhaftigkeit des Mannes die Rede war und von der Naivität und Jugendfrische des Weibes, und die anwesende Männlichkeit war in der Lage, diesen Ausführungen nur beistimmen zu können; dafür fand die Zornmütige launige Wendungen, sie vom allgemeinen Unheil auszunehmen und abzusondern, und für diesmal lautete der Beschluß des Ganzen: „Propaganda! Propaganda!“ Viel Neues brachte er nicht auf; aber es war doch gut, daß man ihn wieder gefaßt hatte.

Als Ise mit der Bahn nach Hause zurückkehrte und aus dem Wagenfenster wieder die reinen Höhen und die bunten Herbstwälder erblickte, überkam sie etwas wie ein Bedauern, einen Tag Leben mit der Natur verloren zu haben, und sie bemerkte in sich eine Empfindung, als ob sie nach einer unreinen Umgebung und Tätigkeit ein Bad nötig hätte. Zum voraus wandelte sie eine Sehnsucht an, beinahe ein Hunger, morgen wieder auszugehen und irgendeinen Berg zu ersteigen, um ganz frische Luft zu atmen und klares, natürliches Dasein zu erleben; sie wollte wieder Wälder rauschen hören, und selbst die

Melodie des rieselnden Regens erschien ihr als erstrebenswerte Sensation. Ihren Weibern und sogar dem blonden Missionsjüngling schon halb untreu, betrat sie aufatmend das Hotel und fand einen Brief ihres Freundes vor, die Antwort auf den ihren. Er stellte eingangs fest, daß die gewünschte Zufriedenheit noch nicht eingetroffen sei; die Geschäfte, mit denen er's zu tun habe, führten allerlei Ware, aber diese finde sich nirgends vorrätig, obwohl große Nachfrage danach sei, aber es scheine, daß die betreffenden Rohstoffe für andere Fabrikate gebraucht würden oder gar gesperrt seien. Dann ging er auf ihre Ausführungen ein. „Daß Dir der Tod Deines Bruders nahegeht, begreife ich vollkommen. Auch ich bedauere aufs tiefste alle Opfer an Menschenleben, die dieser Krieg fordert und nimmt. Aber ich finde, angesichts dieser elementaren Vorgänge wird jedes Räsonnement zur Phrase, ob es nun von Hause aus eine ist oder nicht. Als ich noch jung war, und das ist noch nicht so lange her, glaubte ich auch, ich solle zu den Dingen und Vorgängen etwas denken und äußern; ich hielt es für unvermeidlich, ja, von der menschlichen Würde geboten, und ich gestehe, daß ich mir große Befriedigungen damit verschafft habe; geändert habe ich so wenig etwas wie sonst jemand. Das Gute ist gut und das Üble ist übel, ob ich nun etwas dazu vermelde oder nicht; und das Üble wendet sich zum Angenehmen und das Gute zum Verdrießlichen, ohne daß ich's mit Räsonnieren zu beirren vermag. Das einmal an einem persönlichen Beispiel so recht auf den Leib erlebt zu haben, bedeutet eine zwar schmerzhafte, aber vielleicht heilsame Kur von allen philosophischen und moralischen Ambitionen und Besserwissereien. Wir sind nicht einmal imstande, unser eigenstes Glück halten zu können; wenn es will, so dreht es uns den Rücken und verläßt uns. Keine noch so gute Betrachtung bringt uns vergangene schöne Zeiten wieder. Ich kann mir nicht einbilden, einen Schmerz oder Verlust mittels dichterisch durchglühter Exkursionen zu beheben oder auch nur zu erklären. Ich habe verloren und muß mich darein schicken. Punktum. Und muß sehen, wo ich bleibe und was mir das Leben übrig gelassen hat. So ist's auch mit dem Frieden der Völker. Wir haben ihn verloren, weil wir ihn eben nicht halten konnten. Wir sind machtlos, das ist die Lehre. Wir Deutschen sind nicht einmal imstande, den Krieg durch militärische Mittel zu beendigen. Wir verlieren Zeit. Wir verlieren Geld und Gut. Wir verlieren Blut und Kraft und gute Stimmung obendrein.

„Bin ich nun so groß oder klug, den Hergang ändern zu können? Nein. Es ist auch kein Gedanke vorstellbar, der plötzlich alles ändern könnte. Also wozu denken? Wozu sich mit Philosophie, Moral, Religion, Glaube, Liebe, Hoffnung anstrengen? Philosophie macht unsere Toten nicht wieder lebendig. Moral bewegt die weltwirtschaftlichen Verhältnisse nicht. Keine Liebe Gottes oder Menschenliebe schafft mir mein verlorenes Vermögen zurück. Es ist alles Humbug für bedürfnislose Leute. Man wird bei mir künftig vor tauben Ohren predigen und vor blinden Augen gestikulieren, wenn's um das

Heil der Menschheit geht. Die Menschheit helfe sich selber; ich fühle jedenfalls keinen Beruf, für sie zu denken und zu studieren. Lieber Freund und Kamerad, du findest vielleicht, ich sei nicht schöner geworden; ich will aber Ruhe haben. Erinnere du dich an deine sorgenlosen Umstände. Gib, was du zu geben hast, und was du nicht hast, das wolle auch nicht besitzen; das schafft bloß Unbehagen. Und denke an dein junges Leben. Die Menschheit ist alt und aus dem Grund verdorben. So mancher Engel flog schon umsonst hernieder. Denke immerhin an den vergeblichen Kreuzestod des Erlösers, aber von der richtigen Seite. Vor dir liegt noch ein offenes Leben da. Wende es an."

Als Ise diese zynische Epistel gelesen hatte, bedachte sie nicht, daß die Struwwelpeter-Perioden ebenfalls eine Lamentation darstellten, nämlich den Ausdruck eines über seinen Liebesverlust untröstlichen Mannes, ja, daß sie zum Teil mehr oder weniger bewußt gewollte Lästerungen bedeuteten, aufgeblasene Rettungsringe der Frechheit, in die wilde See geworfen, um daran das nackte Leben zu retten. Am wenigsten ahnte sie, daß es ein einziges Wort von ihr brauchte, um den trotzigen Lügner und Verleumder sofort in einen Anbeter und Gläubigen zurückzuverwandeln. Das verfluchte Unglaubensbekenntnis verstand sie als den kalt vollendeten Abfall von ihr und die endgültige Abschwörung aller guten und treuen Regungen, die sie so lange miteinander geteilt hatten. Ihre Antwort auf eine so gemeine und materielle Kundgebung war Zorn und bitterste Verletztheit. Bestürzt dachte sie: „Habe ich denn einen Gottesleugner geliebt?" und je weniger ihr Herz selber daran glaubte, je heftiger ihr besseres Wissen sie anfocht und bestürmte, desto tiefer wurde ihr Elend darüber, daß ihr einstiger Geliebter ihr einen solchen beleidigenden und hohnvollen Brief hatte schreiben können.

Der trauervollen Lektüre folgte eine Nacht wie von allen Teufeln und Dämonen gehetzt, von denen jeder ein anderes Gift mischte und eine wirksamere Verzerrung des geliebten Bildes zustande brachte, und wenn sie auch nicht alle Gifte trank und nicht jede Karikatur gut hieß, so fiel sie doch am anderen Tag dem Friedensbund als eine willkommene Beute in die Arme, um sich nach allen Regeln des altruistischen Generalkatechismus betäuben, plündern, bestätigen, beweihräuchern, betrunken machen und wieder plündern zu lassen. Schon am dritten Tag hielt sie eine Rede, so moralisch blutrünstig und von Essig und geistigem Hochmut triefend, daß ihr guter Engel über sie weinte. Er vergaß auch nicht, einen kummervollen Blick zum Thron aller Gnade hinaufzuschicken, der vor demselben aufging wie ein Regenbogen und wunderbar durch die schmerzliche Welt glänzte; aber der Engel fuhr inzwischen mit Weinen fort. Nach ihrer Rede wurde sie ins Komitee gewählt, und da das Fräulein Doktor sonst genug zu tun hatte, so gab es ihr sehr gern die Kasse ab, in der lächelnd ausgesprochenen Erwartung, daß es ihr in solchen Händen besser gehen werde als in den seinen; auch dieser Scherz wurde mit verständnisvoller Heiterkeit quittiert. Dazwischen hatten schon verschiedene

Vorstandsdamen anderer guter Werke die Sonde oder kurzerhand das Messer angesetzt, und Ise wurde heute alles in allem ziemlich viel Geld los. Auch nach dieser Sitzung blieb die Losung: „Propaganda, Propaganda!" Da man jetzt über Mittel verfügte, nämlich diejenigen der Frau Konsul, so legte man alles auf breitere Grundlagen, führte es etwas ins Weltmännische hinaus, berücksichtigte mutig großstädtische Verhältnisse und internationale Forderungen, und schließlich nahm man sogar eine Umbildung des Komitees vor, da einige Mitglieder, die mehr für die stille Wirkung waren und in der Unternehmung nicht so sehr ein Missionswerk als eine Erbauungsgesellschaft gesehen hatten, gegen den neuen Kurs murrten. Ise, so war nun die Auffassung, garantierte durch ihr Vermögen, über welches man umfassend verfügen konnte, die schleunige Herbeiführung des Weltfriedens und haftete geradezu für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft; dafür wurde sie auch geehrt. Es fielen verschiedene dahinzielende Bemerkungen, besonders von solchen Mitgliedern, die leider gar nichts besaßen, daß das große Werk nicht an der schnöden Geldfrage darben dürfe, sondern daß Mittel im allergrößten Umfang bereit gestellt werden müßten. Diesen Beweisführungen konnte Ise sich als Schatzmeisterin natürlich nicht entziehen, und so hätte sie eigentlich gut daran getan, sich beizeiten nach einem Beruf oder nach einer Stelle umzusehen, damit sie im neuen Frieden nicht zu hungern brauchte.

Indessen alles geht zu Ende, und so mußte schließlich auch die Taube abgehängt und der Friedenskongreß geschlossen werden, zumal das Fräulein Doktor übermorgen einer Tagung für Säuglingspflege vorstehen sollte, und zwar in Bielefeld. Auch zu diesem Zweck hatte Ise eine runde Summe beigesteuert; die Säuglingspflege bildete in der Tat eine wichtige Grundlage für die Heranzüchtung eines vernunftgemäßen und friedliebenden neuen Menschenschlages. Infolge ähnlicher Begründungen hatte sie ebenso das Mutterrecht, den Vegetarismus, das blaue Kreuz, die politische Befreiung der Frau und die freireligiösen Schulen subventioniert. Im Laufe des Abschiedsbanketts, das sie ebenfalls bezahlte, erfuhr sie noch, daß die Fürsorge für entlassene Sträflinge, der Badische Kulturbund für die Wiedereinführung des Spinnrades, das Waisenhaus für Missionskinder in Basel, die Krefelder Hausfürsorge und die Cäcilienhilfe in Berlin in besonderer Weise die Ziele des Friedensbundes förderten, ja, daß dieser geradezu in der Luft hinge und zur Wirkungslosigkeit verurteilt wäre ohne eine gründliche und solide Untermauerung durch allerlei humane Bestrebungen, denen der Friede dann dienen könne. So untermauerte und fundierte Ise, und als auch das Letzte geschehen und nichts mehr zu bemerken, erklären und bezahlen übrig geblieben war, stand alles fest und befriedigt auf seinen Unterbauten da, nur nicht Ise, obwohl sie ein violett versiegeltes Schreiben in der Handtasche trug, das unzweifelhaft einen Liebesantrag des Missionsjünglings enthielt. Auf der Heimfahrt überzeugte sie sich, daß sie mit dieser Vermutung recht behielt. Als sie der Sache

weiter nachdachte, erinnerte sie sich, bemerkt zu haben, daß die Seelenverbindung zwischen dem oberen und dem unteren Tischende in den letzten Tagen nicht mehr so elektrisch und dicht gewesen sei wie in den ersten, und daß das Fräulein Doktor oft traurig den Blick gesenkt hatte, wenn es ihr nicht gelungen war, nach einem hübschen Scherz oder einem guten Wort den des blonden Sendboten zu erhaschen, der dann natürlich an Ises Nasenzipfel hing oder auf ihren schönen Händen und Ringen lag. Nun war's wohl ganz um sie geschehen, und Ise empfand darüber ein aufrichtiges Bedauern, denn das kleine Persönchen war eine wirkliche Kraft, eine unverdrießliche, ewig webende und schwebende gute Seele, und von der ganzen Gesellschaft wahrscheinlich das einzige wahrhafte Talent der Selbstlosigkeit und Menschenliebe. Mit einem etwas schalen Geschmack im Mund, nicht nur über diesen kleinen, lächerlichen Vorfall, zerriß sie den Brief und ließ die Fetzen aus dem Wagenfenster fliegen. Folgendermaßen war sein Wortlaut gewesen:

„Sehr verehrtes, gnädiges Fräulein! Der Lauf der Welt hat die Straße meines Lebens sehr oft aus dem Gleichgewicht geworfen, aber seitdem ich Sie kenne und lieben darf, hat eine wunderbare Balance darin Platz gegriffen. Verehrtes Fräulein, ich sehe, daß Sie geschickt zum Reich Gottes, denn Sie legen die Hand an den Pflug, ohne zurückzusehen. Ihre irdischen Güter opfern Sie entschlossen einem hohen Zwecke. Eine solche hohe Gesinnung hätte nicht ohne weiteres hinter Ihnen gesucht, da in Sachen der vornehmen Welt wenig gewandt. Desto erfreuter sehe ich diese schöne Erscheinung. Sehr verehrte Dame, ich erblicke im voraus den Moment, wo Sie das Letzte weggegeben haben an den Frieden der Menschen nach dem Gesang der Engel. In diesem Falle möchte ich die Ehre haben, Ihnen meine Liebe zu gestehen und Sie zu bitten, an meine Seite zu treten im ferneren Dienst. Sie sind entschlossen; auch ich bin es. Und Geld und Gut ist bei uns Missionsleuten nicht vonnöten, sondern nur Begeisterung und Idealismus für das Schöne. Darum bin für Sie begeistert und idealisiert. Nächstens werde die Ehre haben, Ihnen meinen Lebenslauf vor die Füße zu legen, damit Sie wissen, wer ich bin, und mit welchem Geist Sie es zu tun haben. Früher war ich Friseur!! Hoffentlich habe bereits keinen schlechten Eindruck gemacht. Bis dahin verbleibe im Friedensgruß hochachtungsvoll Daniel Ezechiel Bläuling. N. B. Den Namen Ezechiel habe mir selbst zugelegt, da derselbe mein Lieblingsprophet. Siehe Ezechiel 21, Vers 9! Obiger!"

Ziemlich viel später schlug Ise einmal die Stelle, die ihr sonderbarerweise im Kopf haften geblieben war, nach und fand folgenden Vers: „Du Menschenkind, weissage und sprich: So spricht der Herr: Sprich: Das Schwert, ja das Schwert ist geschärft und gefegt."

Sechstes Kapitel.

Fritz fährt fort, vornehme Bekanntschaften zu machen.

Während Ise Vossen als Priesterin des Weltfriedens den Dienst der weißen Taube lernte, ging ihr Diener Johann in Sehnsucht und Unruhe ihre Wege, das Tal hinauf und hinab und auf die umliegenden Höhen, sofern ein Fetzchen Erinnerung von ihr daran hing. Er hatte einen großen Konsum in Brissagos und einen kleinen in Hotelkost, da er mittags nie am Gesindetisch erschien — infolgedessen nährte er sich schlecht —, und gewann ziemlich viel Französisch und Englisch hinzu. Was er sah und hörte, suchte er mit dem ausländischen Namen zu bezeichnen, und da er nie ohne seine beiden Wörterbücher ausging, so blieb er alle drei Minuten stehen, um eine Vokabel nachzuschlagen, erst die englische und dann die französische, worauf er mit unmaßgeblichem Gemurmel seinen Weg weiter stieg. Die Leute, die ihn so sahen, hielten ihn für einen Amerikaner, der seinem Herrn den Weg bereitet, und begegneten ihm mit Achtung.

Am dritten Tage wurde er von einem Fremden angeredet, den er schon von seinen früheren Ausflügen mit der Frau Konsul konnte, und zwar auf Englisch. Wo er denn seine Herrin gelassen habe? Sie werde doch nicht krank sein? Es war ein Englisch, wie es gebildete Italiener zuwege bringen, aber das hörte Fritz natürlich nicht, sondern er glaubte es mit einem richtigen Englishman zu tun zu haben. „Schade, daß der mich nicht nach vierzehn Tagen angesprochen hat!“ dachte er. Sein erster Impuls ging mit der Hand nach der linken Tasche, aber dann fiel ihm ein, daß er doch nicht ganz so hilflos sei. Errötend und mit schlenkrigen Bewegungen, aber mit festem Blick antwortete er daher, nach der Wahrheit und mit seiner privaten Übersetzung und Aussprache: „Ih kann not Englisch!“

Der Fremde dachte nach dem Rachenlaut, er habe einen Norweger vor sich; da er aber nicht Norwegisch verstand, versuchte er sich auf Französisch. Er wiederholte daher seine Frage in der elegantesten, geistreichsten und überhaupt einzigen Sprache der Welt, die es gibt, und erlebte die Genugtuung, eine Antwort zu bekommen. Madame sei in Bern zu einem Congrés, auskunftete Fritz.

„Ach?“ machte der Italiener, als er das gehört hatte, auf Deutsch: „Können Sie mir sagen, was für ein Kongreß das ist?“

Das konnte Fritz nicht, und da er die Unterhaltung hiermit für beendigt hielt, ging er weiter. Nach zehn Schritten blieb er jedoch schon stehen, um im Dictionary nachzuschlagen, wie das auf Englisch heißt: „Können Sie mir sagen?“ Als er es hatte, verfolgte er murmelnd seine Richtung weiter, indem er jeden Gegenstand am Wege ansprach: „Can io sai meh!“ Eine Auskunft bekam er aber nicht, und es war auch nicht wahrscheinlich, daß irgend jemand außer seiner Herrin ihm mit einer befriedigenden Mitteilung dienen konnte.

Trotzdem machte Fritz noch am gleichen Tage die nähere Bekanntschaft

des Fremden. Als er nämlich von seinem Berg Horeb herunter kam, auf dem er englisch murmelnd, aber wenig verklärt, solange verweilt hatte, sah er jenen schon von weitem am Wege sitzen, mit dem Rücken gegen einen Apfelbaum und das Gesicht dem Gebirge zugewendet. Der Apfelbaum hing über ihm voller Früchte, die im Sonnenschein rot und gelb aus dem grünen Laub herausleuchteten. Die grünen Wiesen flossen mit warmem Licht die Hänge auf und nieder. Und weiterher schimmerten die weißen Gipfel des Hochgebirges. Fritz wollte ohne Gruß an dem Italiener vorbei, aber sobald er ihm näher kam, bemerkte sein Naturblick, daß der arme Mann auf einem Ameisenhaufen saß. Nun war er doch wieder zuviel Mensch, um ihn darin sitzen zu lassen; die Tiere liefen ihm schon auf den Kleidern herum, und es war die rote, bissige Sorte, die Fritz aus seinen Bubenjahren zur Genüge kannte.

„Aber — Sie sitzen ja in einem Umbeisenhaufen!" rief er vor Eifer auf Schweizerdeutsch, und deutete mit der Hand dahin. Als der Fremde nur verwirrt aufsah und ihn gar nicht verstanden zu haben schien, kam er im Hochdeutsch. „Da können Sie nicht bleiben! Sehen Sie sich nur an; Sie sind schon ganz voll Ameisen!" Schnell steckte er den französischen Grammaire, den er noch in der Hand hielt, in die Rocktasche und trat herzu, um dem Herrn aufzuhelfen und ihn auch sofort abzuklopfen. „Die beißen nämlich verflucht!" erklärte er dazu. „Sie haben noch Glück gehabt."

Der Italiener war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, gut gewachsen, mit blassem Gesicht und roten Lippen, um die ein schwarzes Mundbärtchen stand. Darüber blickten ein paar schöne, schwarze Augen sehr höflich und unendlich traurig in den Tag, so daß Fritz, als er nun fertig war und hineinsah, ganz verlegen wurde. Er trug einen dunklen Anzug und dazu einen steifen, schwarzen, ziemlich hohen Hut mit abgeflachter Kuppe, wie ihn in der Schweiz die Advokaten und Politiker, was dasselbe ist, gern benützen, weil die Zylinderähnlichkeit dem Träger einen feierlichen und vertrauenswürdigen Anstrich gibt, ohne sein demokratisches Gepräge zu beeinträchtigen. Übrigens war er ein tessinischer Rechtsanwalt, stammte aus einer sehr guten Familie und hatte seine Bildung auf den Universitäten von Bologna und Rom genossen. Er besaß den Doktorgrad von zwei Fakultäten, der juristischen und der philosophischen, was ihn leider nicht davor bewahrt hatte, einem schweren Anfall von Melancholie zu erliegen. Er schrieb sich Doktor Luigi Marina und lebte sonst in Lugano. Jetzt hielt er sich im Gebirge auf, um sein Gemütsleiden zu kurieren, aber er lebte zu einsam.

Als er nun von Fritz Kuhny gerettet und abgeklopft war und der verlegen vor ihm stand und ihn betrachtete, besann er sich und dankte ihm mit einigen Worten für seine Aufmerksamkeit. „Sie sind ein Deutschschweizer, soviel ich höre?" fragte er dann. „Aus welchem Kanton?" Fritz sagte es, und der Fremde nickte ernst und nachdenklich. „Basel — ja, ja! — Dort hören sie das Krachen der deutschen und französischen Geschütze. Haben auch

Sie es gehört?" Fritz bejahte. „War das nicht fürchterlich? Ich hätte nicht den Mut, jetzt nach Basel zu reisen."

„Manche gewöhnen sich daran," bemerkte Fritz.

Marina nickte wieder. „Ja, die Seelenlosen. — Aber die Baseler wissen vielleicht jetzt am besten von uns allen, was das ist, Neutralität. Dazu muß man den Tod der andern wenigstens gehört haben. Manchmal sehen sie auch ihren Haß durch die Luft fliegen, in Aeroplane verwandelt. — Das alles ist — furchtbar. — Und Sie, mein Herr —? Darf ich Ihren werten Namen erfahren?" Fritz nannte ihn. „Wem dienen Sie?" Fritz beantwortete auch diese Frage. „Nun — besonders glücklich und zufrieden scheint Sie der deutsche Dienst nicht zu machen," meinte Marina mit einem prüfenden Blick, wie er gerade den Schwermütigen eigen ist. „Ein Schweizer sollte keinem Fremden dienen. Ihre Augen haben einen unfröhlichen Ausdruck, gar nicht zu Ihrem Alter passend. Ihr Mund ist bitter und sehnsüchtig. Ich sah Sie schon einigemal, und ich machte mir bereits Gedanken über Sie. Sie streben mit großer Heftigkeit nach einem hohen Ziel. Wundern Sie sich nicht; das ist zu sehen. Sie sind zu leidenschaftlich, um heucheln zu können. Nun, das ist mir sympathisch an Ihnen. Haben Sie diesen Dienst schon lange?"

„Acht Tage," sagte Fritz und trat ungewiß an einen andern Platz.

„Nicht länger? Hm! — Ich sah eben, daß Sie Sprachen treiben. Sie arbeiten an Ihrer Bildung? Vermutlich wollen Sie später eine Stellung in Frankreich oder England suchen?"

„Ich werde keine andere Stellung suchen," erwiderte Fritz mit einem scheuen Blick. „Die ist mir recht."

„Seit wann sind Sie überhaupt Domestike?" forschte Marina weiter.

„Ich war vorher Fischer," sagte Fritz schnell. „Ich bin eigentlich kein Diener —." Verwirrt sah er dem andern ins Gesicht, ob er nicht vielleicht schon zuviel verraten habe. Aber Marina ließ sich nichts anmerken.

„Natürlich!" sagte er zustimmend. „Sie dienen — aus Courtoisie —. Sie haben eine sehr reizende Herrin —."

„Ich will jetzt wieder in die Stadt," erklärte Fritz in höchster Unruhe und blickte sich wie Hilfe suchend um.

„Es hält Sie nichts," erwiderte Marina höflich. „Wenn Sie diesen Fußweg hinunter gehen wollen — er ist eine starke Abkürzung; ich habe ihn ausprobiert. Aber straucheln Sie nicht; er ist sehr steinig. Auf Wiedersehen."

Das war die erste Bekanntschaft. Fritz mußte den ganzen Abend an die schwermütigen Augen des Fremden denken, und auch in der Nacht gingen seine wandernden Gedanken immer wieder zu ihm. Marina hatte es verstanden, sich mit wenig Worten zum Mitwisser seines Geheimnisses zu machen, und da sich Fritz einsam fühlte und nach Menschen Sehnsucht trug, sich außerdem von Marinas Lebensart angezogen fühlte, und da er doch einmal begonnen hatte, sich in der vornehmeren Welt zu bewegen, so sah ihn der nächste Vor-

mittag richtig wieder auf dem Wege von gestern. Beim Aufstieg hatte er kein Glück, aber auf dem Abstieg kam ihm Marina entgegen, ebenfalls ein bißchen erfreut, wie es Fritz schien. Er schoß nicht ganz daneben mit der Beobachtung; wenn der Italiener auch nicht gerade auf ihn gewartet hatte, so hatte er ihn doch aus seinem Fenster den Weg hinauf steigen sehen. Er bewohnte ein sogenanntes Stöckli, ein Ausdinghäuschen nicht zu weit von der Bergstraße, ein schmuckes, kleines Gebäude mit Holzverschalung und hölzernen Lauben, in dessen Fenstern zu allen Tageszeiten die Sonne lag. Darin hauste er mit seiner Melancholie und einer Schar Fliegen schon seit Wochen, ohne daß diese oder jene bisher merklich kleiner geworden wäre; die Fliegen hatten sich sogar entschieden vermehrt.

Fritz beendigte schnell seine englische Konjugation: „Ih hafe behn; ju hafe behn; heh, seh, it has behn," und lupfte die Mütze, etwas unsicher, ob er würde angenommen werden, aber dann gleich sehr befriedigt darüber, daß er's wurde. Nun, das Wetter war so und so und ließ diese und jene Erwartungen zu. Fritz war, wie es schien, ein großer Naturfreund, und Marina wußte es zu loben, daß er jede freie Zeit zum Aufenthalt in dem großen Panorama und zur Erweiterung seiner Bildung benutzte. Er ließ sich nun auf etwas weiter greifende Gespräche ein und fand den Burschen da freilich wieder mehr fest als empfindsam, und in mancher Hinsicht ungeordnet, ja roh; aber nach seinem Herkommen durfte man es nicht viel anders von ihm erwarten. Eine gewisse Bewegung war sicher an ihm wahrzunehmen; in bestimmten Richtungen steigerte sie sich sogar zur Erregtheit, aber da wurde er verschwiegen. Marina tat noch einige Fragen um seine Leidenschaft herum und überzeugte sich davon, daß Fritz wirklich in seine Herrin verliebt war, und zwar auf eine heftige, begehrliche und — auch für den Zuschauer — schmerzhafte Weise. Er fühlte auch deutlich, daß Fritz hoffnungslos, das heißt ohne die geringste Aussicht auf Glück liebte, dagegen mit sehr großen Anwartschaften auf Kummer und auf ein zorniges Elend, das er ohnehin einmal durchschreiten mußte, wenn etwas aus ihm werden sollte; er war viel zu hochfahrend und ungeschlacht, als daß ihn eine feine Frau oder die Gesellschaft so brauchen konnte, wie er war.

Fritz dagegen bekam nun heute einen Begriff von der Doppelseele, die in diesem Menschen wohnte, oder auch von dem Riß, der durch seine Natur ging. Wie es schien, hatte Fritzens gestrige Mitteilung, daß er die deutschen und französischen Geschütze gehört und auch Flugmaschinen der Feinde in der Luft gesehen habe, ihn erregt und ihm zu denken gegeben; wenigstens kam er heute darauf zurück und wollte Näheres erfahren. Fritz berichtete. Er hatte zwei- oder dreimal die Staubsäule einer einschlagenden Granate beobachtet und einmal einem Luftkampf als Zuschauer beigewohnt. Über dem Thema belebte er sich; ohne daß er es wußte, mischte sich allerlei Hochachtung für die Deutschen und Geringschätzung gegen die anderen in seine Darstellung, und man merkte ihm an, daß er mit dem Herzen ganz bei seinen Brudervölkern stand.

Dafür bekam er von Marina einen Tadel. Er hätte nicht erwartet, daß der Anblick jener Vorgänge auf einen Schweizer dieserart wirken würde. Alles, was ihm als kriegerische Leistung und als Haßbetätigung von den Italienern zu Erfahrung komme, sei ihm schmerzlich und errege seinen Abscheu, nichts sonst. Wie oft schlafe er mit Seufzern über die verruchte Verblendung seiner Brüder über dem Monte Generoso ein und erwache mit Verwünschungen über ihre Verführer, weil sie an seinem ganzen Elend schuld seien. Ihm sei der Weltfriede eine heilige, unantastbare Herzensangelegenheit, sozusagen ein Sakrament der Seele, dem er jede andere Regung mitleidlos unterordne. Mit Bedauern konstatierte er, daß es Schweizer gebe, die anders empfänden.

Fritz beeilte sich, seinen Standpunkt zurückzuziehen, und um den heftigen Südländer nur zu beruhigen, tat er noch ein übriges und schimpfte ein paar tüchtige Sätze über die Deutschen, besonders über die „Oberen", die „das Volk knechteten und die Neutralität gebrochen hätten und allen Vorteil vom Krieg allein einstecken würden", und was die Neutralität anging, da war er ein so guter Schweizer, wie irgendeiner; lieber ließ er sich in Stücke hacken, als daß er einem andern diente. Marina schien es, als ob trotzdem nicht alles so schön hohl klinge, wie es von Staats wegen klingen sollte, und über den logischen Hackensprung von der Neutralität zur fremden Dienstbarkeit wunderte er sich ein bißchen. Indem kam das Verhältnis der deutschen Schweiz zur romanischen zur Sprache, und im Verlaufe der Auslegung schlug durch seine Rede ebenso unverhohlen, wie vorhin bei Fritz, nur besser dogmatisiert, sein wahres Herz, und zwar in Gottes Namen romanisch und antideutsch, wie es eben bei Chianti und Spaghetti so wächst. Fritz hörte sich den Psalm eine Weile bedenklich an. Endlich sagte er so beiläufig:

„Ja, es ist schon richtig, man soll die Neutralität nie vergessen. Bei uns gibt es eben keine Welschen und Deutschen, sondern nur Schweizer, und durch Neutralität halten wir zusammen."

Das war mit einer gut eidgenössischen Tücke zurückgegeben, in aller Besonnenheit und Höflichkeit — Fritz hatte sogar die Brissago dazu aus den Zähnen genommen —, und Marina schwieg zunächst eine Weile, nicht ganz angenehm berührt von seinem groben Pharisäertum. „Was diese Verhältnisse im großen angeht," begann er darauf in einem ganz andern Tone wieder zu reden, „so gleicht die Stellung der Deutschschweizer zu der welschen Minorität der Lage eines gutgenährten, spießigen und nicht sehr gescheiten Ehemannes gegenüber seinem hübschen, beweglichen und aufsässigen Eheweib, die ihn veranlaßt, alles zu dulden und zu tun, um nur zu verhüten, daß es ihm mit einem andern durchgeht und das wenige Gut mitnimmt. Und da dem armen Teufel auch wirklich nichts anderes übrig bleibt, bei der Natur, die er einmal hat, so erlebt er in dieser Konvenienzehe wenig Ruhm und viel Ursache zu tristen Gefühlen, und es hilft ihm gar nichts, wenn gute Freunde ihm raten, der hübschen Bestie einmal ordentlich den Rücken zu bläuen, denn dazu ist

er nicht der Mann und sie nicht die Frau; mit einem großen Liebhaber à la suite läßt sich keine Frau von ihrem Ehetöffel den Rücken bläuen."

„Sehen Sie, das ist kein Zufall," fuhr er, unruhig werdend, fort. „In diesen Tälern wird das geduldigste Tier gezogen und geehrt: das Rindvieh. Sicherlich hat es die Väter dieser Generation viel gelehrt, was sie jetzt vollendet, ich meine die Indifferenz, zu deutsch ein Zustand, nicht Fisch, nicht Fleisch. Zur Indifferenz führt die Neutralität wie der Schnupfen zu Kopfweh; das ist eine wahrhaft segensreiche Entwicklung. Unser Land sollte seinen historischen Namen ablegen, der an Kampf und Heroismus erinnert, und künftig als das Land Indifferenzlingen durch die ereignislose Geschichte gehen. Wir müßten Zustände haben, wie sie ein Dichter von der himmlischen Welt entwarf, ganz verwischte, unerkennbare geographische Grenzen und solche Staatsformen, daß sie nicht festzustellen und nicht einmal mitzuteilen sind. Vergebens soll uns jede Anstrengung verlaufen, uns etwas klar zu machen; es soll uns alles unklar und vage bleiben. Selbst unsere körperliche Verfassung müßte sich verändern. Unser spezifisches Gewicht muß sich vermindern, so daß wir zwischen unserm schönen Vieh und den Winden, die ihm über den Rücken streichen, glücklich die Mitte halten. Unsere Häuser werden weder aus Stein noch aus Holz, noch aus Eisen, noch aus irgendeinem Stoff oder Unstoff errichtet sein, weder durchsichtig noch undurchsichtig, weder brennbar noch unbrennbar und weder numeriert noch unnumeriert. Man wird weder seiner Obrigkeit gehorchen noch ihr nicht gehorchen, weder seine Pflichten erfüllen noch sie vernachlässigen, und sein Vaterland ebensosehr lieben, wie es nicht lieben. Sie bemerken, das sind Stimmungen, in denen wir es schon ziemlich weit gebracht haben. Unser oberster Staatsgrundsatz wird sein: Sorget am ersten für die Indifferenz; alles andere wird euch von selber zufallen. Man wird weder Kinder zeugen noch sie zu zeugen vermeiden, und am Ende wird man weder sterben noch es unterlassen. Wir werden das erste Volk der Welt sein, das auf diese Art lebt oder nicht lebt, und unser Fremdenverkehr von heute wird eine Lappalie sein im Vergleich mit den Strömen, die dann aus allen fünf Weltteilen sich in unser Land ergießen werden. Möchten Sie gern in einem solchen Staat leben, Herr Kuhny?"

„Das — weiß ich nicht so," erwiderte Fritz ungewiß; er hatte von der Schilderung das Wenigste begriffen, hielt aber Mißtrauen in jedem Fall für angebracht. Übrigens schwindelte ihm vor dem plötzlichen Umschwung der Kopf, und er wußte nicht mehr, sollte man nun eigentlich neutral sein oder nicht.

Auf dies Gespräch folgte nichts Besonderes mehr nach. Marina war unruhig, und seine Schwermut nahm wieder zu, ohne daß er sie dem unreifen Burschen mitteilen und sich dadurch etwas erleichtern konnte. An einer Wegbiegung ließ er ihn stehen und ging davon, indem er eben an seine Hutkrämpe rührte, und Fritz war es überlassen, darüber nachzudenken, welchen Anteil seine Eselhaftigkeit an dem plötzlichen Abschied habe. Aber schon am nächsten

Vormittag steckten die beiden Eidgenossen wieder die Köpfe zusammen und ratschlagten über das Vaterland. Nebenher erfuhr Fritz dies und das, was er noch nicht wußte. Marina entdeckte in sich etwas wie eine erzieherische Mission für ihn; er ließ sich sogar dazu herbei, ein wenig Französisch mit ihm zu sprechen. Das ging wie das Dreschen in der Putzstube und offenbarte bei Fritz viel mehr Erfahrung im Gurgeln und Tabakkauen, als in einer so graziösen Bemühung der Zunge, wie die französische Sprache ist. Auf die Eispfütze des Englischen wagte sich der Advokat dann lieber nicht mit ihm, und es gibt doch wenig, was die Advokaten sonst nicht wagen, besonders in jenem politischen Land. Dafür erzählte er ihm allerlei von Italien, seinem zweiten Vaterland, von den Bildern in Florenz und den Statuen und Monumentalgebäuden in Rom. Darauf führte er ihn in Gedanken nach Paris, welche Stadt auch nicht von Schneidern gemacht ist, und sogar nach London, eine nebelhafte, aber im Innern ziemlich wohnliche Kapitale. Er sprach einiges von der englischen Handels- und Kriegsflotte und von der französischen Freiheit. Bei dieser dachte Fritz aber an die Frau Konsul und was sie darüber gesagt hatte, und er fing an wieder vorsichtig zu werden. Allem, was ihm Marina dann von westlichen Sitten und Gebräuchen berichtete, Parlamentarismus, Höflichkeit, Galanterie, Schönheitssinn, Stolz, Witz, Edelmut, Ritterlichkeit und wie das Register weitergeht, setzte Fritz ein verstocktes Schweigen entgegen, nicht, weil er von den Deutschen noch Besseres gewöhnt war, denn er kannte sie beinahe nicht, sondern weil ihm die Erscheinung der geliebten Frau, welcher er diente, alle jene abstrakten Tugenden an Wirklichkeit und Sinnenfälligkeit weit übertraf und in den Schatten stellte. Freiheit, Stolz und Hochsinn konnte er sich nur in der Ausführung denken und als begehrenswert vorstellen, wie *sie* sie lieferte, mit ihrem persönlichen Stempel versehen und mit ihrem schönen, mutigen Individuum unlöslich verknüpft. Für Nationaltugenden hatte er überhaupt wenig Verständnis; er wußte nur von Tugenden oder Lastern der leiblichen Individuen, nicht ganz mit Unrecht, denn was ihn über Ise Vossen hinaus an den Deutschen reizte, waren die Taten und Leiden beliebig beseelter deutscher Körper und im inneren Bild erlebter Einzelwesen, von denen er, der Demokrat, erst vorsichtig zum Nationalen vordrang. Dieses wurde ihm dann kein eitler Mechanismus, sondern bildete, soviel davon vorhanden war, höchst persönlich die Summe aller Erfahrungen, die ihm der lebendige Verkehr mit der Umwelt einbrachte. Da ihm aber von Hause aus der romanische Körper unsympathisch war, so lobte auch dieser Neunmalweise nur, was er gern roch, und verehrte, was er selber zu sein wünschte.

So wenig die zweierlei Schweizer das Vaterland und die Welt in ihren Unterhaltungen sparten, so vorsichtig gingen sie nach wie vor mit ihren Geheimnissen um. Fritz merkte zwar, daß der Advokat das seine bereits roch, und es war ihm nicht einmal unangenehm, einen so vornehmen Mitwisser zu

haben; aber mit Einzelheiten ließ er sich nicht heraus. Dafür hätte er ums Leben gern das Geheimnis des andern gewußt, das er sich sehr bedeutsam und außerordentlich lehrreich vorstellte; aber da war nun wieder der Advokat verschwiegen. Fritz wußte nichts, als daß die italienische Kriegserklärung Marinas Unglück geworden war. Wahrscheinlich hatte er sein Vermögen darüber verloren und war dann hintersinnig, das heißt gemütskrank geworden. Andererseits erwartete er sich von Marinas unausgesprochener Mitwisserschaft etwas wie Solidarität, und wenn nun die Frau Konsul mit ihrem Kongreß fertig wurde und die Ausflüge wieder aufnahm, so, meinte er, könne ihm diese noble Bekanntschaft noch zugute kommen; wenn sie erst einmal sehe, mit wem er verkehre, so würde sie ihn auch mehr achten.

Am dritten Tag lud ihn Marina, der sich niedergeschlagen und matt fühlte, in sein Häuschen ein, um dort Kaffee mit ihm zu trinken. Er besorgte sich alles selber, und es sah auch danach aus. Um ein Hauswesen in Ordnung zu halten, ist weder die Jurisprudenz noch die Philosophie viel nütze. Zwar in die Zimmer ließ ihn der Advokat überhaupt nicht gucken, dafür war schon in der Küche genug zu sehen. Vor dem Herd lag ein ganzer Vesuv von Asche, und das Feuerloch war bis unters Dach verstopft, so daß Fritz, als Marina mit tränenden Augen pustend vor dem Herd kniete und er ihm erst eine Weile zugesehen hatte, die schüchterne Meinung aussprach: „So wird das aber nicht besonders gut gehen!“ In der Folge davon griff er selber zu, räumte die Asche aus dem Feuerloch, wobei halbverbrannte Bücher zum Vorschein kamen, außerdem Knochenreste, ein verkohlter Schuh und ein verglühtes und ganz verbogenes Tischmesser, machte Feuer mit einer Zielsicherheit und Schnelligkeit, die dem Italiener Bewunderung entlockte, schleppte die Asche hinaus, fegte die Küche und wischte sie sogar naß auf, und als der Kaffee auf den Tisch in der Laube kam, hatte er ihn ganz ordentlich verdient. Das nächstemal oder sobald er wieder frei bekam, wollte er ihm dann auch die Laube aufräumen, die ebenfalls einen nassen Lappen vertragen könne. Im übrigen saß er noch eine Stunde schweigend bei ihm, der stumm und blaß und mit dunklen, traurigen Augen in die Landschaft hinaussah. Von Paris oder London war heute nicht die Rede, nicht einmal vom Vaterland. Nur einmal fragte Marina ganz plötzlich und beinahe dringend, ob Fritz seine Mutter noch besitze, und ob er sie geliebt habe. Als nichts Besonderes dabei herauskam, wandte er gleichgültig die Augen von ihm und sah wieder wie vorhin in die Landschaft wie einer, der unabläßig einen und denselben Gedanken bewegt. Gegen Abend verließ ihn Fritz, etwas bedrückt und mit der Überzeugung, daß der Umgang mit vornehmen Freunden nicht immer leicht sei.

Und unter allem Dichten fiel ihm ein, daß der Tessiner die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft noch nie gelacht und kaum ein einziges Mal ein bißchen gelächelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Finnland im Lichte des Weltkrieges.

Als die Schweden nach dem Frieden von Stolbowa am 27. Februar 1617 nicht nur Herren von Finnland und Estland, sondern auch der dazwischen liegenden Provinzen Karelien und Ingrien (Ingermanland) geworden waren, sagte Gustav Adolf auf dem Reichstage von 1617: „Nun kann dieser gefährliche Feind nicht ohne unsern Willen in einem Boot in die Ostsee kommen: die großen Seen Ladoga und Peipus, der narwasche Fluß, dreißig Meilen breite Sümpfe und starke Festungen trennen uns von ihm. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, daß es künftig den Russen schwer werden wird, über diesen Bach zu springen."

Den Russen ist es aber gelungen, nicht nur über diesen Bach zu springen, sie haben es durch die geniale Kühnheit Peters des Großen und durch moskowitische Ausdauer und Hinterhältigkeit erreicht, daß sie in den kommenden Jahrhunderten nicht nur eine neue Hauptstadt auf vormals schwedischem Grund und Boden gründen, sondern außer Polen und den Ostseeprovinzen auch noch das Großfürstentum Finnland, jenes alte schwedische Kulturland, ihrem Reiche einverleiben konnten. Heute bedrohen, zehn Meilen von Schwedens Küste, russische Festungen auf den Allandsinseln Stockholm.

Schweden hat es nicht vermocht, die Hauptstütze seiner Großmachtstellung gegen den Osten, seine alte Kulturdomäne Finnland, wider den Moskowiter zu halten; es mußte „diesen gefährlichen Feind über den Bach springen" lassen.

Der jetzt tobende Weltkrieg rollt alte Fragen wieder auf, schafft die Möglichkeit, ihnen eine neue Beantwortung zu geben. Reift doch die alte Hoffnung Polens im Lichte neuer Völkerstellungen ihrer Erfüllung entgegen, ist doch alter deutscher Kulturboden der Ostseeprovinzen seit Jahrhunderten wieder von deutschen Kämpfern betreten worden und gewährt Aussicht, dem neuen deutschen Reiche dauernd neue Bauernsiedelung und Ernte zu gewinnen — sollte da nicht oben im Nordosten Europas dem schweren und eigenfesten Volke Finnlands ein Weg aus russischer Vergewaltigung ins Freie gebaut werden können?

Dieser Krieg geht ganz Europa, geht alle Völker auf Erden an; er wird für lange Zeiten in den Ländern Furchen ziehen, wird Schicksal zum Ausdruck bringen, wird auf die Beziehungen der Völker wirken wie das heftige Fieber eines Umbildungsprozesses. Das im Kern Feste wird neue Nährzellen an sich ziehen und wird wachsen; das dem Niedergang Geweihte wird zerfallen und mählich zum Nährboden des Tüchtigeren werden. Da ist es wertvoll, zurückzublicken und beim Lebenswettkampf der Völker zu fragen, wo ist Wachstum? wo ist Zerfall?

Unter den vielen Völkern, die Rußland von Jahrhundert zu Jahrhundert sich einzugliedern oder aufzusaugen suchte, hat außer den Polen wohl das Volk Finnlands den hartnäckigsten Widerstand geleistet. Trotz langsamer Umgarnung, trotz Treubruch und Knechtung durch den russischen Gewaltherrn hat dieses Volk bis heute seine Art zu wahren gewußt; keine Verfassungsdrosselung hat sein stetes Wachstum ins Küstenland kultureller Arbeit hindern können.

Finnland im Lichte des Weltkrieges

Unter den mannigfachen während des Krieges veröffentlichten Schriften über die vom russischen Reiche gefesselten Fremdvölker zeichnet sich eine kurze, sehr gedrungen gearbeitete Schrift über Finnland durch Klarheit, Vermeidung jeder Gefühlsrederei und reiches Material aus[1]). Wie hier auf nur zwölf Druckseiten und zehn Seiten Tabellen alles für uns heute über Finnland Wissenswerte aus dem ethnischen, historischen, politischen und wirtschaftlichen Gebiete überzeugend dargestellt ist, darf als mustergültig bezeichnet werden.

Die Schrift diene dazu, unserm Blick auf Finnland einige wichtige feste Punkte zu bieten.

Der Flächeninhalt Finnlands umfaßt, abgesehen von seinem Anteil an den Meeren und am Ladogasee 378 426 Quadratkilometer, wovon 44 286 oder 11,7 v. H. Binnenseen sind. Der größte Teil des Landes ist von Wäldern bedeckt.

Die Hauptbevölkerung Finnlands besteht aus den Finnen, die jetzt sieben Achtel der Bevölkerung des Landes ausmachen. Etwa ein Achtel der Bevölkerung an den Küsten entlang besteht aus Schweden, die auch den Hauptbestandteil der gebildeten Bevölkerung der Städte bilden. Die Finnen sind ein ugrisch-finnisches Volk: ihre nächsten Verwandten sind die Esten, südlich des finnischen Meerbusens. Desselben Volksstammes sind auch die Madjaren.

Im zwölften Jahrhundert kamen schwedische Kreuzheere nach Finnland herüber und bekehrten das Volk zum Christentum. Seitdem gehörte Finnland zu Schweden und wuchs kulturell und staatlich mit ihm zusammen. Die Finnländer nahmen an der Entwicklung Schwedens auf jedem Gebiete teil, und die finnischen Truppen waren der beste Kern der schwedischen Heere in all den großen Kriegen Schwedens. Finnland bekam schwedische Einrichtungen, Gesetze und Beamte, behielt aber durch die Jahrhunderte seine völkische Eigenart. Im Jahre 1581 wurde es zum Großfürstentum erhoben. In der langen Zeit der schwedischen Herrschaft war Finnland jedoch stets ein Streitapfel zwischen Schweden und Rußland. Oft gehörten auch große Teile Finnlands zu Rußland, und wiederholt wurde das Land von den russischen Kriegerhorden verwüstet. Es erhob sich aber immer wieder, bis es in dem für Schweden unglücklichen Kriege 1808/9 mit Rußland vereint wurde. Die schwedische Regierung hatte so gut wie nichts zur Verteidigung Finnlands unternommen; die Entfernung des unfähigen Königs Gustav des Vierten Adolf kam jetzt zu spät. Die Finnländer waren bereits, nach vergeblichem blutigen Widerstande, auf die vom Kaiser Alexander dem Ersten angebotenen Verhandlungen eingegangen. Auf dem Borgoer Landtage erließ der persönlich anwesende Kaiser am 27. März 1809 eine feierliche, von allen seinen Nachfolgern bestätigte Kundgebung, in der er den Bewohnern des Großfürstentums die unverbrüchliche Aufrechterhaltung ihrer Religion sowie ihrer Grundgesetze, Rechte und Freiheiten zusicherte. Nach zweitägiger Überlegung huldigten nun die finnischen Stände dem Zaren als ihrem „Großfürsten". Diese Übereinkunft wurde von Schweden am 17. September 1809 im Frieden von Fredrikshamm anerkannt.

In den letzten Regierungsjahren Alexanders des Dritten geschahen die ersten russischen Vorstöße gegen die innere Selbständigkeit des Großfürstentums. Der Hauptangriff begann aber erst nach der Thronbesteigung Nikolaus des Zweiten. Nach der rücksichtslosen diktatorischen Gewaltherrschaft des panslawistischen Gouverneurs Bobrikow (der 1904 ermordet wurde) und nach schweren Kämpfen der Finn-

[1]) Finnland im Lichte des Weltkrieges. Von Friedrich Wetterhoff, Staatsanwalt a. D. Berlin 1916. Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker. Als Handschrift gedruckt.

länder gegen die Erdrosselung ihrer Verfassung wurde im Sommer 1910 die russische Regierungsvorlage, die Finnland aus einem im Innern selbständigen Staatswesen in eine russische Provinz verwandelte, von der Reichsduma und vom Reichsrat angenommen und von Kaiser Nikolaus dem Zweiten bestätigt.

Andere Völker, die in ähnlich ungünstigen Verhältnissen zu leben gezwungen waren, haben ihre völkische Persönlichkeit verloren. Es ist staunenswert, zu sehen, mit welcher nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Zähigkeit Finnland den schweren Angriffen der russischen Barbarei Widerstand geleistet hat, ja das finnische Volk scheint im Gegenteil völkisch daran gewachsen zu sein.

Die Bevölkerung Finnlands wuchs vom Jahre 1815 bis 1840 von 1 096 000 auf 1 446 000; im Jahre 1865 war sie auf 1 843 000 gestiegen; 1890 erreichte sie 2 400 000 und 1912 rund 3 200 000 Köpfe. Dieses Bevölkerungswachstum ist größer als in den meisten europäischen Ländern. Die jährliche Zunahme der Bevölkerung beträgt gegenwärtig in Finnland 1,38, in Deutschland 1,36, in Schweden 0,72, in Dänemark 1,26 und in Norwegen 0,60 v. H.

Besonders beachtenswert ist die Tatsache, daß Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Bevölkerung Finnlands 832 000 Einwohner betrug, während Schweden damals etwa 2 360 000 Einwohner hatte. Seitdem ist die Bevölkerung Finnlands um mehr als das Dreifache gestiegen, wogegen sie sich in Schweden nur verdoppelt hat: Schweden hat jetzt 5 640 000, Finnland 3 400 000 Einwohner. Diese Entwicklung entspricht der verhältnismäßig größeren Lebenskraft des finnischen Volkes. In Finnland ist man überzeugt davon, daß das Land, wenn es glücklichere politische Verhältnisse erlangt, künftig das erste der vier nordischen Länder werden kann (Norwegen hat 2 950 000, Dänemark 2 400 000 Einwohner).

Finnland war seit Anfang seines Kulturlebens mit Schweden verbunden. Gleichwohl darf man die große Bedeutung nicht vergessen, die seit jeher Deutschland im finnischen Leben hatte. Schon in heidnischer Zeit hatten die finnischen Ureinwohner Handelsverbindungen mit deutschen Kaufleuten. Die ersten Städte Finnlands entstanden durch den Handel mit Deutschland. Bis in die Gegenwart war die Einfuhr Deutschlands in Finnland die größte.

Auch das kulturelle Leben hat sich in regster Verbindung mit Deutschland entwickelt. Die Reformation Luthers gewann ihre ersten und begeistertsten Vorkämpfer in Finnland wie in Schweden, und das akademische Leben war hier von Anfang an von germanischem Geist und germanischer Gelehrsamkeit beseelt. Die deutsche Sprache ist die einzige vorgeschriebene Fremdsprache in allen höheren Schulen des Landes.

So hat man in Finnland germanische Kultur und Bildung und den Wohlstand des Landes immer noch aufrecht erhalten und hoffte schließlich auch im Kampfe mit der russischen Regierung obsiegen zu können. Aber der Weltkrieg kam und warf alle Hoffnungen auf eine friedliche Entwicklung über den Haufen. Wie Rußland diesen ungeheuern Krieg lange und planmäßig vorbereitet hatte, ersieht man auch daraus, daß schon vor dem Kriegsausbruch ohne irgendeinen Grund in Finnland der Kriegszustand erklärt wurde. Dann erst kam die Kriegserklärung — und das Weltdrama rollte sich auf. Finnlands Anteil ist ein rein passiver gewesen. Es hat ja keine Soldaten zu stellen, denn das finnische Militär wurde vor etwa dreizehn Jahren aufgelöst, formell wegen des Streites um das Wehrgesetz, sachlich, weil man die Finnländer wohl mit Recht nicht für russisch zuverlässig hielt. Russische Truppen sind über das Land verteilt und betätigen sich rücksichtslos. Die zwangsweise, ohne Hören des Landtages vorgeschriebene Beteiligung Finnlands an den Kriegskosten wird die Finanzen des Landes arg angreifen und den bis-

herigen günstigen Stand des Staatshaushaltes gänzlich umwerfen. Verfolgungen der ersten Männer des Landes, gänzliche Absperrung der Grenzen, die vollständige Rechtlosigkeit aller Einwohner haben das Volk in Verzweiflung gebracht.

Das Endziel der finnischen Freiheitsbewegung, deren Organisation jetzt alle Parteien sowie die beiden Sprachgruppen, die finnische und die schwedische, vereint, ist die vollständige Losreißung Finnlands vom russischen Reiche und die Bildung einer selbständigen Monarchie.

Die politische Stellung eines in Zukunft selbständigen finnischen Staates ist, vom deutschen Interesse aus gesehen, durchaus nicht zu unterschätzen. Wir sehen, welche Rolle im Weltkampfe die viel kleineren und in mancher Beziehung schwächeren Länder Dänemark und Norwegen spielen konnten. Wir müssen mit Unruhe wahrnehmen, wie eine durch materielle Interessen hervorgerufene Neigung die skandinavischen Länder immer mehr zu einer Stellung als Etappenstation für die Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Mächten der Entente lockt und sogar die deutschen Sympathien des schwedischen Volkes zu beeinträchtigen droht. Durch ein selbständiges Finnland, das östlich der skandinavischen Länder zu den Mittelmächten halten würde, wäre der Weg von England nach Rußland gesperrt und eine Annäherung Schwedens, Norwegens und Dänemarks an Deutschland angebahnt. Auch die strategischen Grenzen des finnischen Nationalgebietes würden vorzüglich sein. Politisch und strategisch hätte also das Land als nordöstlicher Vorposten der zu den mitteleuropäischen Mächten gehörenden Staatenreihe einen hohen Wert.

Für den Handel, besonders den Ostseehandel, kann Finnland für die Zentralmächte von großer Bedeutung werden. Man hat in Deutschland dem Handel mit der Türkei hervorragenden Wert beigemessen. Die deutsche Ausfuhr nach Finnland ist aber bereits jetzt ebenso groß wie diejenige nach der Türkei und hat in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige Entwicklung gezeigt. Dieser Handel wird nun durch die russische Zollpolitik stark gefährdet. Daher ist auch den deutschen Handelskreisen energisch beizustimmen, wenn sie es für wünschenswert halten, daß Finnland von Rußland unabhängig über seine Handelsbeziehungen bestimmen könne.

Über die volkliche und wirtschaftliche Lage Finnlands möge eine kleine Auswahl aus den statistischen Tabellen der Wetterhoffschen Denkschrift Auskunft geben:

Die Bevölkerung in Finnland 1913

Finnen	2 950 000
Schweden	390 000
Russen	8 000
Deutsche	2 100
Lappen	1 500
Andere Nationalitäten	300
	3 351 900

Die Muttersprache der Bevölkerung

in Prozenten der Gesamtbevölkerung

Finnisch	87,23
Schwedisch	12,45
Russisch	0,22
Deutsch	0,06
Andere Sprachen	0,04
	100,00

Konfession 1910

		vom Tausend
Lutherisch-evangelisch	3 057 627	981,5
Methodisten	676	0,2
Baptisten	4 467	1,4
Griechisch-katholisch	52 004	16,7
Römisch-katholisch	423	0,2
	3 115 197	1000,00

Bodenbenutzung 1911

in 1000 Hektar

Land	Gesamtfläche	Landwirtschaftlich benutzte Fläche	Darunter Brache	Forst und Holzungen	Weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche
Finnland . . .	37 360,4	3 025,3	234,9	18 510,0	15 943,6
Deutschland .	54 064,8	35 055,4	1230,6	13 995,9	5 013,5
Schweden . .	41 035,4	5 006,3	361,0	21 623,6	14 405,5

Die Bodenbenutzung in Prozenten

Land	Acker	Wiese	Wald	Unkultiviert
Finnland	5,6	2,8	57,1	35,6
Schweden	9,0	3,2	52,0	35,8
Norwegen.	0,8	6,8	22,3	70,1
Deutschland	48,6	16,0	25,9	9,3

Ernte: Gesamterträge

in 1000 Tonnen

Land	Roggen	Gerste	Hafer	Weizen	Kartoffel
Finnland 1911 . . .	238,9	111,3	334,2	3,8	454,8
Deutschland 1913. . .	12 222,4	3 673,3	9 714,0	4 656,0	54 121,1
Schweden 1912 . . .	586,1	308,2	1 273,9	212,2	1 529,6
Ostseeprovinzen 1910 .	460,1	315,2	364,9	54,4	1 381,5

Viehstand (Stückzahl)

Land	Pferde	Rinder	Schweine	Schafe	Ziegen
Finnland 1910 . . .	344 108	1 522 028	396 344	1 173 638	12 323
Deutschland 1912. . .	4 523 059	20 182 021	21 923 707	5 803 445	3 410 396
Schweden 1911. . . .	588 485	2 689 609	951 164	945 709	—
Ostseeprovinzen 1910 .	375 655	1 137 891	507 746	880 558	

Der auswärtige Handel Finnlands 1913

in 1000 finnischen Mark

Land	Einfuhr	Ausfuhr
Rußland	140 198	113 301
Schweden	28 094	18 326
Dänemark	29 353	11 916
Deutschland	202 535	52 151
Großbritannien	60 660	108 565
Frankreich.	7 113	38 528
Niederlande und Belgien . .	18 452	40 078
Spanien.	2 692	12 180
Andere Länder	6 337	9 754
Summe	495 434	404 799
Jahr 1912.	469 900	337 800
Jahr 1911.	444 500	319 600
Jahr 1910.	384 100	288 100

Schiffsverkehr Lübecks und Hamburgs mit Finnland

	Jahr	Anzahl	Raumgehalt Registertonnen		Jahr	Anzahl	Raumgehalt Registertonnen
Lübeck	1900	529	169 457	Hamburg	1900	109	53 081
	1905	571	212 997		1905	119	73 572
	1911	638	222 077		1911	213	129 484

Lübecks Gesamtbezüge in Holz und Holzwaren aus Finnland haben die entsprechenden Bezüge aus Schweden schon fast erreicht, während noch im Jahre 1900 Finnland hinter Schweden um die Hälfte zurückstand.

Die Zufuhr Lübecks in Papier und Papierwaren betrug im Jahre 1912: aus Schweden 96 Tonnen und aus Finnland 2400 Tonnen.

Die russische Handelsflotte in der Ostsee zählte am 31. Dezember 1912: 963 Schiffe von 186 129 Tonnen — die finnische: 4201 Schiffe von 426 307 Tonnen.

1912: Deutschland 4732 Schiffe von 3 023 725 Tonnen,
1912: Dänemark 3564 „ „ 522 143 „

Die Einfuhr aus Deutschland steht also weitaus an erster Stelle mit rund 200 Millionen Finnische Mark, das heißt mehr als 40 v. H. der Gesamtheit. Am deutschen Außenhandel gemessen nimmt uns Finnland ungefähr ebensoviel Waren ab wie beispielsweise die große Türkei oder Chile, und rund vier Fünftel von dem, was wir auf dem gewaltigen chinesischen Markte unterbringen. Der Grund hierfür liegt in der größeren Kaufkraft des Landes, die es ermöglicht, daß der einzelne Finnländer Deutschland rund fünfeinhalbmal soviel abkauft wie der einzelne Einwohner des in seiner Gesamtkultur so viel tiefer stehenden Rußlands.

Sollte es nicht möglich sein, daß mit der Zeit dort oben im Nordosten Europas Ladoga- und Peipussee politisch und strategisch die Grenze westlicher Kultur gegen die russisch-asiatische bildeten und im Lichte neuer Völkerstellungen sich die alte Hoffnung Gustav Adolfs erfüllte? —

Franz Evers.

(Wegen technischer Schwierigkeiten konnte die „Weihnachtliche Rundschau" nicht mehr aufgenommen werden; sie findet im nächsten Heft Platz, das nach Möglichkeit vor dem Feste zur Ausgabe gelangen soll.)

Wie wir uns im Kriege verändern. Von Friedrich Naumann, Mitglied des Reichstages, Verfasser von „Mitteleuropa". (Ein Teil des Verkaufspreises fließt dem Tuberkulosenfonds des Patriotischen Hilfsvereines vom Roten Kreuz für Niederösterreich zu.) Wien, Moritz Perles. 1916.

Friedrich Naumann befaßt sich hier mit einem Thema, das ihm besser liegt als die politische Gestaltung von Mitteleuropa. Der Redner, der es versteht, eine Gemeinschaft von Menschen ein Stündchen zu unterhalten, ist in diesen Zeitläuften kein zu verachtender Faktor der Volksstimmung; und es muß anerkannt werden, daß im vorliegenden Falle die Art der Unterhaltung eine geistige ist und daß diese Rede sich dazu eignet, Bejahungsfreudigkeit und Zuversicht zu verbreiten. Naumann ist auch hier der empfängliche Mensch, der sich an den Ereignissen der Gegenwart, am Aktuellen, begeistert, eigene Gedanken daran knüpft und sie in einer gefälligen, erbaulichen Form breiteren Schichten der Gesellschaft vorträgt; aber er meistert die Ereignisse der Gegenwart nicht, sondern sie meistern ihn; das Aktuelle, das Augenfällige dünkt ihn so groß, so bewundernswert, daß er das weniger Auffällige, Tieferliegende aus Vergangenheit und Zukunft darüber vernachlässigt. So kommt er zu Übertreibungen, Irrtümern und Trugschlüssen. So gibt

er — was die Vergangenheit betrifft — einiges für „noch nie dagewesen" aus, was in Wirklichkeit schon recht gründlich dagewesen ist (zum Beispiel vergißt er auf S. 6 und 7 die Massenheere und -Aushebungen der französischen Revolution und der ihr folgenden zwanzig Jahre); und was die Zukunft anlangt, so baut sein Geist sie weniger auf den natürlichen Anlagen und Kräften der einzelnen Völker, auf den Jahrhunderten ihrer leiblichen und seelischen Entwicklung auf, sondern folgert sie summarisch aus den auffälligen Wandlungen einer kurzen Spanne Zeit. So aufrichtig man daher diese Persönlichkeit bewillkommnen darf, wo sie sich begnügt, der Dolmetscher und Erklärer augenblicklicher Stimmungen zu bleiben, so aufrichtig muß man sie ablehnen, wo sie, wie auf den letzten Seiten, aus solchen Stimmungen und Gefühlen — und seien sie noch so erhebend — und aus nicht eben langfristigen Übergangszuständen politische Forderungen ableitet, die dauernde Geltung beanspruchen möchten. *evo.*

Die Propaganda im Ausland. Beobachtungen und Erfahrungen von Albert Haas. (Flugschriften der „Deutschen Politik", Heft 3.) 48 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Die kleine Schrift zeichnet sich dadurch aus, daß die Richtlinien, die der Verfasser für die künftige Gestaltung der deutschen „Propaganda" zieht, auf einer genauen Kenntnis des Tatsachenmaterials beruhen. Eingehend schildert er die Methoden, die Frankreich und England anwenden, um überall in der Welt ihren Ruhm und die Mißachtung Deutschlands zu verbreiten; der Deutsche soll es nicht ebenso machen, aber in der Lage sein, sich gegen die Gefahr, die von dieser Seite droht, zu schützen. Besonders wertvoll ist dann der Nachweis, daß Deutschland bereits den Grund zu einem eigenen wirksamen Nachrichtendienst gelegt hat: die deutschen Funksprüche haben manche feindliche Lüge zur Strecke gebracht und die objektive Wahrheit in die neutralen, teilweise sogar in die feindlichen Länder getragen. Zur Ergänzung sei auf einen Aufsatz von Hennig, „Wie die Kolonialdeutschen von den Kriegsvorgängen in der Heimat Kunde erhielten" („Das Deutschtum im Ausland", 1916, 3. Vierteljahr) hingewiesen, aus dem gleichfalls hervorgeht, daß der deutsche Nachrichtendienst zu Beginn des Krieges wenigstens nicht ganz versagt hat. Vielleicht gibt der Verfasser bei einer zweiten Auflage im Anfang die Quellen an, aus denen er schöpft. Dann erhält seine Schrift einen fast dokumentarischen Wert. *γφ.*

Der Krieg und die öffentliche Meinung. Von Wilhelm Bauer. 47 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Eine Abhandlung, die eingehender nur im Zusammenhange mit der uns nicht vorliegenden größeren Arbeit des Verfassers „Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen" besprochen werden kann. Ausgehend von den beiden Formen der öffentlichen Meinung, einerseits der Sitte und dem Brauch, andererseits der in der Agitation lebenden, von ihr getragenen und verbreiteten Summe von Urteilen über Angelegenheiten, Tatsachen und Ereignisse, die uns alle bewegen, kommt sie zu dem Resultat, daß nur der Krieg ein wahrhafter und wirklicher Volkskrieg sein kann, dessen Wurzeln auch tief in der ersten Form, im irrationalen Teile der öffentlichen Meinung, in Überlieferung und Sitte, gelagert sind. Das schwere Problem über die Gestaltung der Preßfreiheit zu den Lebensinteressen des Staates während des Krieges bedarf noch der Erörterung. *μx.*

Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt. Von Carlo Sganzini. Neue Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Herbertz. Band II. Bern, A. Francke.

Sganzinis Buch, das die philosophische Fakultät der Universität Bern mit dem Lazaruspreise krönte, ist ein klares tüchtiges Werk. Es geht aus von der Begründung der Völkerpsychologie durch M. Lazarus, welcher der neuen Wissenschaft weniger Antworten als Fragen, weniger Lösungen als Aufgaben, weniger geschlossene Weisheit als ringende Arbeit der Gedanken gegeben hat, ohne daß bei ihm die Völkerpsychologie über einzelne prinzipielle Erörterungen hinauskommt. Lazarus ist der begeisterte Verkünder der Idee, der mächtige Anreger einer Völkerpsychologie. Aber diese Idee, welche die beherrschende Kraft einer Eingebung hat, ist bei ihm schon vor aller Forschung da. Positive Wissenschaft, die sich die völkerpsychologische Idee wirklich aneignet, findet sich jedoch bei Lazarus noch nicht. Daher kann man von ihm nicht behaupten, daß er die Notwendigkeit und Daseinsberechtigung der Völkerpsychologie als besonderer Wissenschaft dargetan hat. Von Lazarus kommt Sganzinis Buch dann zu Steinthals Ver-

dienſten um die Völkerpſychologie. Steinthal mit Lazarus zuſammen „Begründer" der Völkerpſychologie zu nennen, wie man es gewöhnlich hört, iſt nicht angängig. Der Gedanke einer Völkerpſychologie ſtammt allein von Lazarus. Steinthal war im Gegenſatz zu dieſem in erſter Linie Einzelforſcher, deſſen Leiſtungen auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft ja genügend bekannt ſind. Mit Lazarus gründete er die „Zeitſchrift für Völkerpſychologie" (1890 bereits eingegangen) und leitete dieſe Zeitſchrift lange Zeit allein, während Lazarus ſeit Mitte der ſechziger Jahre die Völkerpſychologie völlig ſich ſelbſt überließ In der Verteidigung aller Angriffe gegen die neue Wiſſenſchaft hat Steinthal Begriff, Stellung und Aufgabe der Völkerpſychologie dann viel klarer und ſchärfer formuliert als Lazarus. Ebenſowenig wie dieſem jedoch iſt Steinthal eine wirkliche poſitiv-wiſſenſchaftliche und direkte ſyſtematiſche Förderung der Völkerpſychologie gelungen. Immerhin hat er und ſeine Zeitſchrift das Verdienſt, die Idee der neuen Wiſſenſchaft wach erhalten zu haben. Von Lazarus-Steinthal ausgehend, behandelt Sganzinis Buch dann ausführlich die allgemeine Entwicklung und die beſonderen Verzweigungen des völkerpſychologiſchen Gedankens in der Folgezeit. Dabei iſt intereſſant, wie die anfängliche Begeiſterung, mit der dieſer Gedanke aufgegriffen wird, meiſt in einem grellen Gegenſatze zur Dürftigkeit der Endreſultate ſteht. Das kommt daher, daß die Völkerpſychologie es nur dann zu einem wirklichen Ausbau bringen kann, wenn ſie ſich eng an die beſchreibenden Wiſſenſchaften anlehnt und nur darauf ausgeht, das durch ſie gebotene Material nach allgemeinen Geſichtspunkten zu interpretieren So iſt es denn auch bisher nur Wilhelm Wundt gelungen, ein mächtiges Gebäude der Völkerpſychologie zu errichten, indem er innerhalb der geiſtigen Sozialinhalte die Forſchung auf diejenigen beſchränkte, welche feſte Gebilde von konkretem Charakter ſind wie Sprache, Mythus und Sitte. Aber auch die Wundtſche Behandlung iſt nicht frei von dem dieſen Diſziplinen anhaftenden, ſubjektiven Anſtrich. Was Sganzini hauptſächlich gegen Wundt einwendet, iſt die erkenntnis-kritiſch ungenügend geklärte Auffaſſung des Weſens der ſogenannten kollektiv-pſychiſchen Vorgänge, die Sganzini als das grundlegende Problem der Völkerpſychologie anſieht. Die pſychiſche Natur von Sprache, Mythus und Sitte iſt nicht ohne weiteres klar; das Weſen dieſer Erſcheinungen iſt ſelbſt ein Problem, da ſie in der Geſtalt, wie ſie uns hiſtoriſch gegeben ſind, nicht mehr Bewußtſeinsvorgänge darſtellen. So bedeutend Wundts Arbeit iſt, ſo hat auch ſie den Beweis nicht erbracht, daß eine Völkerpſychologie als ſelbſtändige Wiſſenſchaft neben den Einzeldiſziplinen Daſeinsberechtigung beſitzt. Auch die individual-pſychologiſchen Folgen aus der großzügigen Völkerpſychologie Wundts bleiben hinter den Erwartungen zurück, da Wundt ſchließlich nur die Beſtätigung deſſen findet, was er vorausgeſetzt hat. Sganzini kommt alſo in ſeinem ſcharfſinnigen und hervorragend ſachlichen Buche zu einem durchaus negativen Ergebnis. Noch iſt aus der Völkerpſychologie keine Wiſſenſchaft geworden. Noch hat ſie kein unbeſtrittenes Arbeitsfeld, keine eigenen, von denjenigen anderer Wiſſenſchaften beſtimmt abgrenzbaren Aufgaben. Noch immer iſt nicht nachgewieſen, daß ſie im Syſtem der Erkenntnis eine wirklich unentbehrliche Funktion erfüllt. *μλ.*

Wie erziehen wir unſern Sohn Benjamin? Von Dr. Adolf Matthias. Zehnte, vermehrte Auflage. München, C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1916.

Dies prächtige Buch, das Eltern wie Erziehern vieles zu ſagen hat und ſeit nunmehr zwanzig Jahren gern und freudig gehört worden iſt, bedarf zur zehnten Auflage keiner beſonderen Empfehlung Es ſteht feſt an ſeinem Platz, den es ſich in raſchem Anlauf erſtritten, und der an Bedeutung nur gewinnen wird, da es eherne Notwendigkeit geworden iſt, eine nicht nur begriffliche, ſondern frühzeitig Nacheiferung weckende Vorſtellung von deutſchem Weſen, deutſcher Kraft und Tüchtigkeit zu vermitteln. So mag nur den Zuſätzen ein kurzes Wort gewidmet ſein. Zunächſt hat das Kapitel, das ſich mit der Lektüre Benjamins auseinanderſetzt, eine Bereicherung erfahren. Sie dankt ihre Entſtehung dem erſten Kriegsjahr, das gerade in Geſchichte und Geographie empfindliche Mängel aufgedeckt hat. Im ganzen wird das alte Lutherwort „Nicht viel leſen, ſondern gut Ding viel und oft leſen" weiſe ausgeführt und mit nützlichen Literaturangaben entſprechend illuſtriert. Ob freilich ſchon Dietrich Schäfers Deutſche Geſchichte ob ihrer vorausſetzungsreichen Kürze in dieſen Zuſammenhang gehört, erſcheint einigermaßen zweifelhaft; inſofern ſich aber gerade dieſes Werk gewiß ſpäter wieder zu ſeiner vollen Geltung bringen wird, mag man es ruhig ſelbſt Sekundanern und Primanern in die Hand geben. Ganz neu hinzugekommen iſt ſodann der Abſchnitt über Vaterlandsliebe, der in markigen Sätzen die Forderungen aufſtellt, wie ſie unſere Zeit ausgebildet hat, und wie ſie künftighin nur nachdrücklicher noch durchgeführt werden müſſen. Daß ſie ſich

dabei an dem schlicht-großen Bismarckwort: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steure, bestanden: salus publica!“ orientieren konnten, gibt ihnen eine besondere Leuchtkraft und Weihe. ωχ.

Zürich als Musikstadt im achtzehnten Jahrhundert. Erster Band: Spielleute im alten Zürich. Von Dr. Max Fehr. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. 1916.

Kein Geringerer als Victor Scheffel hat die mittelalterliche Trompeterzunft zu Ehren gebracht; auch das Zürcher Büchlein, geistreich und witzig geschrieben, enthält manchen Stoff, den sich ein Dichter zu Herzen nehmen könnte. Der St. Petriturm, von dem die drei Stadttrompeter den Abend und den Morgen auf Befehl des gestrengen Rats anblasen mußten, ist gleichsam die „Warte, von der der Verfasser auf sein schönes Zürich“ herabblickt. Dieser hohe Standpunkt gibt ihm den freien, von kleinlichen Rücksichten unbehinderten Blick. Man staunt, mit welch despotischer Kraft die Bürgerschaft regiert wurde; mit dem Eintritt der Reformation verschwanden die fahrenden Gaukler und Spielleute, und die besoldeten Stadttrompeter, die ihr Amt vom Vater auf den Sohn vererbten, übernahmen sozusagen die musikalische Pflege der Stadt. Die dem Büchlein beigegebenen sehr hübschen Illustrationen, zum Teil nach Handzeichnungen des Chorherrn Wick (sechzehntes Jahrhundert) sind voll Humor und Anschaulichkeit. Keine andere Kunst hat so viel Stimmung wie die Musik, sie lacht und weint mit uns, tröstet und trauert, schlägt nieder und richtet auf; da ist es kein Wunder, daß ihre Jünger und Knappen sich ihres leichtblütigen Temperaments rühmen dürfen. Schade, daß Gottfried Keller uns die Historie vom leichtsinnigen Trompeter Leutnant Johannes Parnel Steiner nicht aufgezeichnet hat in seinen „Leuten von Seldwyla“. Wie viele Funken köstlichen Humors hätte er dem grauen Stein der Vergangenheit entlockt! λβ.

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von Paul Joachimsen. (Aus Natur- und Geisteswelt. 511. Bändchen.) 2 Bl., 130 S. 8°. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Der Historiker des deutschen Humanismus liefert uns ein reifes Bändchen vom deutschen Nationalbewußtsein. Er verfolgt den Weg, welchen deutsches Volkstum in grauer Vorzeit nahm, als es sich aus dem Germanentum loslöste und einen selbständigen Charakter auszugestalten unternahm. Im Mittelalter verkörperte sich deutsches Nationalbewußtsein in der Kaiseridee, ohne daß man von einem eigentlichen „Nationalbewußtsein“ reden kann. In den Kämpfen um die Wende von Mittelalter und Neuzeit ging solches Bewußtsein erst recht verloren, mit dem Zerbröckeln des Römischen Reiches Deutscher Nation ging auch der Stolz auf deutsche Art in Stücke. Die Aufklärung und der Neuhumanismus taten ein übriges, um staatliches Deutschtum zu untergraben. Die Romantik spürte, Herders Spuren folgend, liebevoll den Grundzügen deutschen Wesens und Volkscharakters nach, und die Erhebung von 1813 ließ ein machtvolles Aufflammen des deutschen Nationalbewußtseins hoffen. Aber im Bunde mit dem Auslande machten die deutschen Regierungen selbst diese Regungen zunichte, ein deutscher Staat geeint ging nicht aus dem Befreiungskampfe hervor, nur der Schatten eines solchen. Und das Nationalbewußtsein löste sich auf in lokalpatriotischen Stolz, in partikularistische Einbildung. Erst der deutsch-französische Krieg öffnete dem Deutschen die Augen; seitdem können wir erst wieder von einem wahren und kräftigen deutschen Nationalbewußtsein reden, welches jetzt seine schwerste Probe zu bestehen hat. Dies ist das Skelett, an dem Joachimsen seine klugen und oft selbständigen Ausführungen anreiht. Aus dem augenblicklichen Kampfe um unsere Existenz hervorgegangen, wird sein Buch auch für die spätere Zeit Geltung behalten. στ.

Der deutsche Geist im Weltkrieg. Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen II, 174. Von Gustav Lambeck. 31 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Die in zwölf Abschnitte zerfallende Sammlung gibt die Stimmung des deutschen Volkes in dem ersten Kriegsjahre wieder. Die Auswahl ist gut. Vielleicht hätten im Abschnitt 5 „Religiöse Vertiefung“ auch Kirms, dessen Predigten inhaltlich und formell den Geist religiösen Lebens während unserer Zeit klassisch darstellen, sowie der Katholizismus zu Worte kommen können. Ganz vermissen wir einen Abschnitt „Verhältnis zu Frankreich und zu Rußland“. Eine Neuauflage würde auch die Umwandlungen berücksichtigen müssen, die sich allmählich in der Gestaltung des deutschen Geistes vollzogen haben, denn der Satz des Vorwortes: „Der deutsche Geist wird die Form behalten, die er sich in dem bisherigen Verlauf des Weltkrieges (das heißt etwa im ersten Jahre) gegeben hat“, trifft in dieser Allgemeinheit doch nicht zu. μχ.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzengruber. — Allerhand Humore. Kleinbäuerliches, Großstädtisches und Gefabeltes. Von Ludwig Anzengruber. Feldausgabe für unsere Krieger. 120 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Baumgarten. — Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst. Von Franz Ferdinand Baumgarten. 280 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1917.

Bertourieux. — Die Wahrheit (La vérité). Von Joseph Bertourieux. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. 160 S. Bern, Ferdinand Wiss. 1916.

Birt. — Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. Von Theodor Birt. 2. Auflage. 363 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Bleuler. — Mutter Ajas Geburtstag. Lustspiel aus der Goethezeit in drei Akten. Von Hedwig Bleuler-Waser, Zürich. (Der Schatzgräber, Nr. 95.) 64 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Bode. — Der weimarische Musenhof 1756—1781. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. 498 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1917.

Bratter. — Amerika. Von Washington bis Wilson. Von C. A. Bratter. Mit einer Tafel. 249 S. Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Bücherei. — Bücherei der deutschen Frau. Herausgegeben von Oskar A. H. Schmitz. Band 1: Schwesterseele. Von Wilhelm (Willy) Rath. 247 S. — Band 2: Die Frau und die Geselligkeit. Von Marie von Bunsen. 136 S. — Band 3: Vom Zopf zur Romantik. Beitrag zum Verdegang der modernen Frau. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. 120 S. — Band 4: Vom deutschen Lebensstil. Von Sabine Lepsius. 68 S. Leipzig, Seemann und Co. O. J.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Year Book for 1916. 204 S. Washington, Carnegie Endowment. 1916.

Charmatz. — Minister Freiherr von Bruck. Der Vorkämpfer Mitteleuropas. Sein Lebensgang und seine Denkschriften. Von Richard Charmatz. 281 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Croissant. — Die alte Wirtin. Von Anna Croissant-Rust. (Der Schatzgräber, Nr. 96.) 11 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Dörfler. — Dämmerstunden. Erzählungen. Von Peter Dörfler. 202 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Duncker. — Auf zur Sonne. Ein Roman aus unseren Tagen. Von Dora Duncker. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Dungern. — Rumänien. Von Dr. Otto Freiherr von Dungern, o. ö. Professor des Staatsrechts an der Universität Graz. 159 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1916.

Egloffstein. — Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß. Herausgegeben von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Mit einem Bildnis. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) 1916.

Enderling. — Die dunkle Stadt. Drama in drei Akten. Von Paul Enderling. 108 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1916.

Falke. — Von alten und neuen Siegen. Eine Studie von Konrad Falke. 31 S. Zürich, Rascher und Cie. 1916.

Festgabe. — Festgabe für Otto Mayer. Zum siebzigsten Geburtstag dargebracht von Freunden, Verehrern und Schülern. 29. März 1916. 391 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Flex. — Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. Von Walter Flex. 106 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1917.

Frech. — Der Kriegsschauplatz in Armenien und Mesopotamien. Von Prof. Dr. Fr. Frech, Geh. Bergrat in Breslau. Mit 13 Abbildungen auf 4 Tafeln sowie 3 Kartenskizzen. 92 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Ganghofer. — Bei den Heeresgruppen Hindenburg und Mackensen. Von Ludwig Ganghofer. 309 S. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. 1916.

Gorion. — Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Sechs Bände. Erster Band: Von Liebe und Treue. 376 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Greinz. — Tiroler Bauern Anno 1915. Novellen von Hermann Greinz. 163 S. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. 1916.

Grimm. — Mordenaars Graf. Von Hans Grimm. (Der Schatzgräber, Nr. 97.) 22 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Gryphius. — Das dunkle Schiff. Auserlesene Sonette, Gedichte, Epigramme des Andreas Gryphius. Mit einem Nachwort herausgegeben von Klabund. 81 S. München, Roland-Verlag Dr Albert Mundt. 1916.

Hartmann. — Kunst und Religion in der Frühromantik. (Wackenroder, Tieck und Solger.) Von Pfarrer lic. Dr. Hans Hartmann. 62 S. Solingen, Alb. Pfeiffer. 1916.

Herz. — Wandlungen und andere Erzählungen aus geistlichem und weltlichem Leben. Von Hermann Herz. 166 S. München, Lucas-Verlag G. m. b. H. O. J.

Heyde. — Grundlegung der Wertlehre. Von Dr. phil. Erich Heyde. 159 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Höfer. — Die Erwartung. Roman aus Österreichs Krisenzeit. Von Irma von Höfer. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Höffner. — O, du Heimatflur. Roman. Von Johannes Höffner. 211 S. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. O. J.

Hunzinger. — Hauptfragen der Lebensgestaltung. Von Prof Dr. A. W. Hunzinger, Hamburg. 160 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Jäckh. — Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung. Auf Anregung und unter Mitwirkung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz herausgegeben von Ernst Jäckh. Erster Band: Das Erlebnis. 287 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1916.

Ibsen. — Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Von Henrik Ibsen. Deutsch von Ludwig Fulda. 234 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1916.

Jesser. — Aufsätze über Deutsch-Österreich. Von Franz Jesser, Mitglied des Reichsrates. 52 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Keller. — Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1861—1890. Herausgegeben von Emil Ermatinger. Mit einem Bildnis und zwei Federzeichnungen Kellers im Texte. 597 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1916.

Keller. — Goethe's estimate of the greek and latin writers. As revealed by his works, letters, diaries and conversations. By William Jacob Keller, Instructor in German. The University of Wisconsin. 191 S. Madison, Wisconsin, University of Wisconsin. 1916.

Koppin. — Der Arbeiter als Persönlichkeit. Von Richard O. Koppin. Band 1. 28 S. Berlin, Führer-Verlag (A. Kochmann). 1916.

Lienhard. — Einführung in Goethes Faust. Von Prof. Dr. Friedrich Lienhard. Zweite Auflage. 123 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Märzoffensive. — Die russische Märzoffensive 1916. Der Krieg zu Lande in den Monaten Mai und Juni. Siegesglaube. Mit zwei Karten. 24 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Meyer. — Die deutsche Literatur bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. Volksausgabe. Herausgegeben von Otto Pniower. 669 S. Berlin, Georg Bondi. 1916.

Möller. — Longinus Meier. Ein Roman. Von Marx Möller. 330 S. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Müller. — Barmherziger Kaiser! Roman. Von Adam Müller-Guttenbrunn. 325 S. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Müller. — Könige. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Von Hans Müller. 142 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1916.

Ostwald. — Monistische Sonntagspredigten. Von Wilhelm Ostwald. Fünfte Reihe: Die Kriegspredigten. 589 S. Leipzig, Verlag Unesma G. m. b. H. 1916.

Paquet. — Erzählungen an Bord. Von Alfons Paquet. (Der Schatzgräber, Nr. 98.) 35 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Peters. — Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage. Von Dr. W. Peters, a. o. Professor an der Universität Würzburg. 109 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Pokorny. — Irland. Von Dr. phil. et jur. Pokorny, Privatdozent für keltische Philologie an der Universität Gießen. 168 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1916.

Rabe. Vivat Putschenelle! Der alten Kasperschwänke neue Folge. Gesammelt und für den „Quickborn" in Hamburg herausgegeben von Johs. E. Rabe. 59 S. Hamburg, Quickborn-Verlag. O. J.

Reinhardt. — In der Picardie. Bilder aus dem Stellungskrieg im Westen. Von Walther Reinhardt. 80 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1917.

Riedler. — Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft. Von A. Riedler. 249 S. Berlin, Julius Springer. 1916.

Rosegger. — Das lichte Land und allerhand. Eine späte Nachlese aus Friedenszeiten. Von Peter Rosegger. 836 S. Leipzig, L. Staackmann. 1917.

Rosner. — Der deutsche Traum. Ein Wiener Roman aus der Revolutionszeit. Von Karl Rosner. 436 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1916.

Rosteutscher. — Was wir als Erntehelferinnen erlebt haben. Zehn Tagebücher junger Mädchen aus dem zweiten Jahre des Weltkriegs. Herausgegeben von Waldemar Rosteutscher. 76 S. Breslau, Priebatsch' Verlagsbuchhandlung. 1916.

Schlacht. Die Schlacht an der Somme im Monat Juli. Mit einer Karte. 19 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Schaffner. — Das Schweizerkreuz. Novelle. Von Jakob Schaffner. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Schreiber. — Das ewige Bankett. Novellen. Von Andreas Schreiber. 202 S. München, Georg Müller. 1916.

Schremmer. — Die Zukunftsaufgaben der deutschen und der österreichischen Lehrerschaft. Von Wilhelm Schremmer. 40 S. Prag, A. Haase. 1916.

Schröder. — Mathias Erikson. Irrwege eines Knaben. Novelle von Th. A. W. Schröder. Jena, Landhausverlag. 1916.

Schrörs. — Das christliche Gewissen im Weltkriege. Zur Beleuchtung des Buches „L'Allemagne et les Alliés devant la Conscience chrétienne". Von Dr. Heinrich Schrörs, Professor der katholischen Theologie an der Universität Bonn. 263 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Schrönghamer. — Mein Dörfl im Krieg. Von Franz Schrönghamer-Heimdal. 172 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Schwabe. — Dorpat vor fünfzig Jahren. Aus den Lebenserinnerungen eines deutschen Professors. Von Ludwig Schwabe. 103 S. Leipzig, S. Hirzel. 1915.

Sealsfield. — Die Prärie am Jacinto. Von Charles Sealsfield. (Schweizer Jugendbücher, Band 1.) 156 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Seeberg. — Volkserhaltung und Volksmehrung. Von Reinhold Seeberg. 34 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Sieger. — Aus der Kriegszeit für Friedenstage. Gesammelte Aufsätze. Von Dr. Robert Sieger, Professor an der Universität Graz. 130 S. Graz, Leuschner und Lubensky. 1916.

Smekal. — Das alte Burgtheater (1776—1888). Eine Charakteristik durch zeitgenössische Darstellungen. Herausgegeben von Richard Smekal. 267 S. Wien, Anton Schroll und Co. G. m. b. H. 1916.

Zeitschriften

Politisch-anthropologische Monatsschrift. Pol.-anthrop. Verlag. Berlin-Steglitz.
Österreichische Rundschau. Wien und Leipzig. Carl Fromme.
Konservative Monatsschrift. Reimar Hobbing. Berlin.
Süddeutsche Monatshefte. Leipzig und München.
Hochland. München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
Deutsche Revue. Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin und Stuttgart.
Onze Eeuwe. de Erven F. Bohn. Haarlem.
De Toekomst. Haag.
Die Grenzboten. Berlin.
Das junge Europa. L. A. Kittler. Leipzig.
Ungarische Zukunft. Verlag E. F. Fischer. Leipzig.
Aus dem Ostlande. Verlag Oskar Eulitz. Lissa i. P.
Polen. Hermann Goldschmied. Wien I.
Preußische Jahrbücher. Verlag Georg Stilke. Berlin.
März. März-Verlag G. m. b. H. Berlin-München.
Deutsche Politik. Gustav Kiepenheuer. Weimar.
Westermanns Monatshefte. George Westermann. Braunschweig.
Deutscher Wille. Des Kunstwarts 29. Jahrgang. Georg D. W. Callwey. München.
Stimmen der Zeit. Freiburg i. Breisgau. Herder'scher Verlag.
Die Bergstadt. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn. Breslau-Wien.
Neue Rundschau. S. Fischer. Berlin.
Deutsche Juristenzeitung. Verlag Otto Liebmann. Berlin.
Literarisches Zentralblatt. Eduard Avenarius. Leipzig.
Das Literarische Echo. Egon Fleischel & Co. Berlin.
Dietsche Stemmen. Utrecht.
De Toorts, Staat- en letterkundig Weekblad voor Holland, Vlaanderen en Zuid-Afrika. Utrecht.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.169

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY